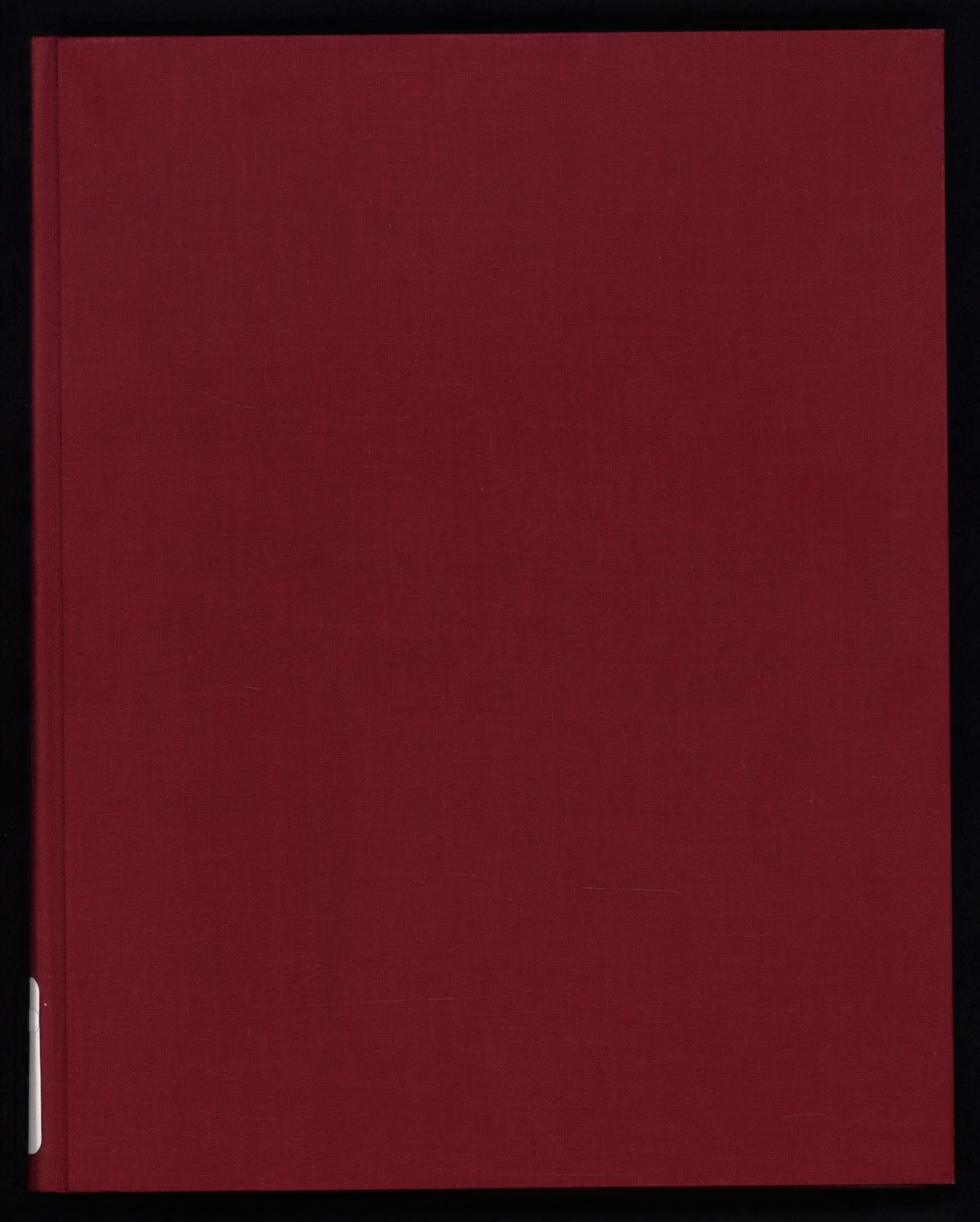


Hessenland

Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Redigiert

von

Paul Heidelbach.



Kassel 1909.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1909.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Literarhistorisches usw.

Erzählungen, Novellen, Skizzen usw.

Gedichte.

Bilder.

Bildnisse:

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Hessische Totenschau 1908.

Seite 11.

Personalien.

Seite 12, 28, 44, 60, 72, 88, 104, 120, 132, 148, 164, 180, 192, 208, 220, 236, 258, 274, 289, 302, 318, 334, 350, 366.

Briefkasten.

Seite 28, 60, 180, 258, 290, 318, 366.



Nr. 1. 23. Jahrgang. Kassel, 5. Januar 1909.

Zur Mainzer Stiftsfehde (1461–1463).

Von Karl Vogt, Bonn.

Über die sogenannte Mainzer Stiftsfehde hat Franz Gundlach (Hessen und die Mainzer Stiftsfehde, Marburg 1899) ausführlich gehandelt und zu Tage gefördert, was ihm nach dem vorliegenden Material möglich war. Eine vielleicht noch nicht bemerkte Unklarheit bleibt nur über den Abschluß des ganzen Streites, in die die nachfolgenden Ausführungen einiges Licht bringen wollen:

Im Jahre 1458 war Diether von Isenburg zum Erzbischof von Mainz gewählt worden; er geriet aber mit dem Papst über den Preis des Palliums in Streit und ward am 21. August 1461 von Pius II. abgesetzt. Am gleichen Tage ward in Tivoli die Provisionsbulle an Adolf von Nassau ausgefertigt, der am 26. September Diethers Absetzung im Domkapitel bekannt gab, aber selbst erst am 2. Oktober desselben Jahres auf den Altar erhoben ward. Aus Diethers Widerstand erwuchs die bekannte Fehde. Mit der Eroberung von Mainz am 28. Oktober 1462 war seine Kraft gebrochen. Dem Waffenstillstand zu Oppenheim vom 18. April 1463 folgte am 1. Juli der Vertrag zu Idstein, dem der Kaiser die Bestätigung versagte, und am 5. Oktober der Friede zu Zeilsheim, der am 31. Oktober 1463 in Frankfurt von beiden Parteien angenommen ward. Am 24. Oktober hatte Diether formell auf das Erzbistum verzichtet, aber der Kaiser zögerte mit der Bestätigung des Friedensschlusses bis zum 13. Februar 1465.

In diese letzte Zeit nach dem Friedensschlusse greift nun eine Urkunde vom 21./22. September 1464 ein, in welcher Adolf noch als „vicarius generalis“ bezeichnet wird. Damals war also die Belehnung durch den Kaiser noch nicht erfolgt, und wenn er bereits am 8. Dezember 1461, als Diether noch gar nicht verzichtet hatte, sagt: „Wir Adolff von gotis gnaden erwelter und bestetigter zcu Mencz, des hilgen romischen richs durch Germanien erczcancler und kurfürst, bekennen und tun kunt uffentlich, nachdem wir von versehung unsers allirheyligsten vaters des babests mit verwilligung unsers allirgnedigsten hern, des romischen keysers zcu dem Stift von Meincz komen und von den wirdigen ... techant und capitel unsers thumbstifts zcu Meincz ufgenommen sin ...“, so nimmt er damit einen Titel in Anspruch, der ihn noch viel Mühe, das Stift noch viel Geld und die Verbündeten noch viel Blut kosten sollte, ehe er ihn mit Recht führen durfte. Wahrscheinlich, so dürfen wir nach der

Urkunde annehmen, erfolgte die Belehnung durch den Kaiser erst mit der Bestätigung des Friedens am 13. Februar 1465. Die genannte Urkunde wird in der Pfarr-Repositur zu Zella im Kreise Ziegenhain aufbewahrt, und ward mir durch das Konsistorium zu Kassel in dankenswerter Freundlichkeit zur Einsicht vorgelegt. Das Blättchen Schweinsleder hat die Größe eines Quartblattes von 15×20 cm Größe, auf dem 9,5×16,5 cm quer beschrieben sind. Es trägt ein stark beschädigtes Siegel, und in den beiden Falten haben Schaben einige Löcher gefressen. Die Buchstaben, die dadurch weggefallen sind, habe ich durch Klammern bezeichnet. Die Schrift enthält nach damaliger Sitte zahlreiche Abkürzungen, die nicht gut im Druck wiedergegeben werden können. Sie ist überhaupt nicht gut zu lesen; ich gebe die Transskription, in der ich das Ende der Zeile der Urschrift in üblicher Weise durch einen Strich bezeichne.

„Hoc frater Hermannus, Dei et Apostolicae Sedis gratia Episcupus ecclesiae Corveyensis Jn pontifica/ libus Reverendissimi Jmperii primatis et domini mei, domini Adolffi, sanctae Maguntinae Sedis/ Electi et confirmati [v]icarii generalis Recognoscimus proponentes: Quod cooperante nobis gratia/ spiritus sancti consecramus Capellam et altare extra et prope villam loszhusen Jn honorem/ sanctae Mariae virginis, Vrbani et wendelini confessorum et valentini martyris, Cuius dedicatio/ die dominca vix post f[estum] corporis Christi universis Christianis fidelibus Salutem in domino sempi/ ternam. Omnibus verum paenitentibus, confessis et contritis, qui ad subrigenda luminaria,/ ornamenta seu ad alia praedictae capellae necessaria manus porrexerint, adiutores/ vel orandi in singulis festivitatibus infra stipulatis anni ratificatis: Christi paschae, pentecostes, trinitatis, in singul[i]s festis beatae Mariae virginis, omnium apostolorum, Johannis baptistae et Micha/ elis, in diebus pro[miss]oris et dedicatoris praedictae Capellae et altaris causa devotionis/ et orationis accesserint seu visitaverint gratiam propitiatoris quaesituri, et quodquod prae/ missam et Ave Mariam coram altare et ymaginibus ibidem per nos consecratis devote dixerint/ vel aliud opus precati fecerint, Nos Dei omnipotentis, Dei misericordiae ac beatorum Petri et Pauli/ apostolorum et sancti Martini gratia confisi necnon auctoritate mea, qua fungimur, Quadraginta dies/ Jndulgentiarum de Jmmunitate eis paenitentiis missericordiam in domino relaxamus. Jn con/testionem Sigullum meum pontificale est appressum. Anno Domini Millessimo quadringentesimo sexagesimo quarto/ Jn vigilia beati Matthaei apostoli et evangelistae."

Das ist zu Deutsch: „Folgendes ziehen wir, Bruder Hermann, von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden Bischof der Kirche zu Corvey im Sprengel des hochehrwürdigen Primas des Reiches und meines Herrn, des Herrn Adolf, des heiligen Mainzer Stuhles erwählten und bestätigten Generalvikars, in prüfende Erwägung und setzen uns im Geiste vor: Unter dem Beistande der Gnade des heiligen Geistes stiften wir außerhalb von Loßhausen und nahe dabei eine Kapelle nebst Altar zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, der Konfessoren Urban und Wendelin und des Märthyrers Valentin, deren Einweihung am Sonntage gleich nach dem Fronleichnamstage für die Gesamtheit der Gläubigen das ewige Heil im Herrn bringen soll. Allen, welche wahrhaft ihre Sünden bereuen und zerknirschten Herzens sind, so weit sie zur Aufstellung von Lichtern Schmuckgegenständen oder anderen Dingen, deren genannte Kapelle bedarf, ihre hilfreiche Hand darbieten, sollen sie Helfer sein, die man auch anrufen kann an den unten festgesetzten, genehmigten Festlichkeiten des Jahres: Am Oster-, Pfingst- und Trinitatisfest, an den einzelnen Festen der seligen Jungfrau Maria, aller Apostel, Johannis des Täufers und Michaels, an den Tagen dessen, der genannte Kapelle nebst Altar gelobt und geweiht hat, da mögen sie zum Zwecke der Andacht und des Gebetes herzukommen, um die Gnade unseres Versöhners zu suchen; und mögen sie nun bei der Messe und dem Ave Maria vor dem von uns gestifteten Altar nebst Heiligenbildern irgend etwas geloben oder unter Gebet ein anderes Werk verrichten, so gewähren wir ihnen im Vertrauen auf die Gnade des allmächtigen, barmherzigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus und des heiligen Martin und auch im Vertrauen auf das Amt, das wir verwalten, im Herrn einen vierzigtägigen Ablaß für ihre Reue. Zum Zeugnis ist mein bischöfliches Siegel beigedrückt. Im Jahre des Herrn Eintausend vierhundert vierundsechzig in der Vigilie des seligen Apostels und Evangelisten Matthäus."

Anmerkungen:

Hermann II. von Stockhausen war Abt von Corvey, und zwar nach Siebmachers Wappenbuch (I. Bd., 5. Abt., 5. Reihe, bearbeitet von A. Seyler, Nürnberg 1881, Seite 80 ff.) in den Jahren 1463—1479, nachdem er vorher dieselbe Würde in Helmarshausen bekleidet hatte. Nach Linneborn (Die Reform der westfälischen Benediktinerklöster ꝛc.

in Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Cistercienser-Orden. XX. Brünn 1899, S. 562) wäre er 1463—1470 Abt von Corvey gewesen. Robitzsch (im Jahresbericht über das König-Wilhelms-Gymnasium zu Höxter a. d. Weser, Höxter 1883, S. 8.) gedenkt seiner nur zum Jahre 1467, wo er der Stadt Höxter den Sühnebrief des Abtes Ruprecht vom Jahre 1331 bestätigt. Nach ihm und den Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung (herausgegeben von F. Philippi, Münster i. W. 1906, S. 131 f.) war seine Zeit die erbärmlichste, die das Kloster je gesehen. Es war Versorgungsanstalt für die Söhne der umwohnenden Adelsfamilien geworden. Unter Hermann II. besaß das Kloster nicht die Mittel, ein gekauftes Pferd zu bezahlen, und seine Glocken befanden sich in den Händen der Juden. Auch widersetzte sich unter ihm der Konvent dem Anschluß an die Bursfelder Kongregation, welche eine Reform der Benediktinerklöster erstrebte. Erst unter seinem Nachfolger Hermann von Boyneburg schloß sich das Kloster der Kongregation an. Seltsam bleibt, daß sich Herrmann als Bischof bezeichnet. Denn Corvey ward erst 1794 zum Reichsbistum erhoben (Abhandlungen rc., S. 146). Offenbar war er episcopus in partibus infidelium oder Weihbischof, ein Titel, mit dem in der späteren Zeit des Mittelalters viel Unfug getrieben ward. Die Ernennung eines solchen für Corvey ließe sich wohl aus der Rivalität zwischen Mainz und Köln erklären, dem 1180 Paderborn als Suffraganbistum zugefallen war, während Corvey, allerdings als königliche Abtei, bei Mainz blieb. (Vgl. Realenzyklopädie für prot. Theol. und Kirche, III. Aufl. Bd. IV, S. 301 ff.)

Das Heiligenlexikon (Vollständiges H., herausgegeben von Joh. Evang. Stadler. Augsburg o. J.) kennt 52 Urbani, von denen wahrscheinlich der römische Bischof Urban I. (222—230) gemeint ist. Seine Verehrung erstreckt sich auf die ganze katholische Kirche, und zu seiner Verehrung und behufs Segnung der Pferde ward ehedem in Nürnberg und anderen Orten ein Umritt gehalten. Die Legende, die ihn als Märtyrer unter Kaiser Alexander Severus gestorben sein läßt, war vielleicht in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts noch nicht ausgebildet, weil ihn Hermann nur als „Konfessor" kennt. Jedenfalls paßt ein Schutzpatron der Pferde sehr gut für eine ländliche Bevölkerung.

Wendelin scheint im 15. Jahrhundert Modeheiliger gewesen zu sein. Die Urkunde im Pfarrarchiv von St. Wendel, welche sein Leben beschreibt, stammt nach dem Heiligenlexikon aus dem Jahre 1466. Darnach soll er ein schottischer Königssohn gewesen sein, der nach Rom pilgerte, der Krone entsagte, sich in Westrich im Bistum Trier als Einsiedler niederließ und 617 starb. Wunder, die an seinem Grabe geschehen sein sollen, veranlaßten den Bau einer Kapelle und Wallfahrten dorthin, die 1304 bereits so zahlreich waren, daß sich eine Vereinigung von Bürgern zur Versorgung der Pilger bildete. Boemund II. von Trier ließ ihm eine Kirche bauen, die 1360 eingeweiht ward. Von da an scheint sich sein Kult ausgebreitet zu haben. Was speziell Hessen anlangt, so ward ihm 1415 bei oder in Höchst im Kreise Gelnhausen, wegen Abwendung einer Viehseuche eine Kapelle errichtet (Heßler, Carl, Hess. Landes- und Volkskunde I, 2, S. 732). Auch Butzbach i. d. Wetterau hat eine ihm seit alters geweihte Kirche; hier ward sein Fest noch nach Einführung der Reformation gefeiert. Er soll nämlich die Lahn heraufgewandert sein und, wohin er kam, das Evangelium gepredigt haben. Noch heute kennt man dort die „Wennelskirch", und sie enthält auch noch den Schrankaltar mit plastischen Darstellungen aus dem Leben des Heiligen. Auch im Kreise Hünfeld, dessen Bewohner noch zum großen Teile katholisch sind, ist er wohl bekannt. In Mackenzell sah ich ein mit seinem Standbild geziertes Haus, und in oder bei Marbach an der Straße von Hünfeld nach Fulda soll nach dem Bericht der Mackenzeller eine ihm geweihte Kapelle stehen. — Er ist der Patron der Landleute und Hirten. Die Legende erzählt, wegen seines Müßigganges getadelt, sei er bei einem Gutsherrn Hirt geworden, zuerst bei den Schweinen, dann bei den Rindern, zuletzt bei den Schafen. Sein Herr habe ihn einmal sehr weit vom Hofe entfernt mit den Schafen in der Einsamkeit gefunden, aber vor Nacht sei er mit seiner Herde eher daheim gewesen, als der Herr mit seinem Pferde. Dieser Umstand habe dem Gutsherrn die Augen über den Heiligen geöffnet, sodaß er ihn seinem frommen Leben wiedergegeben habe. — Irgend einen Kern hat jede Legende. So dürfte Wendel wohl einer der irisch-schottischen Mönche gewesen sein, die um die Wende des 6. und 7. Jahrhunderts in Deutschland missionierten, und wenn er von Hermann als „Konfessor" bezeichnet wird, so war die Erinnerung an Mißhandlungen, die sie von den Germanen erfahren hatten, noch nicht verblaßt.

Das Heiligenlexikon kennt 50 Valentini. Gemeint ist offenbar der bekannteste, Bischof von Interramna (= Terni in der umbrischen Provinz Perugia) im Anfang des 3. Jahrhunderts, den man gegen die „fallende Sucht" anzurufen pflegte.

Das Trinitatisfest ward 1337 von Johann XXII. als allgemeines Fest angeordnet, da es aber schwer Eingang fand, im Jahre 1405 von Benedikt XIII. neu angeordnet; 1464 scheint es bereits durchgedrungen zu sein.

Daß der heilige Martin von Tours der patronus primarus von Corvey war, aber später hinter anderen Heiligen zurücktrat und schließlich ganz vergessen ward, kann man bei G. Barthels in den schon genannten Abhandlungen (S. 113 u. 143) lesen.

Die Wendelinskapelle bei Loßhaußen ward in vorreformatorischer Zeit von einem Mönch in Ranshausen bedient, stand noch in der Reformationszeit (Heßler a. a. O. S. 341), ist aber dann verschwunden. Nur die „Wengelseech" erinnerte noch an sie, aber auch diese ist im Jahre 1880 oder 1881 einer Sandgrube zum Opfer gefallen.

Das Siegel aus grünem Wachs hängt an einem schmalen Pergamentstreifen; es war einmal oval und mag 4 : 2,5 cm groß gewesen sein. Von der in Fraktur gehaltenen Umschrift kann man noch lesen: mani epi, die Reste von: Sigillum Hermanni episcopi ecclesiae Corveyensis. Auf dem Mittelbild erkennt man den Leib und das rechte Knie einer Figur in faltigem Gewand, die in der Linken einen Bischofsstab hält.

Zwangsheiraten im Mittelalter.

Von K. Betting, Kassel.

Gar oft hört man in unsern Tagen von der guten alten Zeit reden, von der schönen Zeit, in der Hans seine Grete nahm, und man bezeichnet ja auch selber weit hinter uns liegende Jahre mit diesen Worten, ohne daran zu denken, daß sie den damaligen Anschauungen mehr oder minder entsprechend Einrichtungen und Zustände kannten, mit denen sich der moderne Mensch des 20. Jahrhunderts, mit denen sich namentlich die Frau unsrer Tage, deren Streben darauf gerichtet ist, sich mehr und mehr zu emanzipieren, kaum abfinden könnte.

Wollen heute zwei junge Leute miteinander die Ehe eingehen, so pflegen sie sich vorher zu verloben; sie geben sich das Versprechen, demnächst die Ehe schließen zu wollen. Werden dann die hierfür gestellten gesetzlichen Erfordernisse erfüllt, so steht der Heirat der beiden nichts mehr im Wege, die Verlobten werden Mann und Frau. Dabei ist die Wahl des zukünftigen Ehegatten, abgesehen von gewissen Rücksichten, die der eine oder andre Teil auf seinen Stand — ich denke hier z. B. an die Offiziere — zu nehmen hat, gänzlich in das Belieben jedes einzelnen gestellt.

Wie so ganz anders stand es hiermit früher! Charakteristisch für die Zeit, von der ich berichten will, sind verschiedene Privilegien, die von hessischen Landgrafen gegeben worden sind.

Im Jahre 1450 erteilte der Landgraf Ludwig der Friedfertige ein Privileg, wonach es den Bürgern von Nidda in Zukunft erlaubt sein solle,

> „daß sie sich und ihre Kinder, es sy Mane, oder frauwe, und wie jung, und alt, die sin, mögen geben, oder vertrauen, zu der heiligen Ehe, wann, wem, oder wohin sie datz gelüstet, und daß sie hierbey nicht wider ihren Willen sollten gedrungen werden."

Einige Jahre später, im Jahre 1489, gewährte „Landtgrave Wilhelm der Elter zu Heßen, Grave zu Ziegenhain und Nidda" der Stadt Kassel ein Privileg gleichen Inhalts, wonach

> „iglicher unser Burger oder Burgersche zu Cassell, Witwer oder Witwe nach ihrem Wilen, Lust und Gefallen bynnen oder bussen Cassell in unsern oder andern Landen, wie Jhne durch Gott den Heylgen Geyste zugegossen wird, freien, sich verandern und desgleich ire zum Hochwirdigen Sacrament der Heylgen Ehe zugreiffen gemeint wurden nach ihrem besten und ine allerbequemlichst und nutzelichst sein mag verloben, vergeben, vertrauen, darin nach ihrem Willen faren und thun mögen."

Noch klarer und deutlicher spricht sich die Urkunde aus, die dieses befreiende Recht der Stadt Immenhausen verbürgt:

> „Nachdem sie bey unsern Aldern milder Gedechtnus undt uns bisher umb unser bethe willen sich nach unsern Willen und gefallen und desgleichen Jhre Kinder ehelich vertruwet han, des wir sie fürbas zu ewigen Dagen solche bethe gnedigliche verlaßen, in kyne wiße, durch Zwang bedrang, bethe bevelch, geheis, noch gebotte oder sust dahin wysen, noch von unser wegen zu geschehen verschaffen wollen, sundern einen Jeglichen der berurten unser underthanen nach sein selbst willen, wie Jne allerbequemst ist faren und thun laßen in oder uswendig Imenhusen."

Auch die den Städten Wolfhagen und Zierenberg im Jahre 1490 erteilten Privilegien äußern sich ähnlich. Auch sie bestätigen und geben die feste Zusicherung, daß Bürger und Bürgerinnen dieser beiden Gemeinden von den hessischen Landesfürsten und deren Erben „in keynerlei Weyse noch durch uns selbst oder jemand von unser wegen angelangt, betranget, gezwungen, noch gebeten werden, ob wir Diener oder Dienerin hetten, die-

selben zur Ehe zu nehmen, sondern solches Zwanges, betrangs, bethe, begehren oder geheiß gentzlich und gar verlaßen sein und pleiben sollen".

Der Wortlaut dieser Privilegien deutet darauf hin, daß die hessischen Landgrafen früher bei den Eheschließungen von Bürgern und Bürgerinnen ein entscheidendes Wort mitgesprochen haben müssen, daß ihnen ein Recht zugestanden haben muß, dem Bürgerstande angehörende Männer und Frauen zwangsweise mit Angehörigen ihres Hofgesindes, unter dem man nicht Gesinde im heutigen landläufigen Sinne, sondern Mitglieder des Adels, ritterbürtige Personen, zu verstehen hat, zu vermählen.

Ein solches Recht hat in der Tat bestanden und ist nicht nur in Hessen in Übung gewesen, sondern auch von den Kaisern und Königen in Anspruch genommen und ausgeübt worden, wie die den Städten Frankfurt, Wetzlar, Gelnhausen und Friedberg im Jahre 1232 erteilten Privilegien gleichen Inhalts wie die oben genannten beweisen.

Wie haben wir uns nun die Art und Weise der Ausübung jenes so seltsamen Rechtes zu denken?

Die Antwort auf diese Frage gibt uns der Historiker Lersner in der Frankfurter Chronik, I. Buch, 7. Hauptstück § 56.

Auf dem Marktplatz der freien Reichsstadt Frankfurt herrscht buntbewegtes Leben und Treiben. Vor dem Hause eines reichen und angesehenen Bürgers drängt sich das Volk, um die Botschaft zu vernehmen, die dort verkündet wird. Laut hallt es über den Platz, auf dem die neugierige Menge erwartungsvoll verharrt:

„Höret zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der Kaiser und Marschall;
Was er gebeut, und das muß seyn:
Hier ruf ich aus NN mit NN
Heut zum Lehen,
Morgen zur Ehen,
Über ein Jahr
Zu einem Paar."

Kein geringerer als des Kaisers Marschall ist es, der damit dem Volke und gleichzeitig auch den Eltern der jungen Bürgerstochter deren Verlobung proklamiert. Auch den Eltern? Das klingt ja befremdlich, denn die Eltern pflegt man doch wohl erst zu fragen, wenn man ihre Tochter zur Ehe begehrt, man pflegt diese doch um die Hand ihrer Tochter zu bitten! Das war also scheinbar hier nicht geschehen. Wie ist das zu erklären?

Vor wenigen Tagen hatte der Kaiser seinen Einzug in die Stadt gehalten. Ein junger Adeliger seines Hofstaates, ein kaiserlicher Hofbediensteter, ein Diener nach der damaligen Ausdrucksweise, hat die schöne und reiche Tochter Frankfurts gesehen und auch bald den Entschluß gefaßt, sie als seine Gattin heimzuführen. Nun hätte er sich an die Eltern der Auserwählten wenden, von ihnen die Tochter erbitten müssen. Ihre Antwort hätte vielleicht, aus Bürgerstolz heraus gegeben, abschlägig gelautet. Wozu also diesen Weg, der an und für sich wohl der natürliche wäre, einschlagen, wenn es bessere gibt, solche, auf denen man schneller und unbedingt sicher zum ersehnten Ziele kommt? Der Diener wendet sich an seinen Kaiser, „er begrüßt ihn darum" und dieser läßt nun die erkorene Bürgerin kraft seiner Machtvollkommenheit, kraft alten Rechts, bald darauf durch seinen Marschall vor ihrer elterlichen Wohnung öffentlich als Braut des Hofbediensteten ausrufen.

Ja! Ein altes Recht der Könige ist es, um das es sich hier handelt.

Wenn sich auch im ältesten deutschen Rechte keine Spuren nachweisen lassen, die darauf hindeuten, daß außer dem Vater als unumschränktem Gewalthaber über seine Kinder noch einer andren Person, etwa dem Gaugrafen oder Könige die Befugnis zugestanden hat, die Töchter, ohne sie nach ihren Wünschen zu fragen und ohne ihrem Willen Rechnung zu tragen, zu verheiraten, so schließt dies Nichtvorhandensein von Beweismitteln doch anderseits keineswegs die Entstehung dieses Rechtes *um jene Zeit herum aus.*

Schon früh, zu Beginn des dritten Jahrhunderts, ist von diesem Rechte die Rede. Ein Schriftsteller namens Lactantius, der zu Beginn des vierten Jahrhunderts gelebt hat, macht dem damaligen Kaiser Maximian bittere Vorwürfe darüber, daß er die Sitte primarias in beneficium petere, d. h. vornehme Frauen zur Ehe zu fordern, eingeführt habe.

In der, wahrscheinlich im 7. Jahrhundert entstandenen Sammlung westgotischer Gesetze*) wird eine derartige Zwangsheirat ausdrücklich als rechtmäßig anerkannt und der mit Strafen bedroht, der absque regia iussione, d. h. ohne einen Befehl des Königs, eine einheimische junge Frau oder eine Witwe sich gewaltsam zur Gattin holt.

Besonders im Schwange war das Recht der Zwangsverheiratung unter der Regierung der fränkischen Könige, die zahlreiche praecepta, praeceptiones, d. h. Befehle erließen, durch die sie derartige Ehen herbeiführten.

---

*) s. v. Selchow, Geschichte der in Teutschland geltenden Rechte, § 264.

Gar bald erhob sich ein Sturm des Unwillens und Zornes „über solchen Mißbrauch der königlichen Gewalt“.

Die Geistlichkeit kämpfte auf den Kirchenversammlungen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen das System der Zwangsheiraten an, und die Bischöfe bedrohten jeden mit dem Bann, der Veranlassung zur Ausübung dieses Rechts geben würde. Auf der dritten Kirchenversammlung zu Paris vom Jahre 557 wurde ausdrücklich festgesetzt:

„Nullus viduam, neque filiam alterius extra voluntatem parentum, aut rapere praesumat, aut regis beneficio aestimet postulandum“. *)

Wenn schon der Widerstand der an sich so einflußreichen Bischöfe keine Besserung in dieser Beziehung herbeiführen konnte, so vermochte es das Volk, das in erster Linie von diesem Rechte getroffen wurde, noch viel weniger.

Auch die von Chlotar I. erlassene Verordnung, in der es heißt:

„Nullus per auctoritatem nostram viduae, vel puellae, sine ipsarum voluntate praesumat expetere, neque per suggestiones subreptitias rapiantur iniuste. **)

blieb ebenso wie das später von Chlotar II. gegebene Edikt ohne jeden Erfolg. Diese Verordnungen waren zur Beruhigung der erregten Gemüter gegeben, ohne jemals beachtet und ausgeführt zu werden.

Das Recht ist vermutlich darauf zurückzuführen, daß, wie die Kapitularien Karls des Großen beweisen, zu jener Zeit und auch schon früher die Witwen und Waisen, sowie die personae minus potentes unter dem besonderen Schutze des Königs, in der mundeburdis regia standen. Jeder, der einen Frevel diesen besonders geschützten Personen gegenüber beging, wurde mit dem Königsbann belegt und hatte die schwersten Leibesstrafen verwirkt. Aus diesem ursprünglichen Schutzverhältnis heraus entwickelte sich allmählich eine Art Vormundschaft, die neben den Pflichten auch bedeutsame Rechte im Gefolge hatte. Die früher von der Sippe durch ein gewähltes Mitglied, dann durch den nächsten männlichen Verwandten des Mündels ausgeübte Vormundschaft ging allmählich völlig auf den König über. Er wurde Obervormund.

*) Niemand soll es unternehmen, eine Witwe oder eines andern Tochter gegen den Willen ihrer Eltern zu rauben oder auch glauben, daß er eine solche durch Vermittlung des Königs erlangen könne.

**) Niemand soll es unternehmen, kraft unsrer Machtvollkommenheit die Eheschließung mit einer Witwe oder einem jungen Mädchen zu verlangen ohne ihre ausdrückliche Einwilligung; auch soll heimlicher Raub verboten sein.

Kraft seiner Muntgewalt lag dem König die Verwaltung der Güter seines Mündels ob, die in ähnlicher Weise gehandhabt wurde wie die der seinem mundium unterstellten Kirchengüter. Neben dem Rechte der freien Vermögensverwaltung waren auch Rechte familienrechtlichen Charakters übergegangen. Er nahm als Obervormund das Elternrecht in Anspruch, der Tochter den Heiratskonsens zu erteilen. Stand diese Konsenserteilung kraft seines Erziehungsrechtes dem Vater des Kindes, nach des Vaters Tode der Mutter zu, so ging sie nach deren Abscheiden auf den Obervormund, den König, über, der mit diesem Rechte nach seinem Belieben und Gutdünken schaltete und waltete. An dem einmal erworbenen Rechte, Zwangsheiraten durch eigene Anordnungen herbeizuführen, hielten dann die Könige und Landesfürsten zähe fest. Dazu war ja auch Grund genug vorhanden.

Diese Zwangsehen gaben ihnen die Möglichkeit, reiche Bürgerinnen mit vielleicht weniger bemittelten Angehörigen des Hofgesindes zu vermählen und diesen dadurch ansehnliche Reichtümer zuzuwenden, ohne daß sie sich der Gefahr aussetzten, eine Mißheirat einzugehen, denn mit dieser rechtmäßigen Eheschließung trat die Frau in den Stand ihres Mannes ein.

Bedenkt man dies, so erscheint es weiter nicht verwunderlich, wenn die Landesfürsten in späterer Zeit noch einen Schritt weiter gingen und sich das Recht anmaßten, auch Bürger und deren Söhne mit Frauen ihres Hofstaates zu vermählen.

Da die Könige nach alledem ein großes Interesse an einer solchen Heirat hatten, so führten sie diese auch mit unerbittlicher Strenge selbst Personen gegenüber durch, die nach heutigen Anschauungen noch weitab vom ehemündigen Alter standen.

Die Chronik weiß von einem Fall zu berichten, in dem Kaiser Max I. ein Kind von 7 Jahren, das durch den Tod seines Vaters zu ansehnlichem Vermögen gekommen war, gegen den Willen ihrer „Freundschaft und Gerhaben *)“ mit einem Truchseß seines Gefolges vermählte.

Er ließ die Verwandten des Kindes auffordern, „ohne Widerrede“ ihre Einwilligung zu geben „in Ansehung, daß solches dem Töchterlein und seiner ganzen Freundschaft zu Ehren, und Guten, aus sondern Gnaden fürgenommen sey“, und drohte ihnen „absonderliche Straff“ für den Fall der Weigerung an mit dem Bemerken, „daß

*) Gerhabe = der Träger der Munt, d. i. der familienrechtlichen Schutzgewalt, der Vormund.

Ihro Majestät nichts desto minder mit dieser Heirat fortfahren, und sich nichts irren laßen würden".

Der von den Verwandten geleistete Widerstand hat denn auch in der Tat nichts geholfen. Das Kind wurde aus dem elterlichen Hause geholt und dann kurze Zeit später dem Truchseß „nach Ordnung und Gesetz der christlichen Kirchen" angetraut, wobei gleichzeitig die Übergabe des Vermögens an den Ehegatten erfolgte. Die Freunde aber „hatten genug zu thun, sich von vorbehaltener Straff ledig zu machen — 2000 fl. —, die Gerhaben mußten ihre Raittungen ablegen".

Doch lange sollte diese Ehe nicht währen. Noch ehe die junge Frau das 16. Lebensjahr erreichte, starb ihr Gatte, und nun wurde die so jugendliche Witwe dem Vetter eines Kaiserlichen Rates und Silberkämmerers zur Ehe gegeben, dem damit das für jene Zeit überaus beträchtliche Vermögen von 20000 fl. zufiel.

Wenn auch das Recht der Zwangsheiraten den Fürsten Gelegenheit gab, verdienstvollen Männern ihrer Umgebung ihre Dankbarkeit zu erzeigen und ihnen zu größerem Ansehen zu verhelfen, so gaben sie doch nach und nach in Privilegien, wie sie oben erwähnt sind, ihr Recht aus Billigkeitsgründen und in Anerkennung treu geleisteter Dienste auf. Die Entwicklung mehrerer Jahrhunderte gehörte dazu, das gegen alle persönliche Freiheit verstoßende, dem innersten Wesen der Ehe widerstreitende Recht aufzuheben und dem Bürgerstande die Freiheit zu geben, die nirgends so unbedingt erforderlich ist als gerade bei der Eheschließung:

Libertas nusquam tam necessaria quam in matrimonio.

Der Mönch.

Eine Mär aus alter Zeit von H. Bertelmann.

In dem Kreuzgang der Augustiner zu Eschwege lag Abendsonnenglanz. Am Spätnachmittag waren warme Regenschauer niedergegangen. Wie ein kleines Paradies lag der hausumfriedete Hof. Knospe und Halm und Blatt und Blüte, vom letzten Stäubchen befreit, umleuchtete es wie ein Heiligenschein. Hier und da löste sich ein letzter Tropfen, der fiel funkelnd, diamantschwer in den schwellenden Rasen.

Zu Füßen des sonnumfluteten Marienbildes arbeitete emsig ein Mönch. Sorglich senkten seine Hände den schon bewurzelten Trieb einer Kletterrose in den gelockerten Boden. Heute erst trug ihn ein Bote aus Fulda herüber. Da hatte Bruder Martin nichts Eiligeres zu tun, als zu so günstiger Zeit den Gruß von St. Bonifatius der heiligen Jungfrau zu übermitteln. Mit dem Spaten rundete er das niedliche Beet vor dem Pfeiler zu einem Halbkreise. Dann nahm er das dornige Gezweig in die Hand und lächelte wie mit einem Kinde, lehnte es sachte wieder an die warme Wand und trat, auf den Spaten gestützt, einen Schritt zurück.

Sein frommer, froher Blick sah bereits das Marienbild in einem Kranze weißer Rosen. Seine Lippen murmelten: „Gegrüßet seist Du, Gebenedeite!" In seinen innersten Gedanken aber segnete er seine Mutter, die sein junges Leben einst der heiligen Jungfrau geweiht.

Die blauen Augen, die Maria grüßten, waren noch jung und frisch, wenngleich die verschabte Kutte und ein paar bleiche, hagere Wangen sich Mühe gaben, das zu leugnen. In dem flachshellen Haarkranze über der hohen Stirn spielte eben die Sonne.

Da ging eine Tür. Aus dem Schatten des Kreuzganges tauchte der Prior auf. Gedankenschwer hob er das sinnende Haupt dem erfrischenden Lenzhauche entgegen. Staunend stand er still. Seine breite Brust atmete tief. Das strenge Auge versank in die Wonnen und lächelte mild. Unwillkürlich tastete die Hand zu dem Pflaumenbaum empor und zog den zitternden Blütenzweig wie ein ersehntes Wunder hernieder.

Dabei fiel sein Blick auf Bruder Martin, der regungslos in den Anblick des Marienbildes versunken stand. Sogleich ließ er den Frühling fahren und rief den Mönch bei Namen.

Der fuhr errötend herum.

„Schaffst Dir da holde Fürbeter bei der heiligen Jungfrau!" Martin stellte den Spaten an die Mauer und trat herzu. Der Prior sah mit Wohlgefallen in das offene Antlitz und fuhr fort: „Deine Schutzheilige begehrt Dich zu wichtiger Sendung." Martin lauschte.

„Dem Bischof zu Fulda ist zu Ohren gekommen, daß das Volk droben am Wissener immer noch der Holle treu, hold und gewogen ist, daß man ihr Opfer bringt und sie anruft, Saat und Ähren zu segnen, den Wein zu bewahren vor Frost und Fraß. Man scheut sich sogar nicht, ihr die kleinen Kinder zu befehlen. Solch schändlicher Spuk und Götzendienst darf nicht länger in christlichen Landen geduldet werden, und der Teufelsmutter Holle soll

fortab keine Ehre mehr zuteil werden, die allein unserer lieben Mutter Gottes gebührt und zukommt."

Schmerzbewegt kreuzte Martin die Hände auf seiner Brust und warf einen sehnsüchtigen Blick zum Marienbilde. Zum Prior gewandt, schüttelte er den Kopf: „Wann wird der Tag kommen, da dies Volk vom Heidentum endlich abläßt!" —

„Diesen Tag herbeizuführen, Martin, stelle ich Dir heute als Aufgabe. Du bist ein Kind des Wisseners. Es ist Fleisch von Deinem Fleisch und Blut von Deinem Blut, was droben noch in heidnischer Wildnis irrt. Dein Lebensernst, wie Deine inbrünstige Liebe zur heiligen Jungfrau sind mir gute Bürgschaft, daß ich in Dir das auserwählte Rüstzeug erkenne, dem Höllenweibe den letzten Ruhm zu rauben."

Martin war demütig in die Knie gesunken. Strahlenden Angesichts, mit gefalteten Händen schaute er zu dem Sprecher auf: „Im Namen der heiligen Jungfrau will ich gehen." Der Prior hob die Rechte: „Segen über Dir und Deinem Vorhaben!"

Martin erhob sich. „Und wann werde ich ziehen?"

„Zum Sonntag haben wir den ersten Mai. Den feiern sie, wie Dir bekannt, durch allerlei heidnischen Zauberspuk. So rüste Dich, daß morgen Du wanderst, damit Du Zeit gewinnst, zu erlauschen, was die Abteröder vor haben. Auch magst Du Dir mit Fleiß einen Text suchen, darüber Du in der Kirche zu ihnen reden sollst. Ich bin der guten Zuversicht, daß es Dir gelingt, die irrenden Schäflein mit Liebe zu warnen. Hingegen sollen nach des Bischofs Meinung alle, die beim Hollendienst betroffen werden, es schwer büßen. Was ich Dir sonst noch zu sagen habe, will ich bis zum Abschied aufsparen."

Der Prior ging.

Als sich die Türe schloß, fuhr Martin lächelnd herum. Vor dem Marienbilde knieend, murmelte er: „Heilige Jungfrau, Dir allein gilt mein Leben, meine Liebe. Geleite mich in Gnaden." —

Das Steinbild stand bereits im Schatten. Die Jungfrau machte ein ernstes Gesicht. —

Die Nacht konnte Martin den Schlaf nicht finden. War ihm die Zelle auf einmal zu klein geworden? Seine Brust drohte ja zu zerspringen. Wie das Herz so laut pochte! Noch nie hatte er darauf gelauscht. Heute erzwang es sich Gehör. — Das große Ziel — das mußte es sein, was ihn so ruhlos machte. Und dann die Heimat. — Ja, die Heimat! Sein Leben schien eine Brücke zu sein. Der eine Pfeiler stand drüben im Dorfe, der andere hier im Kloster. Heute schlug seine Seele den kühnen Bogen zu jener Stunde zurück, da er das Gelöbnis seiner sterbenden Mutter erfüllen mußte. Und wie er hinüberschwankte, schwindelte ihn. — Im Fluge war er drüben. Ein Grasgarten — eine Eiche. Von ihrem Schatten aus ein freier Blick über einen Erlengrund zum Wissener, der gewaltigen Bergmauer. — Und er war nicht allein. Neben ihm saß Nachbars Mariechen. Die wilde Wachtel, wie konnte die singen! Und — von Frau Holle sang sie. — Wie ging das gleich?

„Frau Holle, Frau Holle,
Schenk unserm Schäflein Wolle
Und unser schwarzweißbunten Kuh
Ein schönes Kälbchen auch dazu.
Frau Holle, Frau Holle,
Schenk unserm Schäflein Wolle. — —"

Weiter wußte er nichts mehr davon. Aber an den Händen hielten sie sich gefaßt und waren im Kreise herumgesprungen, bis sie jauchzend in das Gras sanken. Dann streckte er sich hin, so lang wie er war, und flinke Finger rupften Gras und Blumen und begruben ihn darunter. Und weil er nicht erwachen wollte, ritt sie auf seinem Rücken, und er hob sie empor. Dann sahen sie hinaus in die wallenden Wogen des nahen Getreidefeldes, und jeder sah die Holle durchs Gefilde gleiten. —

Eben war's ihm, als streichelten ihn wieder kleine liebe Hände und begrüben ihn unter Blumen. So schlief er endlich ein. Doch nicht gar lange, da schreckte er empor. Hatte jemand seinen Namen gerufen? Er lauschte lange in die Nacht. Seines Traumes sich entsinnend, ging er mit dem Toren in seiner Brust arg ins Gericht. In inbrünstigem Gebet rang er auf den Knien um dem Beistand seiner Schutzheiligen. Noch einmal übermannte ihn der Schlaf, diesmal so fest, daß er die Morgenglocke überhörte.

Sein alter Freund, der Bruder Andreas, des Klosters Magister, mußte dreimal an seine Türe pochen, ehe er erwachte. Gedankenlos taumelte er zur Frühmesse in die hochragende Klosterkirche. Sein Ohr vernahm nichts als leere Schälle. Mit zerrissenem Herzen warf er sich am Schlusse vor dem Altar der heiligen Jungfrau nieder. Aber ein unbeschreiblicher Drang riß ihn fort.

Der Prior redete sehr ernst.

„Zum ersten Mal sendet Dich das Kloster aus. Nimm seiner Ehre wahr. In Vollmacht und im Auftrage des Bischofs sollst Du handeln. Da heißt es, eigenes Wünschen und Begehren zurückzudrängen. — Und welches Wort hast Du Dir erwählt?"

„Ich der Herr, das ist mein Name. Und ich will meine Ehre keinem andern geben, noch meinen Ruhm den Götzen."

„Ein passend Wort, Martin. Es wird darauf ankommen, dem Volk zu beweisen, Frau Holle ist tot, die Jungfrau Maria lebt. Wie es anzufangen, daß die Ehren der Frau Holle auf die Mutter Gottes übertragen werden, darüber berede Dich in der Probstei. Der heiligen Jungfrau an einem

noch zu bestimmenden Orte eine Kapelle zu stiften, wäre einer Anregung wert. Nun gehe mit Gott."

Der Prior reichte ihm die Hand: „In der Probstei wirst Du herbergen."

Als Martin in den Hof trat, erwartete ihn Bruder Herbold, dessen Wiege auch am Fuße des Wisseners gestanden. Der gab ihm einen leeren Beutel: „Ein paar frische Eier, Martin. Die Muhmen und Basen geben sie gern." Und aus dem Keller pustete Vindus, der wohlbeleibte Hüter des Weines und Bieres herauf: „Der Kuckuck beginnt zu rufen. Da schneiden sie droben den Schinken an. Sieh zu, Martin, daß Du uns einen erstehst." Martins Lippen versprachen, wovon sein Herz nichts wußte. An der offenen Gartentüre harrte Andreas des Wanderers. „Bleib mir nicht allzulange, zwei Freunde harren Dein und mein, die der Bote von Fulda gebracht. Unseres heiligen Vaters Augustinus de civitate Dei und de haeresibus liegen drinnen in der Bücherei."

Verständnislos sah Martin seinem geliebten Lehrer in die Augen, ließ sich gute Fahrt wünschen und eilte der Pforte zu.

„Mit krauser Stirn soll man nicht heimziehen, Martin. Du bist mir zu ernst. Ein Lachen stände Dir noch wohl an. An mir wäre es, mürrisch in den Tag zu sehen, denn an die Donau reist man nicht so schnell wie zum Wissener. Und leicht ist's möglich, daß ich die Stätte meiner Jugend nicht mehr betrete. — Bedenke, die Heimat hat auch ein Recht auf Dich!" Martin sah erstaunt zu dem Pförtner auf. Er verstand das nicht. „Ja, ja, Du wirst's ihr schon zugestehen, geh nur." Damit schob er ihn durch die Pforte.

Über den Markt hin durch die nachtgrauen Gassen kam er zum Honertor. Der ewig wache Tormann machte große Augen: „Seit wann ist die Kutte des heiligen Augustin für den Tanz angemessen? Bruder Martin, das kann ich nimmer verantworten. Ich lasse Euch nicht hinaus!"

Der junge Mönch war in großer Verlegenheit und wußte nicht, was er dem alten Scherzbart erwidern sollte. Ein wenig Zorn wallte in ihm auf, daß der sein Kleid verspottete. Der Alte merkte das, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Nichts für ungut. Aber ein heiliger Mann soll sich nicht mit Weibern einlassen. Ihr wollt doch zur Frau Holle. Nehmt Euch in acht, ich rate Euch!"

„Vor einer Toten wollt Ihr mich fürchten machen?" Mit überlegenem Lachen sagte das Martin und schritt durchs Tor.

„Seht Euch vor, daß sie Euch nicht über den Weg läuft, sie ist Eurem Kleide nicht grün", rief er ihm nach.

Der Mönch tat, als hörte er es nicht, und schritt darauf los, als wollte er heute noch nach Rom.

(Schluß folgt.)

Heimkehr.

Jetzt möcht' ich Frühlingslieder singen,
Wenn auch der Wind so eisig weht,
Jetzt seh ich tausend Knospen springen,
Ob auch der Wald entblättert steht.

Ich sehe Blüten an den Zweigen,
Und Rosenduft umhaucht mich leis;
In süßem Grün sich Birken neigen,
Und Edelsteine sprühn im Eis.

Trotz Winterdämmer strahlt die Sonne
Für mich in hellster Freudenpracht,
Das Herz kennt Lächeln nur und Wonne,
Vergaß das Märchen von der Nacht.

Vergaß, daß einst die Schatten lagen
So tief und schwer auf Weg und Flur,
Nun weiß es nichts von dunklen Tagen,
Nun singt und lacht und singt es nur,

Daß mir die Seele voller Lieder
Von frohem Auferstehungsglück:
Ich komme ja nach Hause wieder,
Zum Hessenland kehr' ich zurück.

Stockholm, im Dezember.

Mary Holmquist.

Vom Kasseler Hoftheater.

Wer jüngst, als der „Kleine Landprediger", ein Lustspiel von Barrie, aufgeführt wurde, am Aktschluß oder beim Ende des Stückes den Zuschauerraum des Theaters betreten hätte, würde geglaubt haben, hier sei vom Autor und den Darstellern ein voller Erfolg errungen worden. Denn vor der Gardine erschienen die Künstler und verneigten sich dankend. Nicht nur die Träger der Hauptrollen, sondern auch — wie es bei uns immer mehr üblich wird — die Herren und Damen, die die wichtige Meldung gemacht, daß angerichtet ist, daß die Pferde gesattelt sind, oder daß ein Brief abgegeben worden. Diesem dankbarlichen Erscheinen bei Gelegenheit der Erstaufführung des englischen Lustspiels lag aber weniger die freudige Zustimmung des Publikums als vielmehr die Hellhörigkeit der Künstler für den nicht allzu starken Beifall zugrunde, während das oppositionelle Zischen offenbar merkwürdigerweise hinter dem Vorhang nicht vernommen ward. Diese Mißfallensäußerung sind wir hier im Theater eigentlich nicht gewöhnt. Wir ertragen sonst auch Unwillkommenes schweigend. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Abweichung von der Regel auf die begreifliche Absicht schiebt, dem minder begreiflichen Händeklatschen einzelner deutlich entgegen zu treten.

Das Verdammungsurteil, das die Zuschauer fällten, ist wohlverdient. Mildernde Umstände braucht man einem Stück nicht zu bewilligen, das durch einen deutschen Schriftsteller ohne jede innere Berechtigung aus England importiert worden ist. Vielleicht hätte man mit einiger Anstrengung auch ein deutsches, gleich schlechtes Stück entdecken können, wenn man dem Publikum einmal zeigen

wollte, was troß der literarischen Kämpfe der letzten Jahrzehnte einem weltfremden Autor noch möglich ist. Sicher ist es nicht.

Ein englisches Weberstädtchen revoltiert gegen die Behörden. Eine Truppe wird abgesandt, die Rädelsführer zu verhaften. Der Führer der Soldaten ist der Verlobte der Tochter eines in der Nähe wohnenden Lords. Sie verkleidet sich als Zigeunerin, um die Rebellen zu warnen. In dieser Verkleidung tanzt sie im Walde und wird von dem Titelhelden belauscht, der, ein wahrer Tugendbold, der Abgott seiner Gemeinde ist. Der junge Pfarrer verliebt sich in die Zigeunerin. Selbstverständlich verliert auch sie ihr Herz — das für den Verlobten nichts fühlt — an den Geistlichen. Die Liebe auf den ersten Blick, le coup de foudre, aus den seichtesten Familienblattromanen männiglich bekannt. Der gute Pfarrer merkt nicht, daß er es mit keiner Zigeunerin, sondern mit einer Lady zu tun hat. Das ist ihm nicht weiter übel zu nehmen; denn auch dem Zuschauer erschien, trotzdem ihn der Autor vom ersten Moment an ins Geheimnis eingeweiht hatte, in der derben Darstellung, die die Zigeunerin hier fand, die Zugehörigkeit der Dame zur Gesellschaft fraglich. Als der Pfarrer schließlich merkt, daß er eine Lady liebt und verzichten zu müssen glaubt, kommt ihm ein altes schottisches Gesetz zur Hilfe. Er hat, um die vermeintliche Zigeunerin vor Verhaftung zu retten, sie einmal für seine Frau ausgegeben. Das aber ist so gut wie eine Heirat vor Standesbeamten und Geistlichen. Er bekommt seine Barbara, der adelsstolze Lord muß sich fügen, der Bräutigam zieht versöhnt von dannen, die Gemeinde, die schon ihren Pfarrherrn davon jagen wollte, weil er eine Zigeunerin liebt, fühlt sich hochgeehrt durch seine Verbindung mit einer veritabeln Lady und der Zuschauer atmet befreit auf, — die vier (!) Akte sind glücklich zu Ende.

Man weiß in der Tat nicht, was man mehr bewundern soll: die Armseligkeit der Erfindung, die von aller Lebenswahrheit himmelweit entfernte Personenschilderung oder den sogenanten Humor, der in England möglicherweise wirksam ist, hier aber auch nicht eine Spur von Heiterkeit auslösen konnte. Wenn zu Beginn des Schlußaktes die auf ihren Pfarrer wartenden Bauern übernächtig gähnen, da kann man wirklich nicht entscheiden, ob sie das Publikum, oder dieses die Bauern angesteckt hat.

Herr Hertzer hatte das Stück zwar sorgfältig arrangiert, aber — es ist das allerdings bei der Geistesfülle, die den Dialog beherrschte, kein Fehler — es wurde ab und zu so leise gesprochen, daß von Rede und Gegenrede viel verloren ging. Dazu herrschte auf der Bühne oft ein Halbdunkel, daß auch Tun und Handeln der Darsteller nicht genau zu unterscheiden war.

Fräulein Groa war als Lady Barbara nicht an ihrem Platze. Der Referent hat dem großen Talent der Dame in diesen Blättern oft Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber ihre Begabung, die sie urwüchsige und derbhumoristische Rollen vortrefflich spielen läßt, mußte hier völlig versagen. Sie war im besten Fall eine robuste Zigeunerin, die Lady glaubte ihr niemand, und deshalb erschien auch die Verliebtheit des Pfarrers unverständlich. Weshalb man nicht Fräulein Stiewe die Rolle übertragen und Fräulein Groa den von dieser gespielten Bauernjungen gegeben, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, die in Besetzungsfragen in der letzten Zeit vielfach dem Theaterfreund sich aufdrängen. Übrigens wirkte die Derbheit der Lordstochter im väterlichen Schloß deshalb nicht allzu deplaciert, weil die wirkliche Vornehmheit dort (in der hiesigen Darstellung) nur im Benehmen von — Kammerjungfer und Diener zum Ausdruck kam.

Börne hat einmal die Frage aufgeworfen, was wohl schlimmer sei: ein gutes Stück schlecht aufgeführt zu sehen oder ein schlechtes. Hätte er die Aufführung des kleinen Landpredigers mit angesehen, er wäre nicht mehr im Zweifel. Hermann Blumenthal.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins am 17. Dezember erinnerte der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld, daran, daß am 21. Dezember 600 Jahre nach dem Tode Landgraf Heinrichs I., des Begründers des hessischen Territorialstaates, verflossen sein würden. Hierauf sprach Geheimer Regierungs-Rat Prof. Dr. Hartwig auf Grund archivalischer Quellen über „Hessen und Preußen im Frühjahr 1787“ und behandelte vornehmlich die Verhandlungen zwischen Hessen-Kassel und Preußen über die Besitznahme der Grafschaft Schaumburg Lippe durch Landgraf Wilhelm IX., auf den das umfangreiche einschlägige Aktenmaterial ein recht ungünstiges Licht werfe. Daneben wirft es aber auch interessante Streiflichter auf den König von Preußen, der sich weigerte, des Landgrafen unberechtigte Ansprüche zu befürworten, und auf manche Männer aus der Umgebung des preußischen Königs.

Vermischte Personalien. Der hessische Dichter Hofrat Karl Preser wurde an seinem 80. Geburtstag von der Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ zum Ehrenpräsidenten ernannt. — Der in Marburg wohnende 1828 in Melsungen geborene Generalmajor z. D. Karl Hartert vollendete am 25. Dezember sein 80. Lebensjahr. 1848 war er in das Kurhessische Schützenbataillon eingetreten und im selben Jahr zum Leutnant befördert worden. 1851 trat er in die Schleswig-Holsteinsche 5. Jägerkompagnie, 1853 als Oberleutnant in das Hamburgische Kontingent ein, wurde 1861 Hauptmann, trat 1867 als Kompagniechef im Infanterie-Regiment Nr. 18 in den Verband der preußischen Armee, wurde 1870 Major, erwarb sich im Feldzug gegen Frankreich das Eiserne Kreuz 2. Klasse, wurde 1875 Oberleutnant, 1879 Kommandant von Pillau mit dem Charakter als Generalmajor, und wurde 1889 auf ein Abschiedsgesuch zur Disposition gestellt. — Seinen 90. Geburtstag beging am 20. Dezember der Ehrendoktor

der Marburger Universität, Volksschullehrer a. D. Wilhelm Bücking, der als Lokalhistoriker namentlich das Leben der heiligen Elisabeth behandelt hat. Wir wünschen unserem verehrten Mitarbeiter, der wohl der Senior der hessischen Lehrerschaft sein dürfte, einen gesegneten Lebensabend. — Sein 50jähriges Apothekerjubiläum beging am 1. Januar der Apotheker Wilhelm Heidelbach in Radegast (Anhalt), ein geborener Kurhesse. — Der Archäologe Dr. Rubensohn, ein geborener Kasselaner, wurde zum Kustos der Hildesheimer Altertumsammlung, die er seiner Zeit selbst in Ägypten mit ausgegraben hat, erwählt.

Das „Hessenland" in der Landesbibliothek. Es wird unsere Leser interessieren, daß, abgesehen von den schon immer aufliegenden Einzelheften, die bisher erschienenen 22 Bände des „Hessenland" nunmehr auch im Lesesaal der Landesbibliothek zu Kassel dauernde Aufstellung gefunden haben.

Hessische Totenschau von 1908.

Konsistorialpräsident a. D. Ernst Scheffer, 71 Jahre alt (Kassel, 1. Januar). — Oberst a. D. Eduard Moye, 81 Jahre alt (Kassel, 10. Januar). — Buchdruckereibesitzer Ferdinand Ehrenklau, 69 Jahre alt (Alsfeld, 10. Januar). — Forstmeister a. D. August Adam, 73 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 13. Januar). — Amtsgerichtsrat Grohne, 54 Jahre alt (Witzenhausen, 27. Januar). — Gustav Fürst zu Erbach-Schönberg, 67 Jahre alt (Darmstadt, 29. Januar). — Wirkl. Geh. Rat und Kammerherr, Vizemarschall der althessischen Ritterschaft Dr. jur. Hans von der Malsburg, Mitglied des Herrenhauses, 77 Jahre alt (Kassel, 2. Februar). — Oberstleutnant z. D. Ferd. von Lengerke, 73 Jahre alt (Marburg, 4. Februar). — Kgl. Oberamtmann Louis Bartel, 74 Jahre alt (Kassel, 11. Februar). — Kgl. Hofschauspielerin a. D. Marie von Mils-Milarta (Straßburg i. E., 17. Februar). — Oberstleutnant z. D. Adolf Engelhard (Kassel, 23. Februar). — Xylograph Adam Rosenzweig, 82 Jahre alt (Kassel, 27. Februar) — Schriftstellerin Frau Berta Sophie Coester, geb. v. Bischoffshausen (Kassel, 4. März). — Amtsgerichtsrat Emil Burchardi, 62 Jahre alt (Kassel, 5. März). — Pfarrer em. Georg Bippart, 73 Jahre alt (Wanfried, 7. März). — Stadtrat Heinrich Ochs, 65 Jahre alt (Kassel, 9. März). — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Friedrich Vilmar, 72 Jahre alt (Kassel, 9. März). — Sängerin Frau Eberlein, geb. Hucke (Chicago). — Schauspielerin Frau Magarete Pfeiffer (La Crosse, Wis., 10. März). Landgerichtsdirektor Geh. Justizrat Lothar Volz, 72 Jahre alt (Kassel, 14. März) — Stadtältester Jean Habermann, 70 Jahre alt (Schlüchtern, 15. März). — Oberstleutnant a. D. Karl Freiherr von Knobelsdorff, 68 Jahre alt (Marburg, 17. März). — Stadtverordneter Adolf Heyn, 47 Jahre alt (Kassel, 19. März). — Rittmeister a. D. Adolf Biermann (Hohenhonnef a. Rh., 21. März). — Stadtverordneter Rentier Georg Krafft (Melsungen, 23. März). — Stadtverordneter Fabrikant August Kolbe (Witzenhausen, 25. März). — Kgl. Forstmeister a. D. Wilhelm Euler, 78 Jahre alt (Kassel, 31. März). — Hofkapellmeister Karl Reiß (Frankfurt a. M. 4. April). — Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrat Albert Roesler, 68 Jahre alt (Bremen, 19. April). — Superintendent Wagner (Eschwege, 22. April). — Oberbaurat Prof. Dr. ing. K. Schäfer, (Karlsruhe, 5. Mai). — Generalmajor a. D. Konrad Schor, 80 Jahre alt (Kiel, 9. Mai). — Pfarrer Hermann Friedrich Opper, 66 Jahre alt (Kassel, 22. Mai). — Ehemalige Schulvorsteherin Fräulein Klara Wulsten, 77 Jahre alt (Kassel, 9. Juni). — Kaufmann und früherer Redakteur Theodor Müller, 71 Jahre alt (Kassel, 25. Juni). — Schriftsteller Franz Treller, 64 Jahre alt (Kassel, 28. Juni). — Rentner Konrad Lampmann, 40 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 27. Juli). — Kgl. Forstmeister Pauli, 61 Jahre alt (Veckerhagen, 10. August). — Kgl. Konzertmeister Hugo Dilcher, 68 Jahre alt (Kassel, 18. August). — Kgl. Baurat August Schäffer, 74 Jahre alt (Kassel, 21. August). — Mittelschullehrer Siegmund Schlitzberger, 64 Jahre alt (Kassel, 1. September). — Kgl. Steuerinspektor a. D. Hugo Frederking, 62 Jahre alt (Kassel, 4. September). — Redakteur und Schriftsteller Johann Becker, 57 Jahre alt (Marburg, 19. September). — Kunstmaler Ernst Koch, 59 Jahre alt (Kassel, 20. September). — Generalleutnant z. D. Julius v. Schmidt, 82 Jahre alt (Kassel, 23. September). — Justizrat Dr. Arthur Osann, 78 Jahre alt (Darmstadt, 30. September). — Bürgermeister a. D. Konrad Fenge, 90 Jahre alt (Felsberg, 1. Oktober). — Hofschauspieler Karl Ottmar Herbert, 72 Jahre alt (Koburg). — Sanitätsrat Dr. Glöckler, 75 Jahre alt (Frankfurt a. M.). — Früherer Reichstags- und Landtagsabgeordneter Kaufmann Johann Heinrich Nickel, Ehrenbürger von Hanau (Hanau, 15. November). — Kgl. Forstmeister a. D. Wilhelm Fuchs, 78 Jahre alt (Kassel, 15. November).

Personalien.

Verliehen: dem nach 48 Dienstjahren in den Ruhestand tretenden Landgerichtsrat Geh. Justizrat Varnhagen zu Hanau der Kronenorden 3. Kl.; dem Rechnungsrat Heynich in Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Regierungs- und Schulrat Mühlmann zu Kassel der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem Kommerzienrat Otto Hoßze zu Hanau der Charakter als Geh. Kommerzienrat; den Rechtsanwälten Dr. Arnthal und Coch zu Kassel der Charakter als Justizrat; dem Arzt Dr. Hermann Katzenstein zu Kassel der Titel Sanitätsrat.

Ernannt: Staatsanwalt Ganslandt zu Königsberg zum Ersten Staatsanwalt am Landgericht zu Kassel; die Amtsrichter Zeddies zu Gelnhausen, Horst zu Zierenberg und Knauff zu Marburg zu Amtsgerichtsräten; die Referendare Rentwig und Winkelstern zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Landgerichtsrat Thormeyer zu Hannover als Amtsgerichtsrat nach Wetter; Amtsrichter Bock zu Eiterfeld als Landrichter nach Kassel.

Übertragen: dem Gymnasialdirektor Dr. Baltzer zu Marienwerder die Leitung des Kgl. Friedrichsgymnasiums zu Kassel von Ostern d. J. ab.

In die Liste der **Rechtsanwälle** eingetragen: Gerichtsassessor Dr. Vilmar zu Kassel.

Entlassen: der Gerichtsassessor Beck auf Antrag aus dem Justizdienst.

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor Georg Riedesel Freiherr zu Eisenbach und Freifrau Minette von Riedesel, geb. von Sydow (Kassel, 18. Dezember); Oberleutnant Freiherr von dem Bussche-Ippenburg und Freifrau von dem Bussche, geb. Harnier (Kassel, 21. Dezember); Großkaufmann Fritz Trost und Frau Elisabeth, geb. Schürmann (Kassel, 16. Dezember); — eine Tochter: Hermann Schmidtmann und Frau Resi, geb. Zuschlag (Hamburg, 21. Dezember); Apotheker J. Hertwig und Frau (Langendiebach, 1. Januar).

Gestorben: Bürgermeister Christian Brennecke, 70 Jahre alt (Hess. Oldendorf, 15. Dezember); Fräulein Lilly Klinkerfues, Kunstmalerin, 69 Jahre alt (Kassel, 17. Dezember); Professor Paul Gally, Oberlehrer an der Oberrealschule I, 52 Jahre alt (Kassel, 18. Dezember); Oberst z. D. Freiherr von Boeningk, früher im Inf.-Regt. 83 (18. Dezember); Eisenbahnsekretär a. D. August Kämper, 46 Jahre alt (Kassel, 19. Dezember); Gymnasialoberlehrer Professor Franz Schenkheld (Marburg, 20. Dezember); Privatmann Friedrich Lindenstruth, 61 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 20. Dezember); Frau Else Martin, geb. Wenker, Gattin des Amtsrichters Dr. Martin, 27 Jahre alt (Kassel, 20. Dezember); Frau Maria Anna Naß, geb. Memel, 89 Jahre alt (Kassel, 23. Dezember); Frau Anna Ullrich, geb. Kümmell, Witwe des Berginspektors, 91 Jahre alt (Kassel, 23. Dezember); Frau Luise von Bauer, geb. Ruhl, Witwe des Generalmajors, 75 Jahre alt (Kassel, 23. Dezember); Professor Dr. Heinrich Peters, Oberlehrer am Realgymnasium, 48 Jahre alt (Kassel, 27. Dezember); Oberlehrer a. D. Dr. Alfred Rudolph, 52 Jahre alt (Kassel, 27. Dezember); Förster a. D. Wilhelm Metz, 80 Jahre alt (Kassel, 28. Dezember); Frau Marie Schnackenberg, Witwe des Rechnungsrats (Kassel, 29. Dezember); Generalkommissionspräsident a. D. Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Hermann Kette, früher in Kassel (Steglitz, 29. Dezember).

Berichtigung. Das in Homberg verstorbene Fräulein Luise Briede ist nicht die Tochter des Kurh. Oberstleutnants (vgl. „Hessenland“ 1894, Nr. 15 und 16), sondern dessen Nichte und eine Tochter des in Homberg verstorbenen Polizeikommissars Briede.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland“ weiter ein: Von Apotheker Th. R. in Oberkaufungen 1 M. Durch Herrn Dr. H. Mauer, Tischsammlung in der Kuranstalt Schocketal 16,10 M. Ungenannt 1 M. Gesamtsumme bis jetzt **171 M. 40 Pf.**

An unsere hessischen Landsleute!

Bei Beginn des 23. Jahrgangs erneuern wir die Bitte an alle unsere Leser und alle Freunde der hessischen Heimat:

Helfen Sie uns, das „Hessenland“ in der bisherigen Weise zu erhalten und auszugestalten, indem Sie selbst abonnieren und Ihre Freunde zum Abonnieren veranlassen!

Ein Blatt, dem wie dem unsrigen ein naturgemäß beschränktes Verbreitungsgebiet abgesteckt ist, bedarf dringend der Unterstützung. Nur dann wird es uns möglich sein, das „Hessenland“ nicht nur auf seinen bewährten Grundlagen fortzuführen, sondern dessen Inhalt in Zukunft noch reichhaltiger und vielseitiger zu machen.

Auch im neuen Jahrgang wird das „Hessenland“ bestrebt sein, sein Programm, ohne politische und konfessionelle Parteinahme die Erinnerung an die Vergangenheit unseres hessischen Volksstammes wach zu erhalten und den literarischen Bestrebungen innerhalb Hessens eine Pflegestätte zu bieten, in möglichst gediegener Weise zur Ausführung zu bringen. Nach wie vor wird es daneben alle Erscheinungen auf kulturellem und künstlerischem Gebiet, die in dem Boden der hessischen Heimat wurzeln, gebührende Beachtung zollen. Nichts Hessisches von dauerndem Wert soll ihm fremd bleiben.

Dieses unser Bestreben können die Freunde des „Hessenland“ am wirksamsten dadurch unterstützen, daß sie dem Blatt neue Leser zuführen. Probenummern und Plakate („Wer Hessen liebt, liest Hessenland!“) werden gern zur Verfügung gestellt.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 2. 23. Jahrgang. Kassel, 19. Januar 1909.

Die gotischen Malereien in der Pfarrkirche St. Nikolaus zu Neukirchen, Kreis Ziegenhain.

Von Geh. Baurat Hoffmann-Fulda.

Die Anstriche des Innern der Pfarrkirche St. Nikolaus zu Neukirchen im Kreise Ziegenhain sind im Herbste vorigen Jahres erneuert und durch Zutat stilgemäßer Ornamente verschönert worden. Bei dieser Gelegenheit wurden Malereien aufgedeckt, die noch der gotischen Zeit angehören und größtenteils noch wohlerhalten waren. Da solche Malereien in Kurhessen recht selten sind, so dürften diese Zeilen wohl auch weitere Kreise interessieren.

Die Kirche, die Seite 187 und 188 des 1870 von v. Dehn-Rotfelser und Lotz bearbeiteten, durch den Verein für hessische Geschichte und Landeskunde herausgegebenen Inventariums der Baudenkmäler des Regierungsbezirks Kassel erwähnt ist, ist eine dreischiffige gotische Hallenkirche mit unregelmäßig an die Seitenschiffe stoßenden Kreuzflügeln und einschiffigem, aus dem Achteck geschlossenen Chor. In die Ecke zwischen der Nordseite des Chors und der Ostseite des nördlichen Querschiffes ist die Sakristei, wie es scheint, gleichzeitig mit dem Chor angebaut. Die Westseite des Mittelschiffes und die des nördlichen Seitenschiffes sind an den mächtigen fast quadratischen 9,5 m langen und 9,5 m breiten Turm unsymmetrisch angebaut, dessen 28 m hohes Mauerwerk jetzt nur mit einem Walmdach nebst Dachreiter bekrönt wird, während es vor dem dreißigjährigen Kriege mit einem hohen schlanken Helm versehen gewesen ist. Trotzdem ist der Turm auch in seiner jetzigen Gestalt weithin sichtbar. Drei Fenster der Seitenschiffe und das südliche Fenster des südlichen Querschiffes sind leider ihrer gotischen Maßwerke beraubt worden, während alle übrigen Fenster noch mit dem ursprünglichen Maßwerke ausgestattet sind. Auch sind alle Räume noch mit den Gewölben versehen, einschließlich der Vorhalle des Turms, obwohl v. Dehn-Rotfelser und Lotz angeben, daß solche völlig roh und ungewölbt wäre. Der Erwähnung wert ist auch das ursprüngliche, wohlerhaltene, durchweg nur aus Eichenholz bestehende Dachwerk aller Bauteile. Da alle Gewölbe und Mauern wohlerhalten sind, so war es ein glücklicher Gedanke, daß das Innere der Kirche, das bis dahin nur einfach geweißt war, wieder in würdiger Weise hergestellt wurde, wozu von privater Seite die erforderlichen Mittel gestiftet wurden.

Die wieder aufgedeckten Malereien aus gotischer Zeit bestehen aus einer Darstellung des h. Christo-

phorus an der Innenseite der nördlichen Außenwand des ersten, an den Triumphbogen stoßenden Joches des Chores, aus zwei Figuren nebst Verzierungen an der Innenseite der östlichen Außenmauer des südlichen Querschiffes und aus den Malereien an der aus einem Sterngewölbe bestehenden Decke des südlichen Querschiffes.

Der h. Christophorus ist in übernatürlicher Größe, vielleicht 3,5 m groß, dargestellt, mit einem noch mit der Wurzel versehenen Baumstamm in der Rechten, und das Jesuskind, das auf der linken Schulter sitzt, mit der Linken haltend. Der Heilige durchschreitet einen Fluß, in dem Nixen und Fische schwimmen. Auf dem rechtsseitigen Ufer kniet ein Eremit, der bei der Restauration einer alten bildlichen Darstellung der Legende des Christophorus entlehnt ist und dessen Einfügen wohl deshalb erforderlich war, weil das ursprüngliche Gemälde gerade an dieser Stelle sehr schadhaft war. Die ganze ursprüngliche Malerei ist als eine tüchtige handwerksmäßige Arbeit zu bezeichnen.

Das Gleiche darf wohl auch gesagt werden von den beiden Figuren an der Innenseite der östlichen Außenmauer des südlichen Querschiffes. Diese Figuren stellen in etwas über Lebensgröße den Heiland und den Ritter St. George dar.

Das meiste Interesse beanspruchen die Malereien der Sterngewölbe des südlichen Querschiffes, die auch der Fläche nach die größten sind, denn das südliche Querschiff ist etwa 5,0 m lang und 6,0 m breit. Die an den Schlußstein stoßenden vier Gewölbekappen sind mit den Attributen der vier Evangelisten, Engel, Adler, Ochs und Löwe, in bunten Farben bemalt, und zwar mag jede einzelne Figur etwa 1,5 m hoch und 1,0 m breit sein. Der übrige Teil der gedachten vier Gewölbekappen und die vier anderen, etwa 5,5 und 6,5 m langen, ca. 1,2 m hohen Kappen des Sterngewölbes sind mit schön geschwungenem Rankenwerk bemalt, dessen Spitzen vielfach in Blumen endigen. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit dieser Blumen ist erstaunlich, da sie sich nicht wiederholen, sondern eine jede Blume anders gestaltet ist. So wird, obgleich zu den Blumen nur ganz ungebrochene Farbentöne, nämlich blau, rot und gelb, verwendet sind, eine reiche Wirkung erzielt. Auch waren die alten Malereien des Sterngewölbes so wohl erhalten, daß sie nur aufgefrischt zu werden brauchten und nichts hinzuzutun war.

In betreff der Entstehungszeit der gotischen Malereien wird folgendes bemerkt:

An der Außenseite des südlichen Seitenschiffes findet sich, wie auch von v. Dehn-Rotfelser und Lotz schon angegeben, die Jahreszahl 1497. Aus der Außenseite der Ostseite des südlichen Querschiffes ragt ein Strebepfeiler heraus, der genau so gestaltet ist, wie die Strebepfeiler der Seitenschiffe. Die schräge Stellung des Strebepfeilers läßt unzweifelhaft erkennen, daß er ursprünglich eine Ecke verstärkte, und daß somit das südliche Querschiff später, also erst nach 1497, angebaut ist.

Aus dem Anschluß der Scheidebogen und der Gewölberippen an den Triumphbogen ist zu ersehen, daß diese und somit der ganze Chor eher gebaut sind, als das Mittelschiff und die Seitenschiffe. Es kann aber zwischen der Erbauung der gedachten Bauteile kein großer Zwischenraum liegen, denn an dem Gewände der im Chor befindlichen Sakristeitür kommt ein dreifacher Birnstab vor; ein Birnstab befindet sich auch am Gewände des steinernen Heiligenhäuschens, das an der östlichen Außenseite des Chores sich befindet und, wie es augenscheinlich ist, ursprünglich ist; auch zeigt das Sockelgesims des Chores eine außergewöhnliche, zusammengesetzte Profilierung, so daß auch der Chor unzweifelhaft schon der späteren gotischen Zeit zuzuschreiben ist.

Nun macht ja die Malerei im h. Christophorus den Eindruck, als ob sie etwas älter wäre als die Malereien im südlichen Querschiff. Man wird aber, da bekanntlich mit der Einführung der Reformation in Hessen 1526 die Gotik aufhörte, nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Malereien im südlichen Querschiff etwa kurz nach 1500 und die Malereien des h. Christophorus im Chor etwas früher, vielleicht um 1480 entstanden sind.

Westfälische Offiziere.

III. Leutnant Wilhelm Kupfermann.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

Der Mann, dem wir uns nunmehr zuwenden, hat einen Verherrlicher seiner Taten gefunden, wie er sich keinen besseren wünschen konnte. Unser größter deutscher Erzähler, Wilhelm Raabe, schildert in seiner Erzählung: „Im Siegeskranze“ den Aufstandsversuch des westfälischen Husarenleutnants Kupfermann.[1])

Nach dieser Erzählung haben im Jahre 1813 vier

[1]) Wilhelm Raabe, Gesammelte Erzählungen, 3. Auflage, Band 2, Seite 242.

Schwadronen eines westfälischen Husarenregiments in einer Stadt Norddeutschlands gelegen. Bei diesen standen die Leutnants Wilhelm Kupfermann und Honold[2]), die, erfüllt von glühender Vaterlandsliebe, mit einem Bruder Kupfermanns, der Handlungskommis in derselben Stadt war, eine Verschwörung zu dem Zwecke bildeten, die Schwadronen der deutschen Sache zuzuführen. Es gelingt ihnen auch, mit mehreren Schwadronen abzuziehen, um sich an die Verbündeten anzuschließen. Sie werden aber von französischen Truppen eingeholt, umringt und gefangen genommen. Die beiden Leutnants büßen ihre Tat mit dem Tode, Kupfermanns Braut wird irrsinnig.

Es ist das Recht des Dichters, seinen Helden mit allen Tugenden auszuschmücken und seinen Taten die edelsten Beweggründe unterzulegen. Die Pflicht des Geschichtsforschers ist es aber, der Wahrheit die Ehre zu geben, und wenn wir dies tun, so erscheint der Leutnant Kupfermann doch in erheblich ungünstigerem Lichte. Freilich ist es schwer, etwas Bestimmtes über seine Handlungen festzustellen, denn die Quellen fließen spärlich und trübe. Der Wahrheit am nächsten ist wohl der Kasseler Akademiedirektor Professor Müller gekommen, der in seinem Werke „Kassel seit siebzig Jahren“[3]) Kupfermann beschuldigt, die Regimentskasse entwendet zu haben und deshalb geflohen zu sein. Er bringt diese Tat aber in Verbindung mit dem Abfall der Husarenbrigade Hammerstein, der erst mehrere Monate nach Kupfermanns Tode stattfand. Gegen Müllers Behauptung wendet sich Dr. phil. Albert Düncker in den Mitteilungen des Geschichtsvereins für 1877, indem er die Entwendung der Kasse bestreitet, auch den Vorfall in die richtige Zeit, aber nach einem falschen Ort, nämlich nach Ziegenhain, verweist. Andere Berichte über Kupfermanns Tat sind meist ebenso unzutreffend.

Was sich über Kupfermann mit einiger Sicherheit mitteilen läßt, ist folgendes. Er stammte aus Sachsen und hatte in einem königlich Sächsischen Kavallerieregiment als Sekondleutnant gestanden. Weshalb er diesen Dienst verließ, war nicht festzustellen. Eine von mir an das Königlich Sächsische Kriegsministerium gerichtete Anfrage wurde in einer Weise abgelehnt, die wohl erkennen läßt, daß man über den Grund der Verabschiedung Kupfermanns nichts bekannt werden lassen möchte. In westfälische Dienste trat Kupfermann am 26. März 1812 und zwar als Unterleutnant im 2. Husarenregiment. Daß er etwa in westfälische Dienste getreten sei, um in dem bevorstehenden Kriege Gelegenheit zur Auszeichnung zu finden, muß abgelehnt werden. Denn dazu hätte er auch in sächsischen Diensten Aussicht gehabt, auch würde er dann wohl durchgesetzt haben, daß er an dem Feldzuge nach Rußland 1812 teilnahm. Das ist aber nicht geschehen, er ist vielmehr beim Depot der Husarenbrigade in Westfalen zurückgebieben. Zur Neubildung der in Rußland aufgelösten westfälischen Truppen wurde Ende 1812 eine mobile Kolonne nach Thorn geschickt, welche Stadt als Sammelpunkt der Westfalen bestimmt war. Bei dieser Kolonne führte Kupfermann eine Abteilung Kavallerie und geriet dabei in den Verdacht, den Sold seiner Leute unterschlagen und verjubelt zu haben. Ob man ihn deshalb zurückberufen hat, oder aus welchem anderen Grunde er zurückgekommen ist, war nicht aufzuklären. Jedenfalls stand er im Februar 1813 wieder mit einer kleinen Anzahl Husaren in Wolfenbüttel. Nach Angabe des Westfälischen Moniteurs[4]) ist wegen der Soldunterschlagung ein Verfahren auf Dienstentlassung gegen ihn eingeleitet gewesen. Um sich diesem zu entziehen, führte er am 24. Februar 1813 seine 25 Husaren unter dem Vorwand einer Revue vor die Tore der Stadt Wolfenbüttel und verleitete sie dann zur Desertion. Nachdem man die Kasse des Kantonsreceveurs[5]) geplündert hatte, zog man in der Richtung über Goslar nach Blankenburg ab. Sofort nach dem Bekanntwerden des Abmarsches und der Entwendung der Kasse begaben sich die Gensdarmeriebrigaden[6]) von Halberstadt, Hessen[7]), Blankenburg und Quedlinburg, sowie eine Abteilung vom 1. Husarenregiment auf die Verfolgung. Die irregeleiteten Husaren mochten wohl bald einsehen, daß sie einen unüberlegten Streich begangen hatten. Die Verbündeten standen ja zur Zeit des Aufbruchs der Husaren zwar bereits in Hamburg, aber Berlin und ganz Deutschland jenseits der Elbe, außer Schlesien, war noch in den Händen der Franzosen, und die Aussicht, die verbündeten Truppen zu erreichen, deshalb sehr gering. Auch mochte Kupfermann sich wohl nicht als der geeignete Mann für eine solche Aufgabe zeigen. Die Husaren verließen ihn deshalb gar bald und suchten einzeln ihr Heil in der Flucht. Freilich vergebens. Am 27. Februar, drei Tage nach Kupfermanns Ausmarsch, befanden sich bereits 19 Husaren mit 18 Pferden in der Gewalt

[2]) Einen Offizier dieses Namens hat es in der westfälischen Armee nicht gegeben.

[3]) Band 1, Seite 56.

[4]) Nr. 58 vom 27. Februar 1813, S. 219.

[5]) Kreissteuereinnehmers.

[6]) Eine Brigade bestand aus 5 Gensdarmen.

[7]) Flecken im Kreise Wolfenbüttel, in dem die ersten Kartoffeln in Deutschland gezogen wurden.

der westfälischen Gendarmerie. Sie erklärten, von Kupfermanns Plänen nichts gewußt zu haben und ihm in dem Glauben gefolgt zu sein, daß er sie auf höheren Befehl aus Wolfenbüttel führe. Kupfermann selbst verschaffte sich Zivilkleidung und floh allein. Sein Pferd fiel den Verfolgern in die Hände und brachte diese wohl auf seine Spur. Bereits am 27. Februar wurde er auf dem Kornboden einer Mühle bei Quedlinburg aufgefunden. Man brachte ihn nach Kassel, wo ihm der Prozeß gemacht wurde. Wie zu erwarten, lautete das Urteil auf Tod. Er wurde auf dem Forste erschossen. Professor Müller rühmt von ihm, daß er sich auf seinem letzten Gange sehr mutig gezeigt habe.

Die Gendarmen aber, die ihn verfolgt hatten, wurden öffentlich belobt und ihr Führer, der Gendarmeriekapitän Möhring, erhielt das Ritterkreuz des Ordens der westfälischen Krone.

Das ist alles, was sich mit Sicherheit über Kupfermanns Tat feststellen ließ. Es sollte mich freuen, wenn durch Aufdeckung neuer Quellen trotzdem die Berichte, die Kupfermann aus Vaterlandsliebe handeln lassen, Bestätigung finden sollten, ich fürchte aber sehr, daß dazu keine Aussicht vorhanden ist.

Karl Engelhard.

Von B. Moriton-v. Mellenthin.

Noch vor einigen Wochen ging es mir wie gar vielen: ich wußte so gut wie nichts von diesem Manne. Hatte wohl seinen Namen gehört, hatte sein „Kattenloh“ in Händen gehabt, auch einiges andere von ihm gelesen — doch das war alles. Die Balladen und Gedichte hatten mir, um den trivialen Allerweltsausdruck zu gebrauchen, „gefallen“ — wie einem so manches „gefällt“, das einem in die Hände kommt. Und dann waren sie mit anderm und über anderm — vergessen. Ich war nicht dazu in irgend ein Verhältnis getreten; weder empfangend, noch ablehnend. Ein Zufall mußte mir erst die Erkenntnis bringen, woran ich beinahe achtlos vorbei gegangen wäre. Heute habe ich alles, was der Dichter uns bisher geschenkt, gelesen und wieder gelesen.

Karl Engelhard — ein Name, der ein lautes, frohes Echo wecken sollte in dem Herzen eines jeden Hessen, eines jeden Deutschen — der Name eines Dichters! Eines, der es verdient, unter den Besten genannt zu werden. Und der doch nicht so laut genannt wird wie der manches weniger begabten unter seinen Weggenossen, weil er nicht der Mann ist, der durch äußere Mittel auf die Menge wirkt, sie zwingt. „Wer am Wege baut, hat viele Richter; wer abseits baut, bleibt unbemerkt.“ Engelhard gehört nicht zu denen, die am Wege, am vielbetretenen, ausgefahrenen, bauen.

Ein echt deutscher Dichter und ein echt deutscher Mann, der mit all seinem Denken und Fühlen im germanischen Boden wurzelt — ein treuer Sohn des Hessenlandes. Und auf diesem kernigen, unverfälschten Deutschtum seines Wesens ist auch seine Kunst begründet, wurzelecht wie er. Er, der Idealist, der Träumer und Grübler, der den Erfahrungen des Lebens nachsinnt, der tastet und sucht, bis er ihren tiefsten Grund und ihre höhere Bedeutung gefunden; der sich in die höchsten Probleme vertieft, der der Gottheit die letzten Geheimnisse entreißen möchte, die sie selbst dem Auge des Dichter-Sehers verschleiert; der durch Liebe, Freude, Sehnsucht und durch Schmerz und Sorge gegangen ist, und dem alles das nur eine Quelle neuer Kraft geworden. Neuer Kraft! Ein Lebensbejaher, ein Lebensfreudiger — der soviel Kraftvolles, Urwüchsiges besitzt und abgeben und mitteilen möchte! Etwas Gesundes geht von seinen Gedichten aus wie ein Hauch frischer, herber Waldluft; etwas Gesundes, Reines, Markiges im Vergleich zu den vielen dekadenten oder doch mit der Dekadenz wenigstens kokettierenden Produkten unserer Zeit. Gesundheit und Kraft! Da ist es nicht mehr der Träumer, da ist es der Mann, der die Träume in Taten umsetzen möchte. Mannhaft ist seine Poesie bei aller Zartheit der Empfindung. Und damit ist er ein echter Sohn unserer Zeit, die garnicht so schwach, so dekadent ist, wie mancher es uns glauben machen will im Leben wie in der Kunst.

Engelhards dichterische Produktion gipfelt — bisher wenigstens — in der Lyrik. Seine Gedichte sind der wahrste Ausdruck seiner Persönlichkeit, seines Empfindens und Denkens. Und sein Denken ist Ringen und Kämpfen. In den verschiedensten Formen gibt er im Grunde doch immer wieder sein eigenes Bildnis. In den feierlich-ernsten, erhabenen Klängen des „Weltkind“, in den jauchzenden Liebesgesängen, in den Tönen tapferer Resignation, durch die das bezwungene Weh nur wie ein leiser Unterton hindurchzittert, in den kleinen Liedern des „Kling hinaus“, die von Frühling und Liebe klingen und singen, in den kindlich naiven, traulichen Versen von Kinderlust und Kinderfreud' — immer ist's das innerste Sein des Dichters, das sich uns offenbart.

Von tiefstem, nachhaltigstem Eindruck sind wohl die seiner Gedichte, die er unter dem Titel: „Weltkind, Gesänge des Lebens und der Liebe“ herausgegeben hat. Sie sind in zweiter Auflage erschienen im Verlag von Joseph Singer, Straßburg i. E. — Weltkind — ein eigenartiger, ja irreleitender Titel! Völlig fern aber hat dem Dichter gelegen, was man so im Leben darunter versteht; auf der ersten Seite klärt er uns darüber auf, indem er dem Buche gleichsam als Geleitwort einige Sätze W. H. Riehls voranstellt, denen ich folgendes entnehme: Trotzdem war und blieb ich ein Weltkind in dem Sinne, daß mir Gott und Welt unlösbar verbunden erschien ... daß ich ein frohes und herzensreines Genießen des Daseins für religiöser erachtete, als griesgrämliche Weltflucht. . . .



Karl Engelhard.

Gott und die Welt unlösbar verbunden —! Das ist die Idee dieser Gedichte und zwar ganz besonders der Gesänge des ersten Teils: der Gesänge des Lebens. Der Dichter-Philosoph ist's, der hier redet, der hier mit Ideen ringt. Und der auch mit der Sprache ringen muß, um solch' abstrakte Begriffe in Versform zu kleiden. Seine ganze Welt- und Lebensanschauung legt er in diesen Gedichten nieder, eine Anschauung, die sein weiteres Schaffen, so verschieden auch in Form und Äußerung, durchdringt und einheitlich gestaltet.

Die phantastisch-pantheistische Naturphilosophie Giordano Brunos, Spinozas Ethik, Goethes freie Weltanschauung, seine Hingebung an die Natur, die ihm die höchste Gottesoffenbarung ist, haben seine Entwickelung beeinflußt. Wie sie, erkennt er Gott im All; wie sie, sucht er den Weltgeist, sucht ihm näher und näher zu kommen, in dem höchsten Wunsche, eins mit ihm zu sein. Der Mensch, der einst „in Gott ein Gedanke“ war, strebt nach Vollendung, nach Vereinigung mit dem Unendlichen, das seines Wesens Grund ist. Eine ewige Sehnsucht ist ihm daher eigen. — Unendlichkeit — das Wesen der Gottheit:

„Und ewig unerschöpflich ist der Gral.“

Geist der Welt! (S. 15.)

Geist der Welt,
Der du mit Sternen und Sonnen
Dein Antlitz verhüllst,
Mit sehrenden Wonnen
Die Seele mir hüllst,
Der du tief in mir lebst,
In mir wirkst und webst,
Hauch, der auf Blumen und Herzen fällt,
Geist der Welt,
Wie fühl' ich mich eins mit dir! . . .

Unendlichkeit — die ewige Liebe:

Licht der Liebe.
(S. 22.)

— — — — — — — — — —
Durchs Licht vom Lichte der Liebe
Scheint alles dir licht!
Und du selbst wirst Licht!
— — — — — — — — — —
Alles in Einem gelöst:
Das All selber das Eine,
Und du:
Des Alls ein seliges Tröpflein,
Glücklich und selig im Ganzen,
Das dich umwogt,
In dem du dich wiegest!
Du: In Gott der schönste
Gedanke:
Und ohne diesen Gedanken
Gott nicht Gott. . . .

Die Vereinigung des Endlichen mit dem Unendlichen das letzte Ziel. Wer so empfindet, für den hat der Tod keine Schrecken. Wie es im Gedicht „An den Tod“ (S. 36) heißt:

Aber dem Suchenden bist du kein Schrecknis:
Bote des Göttlichen,
Der du den trügerischen Schleier
Wegnimmst vom ewigen Sein! . . .

Für das Leben aber entsteht daraus ein jubelnd stolzes Gefühl: die Freude am Dasein, an der umgebenden Welt; nicht Weltflucht, Trauer und Buße, sondern ein frohes, herzensreines Genieß ein Aufgehen in all der Schönheit der Natur der sich Gott ja offenbart. So heißt's im „So tag“ (S. 19):

— — — — — — — — — — — —
Mit dem Windhauch
Schweb' ich übers sonnige Kornf
Wirr' ich in die Rankenhecken
Tauch' ich in den Glutschoß
Fiebernder Rosen . . .

Mit dem Sonnenstrahl
Hast' ich von Birkenblatt zu Birkenblatt,
Trink' ich Schönheit
Aus bläulich silbernem Quell . . .

Und am Schluß:

Wo bin ich?
Meine Gedanken, wo seid ihr?

Nein! Ich will ja nicht denken!
Fühlen! . . . Genießen! . . .
Vergehen!! . . .

So kann nur er den Sommertag genießen; so kann nur er sich am Frühling erfreuen!

Und Glück wird Wehmut, und die Lust wird Pein:
Ich möchte die Welt in mir umfassen,
Ich möchte Gott zugleich und Schöpfung sein!

Fast vermessen klingt's — und ist doch nicht vermessen, denn er ist ja ein Teil der Endlichkeit und der Unendlichkeit, ein Teil Gottes und des Alls. Ein Weltkind, das mit Gott unlösbar verbunden ist.

Eine starke Freude am Leben! Der Mensch ein Lebensbejaher im Gefühl seines Selbst (S. 32):

Fest wie eine Felsensäule
In der Brandung Wutgeheule
Steht der Mann, der an sich glaubt.

Und der Dichter, dem sich solche Erkenntnis aufgetan, wird ein „Dichterprophet" (S. 44):

Erst ein Ahnen ist's und Schweigen,
Wie ein Schauen in die Nacht,
Wenn sich letzte Wolken neigen
Und der erste Stern erwacht.

Plötzlich stehen tausend Sonnen —
Sonnen kreisen um sie her;
Wie aus unsichtbaren Bronnen
Überströmt dich's wie ein Meer.

Und von all dem Glanz durchdrungen,
Selber lauter Glanz und Licht,
Redest du in Feuerzungen —
Sieh, der Weltgott ist's, der spricht!

Das ist des Dichters philosophisch-religiöse Weltanschauung. Es ist gleichsam eine „Innere Schöpfung", wie er ein Gedicht, das solches ausspricht, betitelt. Diese Gedichte füllen die erste Hälfte der „Lieder des Lebens". Die andere Hälfte bildet schon mehr den Übergang zu den „Liedern der Liebe" des zweiten Teils. Sie sind voller Ahnungen und Hoffnungen, die auf die große Liebe vorbereiten. War's bisher Gott, Unendlichkeit, so verengert sich nun der Ring. Die Endlichkeit, die Welt, und in der Mitte der Dichter. An Stelle der unendlichen Liebe die endliche, die irdische zu einem Menschen.

Zur Freude am Dasein, zur Bejahung des Lebens hat er sich durchgerungen. Eines bleibt: die Sehnsucht nach Glück, die Sehnsucht nach Liebe. Die erst „lehrt dich, am Leben zu hangen". „Vita nuova"! Und immer stärker wird das Selbstbewußtsein, das Ich-Gefühl. Wenn der „Sturm" rast (S. 61),

Der Baumkronen wirrt,
Zweige knickt,
Dächer lüpft!

so ist es ihm, als wiege er ihn.

O meine Seele!
So vom Sturm gewiegt zu werden!

Auch das verleiht ihm neue Kraft auf seinem Wege hinan. Und wie ein König dünkt er sich, wenn er die Berge erklommen, wenn er die Höhen des Lebens erstiegen hat. Ein Siegergefühl!

König. (S. 62.)

All diese Berge sind mein!
Tausendtönig
Nah und fern
Grüßen mich ihre Wipfel als König,
Grüßen mich Gipfel und Wipfel als Herrn!

Wohl auch! Ich habe sie all erklettert,
Stürmend erobert hab ich sie mir! . . .

Im Rückblicken deucht ihn alles: „Glück" (S, 75):

— — — — — — — — — — — — —

Daß ich geglaubt, gezweifelt, gesucht,
Blitze geschleudert, gehadert, geflucht,
Daß ich empfand, was Freundesverrat,
Tränen vergoß auf zerschmetterte Saat,
Daß mich — wie oft! — der Hunger gequält,
Daß mir die Not mein Herz gestählt,
Daß ich der Willenskraft Segen genoß,
Kräftiger nur in die Blüte schoß,
Daß ich mein Ziel in die Sterne gesteckt,
Daß ich des Strebens Wonne geschmeckt . . . .
Krank! . . Nicht schau ich leidvoll zurück:
Alles, alles, alles war Glück!

Und immer höher steigen seine Gedanken. Mit der Lerche möchte er sich hinaufschwingen:

„Könnt' ich an deinen lichten Flügeln hangen,
Einmal, wie du, den Himmel offen seh'n!"

Da ruft ihm die Erde selbst ein „Zurück!" zu, damit der vermessene Flug nicht im Sturz ende. Ein Sohn der Erde, wie hoch sich sein Geist auch aufschwingt, bleibt der Mensch doch. Nur seine Sehnsucht reicht bis ins Sternenland. Seine „Höhensehnsucht". „Nimm mich, unsichtbares Glück!" Mit diesen Worten schließt der erste Teil des „Weltkind", die Gesänge des Lebens.

Große Probleme sind's, die der Dichter sich hier gestellt hat. Aber seine Kraft hat sie bezwungen. Vielleicht nicht für jeden. Denn Religion ist Gefühl,

nur Gefühl. Und jeder Mensch fühlt eben anders. Seine persönliche Weltanschauung ist's, was der Dichter hier niederlegt, ein Erzieher, der zuerst sich selbst erzogen hat. Mit leidenschaftlich bewegten Worten gibt er seinen hochfliegenden Gedanken in knapper Form Ausdruck; manchmal fast stürmisch und überschwenglich, wie überwältigt von seiner eigenen Gotttrunkenheit. Dann braust und schäumt es; doch bald klärt es sich wieder. Es liegt in den Versen eine fortreißende Gewalt; ganz besonders natürlich für den, der nicht widerstehen will, der sich die gleichen Ideen zu eigen gemacht hat. Die letzten Geheimnisse sind für uns ja unlösbar. Selbst dem Seherauge des Dichters gibt sie ihre Schleier nicht preis. Auch er kann nur ahnend daran tasten: kann nicht klären, was unerklärlich ist. — —

Der zweite Teil des „Weltkind" enthält die Gesänge der Liebe. Liebeslieder — — aber auch das Weib ist ihm ein Göttliches, die Liebe das höchste Mysterium. Wo reine, wahre Liebe ist, ist Gott. So sind all diese Lieder erfüllt von der größten Ehrfurcht vor dem Weibe. Nirgends eine Seichtheit oder gar Frivolität; nirgends leichtes Spiel. Überall heiliger Ernst. Selbst diese Liebeslieder sind mannhafte Poesie, ohne Sentimentalität. Und gerade darum wirken sie stark, durchwühlend, erschütternd.

Ganz zart zu Anfang! Fromme Klänge leiten sie ein:

Süßes Gnadenbild der Liebe,
Jungfrau, Mutter, Königin —
Nimm mit Kerzen und mit Rosen
Meine g a n z e S e e l e hin.

Nur wie eine Ahnung ist es erst. Noch ist es nicht das Weib. Aber bald verwandelt sich das Bild der Madonna in das Bild der Geliebten. So heißt es noch in dem Gedicht

M a d o n n a (S. 89).

Wie von deinem Antlitz her
Göttliche Anmut weht!
Sei, Madonna, mir gegrüßt,
Sieh mich im Gebet.

Aber die Schlußstrophe:

Schließt, o Augen, schließt euch zu:
Rosen im schimmernden Haar . . .
Rosen . . . Rosen . . . Licht und Gold . . .
Rosen! Wunderbar!

Es ist ja garnicht die Madonna; es ist die Geliebte selbst.

Waldstimmungen klingen hinein, Märchen, Traumbilder, in denen er sie erschaut, halb neckisch-süßes Spiel der Gedanken — — und gleich darauf die leidenschaftlich-stürmische „A p o t h e o s e" (S. 95), die beginnt:

Wär ich die Allmacht, schönes Weib,
Fort riß ich dich aus Staub und Sterben;
Jenseits des Todes sollt' dein Leib
Verklärtes, seliges Leben erben! . . .

Und weiterhin:

Um deine Hüften sollt' das Band
Des funkelnden Orion glimmern,
In deinem Haar, als Diamant,
Ließ ich die keusche Venus schimmern.

Schon das nächste ist das heiß beschwörende:

Z u m i r ! (S. 97.)

O komm, komm herauf unter zuckende Sterne!
Zu Tode j a u c h z e, was zweifelnd noch ringt!
Verzögerte Jahre vergessen lerne:
Zu mir! Zu mir! Wo so nah und so ferne
Der Himmel die Fackeln der Liebe schwingt!
Wo der Zitterwind schwelgt über Blüten,
Glühkäfer sein Liebchen sich wählt.
Wo der Urwald im Traume sich Mythen,
Wie Götter liebten, erzählt . . . .
Dein innerstes Wesen zu retten
Aus Widerspruch, Not und Wahn:
Wirf ab, wirf ab die Ketten,
Ich will dich auf Blumen betten!
Brich Bahn! Brich Bahn! Brich Bahn!
— — — — — — — — — — — — — —

Und immer leidenschaftlicher wird die Sprache. Dazwischen zarte, ganz zarte Töne, ein „Liebeslied in der Nacht", voller Sehnsucht, wie verhallend in dem großen Schweigen rings umher:

Leise . . . leise . . . .
Liebliche Weise,
Lehr mich vergessen, daß ich noch bin! . . .

Aber dann, auf der Höhe des Glücks, das jubelnde Triumphlied: „D u b i s t m e i n !" (S. 112) mit dem gleichen Anfang und Schluß:

Du bist mein! Du bist mein! Deine Kraft ist vergebens!
Nun bist du erlöst alles irdischen Strebens!

Doch wenig Seiten später das Erwachen: „N ä c h t l i c h e r K a m p f", (S. 116). Der Aufschrei eines Herzens:

Hilf, Gott, daß ich's Rechte mir wähle!
Aus Qual und Not,
Zwischen Liebesmacht und Menschengebot:
Rette mich, rette mich, Gott!!

Und der Kampf führt zum Sieg. Zur Resignation, zum Frieden. Nicht leicht. Nur durch Schmerzen und Sehnen und Entbehren.

U n s e r e G e d a n k e n. (S. 129.)

Die Nacht rauscht ächzend um mein Haus,
Des Weins entblätterte Ranken
Schlagen ans Fenster . . . Mein Licht lischt aus . . .
Wo treffen, wo küssen sich unsre Gedanken?

Im novemberreifflimmernden Waldgeheg?
Auf dem birknen Steg?
Wo der zitternde Mondschein blaß und blasser
Zuckt im dunklen, frierenden Wasser?
Wo schweigend vom fröstelnden Eichenbaum
Niedertaumelt der letzte Traum?
Wo vom Kreuz ins nebelnächtige Tal
Starrt des Göttlichen Schmerz und Qual?
An des Steinbruchs morschen Schranken? . . .
Wo treffen, wo küssen sich unsre Gedanken?

In den Wald flüchtet er mit seinem Leid, um Heilung zu finden. Um schließlich zu erkennen:

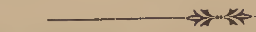
Erst wenn du deiner Wünsche dich
Dem großen All zugut begeben,
Genießest du dein wahres Ich,
Ist's ein Wollust dir, zu leben.
— — — — — — — — — — — —
Bis du gelernt: Daß dein Verlust
Und Schmerz des andern Glück bedeuten.

So findet er Frieden. Und so schließt sich auch der Ring aus Anfang und Ende.

Aus Nacht und Not und Schmerz und Leid
Hast du gerettet des Wesens Kern!

Viel heiße Leidenschaft ist in diesem zweiten Teil enthalten. Aber Leidenschaft, die bezwungen wird und umgewandelt in reine Sehnsucht, eins zu sein mit Gott und dem All. Über dem Endlichen steht das Unendliche. —

(Schluß folgt.)



Volksrätsel aus dem Vogelsberg.

Aus dem schriftlichen Nachlasse eines Bauern zusammengestellt von Dr. G. Schöner, Marburg.

1. Es war einmal eine schöne Figur,
Die Heurath', ehe sie alt war ein Uhr,
Und gebahr, ehe sie alt war ein Jahr,
Und Starb, ehe sie gebohren war.

Anm. Eva im Paradies ist gemeint; vgl. 1. Mose. Uhr statt Stunde, des Reimes wegen. Die Form Heu- statt Heiraten ist volksmundartlich.

2. Der Sohn ist eher gebohren
Wie der Vater, und hat eher gesogen
Wie die Mutter, und ward hernach ein starker Held
Und schlug das vierte Teil der Welt.

Anm. Kain soll es sein. Die vier Teile der Welt = Adam, Eva, Kain und Abel.

3. Der Weg war müde,
Das Brot hungerte,
Den Brunnen dürstete.

Anm. Jesus sagt Evang. Johs. 14, 6: „Ich bin der Weg"; Johs. 6 nennt er sich das ‚Brot des Lebens' und Johs. 4 ‚Wasser des Lebens' 2c.; vgl. Ev. Johs. 4, 7—42 (Wasser — Brunnen), daselbst Kap. 6 (Brot des Lebens).

4. Ich bin Jung gewesen und hab' Gott gedient,
Und bin Alt geworden und hab' keine Sünde gethan
Und bin doch nicht Seelig worden.

Anm. Es ist der Esel. der unseren Herrn Jesum getragen hat. In seinen ersten Lebenstagen auf der Flucht nach Ägypten und auch später, z. B. bei Jesu Einzug in Jerusalem.

5. Es sind fünf Schlüssel, deren sich niemand rühmen kann als Gott.
Erstens: der Schlüssel des Himmels, daß er Regen kann geben, wenn er will;
Zweitens: der Schlüssel der Erde, daß er allein dieselbe kann aufschließen und fruchtbar machen;
Drittens: der Schlüssel der Mutter, das er sie kan fruchtbar machen zu gebären und auch zu verschließen;
Viertens: der Schlüssel des Grabes, daß er uns aus demselben dermaleins wird auferwecken;
Fünftens: der Schlüssel der Höllen und des Todes.

Anm. Schlüssel des Himmels, vgl. 1. Mose Kap. 2 und 6—9 u. ö., Psalm 104, 13. Schlüssel der Erde, vgl. 1. Mose 1, 11 u. ö. Schlüssel der Mutter, vgl. 1. Mose 1, 28 u. sonst. Schlüssel des Grabes usw., vgl. Ev. Johs. 5, 21 f.; 2. Kor. 4, 14; 1. Kor. 15, 55 f. Archaisch: Erden, Höllen.

6. Zwey gehen,
Zwey stehen,
Zwey müssen wir haben,
Zwey kommen von sich selbst.

Anm. Sonne und Mond, Himmel und Erde, Feuer und Wasser, Tag und Nacht.

7. Wie viel wiegt der Mond?

Anm. Er hat allmonatlich vier Viertel, wie man zu sagen pflegt, also wiegt er 1 Pfund.

8. Ein Weg ohne Staub,
Ein Wald ohne Laub,
Ein Reich ohne Diebe,
Eine Gesellschaft ohne Liebe.

Anm. Auf dem Wasser, ein Fichtenwald, das Himmelreich, in der Hölle.

9. Es kann geraubt werden
Und ist doch nicht weg;
Es kann in viel hundert Teile geteilt werden
Und bleibt doch ganz.

Anm. Das Herz.

10. Eines faulen Vaters Kind
Und doch schneller wie der Wind.

Anm. Der Traum.

11. Es sind fünfundzwanzig Herrn,
Die die ganze Welt regiern;
Die essen kein Brot und trinken kein[en] Wein,—
Was mögen das für Herren sein?

Anm Die 25 Buchstaben. Brot und Wein bilden die einfachste Mahlzeit in Weingegenden, sonst gilt es irrtümlich als die kräftigste Mahlzeit. Gesetze bestehen aus Buchstaben

12. Ich bin ungebohren
Und reit auf ungebohren
Und sitzt auf meiner Mutter schwesterhaut.

Anm. Der ungeborene Prinz. Die sonst übliche Ausdrucksweise „Geborene So und So" hat nicht statt, auch bei der adeligen Mutter nicht. Sitzt statt sitz, wohl verschrieben. Was das sonstige Häßliche angeht, so mag seine Erklärung vorläufig ausstehen.

13. Zwei Arme und zwei Hände,
sechs Füß und nur zehn Zehen,
vier Füße nur im Gange —
wie soll ich das verstehen?

Anm. Ein Reuter.

14. Es reisten vier Brüder mit einander:
Der eine läuft und wird nicht matt,
der andre frißt und wird nicht satt,
der dritte säuft und wird nicht voll,
der vierte pfeift und wird nicht wohl.

Anm. Die vier Elemente. (Zeile 2 = das Wasser im Bach 2c.; Zeile 3 = das Feuer; Zeile 4 = Erde; Zeile 5 = der Wind, Sturm. Bei letzterer liegt vielleicht eine Textverderbnis vor: wirkt nicht wohl?)

15. Ein Augenblick ist meine Zeit,
doch kann ich viel verrichten,
und Werke für die Ewigkeit
in einem Nu vernichten.
Stumm bin ich stets, allein mein Sohn,
der ist zum Lerm gebohren,
von seiner Stimme Riesenton
erschüttert Herz und Ohren.

Anm. Der Blitz. — Mit dem lärmenden Sohn ist der Donner gemeint.

16. Es kam ein Männchen von Acken,
hat ein weißes Lacken,
wollte die ganze Welt bedecken,
konnt nicht über die Elbe strecken.

Anm. Der Schnee. Vgl. Hess. Bl. für Volkskunde II, 3 S. 234. Ist mit A. Aachen gemeint? Oder, ist es des Reimes wegen (vgl. Nr. 19) erfunden? Zeile 2 = Laken, Bettuch. Zeile 4: Warum nicht über die Elbe?

17. Die Mutter gebahr mich, aber bald hernach
gebahr ich die Mutter wieder.

Anm. Das Eis.

18. Es hat einen Mund, aber keinen Kopf,
es hat Arme, aber keine Hände,
läuft, hat aber keine Füße.

Anm. Ein Fluß; Mund = Mündung; Flußarme = Zuflüsse.

19. Es flog einmal ein Stork,
wolt über Dennemark.
Was führt er an seim linkenbein?
Ein Hammer und ein Schleifstein.
Was führt er an der Kron'?
Zwölf Junfern schön,
. . . .
Neun Fässerwein.
Das muß ein schöner Vogel sein.

Anm. Ein Schiff. Zeile 4 = das Wasserrad wohl und der Anker? Zwischen Zeile 6 und 7 scheint etwas zu fehlen. Zeile 6 = Jungfern; Beweis für die volksmundartliche Aussprache.

20. Ich habe Wasser und bin nicht naß,
ich habe Feuer und bin nicht heiß,
ich hänge am Creutze und bin nicht todt,
ich gelte Tonnen Goldes und wiege kein Loth.

Anm. Der Diamant. Zeile 3 = Kreuz, Brosche mit Diamant.

21. Meine Mutter, die mich nähret
und mir Leben angethan,
wird flugs von mir ohne Zahn
weggefressen und verzehret;
wenn sie aber jetzt will sterben,
muß ich mit ihr auch verderben.

Anm. Die Flamme des Feuers.

22. Ich habe keinen sichern Ort,
das leichste Lüftchen trägt mich fort,
so dick ich bin, hascht man umsonst nach mir;
mach ja die Augen zu, sonst, Leser schad ich dir.

Anm. Der Rauch. Zeile 2 statt ‚leichteste'; Beweis für die volksmundartliche Aussprache (vgl. Nr. 19).

23. Wenn er hell ist, ist es dunkel;
wenn er kalt ist, ist es warm;
wenn er warm ist, ist es kalt.

Anm. Der Ofen. Zeile 1 = zur Winterszeit, wenn die Tage kurz sind.

24. Es sind unser viele Tausend Brüder. In der Jugend kleiden wir uns grün, im Alter gelb, und wenn wir einmal das Haupt neigen, so ist das eine große Vorbedeutung, daß bald eine große Schlacht geliefert wird.

Anm. Ein Ofen voll Kohlen. Zeile 1 = die Bäume im Wald. Schlacht = das Kleinmachen des Holzes.

25. Ich bin ein ganz besondres Ding.
Mein Kopf ist rund als wie ein Ring,
doch hab' ich keine Füße.
Mein Körper ist zugleich mein Bein,
mich ziert ein Bart, so hart wie Stein,
den ich höchst ungern misse.

Allüberall in Dorf und Stadt
kann man mich nicht entbehren
und, wer mich bei dem Räthsel hat,
der kann es gleich erklären.

Anm. Der Schlüssel.

26. Hinten in der Kerbe
hat es ein Gewerbe,
da geht es auf und zu,
da find's im Leibe Ruh.
Neben in dem Hosenschlitz
da hat es seinen Sitz.

Anm. Ein Messer. Kerbe = Einschnitt, Einbiegung, in der sich die Klinge drehen kann. Gewerbe = wo die Niete sich befindet, der Drehbewegungspunkt. Zeile 5 = wie z. B. bei Zimmerleuten.

27. Es kam vom Leben, hat kein Leben
und kann doch jedem Antwort geben.

Anm. Die Feder (der früher übliche Gänsekiel). Vom Leben = von der Gans. Antwort = im Brief z. B.

(Schluß folgt.)

Der Mönch.

Eine Mär aus alter Zeit von H. Bertelmann.

(Schluß.)

Die Glocke von St. Nikolai schlug die fünfte Stunde, als er die Höhe über der Stadt erreicht hatte. Unwillkürlich fuhr er herum. Aus duftiger Grüne ragten Türme und Dächer. Rechter Hand grüßte das Kloster Ade, das ihn länger als ein Jahrzehnt beherbergte. Der frische Morgenhauch feuchtete sein Auge. Drohte nicht die Turmkuppel mit eisernem Finger? Die hatte wohl seine innersten Gedanken erraten. Des Pförtners Worte gingen ihm im Kopfe herum: Die Heimat hat ein Recht auf Dich. Darüber sinnend, verlor er das Bild der Stadt und schritt seines Weges. Bald hoben sich seine Augen dem neuen Ziele entgegen. Aus Morgennebel tauchte der Rücken des Wisseners majestätisch auf, die heilige Lade im Lande zu Hessen. Vom ausgefahrenen Wege zweigte sich zur Linken ein Pfad ab, der lief in einen lichten Buchenhain. Den wählte er.

Die Finken schlugen dem Lenze zu Lust und Kurzweil, der rüstig an der Arbeit saß. Niedriges Geäst enthüllte schon hier und da dem Morgenstrahle sein grünes Wunder. Das hemmte Martins Schritte. Er betrachtete wie ein Kind die zarten sich entfaltenden Blattgebilde.

Nun hatte er auch Augen für das besonnte Tal, das zu seiner Rechten lachte. Drüben an den steilen Kalkhängen des Meinhards mochten nun wieder all die heilkräftigen Kräuter aufblühen, die der alte Andreas kannte und sammelte. Und bald gab's auch im Weinberg wieder zu schaffen, den das Kloster hinter Grebendorf besaß. Ei ja, das war ein prächtiger Tag gewesen, die Weinlese im letzten Herbst. Ein Oktobertag voll Sommersonne. Und dann die nächtliche Heimfahrt! Er mußte lachen, als er daran dachte, und war doch damals so sehr darüber entrüstet, als der alte Kellermeister, seiner Sinne beraubt, mitten im Dorfe eine Jungfer umarmte. Den Winter durch hat er es in harter Buße bereut. — Immer klarer hoben sich die Höhen und Kuppen zur Rechten in den blauen Himmel. Immer froher atmete Martins Seele, und bald wurde er des Wortes inne, das Bruder Herbold in einer Plauderstunde zu ihm sagte: Gottes Wort, ein Tropfen Wein und eine Wanderung im Lenz — das sind drei herrliche Dinge.

Bald lief der Pfad bergab in die Honer Feldflur, in weitem Bogen um das Dorf herum hinab zur Wehre. Wie ein Königsbote kam sie herabgebraust durch den weiten Wiesengrund, wo sie das Blühen geweckt, um nun in überschäumendem Eifer dem Dorfe ihre wichtige Mär zu melden.

In hohen Hecken tauchte Martin unter. Plötzlich stockte sein Fuß. Durch eine Zaunlücke sah er am Flußufer zwei Mädchen stehen. Aus schneeweißen Hemdärmeln quollen rote Arme, die eifrig hin- und herfuhren, das hoch aufgeschichtete dampfende Garn zu spülen. Bald vernahm er aus ihrem Geplauder, daß sie abwechselnd ein Sprüchlein hersagten, daraus ihm nur der Name Holle verständlich war. Auf den Zehen näher schleichend, hörte er deutlich:

„Hulle, Hulle, Honne,
Frau Holle sitzt in der Sonne.
Sie sitzt hinterm Fensterladen
Und spinnt einen gold'nen Faden.
Sie webt ein golden Hemde
Fürn Liebsten in der Fremde.
Halli, Hallei,
Nun kommt der Mai." —

Die zweite fuhr fort:

„Hulle, Hulle, Hiese,
Frau Holle sitzt in der Wiese.
In Blumen wandelt sie den Schnee.
Aus grünem Gras und roten Klee,
Da flicht sie mir ein Kränzelein,
Schatz, wann soll die Hochzeit sein? —
Halli, Hallei.
Nun kommt der Mai."

Jetzt trat er rasch hinter den Haselbüschen hervor und stand dicht vor den aufschreienden Mädchen.

„Was singt Ihr da für heidnische Weisen? Warum nehmt Ihr nicht ein frommes Lied in den Mund, wie es Christenmenschen geziemt?"

Die sahen beschämt zu Boden, und weil sie keine Antwort wußten, rissen sie aus.

Da stand er nun neben dem dampfenden Garn wie ein Narr und hörte ein lustiges Kichern hinter der fernen Hecke. Der Tormann fiel ihm ein. Ihm war, als säße Frau Holle dahinter und lache ihn aus. Erzürnt über sich selbst, verließ er die Stelle und beschleunigte seine Schritte. Es dauerte gar nicht lange, da klang ihm laut dasselbe Lied im Ohre, das ihn verfolgte, bis er durch den Weingraben den Höhenzug erstieg, der das Wissenerland aus dem Wehretale heraushebt.

Die heilige Jungfrau rief er zu Hilfe und versprach sich ihr aufs neue.

An den Hängen mit südlicher Lage waren Männer und Frauen in den Weingärten beschäftigt. Er sah ihre fleißige Hantierung und wollte nicht ohne Gruß vorüber.

„Gott segne Eure Reben", rief er über den Zaun. Ein Bauer in vorgerückten Jahren zog sein Käppchen: „Großen Dank, er segne auch Euch. — Der Winter hat seinen Mann gestellt. Man sieht's jetzt, es ist viel erfroren. Ich denke, der Sommer läßt sich da auch nicht lumpen, und die Holle beschert uns etwas Feines."

Der Mönch fuhr zurück. War das noch Christenvolk zu nennen? „Wie kommt Ihr dazu, lieber Mann, Gott und die Holle in einem Atem zu nennen? Wißt Ihr nicht, daß das eine Sünde ist?" — Der Bauer sah zur Seite, als könne jemand lauschen und fuhr fort: „Die Holle eine Sünde? — Nein, das weiß ich doch besser. Für Euch Klosterleute wohl, das gebe ich zu, aber nicht für uns Bauern."

„Aber ich bitte Euch um alles in der Welt, womit wollt Ihr der Holle Wirken beweisen? Glaubt Ihr an den Gott, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde, dann ist für die Holle kein Platz mehr in Eurem Herzen, oder — Ihr seid ein Götzendiener." —

Der Bauer kniff die Augen zusammen und sagte halblaut: „Ich habe sie gesehen." Er deutete mit einer ehrfürchtigen Handbewegung zum Wissener: „Da macht mich niemand irre." Damit wandte er sich seiner Arbeit wieder zu.

„Hirngespinste!" meinte der Mönch verächtlich.

Da kam der Alte noch einmal an die Hecke und hob warnend den Finger: „Seht zu, daß Ihr der Holle nicht ins Gespinst geratet, Ihr könntet gar leicht zu Falle kommen."

Kopfschüttelnd stieg Martin bergauf. Es war ein wehmütiger Gruß, den er der heiligen Jungfrau sandte.

Ein gutes Stück der Hochebene, auf der Weidenhausen sich sonnte, lag bereits hinter ihm, als er die Augen emporhob. In langen, schwellenden Linien zogen sich die Kornäcker zum Dorfe hinauf. Dicht am Wege wurde ein Acker frisch bestellt. Die kräftigen Stiere standen dampfend am Ende, ab und zu nach dem Kleefelde gierend, das sie nicht zu erreichen vermochten. Ein rüstiger Sämann, das weiße Linnentuch um Nacken und Arm, schritt schwer über den lockeren Boden. Lichte Strahlen schienen seiner Hand bei jedem Tritt zu entfahren.

„Guten Morgen, und Glück zur Aussaat!" — Der Bauer erwiderte nichts, drehte sich noch nicht einmal um. Martin wiederholte seinen Gruß. Der Bauer wandte sich zwar, weil er am Ende war, aber den Wanderer würdigte er keines Blickes. Verdrießlich sah Martin dem unhöflichen Manne nach. Ob er taub war? Er blieb stehen und sah, wie sich seine Lippen unaufhörlich bewegten. Offenbar murmelte er einen Spruch. Neugierig wartete Martin das Ende des Werkes ab. Freudig kam der Bauer da auf ihn zu: „Guten Morgen auch, nehmt es nicht übel, daß ich Euren Gruß unerwidert ließ. Leinsamen, hat mein Vater gesagt, soll man stillschweigend säen und den Namen der Frau Holle dabei auf den Lippen haben, dann wird der Flachs gut gedeihen."

„Wo steht das geschrieben," platzte Martin heraus, „daß die Holle die Saat segne?" —

Der Bauer machte ein eigentümliches Gesicht. „Wo das geschrieben steht?" wiederholte er gedehnt. „Ihr frommen Mönche glaubt nur an das, was in Euren Büchern geschrieben steht. Unsereins kennt kein Buch." Er machte eine bezeichnende Handbewegung über die Flur: „Das ist unser Buch, dahinein schreibt sich die Holle." Darauf spannte der Bauer seine Tiere an den Wagen.

Martins Augen schweiften unruhig über das Gefilde. Wie einer, der ein Buch lesen möchte, aber keinen Buchstaben kennt, stand er da. Der frische Erdgeruch drang in seine Nase. Und wieder gedachte er des Wortes: Die Heimat hat ein Recht auf Dich.

Grüßend verabschiedete er sich. Als seinen Augen der Wissener in seiner ganzen Größe sonnbeschienen sich zeigte, stieg etwas Unnennbares in seiner Seele auf, das seine Sinne verwirrte. Ihm war, als müsse er hier in die Knie sinken und beten. Mutig schritt er mitten durchs Dorf. Unter der Linde am Anger sang ein Rudel Kinder. Und was sie sangen, das hieß ihn stille stehen. Das Lied seiner Jugend. Nun frischte es sein Erinnern wieder auf. Er lauschte:

Frau Holle, Frau Holle, schenk unserm Schäflein Wolle
Und unsrer schwarzweißbunten Kuh
Ein kleines Kälbchen auch dazu!

Frau Holle, Frau Holle, schenk unserm Schäflein Wolle!
Pflanz Blumen bunt vor unser Haus,
Wir bringen Dir den ersten Strauß!

Frau Holle, Frau Holle, schenk unserm Schäflein Wolle
Und Rosen bald dem Heckendorn
Und unsern Feldern Kraut und Korn!

Frau Holle, Frau Holle, schenk unserm Schäflein Wolle.
Ich heiße Karl und ich Karlein,
Und bring uns bald ein Brüderlein!

Da sah er sich als Kind im fröhlichen Kreise, und eine Träne weihte er seliger Zeit. —

Wehmütig schied er von der Jugend. Nach dem letzten Hause stand wieder der Berg vor ihm. Seine Seele war still und feierlich geworden, als ginge es zum Könige. Von der Straße bog er ab. Durch den Gartenbluft lockte der Pfad. Als er über das Bächlein sprang, war ihm so leicht, als trüge er keine Kutte mehr.

Die Gartentür, die er suchte, war wie einst noch unverschlossen und leicht angelehnt. Er schritt hindurch. Der Nußbaum, dessen Äste ihn manchmal getragen, stand noch so behäbig breit da wie einst. Des Vaterhauses Giebel schimmerte noch hell hindurch, denn die braunen Triebe wagten sich erst zag hervor. Einen Augenblick besann er sich. — Nein, er wollte nicht. Fremden Menschen auf der Schwelle des Vaterhauses als den Herrn begegnen, schneidet ins Herz. So schwang er sich über den Zaun.

Da stand auch schon die Nachbarin in der Tür, die ihn beobachtet hatte.

„Der Martin! Na ja! Sollt' man's denn glauben! — Aber schön steht Dir's nicht, das braune Klüftchen. Deine Mutter müßt' Dich sehn! Na, nun komm und tritt näher."

Die geschwätzige Frau schob ihn ins Haus wie ihren Sohn und bewirtete ihn wie einen Fürsten. Und sie setzte sich zu ihm und sprach von dem, was ihm lieb war. Er fragte nach seiner Gespielin. „Die ist mit dem Vater in die Sooden gegangen", sagte die Bäuerin. „Zum Nachmittage wird sie wieder da sein, dann geht sie mit Dir zum Friedhof und bringt Dich heute Abend in die Probstei." —

„Ach, der Martin", sagte das Mädchen in beinahe mitleidigem Tone, als es auf die Schwelle trat. Mit Befremden merkte Martin, wie sie zögerte, näher zu treten. Er hatte von einem jubelnden Gruße geträumt. Als ihre tüchtige Arbeitshand in der seinen lag, zitterte er.

Der Vater kam, und das Erzählen und das Fragen und das Verwundern fing von vorn an. Wie sie ihre Erinnerungen auskramten, tanzten Kutte und Kittel bunt durcheinander, und in des Mönches wundersame Klostermären mischten sich die uralten Melodien von Hochzeit, Kindbett und Totenbahre. Das Mariechen saß still dabei. Manchmal huschte ihr ernster Blick über das sonderbare Kleid des Gastes. Dann suchte der ihre dunkeln Augen wie der Nachtverirrte die Sterne.

Die Sonne sank. Da trat die Mutter ans Fenster und sagte: „Heute gibt es noch was. Hinter dem Wissener braut es. Es ist besser, Mariechen, Du gehst mal mit dem Martin auf den Friedhof."

Nach einer Weile stand das Mädchen mit schwarzer Schürze und schwarzem Tuch in der Tür. Schweigend gingen sie nebeneinander. An frischen, blumengeschmückten Hügeln führte sie ihn vorbei. Auf einen Rasenhügel deutete sie dann: „Da liegt Deine Mutter."

Mit gefalteten Händen starrte Martin zu Boden und dachte: „Hättest Du doch den Rosenstock hierhergepflanzt." Doch fuhr er plötzlich auf, als er sich bei diesem sündlichen Gedanken ertappte, und nahm dem Mädchen das Versprechen ab, das Grab zu schmücken. Noch manchen Hügel suchten sie auf, und liebe Namen wurden genannt. Dann wollte ihn das Mädchen durchs Dorf in die Probstei bringen. Er aber wünschte, noch einmal um die Gärten herumzugehen. So traten sie durch die Lücke der Friedhofshecke ins Freie. Es dunkelte schon, drohendes Gewölk lag hinter dem Wissener, und eine beängstigende Schwüle machte sich bemerkbar. — So erreichten sie den Garten wieder, nach dem sein Trachten stand. Unter der Eiche lud noch die bemooste Steinbank zum Sitzen ein. Aus dem Beet davor leuchteten, noch im Dunkel erkennbar, Osterschellen, Primeln und Ranunkeln wie einst. Martin erzählte von dem Klostergarten und dachte daran, wie seine Liebe für das Blühen von diesem Beete ausgegangen war. Das Mädchen schaute träumend über den Erlengrund hinaus zum Holleborn. Dahin wollte sie morgen in der Früh, wenn der Schatz ans Fenster pochte, einen frischen Blumenstrauß tragen, der Holle zum Opfer.

Am Firmamente leuchtete es grell auf. Ein Donner folgte. „Das Wetter kommt", sagte das Mädchen.

In Martins Seele wachte der Jugendtag auf und sah ihn mit hellen Augen an. Ihm war zum Jauchzen und Springen wie einst. Da faßte er des Mädchens Hand und sagte: „Mariechen, es wäre besser gewesen, meine Mutter hätte mich daheim gelassen. Es ist so schön, daheim zu sein."

Das Mädchen zog sachte die Hand wieder zurück und sagte: „Martin, Du bist ein heiliger Mann."

Das Wetter kam näher. Schon fielen einzelne Tropfen. Kaum sahen sie ihre Gesichter.

Da breitete Martin seine Arme aus, das Mädchen zu umfassen: „Denkst Du noch" —. Weiter kam er nicht. Sie stieß ihn hart zurück. Er taumelte auf die Bank. Unter dem furchtbar sich entladenden Wetter floh das Mädchen davon.

„Heilige Jungfrau, was tat ich!" rief der Mönch und rang die Hände zum Himmel. Todesangst überkam ihn. Er rannte zum Garten hinaus und stürzte hinunter in den Erlengrund. Aber bald trieben ihn die rauschenden Fluten zur jenseitigen Höhe hinauf. In rasender Eile floh er mit dem Wetter dahin über weites Feld. Wieder ging es einen steilen Hügel empor. Alte Linden rauschten da. Weiter wollten ihn seine lehmbeladenen Füße nicht tragen. Er brach zusammen.

Das Wetter zog über ihm dahin. Die Wolken zerrissen, und hier und da guckte neugierig ein Stern. Martin schlug die Augen auf. Aus den Nebelmassen quoll eine zaubrische Helle herzu und nahm Gestalt an, die Gestalt eines Weibes.

„Ja, Du bist es", schrie er und stützte den Oberkörper einen Augenblick krampfhaft. „Du lebst!" — Ohnmächtig schlug er zu Boden.

Die Augen tat er nicht mehr auf, aber sein Ohr vernahm eine Stimme, die Stimme der Frau Holle: „Tor, der mich tot wähnte! Nun mußt Du mich vor dem offenen Angesicht der Natur bekennen. — Hinter Mauern und Folianten sitzt Ihr, Ränke zu spinnen, wie man die Menschheit am besten entwöhnt, den Lehren zu lauschen, die Wald und Flur erteilen! Was alternde Menschen einst gelallt, darüber zermartern sie sich die Köpfe so lange, bis sie die ewig neue Sprache der Dinge draußen nicht mehr verstehen. Ach, wie sie sich abmühen, die Welt vorwärts zu bringen! Aber mit der brennenden Wunde ihrer Irrtümer kehren sie alle zu mir zurück, heilenden Balsam zu atmen in der langentbehrten Weite meines Reiches." —

Noch einmal raffte er sich auf. Nur wenige Schritte weit fiel er wieder hin. Ihm war, als würde er von heißen Händen gehalten. Dann fühlte er, wie sein Leben langsam erlosch, wie sein Leib erstarrte. — Am andern Morgen sahen die Leute eine Steinsäule unter den Linden stehen, die hatte die Gestalt eines Mönches. Sie steht heute noch da und starrt zum Wissener hinauf.

Aus Heimat und Fremde.

Am Todestag des letzten Kurfürsten von Hessen war seine mit prachtvollen Kranzspenden geschmückte Ruhestätte wieder das Ziel zahlreicher Besucher.

Hessischer Geschichtsverein. Zu Eingang des am 4. Januar abgehaltenen wissenschaftlichen Unterhaltungsabends des Kasseler Geschichtsvereins gab der Vorsitzende General Eisentraut einige sehr amüsante Proben von Neujahrsglückwünschen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Rechnungsdirektor Woringer behandelte, seinen Vortragszyklus über westfälische Offiziere fortsetzend, den Lebenslauf des westfälischen Artilleriekapitäns Johann Michael Bach. Auch dieses interessante Lebensbild werden wir im Wortlaut veröffentlichen. Sodann wurde das Lied eines hessischen Unteroffiziers auf die Schlacht von Krefeld verlesen, das 1834 dem Pfarrer zu Velmeden von einem hessischen Soldaten in die Feder diktiert war. Der Vorsitzende ließ eine Anzahl farbenprächtiger Photographien zirkulieren, die dem Verein von Herrn Hosbach-Philadelphia übersandt waren und einzelne Partien des „Yellowstone National-Parks" in Nordamerika darstellten; dieser Park bietet bekanntlich das großartigste Beispiel von Erhaltung eines Naturdenkmales, da der gesamte Park von der Nation angekauft und dadurch für alle Zeiten geschützt ist. Weiter wurde ein von Sanitätsrat Dr. Schmelz in Elgershausen übergebener Aufnahmebrief eines Feldtrompeter-Lehrlings vom Jahre 1732 vorgelegt und vom Vorsitzenden erläutert. Oberzollsekretär Badenhausen zeigte einen in seinem Besitz befindlichen Säbel, der als ein solcher hessischer freiwilliger Jäger aus 1814 festgestellt wurde. Geh. Justizrat Büff brachte zum Schluß noch ein sehr interessantes Thema zur Sprache. Landgraf Philipp der Großmütige soll, als er aus Mecheln aus der Gefangenschaft zurückkehrte, am 10. September 1552 in Simmersbach bei Dillenburg auf dem Wege bei dem Dorfe von seinen Söhnen empfangen worden sein, und hier, auf der ehemalig hessen-nassauischen Grenze, soll man der Überlieferung nach einen jungen Buchenstamm gepflanzt haben. Die Buche steht noch jetzt, wenn auch mit ausgehöhltem Stamm, und Geheimrat Büff hat sich der Mühe unterzogen, den historischen Kern dieser Überlieferung festzustellen. Nach Mitteilungen des Staatsarchivs zu Wiesbaden ging der Reiseweg Philipps von Mecheln aus über Jülich, Siegen, Dillenburg und Marburg. Aus den bisherigen Feststellungen dürfte sich vorläufig schon ergeben, daß die frühere Annahme, der Landgraf sei während eines Sonntages in seiner Residenzstadt Kassel angekommen, nicht mehr aufrecht zu erhalten ist.

In der Sitzung des Marburger Geschichtsvereins am 12. Januar sprach Prof. Dr. Maaß über den Matronenkult im Limesgebiet. Redner ging von der Tatsache aus, daß, wie im römischen Germanien, so auch innerhalb des römischen Limesgebiets häufig sog. Matronensteine gefunden werden, Altäre und bildliche Darstellungen, die mit und ohne Inschriften mütterlichen Gottheiten gewidmet sind. Diese gütigen Naturwesen müssen, wie Redner nachwies, keltischen Ursprungs sein. Man brachte ihnen die Erzeugnisse der Felder und Gärten dar, widmete ihnen Flurumgänge, und sie waren es wohl auch, denen in der Nacht der Jahreswende ein Opfermahl in den Privathäusern bereitgestellt wurde. Die alte Kirche hat gegen dieses Heidentum mit allen Mitteln geeifert.

Fuldaer Geschichtsverein. Die diesjährige Generalversammlung des Fuldaer Geschichtsvereins fand am 14. Januar im Stadtsaal zu Fulda statt. In Vertretung des verhinderten Vorsitzenden Oberbürgermeisters Dr. Antoni begrüßte der stellvertr. Vorsitzende Prof. Dr. Leimbach die zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde des Vereins und gab gleichzeitig einen kurzen Überblick über das verflossene Vereinsjahr. Wir entnehmen diesem, daß die Zahl der Mitglieder im Laufe von 1908 von 120 auf 134 gestiegen ist, daß der Verein mit 76 Vereinen und Gesellschaften in Schriftenaustausch steht, sowie daß eine Auskunft, die sich auf die Abstammung des livländischen Geschlechts der Freiherren v. Stackelberg (das, wie vielfach angenommen wird, von dem alten Geschlechte der Steckelberg im Hessischen abstammen soll) bezog, erteilt worden ist. Ferner teilte der stellvertr. Vorsitzende mit, daß der diesjährige Sommerausflug nach Rasdorf erfolgen solle, und daß sich zu weiteren Vorträgen für diesen Winter (Januar—April) die Herren Prof. Dr. Richter, Prof. Vonderau und Oberbürgermeister Dr. Antoni bereit erklärt hätten. Nachdem dann der Kassenbericht vorgetragen, dem Schatzmeister Entlastung erteilt und durch Zuruf der bisherige bewährte Vorstand wiedergewählt worden war, erteilte der stellvertr. Vorsitzende dem Prof. Dr. Haas-Fulda das Wort zu seinem Vortrag: „Über Rübels Angriffe auf die bona fides der Gründer Fuldas.“ Der Vortragende führte aus, daß der Dortmunder Professor Dr. Rübel in seinem Werke „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volkslande“ behaupte, das Fuldaer Land sei um die Mitte des 8. Jahrhunderts keine solitudo gewesen. Die Gründer des Klosters Fulda hätten dies wohl gewußt und deshalb ihre widerrechtliche Okkupation auf alle Weise zu verschleiern gesucht. Ehe der Redner die von Rübel ins Feld geführten angeblichen Beweisgründe würdigte, erinnerte er in aller Kürze an die wichtigsten Tatsachen der Gründungsgeschichte des Klosters, deren Kenntnis zum Verständnis der weiteren Ausführungen erforderlich war, legte dann dar, in welch neuer Beleuchtung Rübel sie erscheinen lassen möchte, und widerlegte eingehend die von diesem Historiker aufgestellten, mehrfach geradezu phantastischen Behauptungen. Am ausführlichsten beschäftigte sich Redner mit der auf den ersten Blick allerdings auffälligen Tatsache, daß schon um 747 weitab von den beiden die silva Buchonia durchziehenden Handelsstraßen liegende Hügel und Bäche Namen führen. Er wies nach, daß alle wirklich alten (vorgermanischen) Flurnamen in nächster Nähe der beiden Straßen liegende Berge und Flüsse bezeichnen, während sich alle übrigen restlos aus bekannten germanischen Stämmen herleiten ließen und augenfällig einer späteren Schicht angehörten. Zwei Flurnamen lassen sogar deutlich erkennen, daß sie erst nach der Gründung des Klosters Fulda erfunden worden sind: der Uchtinabach (der von Osten kommende Bach) und der Sudromilbach (von Süden kommende Sandbach). Denn sie zeigen, daß sie mit Beziehung auf einen Mittelpunkt gegeben worden sind, und dieser kann nur das Kloster Fulda sein. Wie Rübels Konstruktionen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte von der Kritik nahezu einstimmig abgelehnt worden sind, so wies auch der Redner die angeblich neuen und sicheren Ergebnisse von Rübels Schrift in der für Fulda besonders interessierten Nebenfrage ortsgeschichtlicher Natur nachdrücklich zurück. — Der Vortragende verstand es, das Ergebnis seiner Untersuchungen in anregender Form darzulegen und erntete zum Schluß reichen Beifall. Prof Dr. Leimbach gab dem Dank der Versammlung noch besonderen Ausdruck und ergänzte das von Prof. Dr. Haas entworfene Bild mit einigen Strichen; er war mit dem Vortragenden der Überzeugung, daß es nicht konfessionelle Vorurteile seien, die Rübel zu seinen falschen Schlußfolgerungen geführt hätten.

Seinen 80. Geburtstag beging am 3. Januar in Sonnenberg bei Wiesbaden Geheimrat Dr. Konrad Duden, der 30 Jahre lang Direktor des Hersfelder Gymnasiums war. Duden ist in ganz Deutschland bekannt als Verfasser unserer orthographischen Wörterbücher und war auch Mitarbeiter an dem amtlichen Regelbuch. Er hat sich wie kein zweiter verdient gemacht um die Rechtschreibung nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich und der Schweiz.

Museumsverein der Grafschaft Schaumburg. Das für die Sammlungen dieses Vereins in Rinteln bestimmte Haus ist jetzt aufs zweckmäßigste hergerichtet. Zwei Räume im zweiten Stock dienen lediglich dem Andenken Dingelstedts. Von den Kindern des Dichters, Freiin Susanne v. Dingelstedt und Freifrau Gabriele v. Preschem in Graz, sowie Major Freiherrn v. Dingelstedt in Wien wurden Bibliothek und Studierzimmereinrichtung ihres Vaters gestiftet, der ja in Rinteln einen Teil seiner Jugend verbrachte.

„Hier hab' ich so manches liebe Mal —." Franz Dingelstedt, dem Dichter, und Gustav Pressel, dem Komponisten des Weserliedes, soll bei Münden ein Denkmal gestiftet werden, wozu bereits 700 M. eingingen. Gaben nimmt die Kreditbank in Hann.-Münden entgegen.

Aus dem Reinhardswald. In den hessischen Reinhardswaldorten ist nunmehr die Ablösung der den Einwohnern zustehenden alten Hausforstgerechtsame erfolgt; die letzten Abfindungstermine fanden kürzlich mit den Gemeinden Wilhelmshausen, Holzhausen und Knickhagen statt. Die Abfindungsbeträge in den einzelnen Gemeinden betragen je nach der Größe der Berechtigung zwischen 1200 und 64000 M. Den meisten Gemeinden wird vom Forstfiskus Waldland abgetreten, einzelne Gemeinden erhalten ihre Abfindungssumme auch in bar ausgezahlt.

Das „Schimsheimer Rathaus", wie die mehr als tausendjährige Ulme in Schimsheim (Rheinhessen) genannt wird, ist jetzt unter Denkmalsschutz gestellt worden. Sie hat einen Umfang von 15,5 m. Vor 50 Jahren etwa durch den Blitz getroffen, brannte sie fast ganz aus und wurde neuerdings mit 27 Raummeter Sand ausgefüllt und vermauert.

Todesfälle. Am 4. Januar verschied plötzlich im 67. Lebensjahr der Glasermeister und Stadtverordnete Heinrich Schäfer in Kassel. Schäfers Name ist auf das engste mit der Geschichte der ehemaligen freiwilligen Feuerwehr verbunden, als deren Kommandant er am 1. Oktober 1907 die Auflösung des freiwilligen Feuerlöschkorps vollzog, dem weit über ein Menschenalter hindurch seine ganze Kraft gegolten hatte. Seiner Feder entstammt auch die aus diesem Anlaß verfaßte, auch von uns seinerzeit gewürdigte Geschichte des Korps. Heinrich Schäfer, am 11. Dezember 1841 als Sohn des Glasermeisters Hermann Karl Schäfer in Kassel geboren, gehörte von 1889 bis 1898 dem ständigen Bürgerausschuß und von da ab bis zu seinem Ableben der Stadtverordnetenversammlung als Mitglied an. In dieser Stellung hat er sich nicht nur auf dem Gebiet des Feuerlöschwesens, sondern u. a. auch auf dem der Armenpflege dauernde Verdienste erworben. Schäfer war langjähriges Vorstandsmitglied des Handels- und Gewerbevereins, Mitbegründer der Kasseler Turngemeinde sowie Ehrenmitglied und Kolonnenführer der Sanitätskolonne vom Roten Kreuz. Eine durch und durch ehrenhafte, charakterfeste und zielsichere Persönlichkeit, genoß Schäfer hohes Ansehen in allen Bevölkerungsschichten. Durch mancherlei Enttäuschungen hatte er sich den Idealismus, mit dem er als junger Mann namentlich die Ereignisse von 1870/71 begleitet hatte, nicht nehmen lassen. Und so konnte er, selbst begeistert und unterstützt durch eine nicht gewöhnliche Redegabe, wenn er bei ernsten oder festlichen Anlässen das Wort ergriff, seine Hörer zu begeisterter Stimmung fortreißen.

Gleichfalls zu den bekanntesten Kasseler Persönlichkeiten gehörte der am 7. Januar im 78. Lebensjahre verstorbene Hofuhrmacher Johann David Grau, dessen Geschlecht sich bis ins 15. Jahrhundert zurückführen läßt und in der Ortschaft Braach bei Rotenburg a. d. Fulda seinen Ursprung hat. David Grau, am 27. März 1831 als Sohn des Kreisphysikus Dr. Georg Wolrad Grau in Gelnhausen geboren, lernte als Uhrmacher in Hanau, ging später als selbständiger Uhrmacher nach Bad Nauheim, heiratete die älteste Tochter seines früheren Chefs, des Uhrmachers Heinrich Kochendörffer in Kassel, wohin er 1865 übersiedelte, um das Geschäft seines Schwagers, des Hofuhrmachers Heinrich Kochendörffer jun. käuflich zu erwerben. 1891 trat der älteste Sohn Heinrich Grau als Teilhaber ein.
(Hess. Post.)

Verschiedenes. Kürzlich waren 40 Jahre verflossen, daß der südliche Turm des Fritzlarer Domes bei einem orkanartigen Sturm umstürzte. In der gerade bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche kamen dabei 21 Menschen ums Leben. — Am 13. Dezember wurde die größte Domglocke „Osanna Bonifatius" des Fuldaer Domes aufgezogen. Die nach mittelalterlichen Mustern gewählten Ornamente und Typen der neuen Glocke sind so korrekt, scharf und schön, wie man sie nur selten findet. — Eines der ältesten Gasthäuser Deutschlands, das 1428 eröffnete Gasthaus „Zum Mohrenkopf" in Frankfurt a. M., wurde jetzt für immer geschlossen.

Hochschulnachrichten. Marburg: Den ordentlichen Professoren Dr. Kayser und Dr. v. Sybel, sowie dem außerordentlichen Professor Dr. v. Drach ist der Charakter als Geh. Regierungsrat verliehen

und den Privatdozenten Dr. Sauerbruch, Dr. Jahrmärker und Dr. Krauß in der medizinischen Fakultät das Prädikat „Professor“ beigelegt worden. Der außerordentliche Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik Dr. med. Schwenkenbecher wurde zum Leiter der inneren Abteilung des städtischen Krankenhauses zu Frankfurt a. M. ernannt. — Gießen: Der bisherige ord. Professor Dr. Rachfahl wurde zum ord. Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Kiel ernannt. — Innsbruck: Der Ordinarius für kosmische Physik in Innsbruck Dr. Wilhelm Trabert (aus Frankenberg in Hessen) wurde zum Nachfolger des verstorbenen Hofrates Professor J. M. Pernter an der Wiener Universität ernannt.

In Nr. I der „Mitteilungen des Verbandes der Kriegsfreiwilligen“ vom Jahre 1909 findet sich auf S. 1158—60 eine kurze Beschreibung der Beschießung von Sèvres am 21. Dezember 1870 während eines großen Ausfalles der Franzosen bei Lebourget von Baron F. v. Gilsa.

Eingegangen:

Hamarsheimt. (Des Hammers Heimkunft.) Eddisches Mysterium von Karl Engelhard. Straßburg i. E. (Verlag von J. Singer) 1909.

H. J. Chr. von Grimmelshausen. Der abenteuerliche Simplicissimus. Taschenausgabe in drei Bänden. Insel-Verlag zu Leipzig. Preis gebunden 8 M.

Lagerkatalog (Städte-Münzen und -Medaillen) von Joseph Hamburger in Frankfurt a. M. Januar 1909.

Geschichte des Kirchspiels Netra. Von A. Becker, Pfarrer. 119 Seiten. Wanfried (Druck und Verlag von Karl Braun) 1908. Preis geb. 1,50 M.

Personalien.

Verliehen: dem Oberstaatsanwalt Viebig zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 2. Kl.; dem Justizrat Laymann zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Bergassessor von Löwenstein zu Löwenstein in Essen und dem Gutsbesitzer Bopp zu Kleinseelheim der Kronenorden 4. Kl.; dem Pfarrer Seelig zu Heiligenrode, dem Justizrat Dr. Rothfels und dem Bankrat Krack zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Kreisarzt Medizinalrat Dr. Heinemann zu Kassel der Charakter als Geh. Medizinalrat; den Ärzten Dr. Froelich zu Kassel und Köbrich zu Trendelburg der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Regierungsrat v. Unruh zum stellvertr. Vorsitzenden des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung in Kassel; Regierungsassessor Graf zu Solms-Laubach zum Landrat des Kreises Lüchow; Gerichtsassessor Weidemann zu Grebenstein zum Amtsrichter in Jerichow; Forstassessor Engelhardt zu Hersfeld zum Oberförster in Xanten; Forstassessor Großcurth zu Veckerhagen zum Oberförster ohne Revier; Gerichtsassessor Beck zum Landesassessor des Bezirksverbandes des Reg.-Bez. Kassel; die Referendare Flies, Kästner, Keßler und Schnurre zu Gerichtsassessoren; der bish. stellvertr. Handelsrichter Stadtrat Schmitt-Falkenberg zu Kassel zum Handelsrichter; Brauereidirektor Wentzell zu Kassel zum stellvertretenden Handelsrichter.

Wieder ernannt: Kommerzienrat Plaut zu Kassel zum Handelsrichter; Bankier Karl Koch zu Kassel zum stellvertretenden Handelsrichter.

Erteilt: dem General der Infanterie Freiherrn von Scheffer-Boyadel, kommandierendem General des XI. Armeekorps, die Erlaubnis zur Anlegung des ihm verliehenen Großkreuzes des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens; dem Notar Justizrat Laymann zu Kassel die nachgesuchte Entlassung aus dem Amte.

Beauftragt: der Pfarrer extr. Feist mit der Versehung der Pfarrstelle zu Rosenthal.

Versetzt: Regierungspräsident v. Baumbach von Osnabrück nach Breslau; Regierungsrat Niemöller von Magdeburg nach Kassel; die Postdirektoren Herbing von Bebra nach Neuß und Korff von Neuß nach Eschwege; Ober-Postinspektor Behne in Aachen als Postdirektor nach Bebra.

Geboren: ein Sohn: Dekorationsmaler Julius Scheele und Frau, geb. Schmidtmann (Kassel, 4. Januar); Dr. med. Hans Boedicker und Frau Kläre, geb. Bättenhausen (Berlin, 10. Januar); Dr. med. Sehlbach und Frau Lina, geb. Förster (Rinteln, 10. Januar); Dr. phil. Hans Bauthieu und Frau Albertine, geb. Credé (Neuhof bei Hildesheim, 12. Januar); — eine Tochter: Kunstmaler Arthur Ahnert und Frau (Kassel, 16. Januar).

Gestorben: prakt. Arzt Dr. med. Karl Becker (Marburg, 29. Dezember); Privatmann und früherer Bürgermeister Johannes Scherb, 80 Jahre alt (Waldau, 31. Dezember); Rektor a. D. Karl Bachmann, 74 Jahre alt (Kassel, 3. Januar); Kgl. Landmesser und techn. Eisenbahnsekretär a. D. Franz Karl Kerber, 68 Jahre alt (Kassel, 3. Januar); Frau Eugenie Scriba, geb. Wieland, Gattin des Oberamtsrichters Geh. Justizrats Dr. Scriba, 51 Jahre alt (Alsfeld, 3. Januar); Glasermeister und Stadtverordneter Heinrich Schäfer, 67 Jahre alt (Kassel, 4. Januar); Kgl. Hof-Uhrmacher Johann David Grau, 77 Jahre alt (Kassel, 7. Januar); Amtsrichter a. D. Adolf Dedekind, 41 Jahre alt (Braunschweig, 7. Januar); Frau Emily Keseberg, geb. Lohr (aus Hofgeismar), 31 Jahre alt (Davos, 10. Januar); Stadtverordnetenvorsteher Georg Müller, 78 Jahre alt (Rotenburg, 13. Januar); Postdirektor August Schlifter, 62 Jahre alt (Kassel, 15. Januar).

Briefkasten.

B. in Rinteln, E. in Swinemünde. Sie erhalten in diesen Tagen brieflich Antwort. Freundlichen Gruß.

v. u. z. G. in Gilsa. Wir denken den Beitrag in nächster Nummer bringen zu können.

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland“ weiter ein: Von Dr. W. Sch., Minden 10 M., Brüder R., Kassel 5 M. Gesamtsumme bis jetzt **186 M. 40 Pf.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 3. 23. Jahrgang. Kassel, 3. Februar 1909.

Heinrich von Schönfeld.

Ein Beitrag zur Berichtigung der Matrikel des Schwarzen Adlerordens von Dr. Philipp Losch.*)

Daß selbst so hochoffizielle, aktenmäßig von sachkundigen Historikern bearbeitete Publikationen wie die Matrikel der Ritter des Schwarzen Adlerordens einen Irrtum enthalten können, das möchte ich im folgenden zu beweisen suchen. Seit längerer Zeit interessiere ich mich für die Lebensgeschichte des Generals v. Schönfeld, des Erbauers des nach ihm genannten Schlößchens in der Nähe von Kassel. Dieser Mann ist trotz seiner nicht alltäglichen Schicksale und Taten bisher von den Historikern merkwürdig stiefmütterlich behandelt worden.**) Obwohl er ein Menschenalter in hessischen Diensten zugebracht hat, so schweigen die hessischen Quellen über ihn fast vollständig. So konnte es einem anerkannt vortrefflichen Kenner der hessischen Militärgeschichte passieren, daß er in einem vor mehreren Jahren im Kasseler Geschichtsverein gehaltenen Vortrag die Vermutung aussprach, Schönfeld sei wohl nur ein Hofmann gewesen, der als Soldat keine nennenswerte Rolle gespielt habe. Dabei war Sch. einer der ersten Ritter des selten verliehenen Ordens pour la vertu militaire, den er sich für sein tapferes Verhalten im Siebenjährigen Kriege, wo er schwer verwundet wurde, erworben hatte. Allerdings fällt die wichtigste Periode der militärischen Laufbahn Schönfelds nicht mehr in die Zeit seines hessischen Dienstes. Dafür hat er aber in den wenigen Jahren seit seinem Ausscheiden aus dem hessischen Dienst bis zu seinem Tode dreimal Gelegenheit gehabt in ganz hervorragender Stellung, wenn auch nicht immer glücklich, sich auf dem Schlachtfelde zu betätigen. Das erste

*) Es wird vielen unserer Leser angenehm sein, wenn wir ihnen an dieser Stelle die wertvollen Ermittelungen unseres jetzt an der Kgl. Bibliothek zu Berlin wirkenden Landsmannes vorführen, die wir dem „Deutschen Herold" 1908 Nr. 4 entnehmen. (Die Redaktion.)

**) Ich hatte eigentlich die Absicht, diese Unterlassungssünde durch eine Darstellung von Schönfelds Leben und Wirken etwas gut zu machen, habe aber diesen Plan wieder zurückgestellt, seitdem neuerdings in den Beiheften zum Militär-Wochenblatt 1906 S. 419 ff. ein Aufsatz „Aus dem Leben des Generalleutnants Heinrich v. Schönfeldt" von dem Oberleutnant Ernst v. Schönfeldt erschienen ist. Die obigen Zeilen geben nur einige Ergänzungen beziehungsweise Berichtigungen zu dieser verdienstlichen Arbeit, die vorzugsweise die spätere, preußische Dienstzeit Schönfelds behandelt, leider ohne Quellenangabe und auch ohne der auffallenden Tatsache zu gedenken, daß Schönfelds Name in den Listen der preußischen Generale, in den Adelslexicis, in der Matrikel des Schwarzen Adlerordens usw. vollständig fehlt.

Mal 1790 als Oberbefehlshaber der belgischen Insurgenten gegen Österreich, dann 1793 bei der Belagerung und Einnahme von Mainz als Kommandeur der vereinigten rechtsrheinischen preußischen, hessischen und sächsischen Truppen und schließlich 1794 als kommandierender preußischer General im Feldzuge gegen die Polen. Trotz dieser hervorragenden Stellungen und obwohl Schönfeld durch das Vertrauen seiner Monarchen mit den höchsten Ehren und Orden ausgezeichnet wurde, fließen auch über seine nachhessische Lebensperiode die Quellen äußerst dürftig, so dürftig, daß es geradezu auffällig ist. Keines der mir bekannten biographischen Werke über preußische Militärpersonen enthält seinen Namen. Selbst das im Jahre 1840 zu Berlin erschienene Buch von Schöning „Die Generale der preußischen Armee", das sämtliche nachweisbare brandenburgischen und preußischen Generale bis zu diesem Jahre enthalten soll, kennt ihn nicht. Dabei war Heinrich von Schönfeld seit 1791 preußischer Generalleutnant der Kavallerie und bis 1795 Gouverneur der Festung Schweidnitz. Wie soll man sich das erklären? Die Generalleutnants sind selbst in Preußen niemals so zahlreich gewesen, daß man einen davon ganz übersehen konnte, und Heinrich v. Schönfeld hatte noch dazu mehrmals, wie erwähnt, eine hervorragende Stellung eingenommen. Ich glaube die Ursache dieses auffallenden Schweigens gefunden zu haben. Die alte preußische Unsitte, daß Offiziere und Beamte im offiziellen Leben ihre Vornamen verlieren, hat zur Folge gehabt, daß Sch. mit einem Namensvetter verwechselt worden ist und dadurch gewissermaßen in einer Versenkung verschwunden ist. Diese Annahme wird durch folgendes bestätigt.

Da es mir darauf ankam, genaueres über Herkunft und Familie Schönfelds zu ermitteln, und da, wie bereits erwähnt, alle einschlägigen biographischen Hilfsmittel, auch die Adelslexika (Kneschke, Ledebur usw.) versagten, kam mir der Gedanke, die Hilfe der Generalordenskommission zu erbitten. Schönfeld war der Überlieferung nach Ritter des Schwarzen Adlerordens gewesen, sein Name mußte sich also in den Akten und Listen dieses Ordens finden. Eine vor drei Jahren geschehene Anfrage bei der Generalordenskommission hatte aber leider wieder ein negatives Resultat. Ich ließ damals die Sache, durch den Mißerfolg entmutigt, liegen, bis mir vor kurzem die gedruckte Matrikel der Ordensritter in die Hände fiel. Diese ist im Jahre 1901 zu Berlin erschienen unter dem Titel „Die Ritter des Königlich Preußischen hohen Ordens vom Schwarzen Adler und ihre Wappen (1701—1901)", beruht auf archivalischen Quellen und erscheint ihrer ganzen Anlage nach als ein Muster von Exaktheit und Genauigkeit. Unter den 1129 namentlich aufgeführten Rittern (als deren letzter der jetzige Reichskanzler v. Bülow erscheint) kommt nur einmal der Name v. Schönfeld vor: Nr. 348. Georg August von Schönfeld, Generalleutnant und Chef des Infanterie-Regiments Nr. 30, geboren im Januar 1723 zu Cottbus, † 31. Dezember 1793 zu Anklam. Wappen: Schrägrechtsliegender schwarzer Baumstamm mit gestummelten Ästen in goldenem Feld. Er erhielt den Orden am 24. Juli 1793 „für Auszeichnung bei der Belagerung von Mainz". Das konnte unmöglich der Gesuchte sein; denn Vornamen und Lebensdaten stimmen nicht. Ob das Wappen identisch mit dem Heinrichs v. Schönfeld sei, konnte ich nicht bestimmen, da ich nicht sicher weiß, ob er dem alten sächsischen Geschlecht der Schönfeld auf Cottbus und Werben, die dies Wappen führen, angehörte. Meine erste Annahme war daher im Vertrauen auf die Authentizität der Matrikel, daß Heinrich v. Schönfeld wohl gar nicht der Ritter des Schwarzen Adlerordens gewesen und vielleicht mit seinem Namensvetter verwechselt worden sei. Auffällig war nur der Umstand, daß Georg August v. Schönfeld den Orden anläßlich der Belagerung von Mainz erhalten haben sollte, an der doch auch Heinrich v. Schönfeld hervorragenden Anteil genommen hatte. Möglicherweise hatten auch beide den Orden erhalten. Um ganz sicher zu gehen, wandte ich mich nun direkt an das Sekretariat des Schwarzen Adlerordens, nannte meine Bedenken und sprach die Vermutung aus, daß entweder zwei Schönfelds Ordensritter gewesen seien, oder daß Heinrich v. Schönfeld mit dem General Georg August v. Schönfeld verwechselt worden sei. Eine genaue Prüfung der Ordensakten mußte doch hier Klarheit schaffen. Die am 7. Juni 1907 erfolgte Antwort lautete: „daß nach den hier vorhandenen Unterlagen nicht der Freiherr Heinrich v. Schönfeld, sondern der Generalleutnant Georg August v. Schönfeld . . . Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler gewesen ist. Über den Erstgenannten ist hier nichts bekannt."

Diese bestimmte aktenmäßige Erklärung zerstörte alle meine Hoffnungen auf Aufklärung des Rätsels. Einen Augenblick kam mir sogar der Gedanke, ob nicht am Ende gar mein Heinrich v. Schönfeld ein Fabelwesen sei, das gar nicht in Wirklichkeit existiert habe. Seinem Namensvetter war ich öfters in der biographischen Literatur begegnet, dessen Existenz konnte also nicht gut geleugnet werden. Der andere dagegen war nirgends zu fassen. Aber das niedliche Schlößchen, das seinen Namen trägt, steht doch noch immer in dem Parke,

und die Namen seiner beiden Frauen hatte ich doch erst unlängst in den Kasseler Kirchenbüchern gefunden! Und sein Grabstein existiert doch auch noch, wie ich dem Sekretär des Ordens mitgeteilt hatte, und enthält die Behauptung, daß der Tote den höchsten preußischen Orden getragen habe. Aber freilich, Grabsteine sind nicht immer untrügliche Quellen, wie das gefälschte Grabmonument Charles Hesses auf dem Petrikirchhof zu Frankfurt*) beweist. Aber diesmal sollte doch der Stein Recht behalten.

Den Beweis dafür lieferten mir im wesentlichen die Stamm- und Ranglisten der preußischen Armee, zu denen ich als letzten Hilfsmitteln der Untersuchung meine Zuflucht nahm. Mit ihrer Hilfe konnte ich folgendes feststellen:

In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts gab es drei Generale des Namens v. Schönfeld in der preußischen Armee: Heinrich v. Schönfeld, Georg August v. Schönfeld und Friedrich Wilhelm v. Schönfeld. Das oben erwähnte Buch von Schöning kennt davon nur die beiden letzten. Der jüngste von ihnen Friedrich Wilhelm kann für unsere Untersuchung gleich ausscheiden. Zwar hat er als Regimentskommandeur im Jahre 1793 den Feldzug am Rhein und die Belagerung von Mainz mitgemacht, wurde aber erst 1795 zum Generalmajor befördert und starb 1805 in Pension. Die Rangliste führt ihn als Ritter des Ordens pour le mérite auf, den er 1792 bei Aubange erhielt.

Der zweite Schönfeld Georg August war ein Sohn des Casp. Siegm. v. Schönfeld und einer geb. v. Metzrad (nach Königs Biographischem Lexikon aller Helden in Preußischen Diensten 3, 409 übrigens nicht zu Cottbus, sondern auf Guhrow in der Neumark geboren). 1741 trat er in preußische Dienste, machte die schlesischen Kriege mit, wurde bei Kunersdorf verwundet, erhielt 1781 das 30. Infanterieregiment (früher Teufel v. Birkensee) und das Patent als Generalmajor und wurde am 21. Mai 1789 zum Generalleutnant befördert. Dieser Generalleutnant Georg August v. Schönfeld soll also nach der offiziellen Matrikel am 23. Juli 1793 vor Mainz den Schwarzen Adlerorden erhalten haben. Nach den Stamm- und Ranglisten, die über die Verleihung des Schwarzen und Roten Adlerordens sowie des Ordens pour le mérite genau berichten, hat er **überhaupt keinen** Orden besessen. Vor Mainz konnte er sich darum nicht auszeichnen, weil er den Feldzug am Rhein im Jahre 1793 überhaupt nicht mehr mitgemacht hat. Er war bereits im Jahr zuvor pensioniert worden. Sein Regiment erhielt 1792 der Obrist v. Wegnern, und als dieser bald darauf bei Ensheim gefallen war, der Generalmajor v. Rüchel. Schon vorher war Schönfeld am 31. Januar 1793 in seiner letzten Garnison Anklam unverehelicht gestorben. Er war nach Königs Lexikon ein tapferer Soldat gewesen, aber eine Ordensauszeichnung hat er nach den unverdächtigen Quellen nie erhalten. Sein Name steht darum zu Unrecht in der Matrikel des Schwarzen Adlerordens und muß ersetzt werden durch den seines Namensvetters: Heinrich v. Schönfeld.

Daß dieser, der letzte der drei in Betracht kommenden Schönfelds, wirklich den Schwarzen Adlerorden erhalten hat, darüber kann schon nach dem oben Gesagten ein Zweifel nicht mehr bestehen. Zum Überfluß beweisen es die Stamm- und Ranglisten. Heinrich v. Schönfeld war im Jahre 1793 der einzige aktive preußische Generalleutnant dieses Namens. Sein Patent ist nach der Rangliste von 1794 vom 2. November 1791, nach der von 1795 vom 5. Februar 1791 datiert. Über seine Dekorationen bemerkt die Rangliste von 1793, daß er 1792 den Roten Adlerorden, die von 1794, daß er 1793 den Schwarzen Adlerorden „vor Maynz“ erhalten habe. Eine Verwechselung ist ausgeschlossen, trotz der mangelnden Vornamen, da Heinrich zum Unterschied von seinem Namensvetter, dem Infanteristen Georg August, „Generalleutnant von der Kavallerie und Gouverneur von Schweidnitz“ war. Auch das preußische Staatshandbuch von 1794 führt unter den vier neuen Rittern des Ordens: „v. Schönfeldt, Generalleutnant von der Kavallerie“ auf. Somit dürfte der Beweis gelungen sein, daß nicht der Name des Generalleutnants der Infanterie Georg August v. Schönfeld, sondern der des Generalleutnants der Kavallerie Heinrich v. Schönfeld Aufnahme in die Matrikel der Ritter des Schwarzen Adlerordens verdient.

(Schluß folgt.)

*) Die Inschrift dieses 1870 renovierten Monumentes behauptet, daß hier der Prinz Karl von Hessen-Philippsthal († 1793) begraben liege. In Wirklichkeit ist aber der Leichnam dieses bei der Erstürmung von Frankfurt durch die Hessen 2. Dezember 1792 tödlich verwundeten Prinzen zu Philippsthal beigesetzt, während unter dem Frankfurter Grabstein Prinz Karl Konstantin von Hessen-Rheinfels-Rotenburg († 1821) ruht, der als Jakobiner Charles Hesse in der französischen Revolution sich eine traurige Berühmtheit erwarb. Vergl. darüber „Hessische Blätter“ Jahrg. 1906 Nr. 3250 ff.

Karl Engelhard.

Von B. Moriton-v. Mellenthin.

(Schluß.)

Der poetische Erstling des Dichters ist sein „Kling hinaus". Kurze Lieder sind's; ein paar Strophen, ein paar Striche — und doch ein ganzes Bild, ein ganzes, tiefes Fühlen. Ein Akkord, ein einzelner Ton, das klingt und verhallt und — hallt in uns nach. Ein Liebesfrühling! Ja, der wunderbare deutsche Frühling, der deutsche Wald! Das lacht und jubelt wie Lerchenschlag; Blauveiglein blühen, die Birke steckt ihre grünen Schleier auf, das junge Grün der Buche strömt einen Hauch von Kraft und Frische aus, alle Knospen brechen auf; Schmetterlinge umgaukeln die Blütenkelche, Johanniswürmchen treiben ihr neckisches Liebesspiel — „Grüß Gott dich, lieblicher Frühling!" Frühling draußen, Frühling drinnen im Herzen: „O wär' ich das steigende Lerchenlied! O hätt' ich Flügel! Flügel!!" — Wie ein Erlöser kommt der Frühling, kommt die Liebe mit ihrer Sehnsucht, ihrer Lust und Qual.

Liebchen.

Vor dir knieen dürfen,
In dein Auge schau'n,
Selig mich versenken,
Göttlichste der Frau'n:

Leben gilt und Sterben
Und die Welt mir gleich —
Schön ist wie kein Himmel
Deiner Seele Reich!

Wieder auf andern Pfaden wandelt der Dichter in seinem Buch „Kattenloh", von dem bei Singer in Straßburg die zweite Auflage erschien. Es ist sein Opferdank für alles, was sein Heimatland, das „liebe Land der Hessen" ihm gegeben hat, hessische Sagengedichte sind's, ein beredtes Denkmal von Hessenart und Hessentreue. Der letzte Bilsteiner wagt in Feindesangesicht den tödlichen Sturz die Felsen hinab. — Pink-pank! Pink-pank! hämmert der Schmied tief im Walde sein Eisen; „Landgraf, werd' hart! Landgraf, werd' hart!" — „Mit Schildgekrach und Hufgestampf" braust die Schlacht am Odenberg vorüber. Über Nacht baut Landgraf Ludwig eine Mauer um seine Burg, fester denn eine aus Mörtel und Stein. Die heilige Elisabeth „spendet Brot — und Rosen, lauter Rosen" . . . Und neben solch ernsten Klängen, wie lustig ist es da, wenn sich nächtlicherweile die Ermschwerdter Wichtel vom Fährmann übersetzen lassen, „Haulemann, Faulemann, Zwerglein und Zwerg." Da geht's „Schaukel-di-gaukel, di-winke-di-wank." Das Fährgeld schütten sie ihm in den Hut: wie Kieselstein klingt's, und ärgerlich wirft er's ins Gras. Doch zu Hause:

„Raus fallen zwei übergebliebene Steine,
Die glänzen in funkelgoldenem Scheine . . .
‚Ich Dummkopf! Ich Dummkopf!' Und läuft wie ein Wiesel
Zum Ufer . . . Und sucht . . . Und findet — nur Kiesel."

Und wieder als ein äußerlich gänzlich Anderer erscheint Engelhard im „Kinderland", das kurz vor Weihnachten im Verlag von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr) in neuer Ausgabe erschien. Der Dichter des „Weltkind" ein Kinderliederdichter! Er, dessen hochfliegende Gedanken den Sternen zustrebten, geht hier zu den Kleinsten und spricht mit ihnen und lacht und spielt mit ihnen. Ein Kind mit Kindern! Und das alles so echt und wahr, so aus warmem Herzen heraus, ganz schlicht und ungekünstelt. „Ich hab' euch lieb!" so heißt es in der „Widmung". „Ich hab' euch lieb!" so spricht's aus jeder Zeile des Buches; so liegt's wie ein goldener Schimmer über diesem kindlich-naiven, kindlich-reinen, traulich-schelmischen Tändeln und Scherzen. Nicht in sein büchergefülltes Zimmer läßt der Dichter die Kinder kommen, nein, hinaus geht er, mitten unter sie, in ihre kleine und doch so große Alltagswelt. Vom Schnee erzählt er ihnen, vom Niklas, vom Christkindlein und von den Zwergen. Einen Schneemann baut er mit ihnen, wirft ihnen den dicksten Schneeball ans Näschen; den Berg hinunter geht die tolle Fahrt im Schlitten. Die drei Schneider laufen „Schrumm und hopp, im Galopp, über Stoppeln, Pfützen, Gräben" laufen, ja — vor einer Schnecke! Und dann ist Püppchen krank; oder es ist Püppchens Tauftag, wo die alte Mi-Mau-Mau Godel wird und stets darauf achten soll:

„Daß man ihm das Zöpflein flicht?
Daß es gut zu essen kriegt,
Jau? —
Miau, Miau, Miau!
Daß es immer fromm und nett?
Abends früh schon geh zu Bett?
Jau? —
Miau, Miau, Miau!" usw.

Engelhard hat sich in diesem Werk mit dem Maler Karl Weinhold, dem bekannten Radierer und Zeichner, in künstlerisch übereinstimmender Arbeit zusammengetan. Von Weinhold rühren die reizenden Kopf- und Schlußleisten*) und die Umrahmungen

*) Der Rezensent unserer „Bücherschau" (1908, Nr. 24) vermag sich diesem Urteil über den Weinholdschen Buchschmuck nicht anzuschließen. (Die Redaktion.)

her, sowie die fein getönten Vollbilder dieser zweiten Ausgabe. Ganz wundervoll ist das Häuschen im Schnee, an dessen Winterzauber sich die Großen fast mehr noch erfreuen werden als die Kleinen. Ja, auch die Großen werden ihre Freude haben an den köstlichen Einfällen, an dem bunten Farbenspiel seiner Laune; sie werden das Lächeln des Dichters sehen und aus jedem Verse hören: „Ich hab' die Kinder — ich hab' die Menschen lieb." —

Das Hauptstreben Engelhards aber ist auf die Erschließung des germanischen Mythos gerichtet. Daß er sich diesem Gebiet vor allem zugewandt hat, daß er immer tiefer hineingedrungen, ist wohl verständlich bei einem Manne, der so ganz von nationalem Geiste durchdrungen ist. Aus dem jungfräulichen Boden der Heimat erwuchs ein starkes, selbstherrliches Heldengeschlecht, erwuchs ein Göttergeschlecht, das menschlich und doch stärker noch als die Helden war. Ein Boden der einfachsten und doch gewaltigsten und wuchtigsten Leidenschaften. Das war wohl das eine, das den Dichter anziehen mußte, der selbst kraftvoll und einfach ist. Aber er geht noch weiter, noch tiefer: er faßt den symbolischen Gehalt der alten Sagen. In der ältesten Überlieferung, in der altnordischen Edda, ist uns die sittliche Bedeutung und der tragische Gehalt jener Naturreligion einzig in ganzer Reinheit erhalten. Und auf die Edda geht Engelhard zurück. In ihrem symbolischen Gehalt findet er das wieder, was sich als Einheit durch all sein Schaffen hindurchzieht: seine eigene Weltanschauung. Die Idee der germanischen Mythologie war: der Glaube an den Sieg des immer wiederkehrenden Lichtes, an den Sieg alles Reinen und Guten — an die ewige Liebe. Die Endlichkeit muß durch Werden und Wachsen übergehen in die Unendlichkeit. Und daraus siegende Lebenskraft den Menschen! Ein starker Glaube — und starke Poesie in der Edda!

In seinem Heilwag (Verlag von Joseph Singer, Straßburg i. E.) gibt der Dichter nun „Lieder der Edda in freier Umdichtung und leichtverständlicher, neuer Form". Er hat den Stabreim nur sehr selten angewandt und ihn durch den modernen Endreim ersetzt. Wohl wird sich Engelhard bei diesem Wagnis des bewußt gewesen sein, daß die streng wissenschaftliche Kritik dagegen Einwand erheben wird. Aber er tat es in dem Gefühl, daß der Endreim unserm Empfinden besser entspricht und die Dichtungen so unserm Herzen näher bringt als der allerdings in seiner Wucht unersetzliche Stabreim. Das Buch ist ja vor allem der Jugend gewidmet. „Aber ich wünsche, daß es auch anderen das germanische Bewußtsein stärken, die Kraft des Wesens in ihnen fördern und so ein weihender und heilender Born sein möge." Wie der Name des Buches bezeugt: Heilwag, „Heilög vötn", geweihtes und heilendes Wasser! Das Werk enthält Umdichtungen von: „För Skirnis", Schirners Fahrt, Schirner, Frohs Diener, wirbt für seinen Herrn um die Riesentochter Gerda; — „Thrymskvidha", des Hammers Heimkunft, Donner und Loge nehmen dem Riesen Thrymr den Hammer des Donner mit List ab; — „Vegtamskvidha", das Wandererlied, Wodan zwingt die Wala, ihm Balders Tod zu verkünden; — „Völuspá", die Kunde der Wala, eine Übersicht über die ganze germanische Götterlehre; u. a.

Der Edda zugehörig, aber doch anders in Art und Form, ist das Hávamál, ein Gedicht von wesentlich gnomisch-didaktischem Inhalt, das Engelhard in einem besonderen Bändchen frei bearbeitet hat. „Sprüche des Hohen", d. h. Wodans. Es sind Weisheitssprüche, kurze Wahrheiten und Ermahnungen, die Wodans Wesen und Willen künden.

Wahrer Königssohn.

Den kenn' ich als wahren Königssohn,
Der Wunder wirkt mit wenig Worten.
In Taten tüchtig! Und frei in Fron!
Und tapfer bis an des Todes Pforten!

Waffentreu.

Niemals wirf deine Waffe weg,
Sie sei dein Geleite durchs ganze Leben!
Du könntest sonst leicht deinen Speer mit Schreck
Vermissen — und müßtest dich mutlos ergeben.

Auch auf dramatischem Gebiet hat Engelhard sich wiederholt versucht. Die Tochter Siegfrieds, eine dramatische Ballade, zeigt in gedrängter, knapper Form das Schicksal Schwanhildens, der Tochter Siegfrieds und Gudruns, die liebt und um der Liebe willen stirbt, die Eide geschworen und sie gebrochen — wie Siegfried, Siegfriedsblut! Die Nornen hatten es so gewoben. „Und die Summe ist — Tod?" „Ist — Tod!"

Frithjof und Ingeborg gibt in schwungvollen und erhabenen Versen das Schicksal der beiden Liebenden wieder, das zur Bühnen-Aufführung vereinfacht, in dramatisch gedrängte Kürze zusammengezogen ist, aber darum nicht minder packend und erhebend wirkt. Ja, die Konflikte sind dadurch eher verstärkt. Frithjofs Worte gegen Schluß:

„Heilig, Ihr Hohen,
Sind Eure Hände! Ihr haltet sie hütend
Und segnend über alle, die Eure Sonne
Suchen und lieben!"

sie sind gleichsam der Grundakkord, auf den die ganze Dichtung gestimmt ist. Diese Worte und zugleich die trotzig-starke Bejahung des Lebens, die zum Wollen, zur Tat wird. Frithjof und Inge-

borg, zwei Menschen, die über ihr Menschentum hinausragen, die den Hohen nahe gerückt sind. Als Unterlage zu diesem dramatischen Gedicht hat Engelhard nicht das Tegnérsche Epos benutzt, an das man unwillkürlich erinnert wird, zu dem er aber in manchem in direktem Gegensatz steht. Er geht vielmehr zurück auf die Fridthiofs-Saga und die Fridthiofsrimur. Auf diesem Grund ist das Werk ganz selbständig aufgebaut.

Das Drama ist im vergangenen Sommer zum erstenmal auf dem Harzer Bergtheater aufgeführt worden. Unter freiem Himmel, im Hintergrunde bewaldete Berge, die Bühne ein wahrer Baldershag, wie ihn keine Kunst zu schaffen vermag.

Daß der Dichter auch Sinn hat für derben, volkstümlichen Humor, beweist seine Bearbeitung einer dramatischen Dichtung aus dem 17. Jahrhundert: „Die geliebte Dornrose" von Andreas Gryphius, ein Bild des Bauernstandes jener Zeit in all seiner Roheit und Ursprünglichkeit, in der Einfalt seiner Gefühle und zugleich seiner verschlagenen Listigkeit, in seinen Zwistigkeiten und Begehrlichkeiten. Wie eine sonnige Gestalt auf dunklem Grunde hebt sich davon die reizende Dornrose ab, einfach und lieblich wie ihre Namensschwester am dornigen Strauche. Auch dieses Werk hat seine Uraufführung auf der Naturbühne des Harzer Bergtheaters erlebt.

Das letzte Werk, das der Dichter bisher veröffentlicht hat, ist „Hamarsheimt. Eddisches Mysterium". Der Eisriese Thrym hat dem schlafenden Asathor den Hammer entwunden, um eine neue Welt nach seinem Sinn zu schaffen, „die Welt des Herrenwortes und der Waffe". Der Hammer in dieser zügellos rohen Hand aber erzeugt nichts anderes denn Vernichtung — „des Menschenelends tausendfache Qual" —, den Untergang des Götter- und Menschengeschlechts. Um einen Preis will Thrym den Hammer wiedererstatten: „Freya verlangt er zum Ehgemahle." Auf diesem Begehr bauen Loki und Asathor die List auf, wie sie die entwendete Waffe wiedergewinnen. Der Hammer, „nun nicht mehr Waffe, Segner sei er der Liebe nur, nimm ihn! Und mit ihm gründe und schaffe Frieden und Glück auf der Menschenflur." So Asathor im neu-erglänzenden Asgardh zu Freya! Das schöpferische Prinzip wirkt nicht durch die Kraft allein, selbst wenn sie mit Weisheit gepaart (Asathor), auch nicht durch die List allein, auch wenn sie im edlen Sinne geheiligt (Loki); das Höchste bleibt doch, daß die Liebe sich damit vereine. Das ist die allgemeine Symbolik der Dichtung. Doch auch enger läßt sie sich deuten. Das schöpferische Prinzip, der Sonnen- und Erdengestalter, es ist der schaffende Künstler, dem der Hammer, die Macht zu gestalten, zu eigen gehört. Der Künstler, in dem die Gottheit wohnt. Ovid: Est deus in nobis, agitante calescimus illo. Aber dann kommt der Zweifel am eigenen Können: „Die Welt nach meinem Geiste schaff' ich nie!" Schlummernd sitzt Asathor unter dem Eichbaum, der deutsche Träumer, der Grübler, der sich — für eine Zeit wenigstens — in Qual und Sehnsuchtstrauer und Unruhe bis zur Selbstvernichtung verzehrt. Thrym entwindet der schlaffen Hand leicht den Hammer. Thrym, die falsche Auffassung vom Übermenschen, das antimoralistische Prinzip, die Rohkraft im Gegensatz zur disziplinierten Feinkraft. Loki muß helfen: die List, die Erfassung des rechten Augenblicks — energisches Sich-Aufraffen. „Der ihm des Tatgeistes Flügel befreit." Freya aber, die Liebe, sie leiht ihm ihr Feder-, ihr Sternenkleid. Sie bringt ihm die Freudigkeit am Gestalten wieder. Die Feinkraft mit der Liebe verbunden ist allein schöpferisch.

Das sind die Dichtungen, die Engelhard bisher der Öffentlichkeit geschenkt. Andere, darunter wieder solche, die sich auf die Edda stützen, sind in Vorbereitung. „Mein bestes liegt allerdings im Pult und wartet auf den großen Verleger." Wir haben von Engelhard noch viel zu erhoffen. Was in ihm Leben ist, drängendes, überquellendes Leben, muß sich gestalten, um auch in andern Leben zu werden.

Auf mein Bitten gab mir der Dichter, allerdings erst nach langem Drängen, einige persönliche Noten, denen ich folgendes entnehme:

„In einem hessisch-thüringischen Walddörfchen nahe bei Steinbach-Hallenberg bin ich als erster Sohn eines Schulmeisters geboren. Im Kämmerchen neben dem Glockenturm, nachts, als der Hammer eben zum zwölften Schlage aushob; es war vom 15. auf den 16. August 1879. Daß der Wald an meinem Wiegenbett gesungen hat, habe ich immer für eine bedeutsame Weihe meines Lebens gehalten. Ich hab' ihn auch immer lieb gehabt: ‚Ich grub mein Herz in seinen Boden ein!' Meine eigentliche Jugend aber mit all ihrem Sehnen, Wünschen und Träumen tanzte und tollte sich unter einem Gestirn aus, das nie über meinem Haupt erlöschen wird: die Wartburg. Wie oft lief ich als Knabe zu jener Föhre hinauf, oben auf dem Berg, der den neuen Heimatort — Wommen bei Herleshausen — überragt. Denn von dort konnte ich sie ja sehen: im Morgensonnenglanz, und wenn sie im Schein des Abendlichts wie eine Königin im Purpurmantel stand ... Ja, fröhlich waren meine Jugendtage, Soldatenspiel mein Hauptvergnügen. Dann erhielt ich Privatunterricht bei dem Pfarrherrn von Herleshausen. Jeden Mittwoch und Sonnabend marschierte ich an der Hand meines Vaters dorthin, der dem Pfarrerstöchterlein, einer frischduftigen Menschen-

blume, Unterricht im Klavierspiel gab. Ich habe sie lieb gehabt; sie war die erste, aus deren Augen ich das Heimweh und die Sehnsucht lernte ... Dichter war ich schon als kleines Kind, als ich — nach der Erzählung meiner Mutter — anfing, mit Sternen und Blumen und anderen Dingen zu sprechen. ‚Du Blume! Du Sonne! Du Stein! Du Glocke! Du Wind!‘ ... Dann kam der Abschied vom Elternhause. Ich seh meine Mutter noch jetzt da oben am Kirchrain stehen und mich ans Herz drücken und weinen; ich hör' auch noch die Worte meines Vaters, der mich von ihr fortriß: ‚Dummes Zeug, so zu weinen! Los!‘ Und nun nach Kassel. Dort besuchte ich das Friedrichsgymnasium, wo besonders ein Lehrer nachhaltig auf mich wirkte, der jetzt noch in Kassel lebende Professor Otto Paulus. Bei der Versetzung von Obersekunda nach Unterprima blieb ich sitzen — wegen einer ‚Vier‘ im Deutschen. (Tragische Ironie!) Mein Vater, der ohnedies arm wie eine Kirchenmaus war, nahm mich mit nach Hause. Folge: eine bitterschwere Nervenkrankheit. Dann besuchte ich das Homberger Lehrerseminar und ging nach drei Jahren als Lehrer in ein abgelegenes Walddorf im Knüllgebirge. Waldheimat, du hast mich mir selber wieder zurückgegeben! Windgesang und Finkenschlag, Quellenmelodie und Wipfelgeläute, Herbstrauschen und Schneeeinsamkeit: Hier fand ich die natürliche Heimat meines Wesens. — Unter der Führung einer gemüttiefen Frau wuchs ich innerlich mehr und mehr, wiewohl ich äußerlich oft bitterste Not litt. Aber, wie sagt doch Gobineau: ‚C'est l'âme qui triomphe jamais à jamais!‘ Nach fünf Jahren machte ich mich dort oben los, denn das Hungerdasein konnte nicht mehr so weitergehen. Und nun lebe ich in den gesegneten Breiten des Mains (Hanau), bin immer noch Lehrer und will es auch vorderhand bleiben. ... Meine Heimat, das liebe Hessenland, geht mir über alles:

Die ganze Welt kann mir nicht geben,
Was solchem Glücke käme gleich —
Ich kann ja ohne dich nicht leben,
Du bist mein irdisch Himmelreich:
Mein Heimat~~leid~~, mein Heimatland,
Du liebes Land der Hessen!“



Volksrätsel aus dem Vogelsberg.

Aus dem schriftlichen Nachlasse eines Bauern zusammengestellt von Dr. G. Schöner, Marburg.

(Schluß.)

28. Fleisch bin ich nicht,
von Fleisch bin ich gebohren,
man schneidet mir den Kopf ab
und giebt mir zu trinken;
danach läßt man mich spaciren gehn,
da kann ich vor Herrn und Fürsten bestehn.

Anm. Eine Schreibfeder. Zeile 2 = wie bei Nr. 27, 1. Zeile 3 = der Kopf des Kiels. Zeile 4 = Tinte. Zeile 5 = beim Schreiben.

29. Zwei Löcher hab' ich,
zwei Finger brauch' ich.
So mach' ich lang (?) und großes klein
und trenne, was nicht soll beisammen sein.

Anm. Die Schere. Lang statt langes; Zusammenziehung.

30. Welche Scheren braucht man nicht zu schleifen?

Anm. Krebsscheren.

31. Kleiner wie eine Maus,
u. hat doch mehr Fenster wie ein Königshaus.

Anm. Der Fingerhut.

32. Ich bin zum Theil im Wald, zum Theil im Stall geboren,
das Kraut und Gras im Feld war mir zur Speis' erkoren.
Im Haus und auf der Gass' erfreu' ich vieler Sinn,
das Völklein läuft mir nach; da sage, wer ich bin.

Anm. Eine Geige. Zeile 1 a = das Holz. Zeile 1 b = das Schaf, das die Darmsaiten liefert. Zeile 3 = durch die Musik.

33. Wie lädet man einen Wagen voll Holz, kein krommes und kein strackes?

Anm. Die Kegelkugel. Kromm dialektisch für krumm; aus ersterer Form entstand der Familien-Name Kromm, aus der hochdeutschen Krumm. Strack (daraus der F.-N. Strack) = gerade.

34. Was machen Sie, wenn Sie aufstehen?

Anm. Platz.

35. Wenn der Wind bläset, schreit es, daß man's die ganze Straße hören kann, und gleichwol, sobald der Wind still ist, kann es keinen Laut von sich geben.

Anm. Die Orgel (Kirche). Der Blasebalg macht den Wind.

36. Wer tritt die schönsten geistlichen Lieder mit Füßen und tut doch keine Sünde?

Anm. Der Bälgentretter (Balgtreter, Kalkant).

37. Tod und Leben thäten
mit einander schweben.
Das Leben war still, das Tode kollerührt,
Daß man's bey 2 bis 3 Stunden hört.

Anm. Die Glocke (vgl. Schillers Lied von der Glocke), vgl. Nr. 38, 39 und 40. Zeile 3 = das Tote; kollert, hier dialektisch weniger beeinflußt, sondern wohl wegen des Reims zu „hört“ um die Endung ieren vermehrt.

38. Ich rede ohne Zunge,
ich schreie ohne Lunge,
ich nehme Theil an Freud' und Schmerz
und habe doch kein Herz.

Anm. Die Glock (dial. ohne e).

39. Ich kann durch mein Geschrei die ganze Stadt erregen,
doch kann mich zum Geschrei nichts als Gewalt bewegen.
Dennoch ist nichts, was mich zum Sprechen zwingen kann,
ich stoße gar zu sehr mit meiner Zunge an.

Anm. Die Glocke. Zeile 1 = das Glockenläuten. Zeile 2 = durch das Gezogenwerden. Zeile 4 = Widerspruch zu Nr. 38, Z. 1; das ist ein Beweis, daß der bäuerliche Schreiber eben bloß ein Sammler war.

40. Ich hab' zwar einen weiten Schlund
und eine große Zung' im Mund,
mein Rachen steht auch immer offen,
u. doch ist keine Stimm' zu hoffen,
bis man mich stößet, schlägt und rüttelt
u. wakker hin und wieder schüttelt,
dann humm und brumm ich, was ich kann,
erschreck auch oftmals Weib und Mann.

Anm. Die Glocke. Zu Zeile 2 vgl. Nr. 38 u. 39. Zeile 5 u. 6 vgl. Nr. 39. Zeile 7 = Schallnachahmung: Hummen mhd. = summen. Zu Zeile 8 vgl. Nr. 37—39.

41. Vorne wie ein Kamm,
mitten wie ein Lamm,
hinten wie eine Sichel;
rath, mein lieber Michel.

Anm. Der Hahn.

42. Es kam ein Prophet aus golia. Der hatte ein Kleid von vielen tausend Farben. Das war nicht geweben, nicht gestrickt und nicht genäht, und hat viel Weiber und schläft bey keiner.

Anm. Ein Hahn. Goliath vielleicht nur so angeschlagen, um einen wuchtigeren Hintergrund zu erzielen? Geweben für gewoben; Wirrwarr aus hochdeutscher und volksmundartlicher Form.

43. Wenn man es sieht, läßt man es liegen,
sieht man es nicht, so hebt man's auf,
verhindert sich an seinem Lauf
und muß sich doch betrogen biegen.

Anm. Eine Nuß. Zeile 1 = die Nuß in der grünen Schale, die man auf dem Lande zum Braunfärben der Wolle benutzt. Zeile 3 Lauf = die äußere grüne Nußschale; sie hindert und muß also zuerst entfernt werden.

44. Groß wie ein Haus,
Klein wie eine Maus,
Roth wie Blut;
wenn man's ißt, schmeckt's gut.

Anm. Rotkirschen. Zeile 1 = der Kirschkern.

45. Weiß wie Schnee,
grün wie Gras,
roth wie Blut,
schwarz wie eine Rabe.

Anm. Schwarzkirschen. Rabe ist hier wie in der Volksmundart weiblichen Geschlechts; vgl. Hess. Blätter für Volkskunde III, 1, S. 59.

46. Die Sonne kocht's, die Hand bricht's,
der Fuß tritt's, der Mund genießt's.

Anm. Der Wein. Zeile 1 = der Traubensaft. Zeile 2 = die zumeist ältere Art des Kelterns; keltern, lat. calcitrare = mit dem Fuße treten. Jetzt zerstampft man die abgerebbelten Beeren.

47. Es liegt einer in einem gläsernen Gefängnis und ein hölzerner Kerl steht Schildwacht darauf. Kommt ein eiserner Kerl, stößt den hölzernen mitten durch den Leib und wirft ihn auf die Seite. Nun kommt der Gefangene los, aber anstatt daß er vorher in einem gläsernen Gefängnisse lag, wird er jitzt in eine ganze Menge lederne(r) Gefängnisse gesperrt, und da bleibt er so lange, bis er sich selbst wieder in Freiheit setzt.

Anm. Eine Bouteille Wein. Vgl. die Art, wie man im Neuen Testament z. B. den Wein in (lederne) Schläuche füllte zc. Freiheit = durch die Gärung.

48. Nach meiner Mutter Tod war ich gebohren,
mit einer Haut umzogen
und aufgehenkt als wie ein Dieb,
und wer mich sieht, der hat mich lieb.

Anm. Eine Wurst. Von dem letzteren Reim stammt wohl das Kinderverschen:
Ich hab' mein Büchlein lieb,
und wer mir's nimmt, der ist ein Dieb.

Aus alter und neuer Zeit.

Rosmarinzweig und Zitronen bei Leichenbegängnissen. In der zweiten Beilage zu Nr. 291 des Reichsboten vom 11. d. Mts. findet sich ein interessanter kurzer Aufsatz von Martin Jentzsch über „Rosmarinzweig und Zitronen bei Leichenbegängnissen", der die folgenden Ausführungen veranlaßt hat.

Mit Bezug auf das bekannte Volks- und Liebeslied:

„Ein Brieflein schrieb sie mir,
Ich sollt treu bleiben ihr,
Drauf schickt ich ihr ein Sträußelein,
Schön Rosmarin, feins Nägelein:
Sie soll, sie soll, sie soll mein eigen sein"

und mit Bezug auf Hochzeits- und Taufgebräuche

kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß der Rosmarinzweig als ein Zeichen des Nimmervergessens den Trägern der Leiche eingehändigt werde.

Diese Deutung des mir aus meiner Jugend bekannten, auch im Pfarrdorfe meines Vaters in Oberhessen geübten Gebrauches rief in mir manche liebe Erinnerung aus längst entschwundenen Tagen hervor, namentlich an den in Kassel verstorbenen Generalsuperintendenten Kolbe, der als junger Geistlicher damals den Stoff zu seinem für Hessen wertvollen Buche „Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit, Marburg 1886" sammelte und in meinem Elternhause manchen wichtigen Beitrag erhielt. In Kolbes Buch wird nun der Rosmarinzweig bei der Darstellung der Leichengebräuche überhaupt nicht erwähnt, wohl deshalb nicht, weil er mit der heidnischen Vorzeit nichts zu tun hat. Bei der Beurteilung der Deutung des Herrn M. Jentzsch bin ich somit auf meine eigenen Erinnerungen und mein eigenes Urteil angewiesen. Aber der Deutung des Rosmarinzweigs als eines Symbols des Nimmervergessens kann ich nicht beipflichten. Die Erwähnung des Rosmarins und Nägeleins in dem oben angeführten Verse des Liebesliedes vermag ich nicht in Beziehung zur Austeilung des Rosmarinzweigs bei Leichenbegängnissen zu bringen. Daß nach dem obigen Verse „der Bursche seinem Mädchen" ein Sträußchen von Rosmarin und Nägelein (Nelken)*) schenkt als Liebes- und Erinnerungszeichen, ist natürlich, da Rosmarin und Nägelein neben den Rosen und Gelbveigelein noch jetzt auf manchen Dörfern meistens die einzigen Blumen sind, mit denen die jungen Mädchen sich Sonntags beim Kirchgang oder Tanze schmücken.

Wäre der Rosmarinzweig bei Leichenbegängnissen ein Symbol des Nimmervergessens, so würde es auffallend und unverständlich sein, daß er nur den Leichenträgern, nicht aber auch, was man vor allem erwarten müßte, den Angehörigen und Verwandten des Toten ausgeteilt zu werden pflegt.

Es wird deshalb nach einer anderen Erklärung und Deutung zu suchen sein. Wie für die Austeilung der Zitronen an Pfarrer und Kantor (Lehrer), die als Honoratioren des Ortes durch eine kostbarere Gabe ausgezeichnet werden, so ist für die Austeilung des Rosmarinzweigs an die Leichenträger nur der scharfe Geruch beider Gaben bestimmend und maßgebend. Wie der scharfe Geruch der Zitronen für den Pfarrer und Kantor, die unmittelbar vor der Leiche hergehen, so soll der scharfe Geruch des Rosmarinzweigs für die Träger, die der Leiche noch näher gehen und den Sarg auf den Schultern tragen, den vom Toten ausströmenden Geruch abschwächen und benehmen. Diese Deutung des Rosmarinzweigs bei Leichenbegängnissen habe ich schon als Kind von meiner Mutter gehört, die einer alten Pfarrersfamilie entstammte und mit vielen derartigen Gebräuchen bekannt war. Diese Deutung halte ich auch um deswillen für richtig, weil in meinem Geburtsdorfe die Leichenträger den Rosmarinzweig im Munde, d. h. möglichst nahe unter der Nase, zu tragen pflegten, um so den Leichengeruch zu überwinden.

*) Am Rhein versteht man unter „Nägelkes" die Syringen. (Die Redaktion.)

Rinteln, 18. Dez. 1908. Dr. Heldmann.

Vor sechzig Jahren. Durch den bekannten „offenen Brief" Christians VIII. von Dänemark vom 8. Juli 1846 wurde in den hierdurch betroffenen Herzogtümern Schleswig und Holstein eine nationale deutsche Bewegung entfacht, die im Jahre 1848 zum vollen Ausbruche kam und ihre Strahlen über ganz Deutschland warf. So nahm man auch in unserm engern Vaterlande besonders in gebildeten Kreisen großen Anteil an den Schicksalen dieser Volksstämme in ihrem Kampfe gegen Dänemark. Eine Anzahl junger Männer, Studenten usw. eilten nach „Schleswig-Holstein stammverwandt", um ihren Landsleuten bei der Verteidigung ihres Volkstums und ihrer Muttersprache beizustehen. An diese Zeit erinnert ein vor mir stehendes schweres Gewehr mit Bajonett, das in dem beginnenden Feldzuge von einem Kurhessen geführt wurde, mit folgender in den Lauf eingeschnittener Inschrift: „12. L. I. B. 3. C. 73." Die Waffe gehörte einem später (7. Januar 1854) als Pfarrgehilfen in Zwesten angestellten A. Schuchardt, der sich als Student der Theologie wahrscheinlich von patriotischen Gefühlen hatte hinreißen lassen, als Freiwilliger in die Holsteinische Armee einzutreten. Schade, daß die alte Flinte nicht von ihrem Träger erzählen kann und von den Gefechten, worin er sie tapfer geführt hat; aber immerhin erfahren wir, daß S. bei der 3. Kompagnie des 12. Holsteinischen Infanteriebataillons gestanden hat. Auf seinen geistlichen Beruf kann seine Teilnahme an dem Feldzuge gegen die Dänen kaum fördernd eingewirkt haben, trotzdem zeigt aber seine Anstellung als Gehilfe des Pfarrers Siebert in Zwesten, daß er die vorgeschriebenen Prüfungen nach der endlichen Heimkehr bestanden hat,

In dieser Stellung faßte er, warum, möge dahingestellt bleiben, den Entschluß, nach Texas auszuwandern, wohin gerade damals viele Deutsche ihre Schritte lenkten, um hier leichteres Fortkommen zu finden. Zu diesem Zwecke ließ er von einem in Gilsa auf dem Oberhof wohnenden, inzwischen verstorbenen Oheim von mir sich das nötige Reisegeld

vorschießen und übergab ihm dabei seine im Kriege gegen Dänemark geführte Waffe als Pfand. Im Oktober 1854 hat Schuchardt nach gefälliger Auskunft des Herrn Pfarrers Dippel die letzten Amtshandlungen in Zwesten vollzogen, woraus der Zeitpunkt seiner Abreise übers Meer sich beurteilen läßt. Es ist jedoch niemals eine Nachricht von dem Auswanderer nach Hessen zurückgekommen, woraus sich schließen läßt, daß er in Texas das Glück nicht gefunden hat, das er dort suchte.

Ist es auch nur Weniges, was wir von Schuchardt wissen, so verdient doch sein Name der Vergessenheit durch diese Zeilen entrissen zu werden, wobei man daran denken muß, wie er sich gefreut haben würde, wenn er die Jahre 1864 und 1870 erlebt hätte, worin die Gedanken und Ziele, die ihm einst als deutschem Patrioten vorschwebten, sich endlich verwirklichten. Wir aber legen dem braven Hessen einen Kranz von Eichenlaub im Geiste aufs ferne Grab.

Baron Felix v. Gilsa.

Die wackre Hensemansche von Oberscheden. (1485.)

Von Georg Schwiening, Kassel-Bettenhausen.

Wer kennt nicht Weinsbergs Weiber
Und ihren Heldenmut?
Gar oftmals ist gesungen
Ihr Lob so hell und gut!
Doch wer kennt Oberscheden[1])
Und seiner Weiber Tat?
Wer kennt die Hensemansche[2]),
Die dort bewährt sich hat?
Kein „Bürger" und kein „Kerner"
Der „Weibertreu" erstand,
Ein Denkmal ihr zu setzen,
Das leuchte rings im Land;
So will ich euch berichten
Den kühnen Weiberstreich, —
An Tapferkeit und Treue
Kommt jeder Tat er gleich, —
Daß, wo man liebt die Heimat
Und tapfre Taten ehrt,
Die wackre Hensemansche
Niemals vergessen werd'!

1.

„Hildesheimischer Krieg."[2])

Der Hildesheimer Bischof[3])
Hatt' mit den Bürgern Streit,
Man war auf beiden Seiten
Zum Austrag flugs bereit.
Fest zu den Bürgern hielten
Die Städte rings im Land,[4])
Von Braunschweig Herzog Wilhelm[5])
Auf Bischofs Seiten stand[6]),
Sein Sohn, der Herzog Heinrich[7]),
Und viele Grafen auch. —
Hie Ritter! und hie Städter!
So war es damals Brauch.
Die Ritter hatten Burgen,
Die Städter Turm und Wall,
Für Beide war der Bauer
Bei solchem Spiel der Ball,
Der hin und her geworfen,
Geschlagen und — zerfetzt,
Zerschunden — mußt bezahlen
Die Zeche guterletzt. —
Als vierzehnhundert achtzig
Und fünf post Christ. man schrieb,
Da „kunnt der Tanz beginnen",
Denn Ball man weidlich hieb!
Von Göttingen die Bürger,
Bewährt in Kampf und Strauß,
Die zogen heißen Mutes
Zum Groner Tor hinaus
Und fielen in die Lande
Des Herzogs Wilhelm ein,
Das war eine grimmig Wüten,
Es blieb nicht Stein auf Stein!
Denn, wie ein Bergbach stürzet
Verheerend auf die Flur,

[1]) Oberscheden, Kirchdorf im Reg.-Bez. Hildesheim Station der Hannover—Kasseler Eisenbahn zwischen Göttingen und Hann.-Münden. Sonne, Erdbeschreibung des Königreichs Hannover, 1817: „dessen Einwohner 1485 eine Bauersfrau durch List rettete."

[2]) Rehtmeier, Brauschw.-Läneb. Chron. Tom. II, c 56, p. 760 seq. Lezner, Dassel. Chron. Lib. II. c. 14, p. 31 seq.

[3]) Bischof Barthold von Hildesheim, Administrator der Kirchen zu Verden. Als er 1484 „von der Stadt Hildesheim eine Accise und gemeine Zulage von allerley Kaufmanns-Wahre begehrte, damit er aus der großen Schuld, darin das Stift unter seinen Vorfahren gerahten, kommen möchte, haben ihm aber die Stadt und Gemeine solches nicht einräumen wollen."

[4]) Es waren außer Hildesheim die Städte Braunschweig, Lüneburg, Magdeburg, Stendal, Göttingen, Goslar, Einbeck, Hannover und Northeim.

[5]) Wilhelm, der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, regierte nach des Vaters (Wilhelm des Älteren) Tode (1482) zunächst mit seinem Bruder Friedrich (dem Unruhigen) zusammen, seit 1484 allein, starb 1495 auf dem Schlosse zu Hardegsen und wurde in Münden in der St. Blasiuskirche beigesetzt.

[6]) Bischof Barthold hatte mit den Herzögen Wilhelm und (dessen Sohne) Heinrich „am Donnerstage nach Dominica Reminiscere 1483" ein Schutzbündnis auf zwanzig Jahre geschlossen.

[7]) Heinrich (später der Ältere genannt) regierte nach des Vaters, Wilhelm des Jüngeren, Tode (1495) anfangs zugleich für seinen Bruder Erich (später der Ältere genannt). Die Brüder teilten sich dann in das Erbe, indem Erich Kalenberg und Göttingen, Heinrich Braunschweig-Wolfenbüttel bekam. Heinrich fiel 1514 am Johannisabend bei der Belagerung einer Burg bei Aurich in der Fehde mit dem Grafen Erhard von Ostfriesland. Die Leiche wurde nach Braunschweig gebracht und dort in der St. Blasius-Stiftkirche beigesetzt.

Zum wilden Strome schwellend,
Verwischt des Lebens Spur,
Und wie befällt den Wandrer
Ein wilder Bienenschwarm,
So fiel jetzt auf die Dörfer
Die Not! — daß 's Gott erbarm'!
Schutthaufen, nackte Leichen
Kennzeichneten die Bahn,
Und von den Dächern krähte
Allorts der rote Hahn!
Nicht nur der Beute wegen,
Aus Lust an Brand und Mord
Nahm so der helle Haufen
Den Weg von Ort zu Ort.
Was galt ein Menschenleben?
Was Freiheit zu der Zeit?
Wir sprechen d'rum noch heute
Von — „guter alter Zeit"!
Auch Dransfeld — armes Städtchen! —
Viel Fehdenot erlitt,
Das Kriegsvolk achtzig Bürger
Schleppt gar gefangen mit.
Von dort am Hohenhagen
Der Weg nach Münden geht,
Daran in stillem Tale
Ein schmuckes Dörflein steht;
Sein Gotteshaus [8]) in Mitten,
Des Hof ummauert fest,
Das kleine Oberscheden
Gar traut und friedlich läßt. —
Doch heute — welches Treiben
Im Dorfe, welche Hast?
Hinauf zur Kirche schleppen
Die Bauern schwere Last,
Ihr Hab und Gut zu bergen,
Bevor der „Haufe" kommt,
Zu zeigen dann — es schirmend —,
Wozu die Sense frommt!
Auch die von Unterscheden,
Die brachten all' ihr Gut
Und starke Bauernarme,
Das mehrt des Häufleins Mut.
Zum Herzog ward ein Bote
Um Hilfe hingesandt:
Daß, wenn bald Rettung käme,
Solang' sie hielten Stand.
Es scharen um die Kirche
Die Männer sich alsbald,
Die Weiber und die Kinder
Entfliehen in den Wald.
Vom Brackenberge blicken
Sie angstvoll in das Tal:
Sehn um die Kirche stehen
Der Ihr'gen kleine Zahl.
Des Feindes Piken blinken,
Der naht im Sturmes Lauf!
Sein Kampfgeschrei erschallet
Bis auf den Berg hinauf!
Gleich wie die Wellen branden
Am Felsen in dem Meer,
So drängen sich die Feinde
Rings um den Friedhof her,
Sie dringen an und stauen —
Sie weichen — gehn zurück!

[8]) Die jetzige Kirche in Oberscheden ist 1740 statt der baufällig gewordenen früheren errichtet. Mithoff, Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen. Hannover (Helwig) 1871.

Der Sturm ist abgeschlagen,
Dank Gott Dir für das Glück!
Doch schon aufs neue stürmen
Die Göttinger heran —
Seht! an der Friedhofsmauer
Kämpft wieder Mann an Mann!
Nochmals zurückgeworfen
Der Feind! — zum drittenmal
Wogt nun der Kampf! die droben,
Sie sehn's in Angst und Qual.
Herrgott! wie wird es werden?
Der Übermacht erliegt
Die kleine Schar am End' doch,
Wenn zehnmal sie besiegt.
Ach käme doch die Hilfe
Vom Herzog Wilhelm bald!
So es von bleichen Lippen
In heißem Beten hallt.
Da ruft die Hensemansche:
„Laßt das Geplärr! hört zu!
Was stehn wir hier und schauen
Dem Kampfe müßig zu?
Das Klagen und das Heulen
Nützt nur zum Kinderspott,
Den Männern kann's nicht frommen.
Hilf selbst dir, hilft dir Gott!
Laßt uns nach Münden eilen,
Ob es uns nicht gelingt,
Den Rat dort zu bewegen,
Daß er uns Hilfe bringt!"
Ein Teil bleibt bei den Kindern,
Der andre unverweilt
Frisch mit der Hensemanschen
Zum Rat von Münden eilt.

II.

Die Weiber von Oberscheden in Münden.

Nun vor dem Rathaus stehen
Die Weiber eingeengt,
Was Beine hat in Münden,
Um sie herum sich drängt!
Es hat die Hensemansche
Ihr Wort gemacht zur Tat —
Und alles schwatzt und wartet,
Was wohl beschließt der Rat. —
Da tritt der Bürgermeister
Zur Laube würdig ein,
Und mäuschenstill wird alles.
Er spricht: „Es kann nicht sein,
Zu schwach sind wir zu helfen,
Und solchem Feind zu Trutz
Die Mauern zu verlassen,
Wär' nimmer uns zu Nutz!"
Erst folgte Totenstille
Dem traurigen Bescheid,
Dann tönte lautes Jammern
Um Oberschedens Leid,
So laut, daß eine Stimme
Nur mühsam Bahn sich brach.
Dann hieß es „Ruhe! Ruhe!" —
Die Hensemansche sprach:
„Weh Rat und Bürgermeister,
So laßt Ihr uns im Stich!
Was soll daraus noch werden,
Denkt jeder nur an sich!
Ach, laßt das Heulen, Weiber!"
Rief sie dann laut und hill',

„Wenn unsern armen Männern
Kein Mensch mehr helfen will,
So wird sich Gott erbarmen
Doch ihrer in der Not!
Nicht darf der Mensch verzweifeln,
Bis ihn erfaßt der Tod!
Kommt! Laßt zurück uns laufen
Den stillen Waldespfad,
Vielleicht, indes wir fern sind,
Vom Herzog Rettung naht!"
„Heil, wackre Hensemansche!"
Rief da das Volk bewegt,
Bei dem so leicht das Mitleid,
Wie Grausamkeit sich regt:
„Die Jungfrau, wenn ihr bittet,
Euch von dem Feind befreit!"
So gab das Volk den Weibern
Zum Tore das Geleit.
„Hm," sprach der Bürgermeister,
„So ist's auch uns genehm."
Und alle Ratsherrn nickten —
„Solch' Weib ist unbequem,
Die hat nach meinem Urteil
Den Teufel in dem Leib" —
Und alle Ratsherrn nickten —
„Ja, meiner Treu, das Weib
Steht auch wohl ohne Panzer
Für hundert Knechte ein!"
Und alle Ratsherrn nickten —
„Nun ja, Ihr Herrn, ich mein' —
Sein Hauskreuz trägt ein jeder,
Daß die nichts sahn, ist gut"
Und alle Ratsherrn nickten —
„Sonst setzt' es böses Blut!"

III.

Der Hensemanschen Kriegslist.

Bedrückt, doch nicht entmutigt
Die Hensemansche war,
Als sie von Münden führte
Die wackre Weiberschar.
Die zog schnell durchs Gebirge
Bis an des Waldes Rand,
Wo, auf dem Marsche rastend,
Ein Feldtrompeter stand.
„Ei," rief die Hensemansche:
„Du kommst uns g'rade recht,
Kannst uns zum Tanz aufspielen,
Gott grüß dich, lieber Knecht!
Statt Münden sei heut' Scheden
Dein nächstes Wanderziel,
Es geht zum Tanz mit Waffen
Und nicht zu Scherz und Spiel!
Horch! wie die Eisen klingen,
Daß man's hier hören kann,
Schau, wie die Unsern kämpfen!
Der Feind noch nichts gewann.
Das Marschlied laß erschallen,
Wie's bei dem Herzog Brauch,
Wir werden dazu singen,
Sind heute Knechte auch.
Als wenn Ersatz sich nahe,
So tön' es hin zum Grund,
Das wird die Feinde schrecken, —
Trompete, Mann, zum Mund."
Hei, die Trompetenklänge,
Wie schallten sie so hell!
Die heisern Weiberstimmen
Dazu wie Wolfsgebell!
Sie schlugen an die Bäume,
Das gab das Roßgestampf,
Als zögen, klang's hinunter,
Die Reisigen zum Kampf,
Den' trocken wohl die Kehle
Von langem, scharfen Ritt,
Die aber einzuhauen
Erwarten können nit.
Die Kämpfenden am Kirchhof,
Die hörten bald den Klang,
Der von den Bergeshöhen
Hinab zum Tale drang,
Da stutzen sie; es lassen
Die Städter ab vom Streit,
Die Bauern aber jubeln:
„Der Herzog ist nicht weit,
Hört ihr des Herzogs Lieder,
Der Rosse Stampfen nicht?
Noch eine kurze Weile,
Daß aus dem Wald er bricht!"
Doch leis: „Dank Gott! aus Nöten
Der Herzog uns befreit,
Er durft nicht später kommen,
Es war die höchste Zeit!"
Wie wurden da die Sensen
Den Müden wieder leicht;
Indes manch rotes Antlitz
Der Göttinger erbleicht:
„Verflucht, wenn in den Rücken
Uns Herzog Wilhelm fällt,
Beim Kampf nach beiden Seiten
Ist's schlecht um uns bestellt.
Weh, klang der Schall nicht näher
Schon aus dem Wald heraus?
Weh! Hört die vielen Stimmen! —
Ich wollt', ich wär' zu Haus,
Säß' in der Geismarstraße
Sogleich bei Weib und Kind
Am warmen Kachelofen —
Hier weht gar kalter Wind!"
Man sieht den Einen laufen,
Flugs schleichen Andre nach,
Dem wieder folgen Viele —
Dann wird der Lauf so jach,
Als wenn der Gottseibeiuns
Mit seinem Höllenheer
Den Mords- und Raubesfrohen
Schon auf den Fersen wär'! —
Solange schallt vom Walde
Des Herzogs Kampfeslied,
Bis auch vom letzten Städter
Kein Härchen mehr man sieht! —
Dann treten die Befreier
Erst aus dem Wald heraus,
Und Staunen faßt die Männer
Beim festen Gotteshaus:
„Sind es nicht unsre Weiber?
Fürwahr, ich seh's genau!
Voran die Hensemansche,
Da dein', da meine Frau!"

IV.

Herzog Wilhelm und die Hensemansche.

Das gibt ein Durcheinander —
Die Weiber sind am Platz!
Was längst nicht mehr gewesen,
Sie heißen heute: „Schatz"!

Es sind die Ehepaare
Wie Bräutigam und Braut,
Nun ist's dort statt vom Kampfe
Von Zärtlichkeiten laut,
Fürwahr ein doppelt Wunder! —
Dann löst sich das Gewirr,
Der Feind vergaß die Beute,
Rüstzeug und Kampfgeschirr.
Das ist des Bauern Weise,
Es liegt ihm mehr im Sinn,
Als seines Weibes Küsse,
Ein tüchtiger Gewinn!
Der fiel in ihre Hände
Ohn' jede Aussaat hier,
Und — nicht als kleinste Beute —
Ein Faß Einbecker Bier.
Das soll den trocknen Kehlen
Die rechte Labung sein:
„Heraus nur mit dem Zapfen!
Und schnell den Hahn hinein!"
Kunstfertig knufft der Krüger,
Und um das Faß herum
Steht Kopf an Kopf die Menge,
In der Erwartung stumm.
Doch da! — Was schallt vom Walde? —
Das ist Trompetenton! —
Vom Freund? — Vom Feind? — Der Herzog?
Die Göttinger, die flohn?
Ameisen, deren Haufen
Von einem Fuß zerstört,
Den' gleichen jetzt die Bauern,
So laufen sie verstört,
So stürzen mit der Beute
Zum Friedhof sie erschreckt;
Das Faß kommt in die Kirche,
Dort wird es gut versteckt.
Sie greifen zu den Waffen,
Die sie kaum abgelegt,
Aufs neue wird der Kirchhof
Von Streitern kühn umhegt.
Schon sprengt heran vom Walde
Der Ritter reis'ge Schaar —
Gottlob! Mit Braunschweigs Farben!
Der Herzog ist's fürwahr!
Sie jauchzen ihm entgegen,
Er jagt der Schar voran,
Erst an der Kirchhofsmauer
Hält er das Streitroß an:
„Da bin ich, ihr Getreuen!"
Er seinen Gruß entbot,
Wischt sich den Schweiß vom Antlitz,
„Die Eile tat nicht Not!
Ihr seid noch ungeschoren,
Von Städtern frei die Flur.
Wer scheucht' den Wolf vom Schafe?
Ich seh' des Kampfes Spur!"
„Das tat die Hensemansche!"
Bricht laut der Jubel los.
„Was sagt ihr?" ruft der Herzog,
„Ein Weib? des Ruhm wär' groß!"
Dann ließ er sich berichten
Die Taten, die vollbracht,
Rief „wacker!" oft dazwischen
Und „das war gut gemacht!"
Als alles er erfahren,
Auch, wo der Feind könnt' sein,
Greift wieder er zum Zügel,
Will eilends hinterdrein.
„Doch," sagt er, eh' er wendet,
„Reicht schnell mir einen Trank.
Wär's auch nur klares Wasser.
Ich wüßt' euch vielen Dank!"
„Juh!" jubeln da die Bauern,
„Herr Herzog, echtes Bier,
Das ließen uns die Städter
Für Euch zum Trunke hier!"
Schnell rollten aus der Kirche
Das Stückfaß sie heran.
Der Krüger füllt' die Kanne,
Bot sie dem Herzog an.
„Herbei, die Hensemansche!"
Rief der, sein Auge glänzt',
„Daß, die den Feind vertrieben,
Den ersten Trank kredenzt!"
Die tät sich weidlich zieren,
Sie, die im Kampf so frei!
Es schicke sich mit nichten,
Da sie kein Fräulein sei.
„Ei," schilt der Herzog gnädig,
„Damit bleib mir vom Leib.
Noch nie hat mir geboten
Den Krug ein brav'res Weib!
Es steht kein Edelfräulein
Im Lande weit und breit
Wohl seinen Mann so wacker,
Trink an! ich geb' Bescheid!"
Verschämt setzt sie den Zinnkrug
Da an den trocknen Mund,
Dann bot sie ihn dem Herzog,
Der trank bis auf den Grund,
Ruft: „Dank dir, Hensemansche!"
Drückt ihr die schwiel'ge Hand,
„Hätt' mehr ich Deinesgleichen,
Käm' mir kein Feind ins Land!"
Nur Einer murrte bissig —
Macht' ein Gesicht dabei,
Als ob die „Peiterfillje"
Ihm ganz verhagelt sei —:
„De Hertog mot ok snaken —
Sei hebb de Bucks all an! —
Wo sall dat nu irst warden!"
Es war — der Hensemann.

Aus Heimat und Fremde.

Die Ortsgruppe Marburg des Bundes Heimatschutz hielt am 21. Januar ihre Generalversammlung ab, in der Archivar Dr. Knetsch eine Übersicht über die Tätigkeit der am 18. Januar 1908 begründeten Ortsgruppe gab. Danach standen die Elisabethkirche (Bemalung der Portale und die neue Kanzel), das Jakobsspital in Weidenhausen, das Schicksal der Herrenmühle, die Grabdenkmäler auf dem alten Friedhof, das Arbeitshaus und namentlich der Umbau des Rathauses und des Haftenpflugschen Hauses, daneben die Erhaltung von Kunst- und Naturdenkmälern aller Art, von Bäumen in Stadt und Land im Mittelpunkt der Arbeiten. Der wichtige Marburger Besuch des Konservators der

Kunstdenkmäler in Preußen, des Geh. Oberregierungsrats Lutsch in Berlin im Oktober 1908 ist den Anträgen der Ortsgruppe zu verdanken. Ein öffentlicher Vortrag über Zweck und Ziele des Bundes soll im Februar stattfinden. Zum Vorsitzenden wurde Dr. Bock gewählt, dem Vorstande gehören außerdem noch die Herren Ubbelohde, Knetsch und Ebel an.

Nach dem Jahresbericht des Hanauer Geschichtsvereins wurde in Marköbel bei Gelegenheit eines Neubaues eine Anzahl von römischen Gräbern aufgedeckt, in denen sich Gefäße in großer Zahl vorfanden. Weitere Nachforschungen ergaben noch mehr derartige Gräber mit gleichartigem Inhalt. Durch weitere Grabungen in der Gegend des Baiersröder Hofes, bei Butterstadt und im Kilianstädter Wald wurde festgestellt, daß sich in der südlichen Wetterau in der neolithischen Zeit viele Siedlungen befanden. Besonderes Interesse erregten die Begräbnisstätten, in denen sich außer Brandresten zahlreiche Steinchen von eigenartiger Form vorfanden. Diese sind zweifellos Teile von Schmuckstücken (Halsketten) und vorher noch an keiner Stelle gefunden worden.

Naturdenkmalpflege. Das Bezirkskomitee für Naturdenkmalpflege im Regierungsbezirk Kassel und Fürstentum Waldeck (Geschäftsführer Professor Dr. Schaefer in Kassel) ist damit beschäftigt, zunächst ein Inventar der Naturdenkmäler in diesem Bezirk aufzustellen und versendet zu diesem Zweck soeben Fragebogen, die es im Laufe des Jahres zurückerbittet. Dankbar ist es auch für Übersendung photographischer Aufnahmen, da auch die Herstellung guter Photographien und Lichtbilder hervorragender Punkte der Landschaft und sonstiger Naturdenkmäler für Vorträge und zur Übermittlung an Schulen zur Belebung des heimatkundlichen Unterrichts beabsichtigt ist. In allen Fällen, wo wertvolle Naturdenkmäler gefährdet sind, ist möglichst eingehende Meldung an den Geschäftsführer erwünscht.

Verschiedenes. Unser Mitarbeiter, Polizeidirektor und Senator Dr. Otto Gerland in Hildesheim, der im Vorjahr sein 25 jähriges Amtsjubiläum als Polizeidirektor von Hildesheim feiern konnte, beging am 19. Januar sein 50 jähriges Dienstjubiläum, bei welchem Anlaß ihm vom Regierungspräsidenten der Kgl. Kronenorden 3. Kl. überreicht wurde. Die „Hildesheimer Zeitung" wünscht dem um die Stadt und ihre Bewohner hochverdienten Beamten, daß er noch lange Jahre in voller Rüstigkeit seines Amtes walten möge wie bisher: Gerecht und ohne Ansehen der Person! — Die evangelisch-reformierte Gemeinde zu Leipzig wählte am 17. Januar Pfarrer extraordinarius Rudolf Mühlhausen zu Kassel als Pastor. Der Neugewählte wird am 1. April nach Leipzig übersiedeln. Er wird dort der Nachfolger unseres hessischen Landsmannes Karl Bonhoff, der seines Gesundheitszustandes wegen leider um Versetzung in den Ruhestand bitten mußte, und dieser war der Nachfolger von Dr. theol. et phil. Georg Dreydorff aus Ziegenhain. Es folgen hier also drei Kurhessen nach einander. P. W.

Eine interessante Verlobung. Der bekannte Parlamentarier Kammerherr von Riepenhausen hat sich soeben mit der zweiten Tochter des verstorbenen Fürsten zu Putbus, Gräfin Asta Lottum, verlobt. Die Familie Riepenhausen erhielt erst 1877 die Anerkennung ihres Adelsstandes. Der Vater des jetzt im 57. Jahre stehenden Kammerherrn war Apotheker in Marburg.

Oberhessischer Volksliederabend. Die hessische Vereinigung für Volkskunde in Gießen erzielte bei einem oberhessischen Volksliederabend in der Aula der Universität einen großen Erfolg. Pfarrer Schulte-Großen-Linden hielt einen Vortrag über das Volkslied in Oberhessen und schilderte namentlich den meist ernsten Charakter des Vogelsberger Volksliedes, das sich, vom Verkehr fast ausgeschlossen, am reinsten in seiner Blüte erhalten hat, und besonders in den Spinnstuben, bei der Kirmes und anderen festlichen Gelegenheiten gepflegt wird. Der dann folgende Vortrag von vierzehn Volksliedern fand lebhaften Beifall.

Uraufführung. Am 2. Februar fand am Stadttheater zu Zürich die Uraufführung des Dramas „Winternacht" von C. F. Wiegand statt.

Für das Dingelstedt-Pressel-Denkmal sind wieder 1000 Mark als Spende des Majors Freiherrn von Dingelstedt zu Wien eingegangen. so daß der Fonds jetzt 1700 Mark beträgt.

Wildenbruch und Frick. Ernst von Wildenbruchs Tod veranlaßt die „Schaumburger Zeitung" (1909, Nr. 20), an die Beziehungen zu erinnern, die den verstorbenen Dichter mit dem ehemaligen Direktor des Rinteler Gymnasiums, D. Dr. Otto Frick, verbanden. Sie veröffentlicht ein längeres gehaltvolles Gedicht, mit dem Wildenbruch 1874, als Frick von Potsdam nach Rinteln übersiedelte, diesen unter Übersendung des Manuskripts eines seiner Werke begrüßte. Er nimmt darin Bezug auf die Zeit, zu der Frick im Hause des preußischen Gesandten zu Konstantinopel, in der Villa am Bosporus, Hauslehrer war und auf die spätere Zeit, in der der Dichter die militärische Laufbahn auf-

gegeben hatte und sich am Gymnasium zu Burg, das Frick damals leitete, zum Abiturientenexamen vorbereitete.

Todesfall. Am 28. Januar starb zu Kassel die Kgl. Hofschauspielerin a. D. Emma Harke, die 39 Jahre lang der Kasseler Hofbühne angehört hatte. Sie war am 5. Dezember 1834 zu Berlin als Tochter des Inspektors am Kgl. Schauspielhaus in Berlin geboren, kam (nach Benneckes Geschichte des Kasseler Hoftheaters) 1856 für erste Rollen im Schau- und Lustspiel nach Kassel, schied aber schon 1858 wieder, da sich ihr eine Stellung am Kgl. Schauspielhaus ihrer Vaterstadt eröffnet hatte. Hier aber fand sie neben der Kasselanerin Lina Fuhr wenig Gelegenheit zur Entwickelung ihres Talentes und trat deshalb 1859 wieder in das Kasseler Ensemble ein. Bis Anfang der siebziger Jahre war sie vortreffliche Darstellerin tragischer Rollen; Ophelia, Gretchen, Julia, Jungfrau von Orleans zählten zu ihren besten Leistungen. Der Übergang in das ältere Fach war für sie mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, da die melodische Klangfarbe ihres Organs stets noch an die jugendliche Heldin und Liebhaberin erinnerte. Am 8. November 1884 konnte sie ihr 25jähriges Jubiläum als Mitglied der Kgl. Bühne begehen, am 28. Februar 1898 trat sie als Annalise in Niemanns „Wie die Alten sungen“ zum letzten Male auf und wurde — eine seltene Ehrung — vom König zum Ehrenmitglied der Kasseler Hofbühne ernannt. In der Geschichte dieser Bühne wird ihr Name immer einen gediegenen und vornehmen Klang haben. Emma Harke war die Schwester des hochbegabten Theatermalers Emil Harke, der seit dem Tod des jüngeren Primavesi (1866) bis zu seinem 1881 erfolgten Tode gleichfalls dem Verband des Kasseler Hoftheaters angehörte.

Hessische Bücherschau.

Die Hessen-Kasselschen Truppen in den Feldzügen der Jahre 1706 und 1707 in Oberitalien und der Provence. Nach Urkunden und Akten des Königlichen Staatsarchivs zu Marburg von F. v. Apell, Generalmajor z. D. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1908, 8. u. 9. Heft.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Der auf dem Gebiete der hessischen Kriegsgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser bietet uns hier eine auf sorgfältigen archivalischen Studien beruhende Schilderung der Anteilnahme der hessen-kasselischen Truppen am Spanischen Erbfolgekriege, soweit sich dieser in Oberitalien und Südfrankreich abspielte, und füllt damit höchst erfreulich eine empfindliche Lücke in der Geschichte des hessischen Kriegswesens aus. Landgraf Karl hatte hauptsächlich deshalb in die Stellung eines Teils seiner Kriegsmacht in holländischen und englischen Sold zur Unterstützung des deutschen Kaisers eingewilligt, weil er dadurch die Hilfe des letzteren in seinem Streite mit Hessen-Rheinfels-Rotenburg über die Festung Rheinfels zu gewinnen hoffte. Obwohl er, wie wir aus des Verfassers eingehenden Darstellung ersehen, bald Ursache hatte, am gutem Erfolge seiner Bemühungen zu zweifeln, vermehrte er sogar 1707 seine nach Italien entsendeten Truppen noch. Trotzdem fand er keinen Dank beim Hause Habsburg — die Bedingungen des Friedens zu Rastatt und Baden zwangen den Landgrafen zur Rückgabe der wichtigen Rheinfestung an die katholische Nebenlinie des hessischen Hauses. Neben diesen politischen Vorgängen schildert uns der Verfasser in ausführlicher und allgemein, nicht nur für den Berufsmilitär, verständlicher Weise die Zusammensetzung und Stärke der 1706 unter Führung des Erbprinzen Friedrich nach Oberitalien ausmarschierenden hessischen Truppen und ihre Teilnahme an den Belagerungen von Goito und Castiglione und an dem Treffen beim letzteren Orte, bei dem Landgraf Karl selbst zugegen war, ferner den Anteil der Hessen an den Belagerungen von Pizzighettone, der Zitadelle von Mailand und von Toulon und an der Einnahme von Susa. Nicht überall kämpften die Hessen mit Glück, stets aber mit Auszeichnung, so daß Prinz Eugen von Savoyen bei ihrer Rückkehr in einem Schreiben an den Landgrafen Karl ihnen das „Gezeugnis“ geben konnte: „mit was für einer bravour dieselben sowohl besonders als insgesamt, Generals und Offiziers, auch Gemeine unter der wackeren unvergleichlichen Anführung des Herrn Erbprinzens Friedrich Lbd. gegen den Feind und in allen Okkasionen sich verhalten haben, solchergestalten zwar, als man von einem tapferen und unerschrockenen Kriegsmann immer hat verlangen und wünschen mögen.“ Freilich wurde dies von den kaiserlichen Generalen nicht überall anerkannt und mehrfach auch von diesen über das Betragen der Hessen gegenüber der Bevölkerung unberechtigte Klage erhoben. So beschwerte sich am 9. November 1706 Prinz Eugen beim Kaiser ohne nähere Angaben zu machen, über „große und ärgerliche Exzesse“ der hessischen Truppen. Der Kaiser gab die Klage an den Landgrafen und die Generalstaaten weiter. Eine sofort auf Befehl des Landgrafen eingeleitete Untersuchung ergab die fast völlige Grundlosigkeit der Beschwerde, so daß sich Prinz Eugen zu deren Zurücknahme dem Erbprinzen Friedrich gegenüber bequemen mußte. Nichtsdestoweniger ist der Bericht von diesen „Exzessen“ von allen Geschichtsschreibern bisher prüfungslos weitergegeben worden. Es ist deshalb als ein besonderes Verdienst des Verfassers anzusehen, daß er in dieser Beziehung den guten Ruf der hessischen Truppen wiederhergestellt hat. Das beigegebene Verzeichnis der hessischen Offiziere, die die Feldzüge der Jahre 1706 und 1707 mitgemacht haben, ist für den Militär wie für den Freund der hessischen Familiengeschichte von großem Interesse. Wor.

Musikalisches.

Im Verlag von Georg Dufayel in Kassel ist vor einigen Wochen ein neues Lied des hessischen Komponisten Johann Lewalter herausgekommen. Der Text rührt von August Froeb her. Diese neueste Schöpfung Lewalters, die sich „Noch nicht die Richtige“ nennt, packt den Zuhörer durch ihre ursprüngliche Art und echte Natürlichkeit, ihre einfache, aber so recht zu Herzen gehende Melodik, die ja auch den früheren Kompositionen Johann Lewalters eigen ist. Jedenfalls werden Sänger wie Begleiter an dem kleinen, zum Preise von 80 Pf. zu beziehenden

Liebe ihre helle Freude haben. Es sei deshalb warm empfohlen. H. M.

Eingegangen:

H. Knackfuß, Geschichte der Kgl. Kunstakademie zu Kassel. Aus den Akten der Akademie zusammengestellt. Mit Abbildungen und Handschriftwiedergaben. 2. Hälfte. Kassel (Verlag von G. Dufayel) 1908. 242 Seiten Folio.

P. Heidelbach, Die Kampfmittel des Oberbibliothekars Dr. Brunner in Kassel. (Eine Abwehr der Brunnerschen Broschüre). Kassel (Selbstverlag) 1909. 19 Seiten. Preis 25 Pfg.

Personalien.

Verliehen: der Rote Adlerorden 1. Kl. mit Eichenlaub: Freiherr von Scheffer-Boyadel, General der Infanterie, kommandierender General des XI. Armeekorps;

der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub: von Hassell, Oberlandesgerichtspräsident in Kassel, Hengstenberg, Oberpräsident in Kassel, Martini, Präsident der Eisenbahndirektion in Kassel;

der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife: Graf von Bernstorff, Regierungspräsident in Kassel, Bremer, Oberbaurat bei der Eisenbahndirektion in Kassel, Isleib, Geh. Rechnungsrat, Vorsteher der Geheimen Baukontrolle der Eisenbahnabteilungen des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten in Berlin, Dr. Maube, Oberpräsidialrat in Kassel;

der Rote Adlerorden 4. Kl.: Barthell, Kaufmann in Melsungen, Bayer, Rechnungsrat, Regierungssekretär in Kassel, Brocke, Rechnungsrat, Gerichtskassenrendant in Kassel, Freiherr von Dörnberg, Landrat in Gersfeld, von Gehren, Landrat in Homberg, Glaß, Landesrat in Kassel, Dr. Gutberlet, Domkapitular in Fulda, Harrazim, Rechnungsrat, Oberzollsekretär in Kassel, Hasselbach, Baurat, Landesbauinspektor in Kassel, Janert, Baurat, Kreisbauinspektor in Kassel, Knoch, Baurat, Militärbauinspektor in Kassel, Kühlborn, Rechnungsrat, Bureauvorsteher beim Oberpräsidium in Kassel, Möller, Generalsuperintendent der reformierten Kirchengemeinde in Kassel, Oebike, Rechnungsrat, Obermilitärintendantursekretär bei der Intendantur des XI. Armeekorps, Graf von Rhoden, Kammerherr, Hofchef Seiner Hoheit des Landgrafen Chlodwig von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, in Herleshausen, Rohde, Rechnungsrat, Generalkommissionssekretär in Kassel, Dr. Freiherr von Salis-Soglio, Regierungsrat, Mitglied der Generalkommission in Kassel, Savels, Erster Staatsanwalt in Marburg, Sommerlad, Kaufmann in Kassel, Staud, Regierungs- und Baurat, Mitglied der Eisenbahndirektion in Kassel, Stentzel, Pfarrer in Kassel, Wolf, Oberlandmesser in Homberg:

der Königliche Kronenorden 2. Kl.: Dr. Schmitt, Bischof in Fulda;

der Königliche Kronenorden 3. Kl.: von Buttlar, Geh. Regierungsrat, Landrat in Wolfhagen, Gabe, Geh. Baurat, Intendantur- und Baurat in Kassel, Noack, Konsistorialrat, evangelischer Militäroberpfarrer beim XI. Armeekorps, Schlüter, Postdirektor in Kassel, Zangemeister, Geh. Regierungsrat, Forstrat in Kassel;

der Königliche Kronenorden 4. Kl.: Kruse, Hauptlehrer a. D. in Kassel, Schönewerk, Kanzleisekretär a. D. in Kassel, Schulz, Rechnungsdirektor, Provinzialobersekretär in Kassel;

der Luisenorden 2. Kl.: Stiftsdame v. Heeringen in Kassel;

die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.: Frau Amtsrat Heidt, geb. Suntheim, in Schafhof, Kr. Ziegenhain, Frau Oberpostdirektor Hoffmann, geb. Schmidt, in Kassel, Hartert, Generalmajor z. D. in Marburg, Nagell, Hofapotheker in Kassel;

dem Landrat v. Bischoffshausen in Witzenhausen der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem zwecks vorübergehender Verwendung im Kolonialdienst des Reichs beurlaubten Landmesser Becker eine etatsmäßige Vermessungsbeamtenstelle.

Ernannt: die Referendare Heumüller, Frhr. v. Oeynhausen und Rimbach in Kassel zu Gerichtsassessoren; Hilfspfarrer Eberth zu Melsungen zum Pfarrer in Raboldshausen; Dr. H. Buchenau, Herausgeber der „Blätter für Münzfreunde", zum Konservator am kgl. Münzkabinett in München; Obersekretär Schulz zu Kassel zum Rechnungsdirektor bei der Provinzialverwaltung; Mittelschullehrer Weitzel in Schlüchtern vom 1. April an zum Rektor in Wolfhagen.

Übertragen: dem Großh. Oberlehrer Dr. Anthes in Darmstadt die Stelle eines Denkmalpflegers für die Altertümer.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Langenfeldt beim Amtsgericht in Wächtersbach.

Versetzt: Regierungsrat Reinhard nach Kassel, Rentmeister Wieters nach Eschwege, Ökonomiekommissar Metz nach Altenkirchen, die Oberlandmesser Baldus II nach Fulda und Jansen nach Merseburg, die Landmesser Frankenberg nach Marburg, Paul nach Kassel, Saal nach Kassel, Schmitz nach Hünfeld, Schuck nach Merseburg und Birch nach Kassel; Amtsgerichtssekretär Günther nach Schmalkalden.

In den **Ruhestand** versetzt: Oberlandmesser Pfeiffer in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Buchhalter Jacques Rubischung und Frau Auguste, geb. Ritter (Kassel, 21. Januar); Lehrer K. Eysel und Frau (Marburg, 22. Januar); Kaufmann Adolp Klippert und Frau Elisabeth, geb. Reinecke (Kassel, 23. Januar); Ingenieur Karl Credé und Frau Gertrud, geb. Ramelow (Niederzwehren, 24. Januar); Oberlehrer Dr. Preime und Frau Bertha, geb. Siméon (Hersfeld, 26. Januar); — eine Tochter: Lehrer Rühling und Frau Maria, geb. Keller (Kassel, 19. Januar); Landmesser Ostermayer und Frau Anna, geb. Steggewentz (Rinteln, 24. Januar).

Gestorben: Rechnungsrat Karl Sandrock, techn. Eisenbahnsekretär a. D., ehem. kurhess. Landmesser, 80 Jahre alt (Frankfurt a. M., 13. Januar); Generalagent Wilhelm Westermann (Kassel, 15. Januar); Karoline, Reichsfreifrau von Friesen, geb. Freiin von und zu Gilsa (Rapallo bei Genua, 18. Januar); Kaufmann Friedrich Burghard (Kassel, 21. Januar); Frau Marie Consbruch, geb. Sonnenschmidt, Witwe des Oberlandesgerichts-Präsidenten, 71 Jahre alt (Kassel, 22. Januar); Privatmann Friedrich Striegnitz, 58 Jahre alt (Kassel, 24. Januar); Kunstmalerin Adeline Freifräulein von Buttlar, 42 Jahre alt (Kassel-W., 25. Januar); Pfarrer Richard Lucius (Usenborn b. Ortenberg, Hessen, 26. Januar); Bürgermeister und Landwirt Chr. Heinrich Lingemann, 59 Jahre alt (Iba, 28. Januar); Kgl. Hofschauspielerin a. D. Emma Harke, 74 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Lehrer a. D. Adam Deisenroth, 76 Jahre alt (Kassel-W., 28. Januar); Frau Luise Jatho, geb. Klingelhöfer, Witwe des Pfarrers, 85 Jahre alt (Köln, 28. Januar); Kgl. Landbauinspektor, Baurat Seligmann, 56 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Vermessungsrevisor a. D. Otto Koch, 84 Jahre alt (Kassel, 28. Januar); Regierungs- und Geh. Baurat a. D. Alexander von Schumann, 81 Jahre alt (30. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 4. 23. Jahrgang. Kassel, 17. Februar 1909.

Henriette Keller-Jordan †.

Aus München wurde uns die Trauerkunde, daß eine der ältesten und eifrigsten Mitarbeiterinnen des „Hessenland", die feinsinnige Dichterin Henriette Keller-Jordan am 9. Februar einer schmerzvollen Krankheit erlegen ist. Ein Zufall fügte es, daß ein von uns an die Dichterin gesandtes Schreiben wenige Augenblicke nach ihrem Tode eintraf. Kurz vorher hatte sie ihren langjährigen treuen Freund und Berater, Herrn Dr. med. Paul Tesdorpf beauftragt, uns noch, so lange sie lebe, eine ihrer Novellen zu übersenden — dieselbe, mit deren Abdruck wir in dieser Nummer beginnen. Noch während Herr Dr. Tesdorpf mit einem Begleitschreiben an uns beschäftigt war, hatte die Dulderin für immer ausgelitten.

Frau Henriette Keller-Jordan war vielbegehrte Mitarbeiterin an einer Reihe von Zeitschriften und Zeitungen, aber grade das „Hessenland" hat besonderen Grund, ihr Hinscheiden aufs tiefste zu beklagen. Schon die erste Nummer des ersten Jahrganges unserer Zeitschrift brachte eine Novelle aus der Feder dieser ihrer Mitbegründerin, und seitdem ist Frau Keller-Jordan dem in ihrer hessischen Heimat erscheinenden „Hessenland" all die Jahre hindurch eine treue und wertvolle Mitarbeiterin gewesen. Als sie am 4. Juni 1905 in München in tiefer Zurückgezogenheit ihren 70. Geburtstag beging, hat Dr. Wilhelm Schoof an dieser Stelle*) eine eingehende Würdigung ihrer Persönlichkeit und ihres literarischen Schaffens geboten, bei welchem Anlaß wir unsren Lesern auch das Bildnis der nun Verblichenen vorführten. Deshalb wollen wir uns heute nur in kurzen Zügen noch einmal des äußeren Lebensganges dieser seltenen Frau und hochbegabten Schriftstellerin erinnern.

Frau Henriette Keller-Jordan, eine Nachkommin Gottscheds, war die Enkelin des Historikers und Dichters Paul Wigand — Erinnerungen an diesen Freund der Brüder Grimm brachte sie noch im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift — und eine Tochter des liberalen unerschrockenen Vorkämpfers für die konstitutionelle Gestaltung Hessens, des Schöpfers der berühmten kurhessischen Verfassung von 1831, des Marburger Professors Sylvester Jordan. In der Schwanapotheke in Marburg 1835 geboren, hat sie schon in früher Jugend des Lebens Bitternis erfahren müssen. Sie selbst hat uns (Hessenland 1902, S. 246 f.) die Zeit, während der ihr des Hochverrats beschuldigter Vater im Marburger Schloß gefangen gehalten wurde, ergreifend geschildert. 1850

*) Hessenland 1905, Seite 150 f.

siedelte sie mit ihren Eltern nach Kassel und dann nach Wolfsanger über, wo sie sich mit dem Kaufmann Edgar Keller verlobte, dem sie 1854 nach Mexiko folgte. 1863 kehrte sie nach Deutschland zurück und lebte nacheinander in Kassel, Marburg und Tübingen; hier veranlaßte sie Professor Du Bois-Reymond zur Veröffentlichung ihres ersten Buches, der „Mexikanischen Novellen" (1883), denen bald weitere Erzählungen folgten. 1886 siedelte sie nach München über, wo neben anderen Arbeiten noch im selben Jahre eines ihrer Hauptwerke, die Novelle „Hacienda Felicidad", entstand. Die Mehrzahl ihrer Novellen spielt in Mexiko, andere, wie ihr Roman „Ausgewanderte" (1893) auf europäischem Boden. Ihr schon 1887 erschienener Roman „Die Grubers", den Hermann Lingg für einen der besten deutschen Romane erklärte, hat die Zeit der hessischen Verfassungskämpfe und der Gräfin Reichenbach zum Hintergrund. Wie alle ihre Werke, so zeichnen sich auch die noch vor zwei Jahren unter dem Titel „Wandlungen" bei Kohlhammer in Stuttgart erschienenen Novellen durch einen bedeutenden Inhalt und Vollendung der Form in hohem Maße aus. Ihr literarischer Nachlaß enthält eine Reihe wertvoller, noch ungedruckter Romane und Novellen und ihre umfangreichen persönlichen „Lebenserinnerungen".

Frau Keller-Jordan litt an chronischer progressiver Adernverhärtung, die sich schon Ende Oktober in bedenklicher Weise verschlimmert hatte. Wie uns ihr langjähriger Freund und Erbe sowohl ihres dichterischen Nachlasses wie desjenigen ihres dichterisch begabten Sohnes Richard Jordan, Dr. Paul Tesdorpf, telegraphisch mitteilte, verliefen die kirchliche Aussegnung der Entschlafenen in ihrer Münchener Wohnung sowie die öffentliche Trauerkundgebung auf dem „Südlichen Friedhof" zu München in einer der Bedeutung der Dichterin würdigen Weise. Im Hause entwarf Pfarrer Nägelsbach den nächsten Angehörigen ein weihevolles Bild der Entschlafenen. Auf dem Südlichen Friedhof, dem Campo Santo Münchens, fand sich am 12. Februar nachmittags 3 Uhr eine geistig erlesene Trauerversammlung ein. Mit Gesängen des Gärtnertheater-Singchores begann und schloß die ergreifende Totenfeier. Major Kery, der erste Vorsitzende des Vereins für Feuerbestattung in München, entwarf in beweglichen Worten das Charakter-, Familien- und Lebensbild der Entschlafenen. Als nächster und Hauptredner würdigte der vormalige Chefredakteur der „Münchener Allgemeinen Zeitung", Dr. Hermann Diez, das literarische Wirken der Verstorbenen; ihr sei es gelungen, so führte er u. a. aus, zwei Weltteile und Kulturen, die spanische und zentralamerikanische mit der deutschen und speziell hessischen Welt, zu verbinden. In der Art, wie ihr dies gelungen, sei sie nicht nur für die nach geistiger Freiheit strebenden Frauen, sondern auch für alle Dichter und Schriftsteller vorbildlich. Auf diese ausführliche eindrucksvolle Rede folgte durch Fräulein Therese Sickenberger, Frau Keller-Jordans langjährige Münchener Freundin und Verehrerin, die verdienstvolle Vorsteherin einer höheren Münchener Mädchenschule, die poetische Weihe der Entschlafenen; in einem von ihr unter dem Eindruck des Todes der Freundin geschaffenen formvollendeten Sonett verklärte sie deren Bild. Als letzter trat der jahrzehntelange treue Freund, Berater und Arzt der Dahingeschiedenen, Dr. Paul Tesdorpf, an die unter anderen Lorbeer- und Blumenspenden auch mit einem Kranze der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern geschmückte Bahre. Er trug jene erhabene Ode „Ich denke dein" vor, die Richard Jordan, Frau Keller-Jordans ebenbürtiger Sohn, einst auf Anregung seiner Mutter aus dem Spanischen ins Deutsche übertrug. Diese Ode, die in der französischen Akademie zu Paris in Goldlettern aufbewahrt wird und als unübertrefflich ausgestellt ist, sie, die zugleich eine Lieblingsdichtung der Entschlafenen war, wurde nunmehr ihr Totenlied.

Die Hessen können stolz sein, eine solche Frau und Dichterin ihr eigen nennen zu können. Wenn deren Asche, dem innersten Wunsche der Verstorbenen entsprechend, auf dem Kasseler Friedhof zu Füßen ihres dort ruhenden Vaters Sylvester Jordan die letzte Stätte gefunden haben wird, dann, so schließt Dr. Paul Tesdorpf, werden auch wir erst Ruhe und Beruhigung finden.

Heinrich von Schönfeld.

Ein Beitrag zur Berichtigung der Matrikel des Schwarzen Adlerordens von Dr. Philipp Losch.

(Schluß.)

Offenbar ist die jetzige Liste der Ordensritter erst in späterer Zeit angelegt worden. Ihr Verfasser wußte nur, daß ein Generalleutnant v. Schönfeld 1793 den Orden erhielt, und da, wie gesagt, die Quellen über die Person Heinrichs v. Schönfeld fast gänzlich schweigen, so hat man den ungefähr zu gleicher Zeit lebenden Namensvetter Georg August an seine Stelle gesetzt. Bei der kurzen Dauer der Ordensritterschaft Schönfelds, der schon nach zwei Jahren starb, ohne investiert zu sein, war diese Verwechselung leicht möglich, um so mehr, als die preußischen Ranglisten schon

damals die Vornamen der Offiziere und Beamten geflissentlich unterdrückten. Dazu kommt noch der allerdings höchst auffallende Umstand, daß die Ranglisten auch über Lebensalter, Dienstalter und Herkunft Heinrich v. Schönfelds nichts enthalten, während sonst bei allen anderen Offizieren die für diese Angaben bestimmten Rubriken fast ausnahmslos mehr oder weniger richtig ausgefüllt sind. Es mögen darum diese Daten, soweit sie mir bekannt sind, hier kurz angeführt werden, um künftigen Bearbeitern preußischer und hessischer Militärgeschichte, sowie auch einem eventuellen Neubearbeiter der Matrikel des Schwarzen Adlerordens als Anhalt zu dienen.

Heinrich v. Schönfeld[1]) ist am 9. März 1733[2]) geboren. Über seine Familie, seinen Geburtsort und seine Eltern kann ich ganz sichere Angaben nicht machen. Auf eine öffentliche Anfrage in den Mitteilungen der deutschen Zentralstelle für Familiengeschichte habe ich allerdings seine angebliche Ahnentafel zu 32 Ahnen zugesandt erhalten, aber leider ist damit nichts anzufangen, da schon die Eltern unrichtig angegeben sind. Diese Ahnentafel beruht auf Angaben des Oberleutnants Ernst v. Schönfeldt, der auch in seinem Aufsatz im „Militär-Wochenblatt" Beibl. 1906 S. 419 behauptet: Schönfelds Vater sei Adam Gottlieb v. Schönfeld, seine Mutter Luise Elisabeth Schenk zu Schweinsberg gewesen. Daß diese Annahme unrichtig ist, geht schon daraus hervor, daß die Ehe dieser beiden erst am 3. September 1737 geschlossen wurde, während Heinrich schon 4½ Jahr vorher das Licht der Welt erblickte. Der Güte des Herrn Archivdirektors Dr. Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg in Darmstadt verdanke ich außerdem die Mitteilung, daß aus der erwähnten Ehe des Adam Gottlieb von Schönfeld mit Luise Elisabeth Schenk zu Schweinsberg nur ein Sohn entsprossen ist, der Johann Siegmund Wilhelm Ferdinand hieß und 1774 Regierungsassessor war.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war Heinrich v. Schönfeld ein Sohn des Kapitäns in einem Landbataillon Kaspar Heinrich v. Schönfeld auf Schlönwitz in der Neumark und der Dorothea Christine v. Schwerin.[3]) Nach bestimmten Angaben einer im Marburger Archiv befindlichen hessischen Konduitenliste stammt nämlich Schönfeld aus Schlönwitz in der Neumark. Allerdings findet sich in den Kirchenbüchern dieser Gemeinde von 1710—1740 keine auf seine Geburt bezügliche Eintragung, dagegen werden zwei Töchter jenes Ehepaares (Elisabetha * 1725 und Margarethe * 1727) dort erwähnt. Vielleicht ist Heinrich v. Schönfeld nicht in Schlönwitz sebst geboren, hat aber doch den Wohnort seiner Eltern als seine Heimat angegeben, falls nicht die Kirchenbücher lückenhaft sind.

Heinrich v. Schönfeld trat mit 14 Jahren in preußische Militärdienste, wurde 21. September 1754 Fähnrich, 12. Oktober 1754 Leutnant im Regiment Gensd'armes, machte den Siebenjährigen Krieg mit und wurde bei Prag schwer blessiert. Am 21. Oktober 1758 zum Stabsrittmeister ernannt, nahm er 1761 seinen Abschied und trat in hessen-kasselsche Dienste über, wo er am 2. Februar 1761 als Major im Leibdragoner-Regiment übernommen wurde. Hier zeichnete er sich 1762 beim Treffen von Nauheim und auf dem Rückzuge vom Kloster Ahrensberg und Grimbergen aus. Am 29. November 1762 wurde er in das Regiment der Garde du Corps als Rittmeister, (mit Majorsrang) versetzt und zum Flügeladjutanten und Kammerjunker des Landgrafen ernannt. 1763 wurde er Stallmeister, 1765 Kammerherr, 18. Mai 1766 Major im Regiment der Garde du Corps (mit dem Range eines Oberstleutnants), 5. März 1769 Ritter des Ordens pour la vertu militaire, 20. Mai 1776 erhielt er den Rang eines Obersten, 22. Mai 1778 wurde er zum Oberschenken, 1780 zum Generaladjutanten ernannt. Am 2. Dezember 1882 wurde er Oberstleutnant in der Garde du Corps (mit dem Rang eines Generalmajors). 1785 wurde er zum wirklichen Generalmajor befördert. 1787 ernannte ihn der neue Landgraf Wilhelm IX. zum Oberstallmeister. Am 23. Februar 1789 ging er vom Regiment Gardedukorps, dem er 27 Jahre angehört hatte, ab und quittierte am 16. März 1790 überhaupt den landgräflich hessischen Dienst, um als Generalleutnant die Führung der belgischen Aufständigen zu übernehmen. Am 20. November 1790 erbat er auch hier nach dem kurzen unglück-

[1]) Nach einer handschriftlichen Rangliste aus der Bibliothek des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, auf die Geh. Archivrat v. Mülverstedt in einem meine Angaben bestätigenden Artikel im „Deutschen Herold" 1908 Nr. 6 Bezug nimmt, hatte Schönfeld noch einen zweiten Vornamen: Nikolaus.

[2]) Nach Angabe Ernst v. Schönfeldts a. a. O. Nach der Marburger Konduitenliste war Sch. am 1. Januar 1789 55 Jahre 3 Monate alt, wäre demnach erst im Herbste 1733 geboren.

[3]) Die „Biographischen Nachrichten über das Geschlecht v. Schwerin" von Gollmert und v. Schwerin (Berlin 1878) geben auf Stammtafel 20 fälschlich Klara Sophie v. Schwerin, eine Schwester der Dorothea Christina, als Gemahlin Kaspar Heinrichs v. Schönfeldt an. Hier wird auch nur eine Tochter aus dieser Ehe (Henr. Jul. Margr. * 1732) erwähnt.

lichen Feldzug seinen Abschied und trat Anfangs 1791 wieder in preußische Dienste. Sein Patent als preußischer Generalleutnant von der Kavallerie wurde anfangs vom 2. November, später vom 5. Februar 1791 datiert. Zu gleicher Zeit wurde er zum Gouverneur der Festung Schweidnitz ernannt, machte aber den Feldzug in der Champagne, dann 1793 als Korpskommandeur den Rheinfeldzug und die Belagerung von Mainz mit. Für seine Meriten erhielt er 1792 den Roten Adlerorden (der von Preußen erst nach dem Anfall von Ansbach-Bayreuth übernommen war) und 1793 den Schwarzen Adlerorden. Nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes wurde Schönfeld 24. Mai 1794 mit dem Oberbefehl über alle nördlich der Weichsel stehenden preußischen Truppen, das sogenannte Narewkorps, betraut, den er am 29. September infolge Wiederaufbrechens seiner alten Wunden wieder niederlegen mußte. Er zog sich nach seinem Gouvernement Schweidnitz zurück, wo er schon im nächsten Jahre, am 22. August 1795, starb.

Schönfeld war zweimal vermählt. Seine erste Frau war Marie Eleonore Dorothea v. Wintzingerode * 28. Februar 1733 zu Kirchohmfeld als zweite Tochter des Generals Wasmuth Levin v. Wintzingerode aus dem Hause Adelsborn. Sie war (seit dem 20. Februar 1752) in erster Ehe verheiratet gewesen mit dem nachmaligen kurhannöverischen Major Achaz Philipp v. Wintzingerode von der Bodensteiner Linie ihres Geschlechts, der am 14. Oktober 1758 an einer im Gefecht bei Lutterberge erhaltenen Wunde zu Kassel gestorben war. Aus dieser ersten Ehe der beiden Wintzingerode entstammten drei Kinder, unter denen ihr Sohn Georg Ernst Levin (* 27. November 1752 zu Walsrode, † 24. Oktober 1834 zu Stuttgart) später den Grafentitel erhielt und sich als Freund der verwitweten Landgräfin Philippine v. Hessen[4]) und als württembergischer Minister einen Namen machte. Die zweite Ehe der Marie Eleonore Dorothea v. Wintzingerode mit Heinrich v. Schönfeld war kinderlos. Sie starb am 19. Juli 1780 zu Kassel infolge eines unglücklichen Sturzes aus einem Wagen, den sie selbst gelenkt hatte.

Noch vor dem Ende des Trauerjahres vermählte sich Heinrich v. Schönfeld zum zweiten Male mit Marie Charlotte v. Belcastel. Die Trauung fand am 25. Juni 1781 zu Kassel in der fürstlichen Orangerie im Zimmer der Landgräfin statt, zu deren Hofdamen die Braut ebenso wie die erste Frau Schönfelds gehörte. Auch diese zweite Ehe war kinderlos. Nach Schönfelds Tode kehrte seine Witwe nach Kassel zurück, wo sie erst im Jahre 1823 gestorben ist. Vor ihrem Weggang von Schweidnitz hatte sie ihrem Gemahl auf dem dortigen Garnisontotenhof ein Denkmal errichten lassen, das denselben französischen Vers trägt wie das Grabmal auf dem alten Kasseler Totenhofe, das die Landgräfin Philippine der verunglückten ersten Gemahlin Schönfelds gewidmet hatte:

Victime d'un coup imprévu,
Objet digne des pleurs
Que ton sort fait repandre;
Si quelque monument
Annonce ici ta cendre,
La main de l'amitié
Le pose à la vertu.[5])

Denn merkwürdigerweise hat Heinrich v. Schönfeld einen ähnlichen Tod gefunden wie seine erste Frau, nämlich durch einen Sturz von einem scheuen Pferde, das er zureiten wollte.

[4]) Geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, zweite Gemahlin des Landgrafen Friedrich II. von Hessen, † als Witwe am 1. Mai 1800 zu Berlin im 55. Lebensjahre. Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von seiten der Familie v. Wintzingerode verbreitete Behauptung: die Landgräfin habe eine heimliche Ehe mit dem Grafen Ernst Levin Wintzingerode geschlossen, ist seitdem in verschiedene Werke, auch in den Gothaischen Kalender übergegangen. Ein Beweis für diese Behauptung ist bisher nicht erbracht worden, dürfte auch schwerlich erbracht werden.

[5]) Dies ist der Wortlaut auf dem Kasseler Denkmal. Die Schweidnitzer Grabschrift weist einige unwesentliche Abweichungen auf, die sich wohl dadurch erklären, daß der Vers aus dem Gedächtnis dort rekonstruiert ist.

Adolf von Menzel und Kassel.

Von Paul Heidelbach.

Adolf von Menzel hat zu Kassel tiefgehende und langandauernde Beziehungen gehabt. Der Kasseler Tapetenfabrikant Karl Heinrich Arnold, dessen Selbstbiographie A. Woringer im „Hessenland" (1907 Nr. 10—13) herausgegeben und kommentiert hat, war der vertrauteste Jugendfreund Menzels, trotzdem er diesen um über zwei Jahrzehnte an Lebensjahren überragte. Menzel, wohl die bedeutendste Erscheinung in der Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts, gehörte zu den populärsten Erscheinungen Berlins, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sich um die Per-

sönlichkeit des kleinen großen Mannes schon zu seinen Lebzeiten allerhand mehr oder weniger sagenhafte Anekdoten rankten, die ihn als den einer rücksichtslosen, sich in allerhand kleinen Grobheiten kundgebenden Wahrheitsliebe fröhnenden, allem Scheinwesen und jeglicher Sentimentalität abholden Eigenbrödler interpretierten. Um so überraschender war die Wirkung, als Hugo von Tschudi 1905 zahlreiche Briefe Menzels an Arnold aus den Jahren 1836—1853 veröffentlichte [1]), die Arnolds Sohn, der Hofmaler Karl Arnold, der Nationalgalerie überwiesen hatte. Diese Briefe lassen erkennen, eine wie menschlich warme, gemüt- und temperamentvolle, für die Leiden und Freuden des Lebens empfängliche Persönlichkeit hinter der rauhen Schale schlummerte. Diese Erkenntnis wird noch bekräftigt und ergänzt durch eine Reihe von Familienbriefen, die Menzel während seines zweiten Kasseler Aufenthalts verfaßte und die soeben in der „Neuen Rundschau" [2]) veröffentlicht wurden.

Karl Heinrich Arnold, ein Sohn des Kasseler Tapetenfabrikanten Johann Christian Arnold, hatte um 1830 in Berlin eine Tapetenfabrik begründet. Hier hatte Menzel den auch selbst künstlerisch begabten Mann im Winter 1833/34 kennen gelernt und war häufig in Arnolds Haus am Monbijouplatz zu Gast, in dem u. a. Rauch, Drake, Schinkel und General von Radowitz verkehrten. 1836 siedelte Arnold mit seiner Familie wieder nach Kassel über und schloß 1839 mit seinem jüngeren Bruder Paul Wilhelm, dem der Maler im gleichen Jahre die Tapetenfabrik übergeben hatte, einen Vertrag, durch den sie die Kasseler und die Berliner Fabrik fortab unter der Firma J. C. Arnold Söhne zu gemeinsamem Betrieb vereinigten. [3]) 1841 kam Menzel für einige Wochen nach Kassel, wo ihn selbstverständlich neben Schloß Wilhelmstal [4]), der entzückendsten Schöpfung des Rokoko in Deutschland, vornehmlich die Kasseler Galerie fesselte. Während dieses Aufenthaltes bat Professor Ludwig Grimm, der Jüngste der „Brüder", Menzel um ein Urteil über sein großes Ölbild „Mohrentaufe", das er eben vollendet hatte. Nachdem Menzel lange schweigend vor dem Bilde gestanden hatte, fragte er ganz unvermittelt nach dem Schöpfer eines an der Wand hängenden Studienkopfes. Grimm erwiderte, daß er selbst ihn in Rom gemalt habe. „Hören Sie, das Ding ist vortrefflich", sagte Menzel und empfahl sich, ohne das Ölbild mit einem Worte erwähnt zu haben. [5]) Am 18. Juli 1842 vollendete Menzel nach vierjährigem, fleißigem Schaffen seine Holzschnittbilder zur Geschichte Friedrich des Großen. Unter dem Hochgefühl der Erleichterung fand er am folgenden Tage einmal wieder Zeit, seinem Kasseler Freund zu schreiben, und nach so langer, anstrengender Atelierarbeit ist sein in diesem Brief zum Ausdruck kommendes Sehnen nach der freien Natur doppelt verständlich: „Ach, jetzt auf Wilhelmshöh, Dörnberg 2c., für dieses Jahr sind mir das nun Tantalusfrüchte. Alter, preisen Sie Gott, daß Sie in einer Natur wie die dortige leben, es müßte freilich im Übrigen noch einiges A n d e r e s anders sein!!" Im folgenden Jahr muß Arnold die Absicht geäußert haben, mit den Seinen für einige Zeit nach Berlin zu kommen. Menzel erkundigte sich darauf eingehend nach den Preisen und Verhältnissen in den Gasthöfen der Friedrichstadt und gab dem Freunde eine eingehende Übersicht. Aber erst 1845 kam Arnolds Tochter Friederike, die spätere Frau des Hofrats Henkel, zu Besuch nach Berlin, wo sie bei Menzel in der Schöneberger Straße 18 wohnte. Bei dieser Gelegenheit malte Menzel das Brustbild des schönen Mädchens. Das nach Friederikens Abreise nach dem Gedächtnis vollendete Ölbild, das der Künstler im September nach Kassel schickte, befindet sich jetzt im Besitz der Nationalgalerie. [6])

Wiederholt schon hatte Arnold Zeichnungen seines Sohnes Karl, der sich der Malerei widmen wollte, zur Begutachtung an Menzel geschickt. Karl, der nach Menzels und seiner Berliner Freunde Urteil zu schönen Hoffnungen berechtigte, war inzwischen 17 Jahre alt geworden und sollte eine auswärtige Akademie besuchen. Menzel, um Rat befragt, schrieb, daß die Berliner Akademie zur Zeit nicht so beschaffen sei, „daß eine Umpflanzung aus dem Kasseler Mistbeet in das Berliner eine erfreuliche Besserung wäre", erbot sich aber, den Jungen während der Ausstellungszeit auf ein paar Wochen zu sich zu nehmen. Karl kam denn auch im Herbst 1846 nach Berlin, wo Menzel mit Gewissenhaftigkeit und größtem Eifer sein Studium leitete. Das Unglück wollte es, daß bald nach Karls Ankunft Menzels Mutter an Unterleibsentzündung starb. Während der kritischen

[1]) Aus Menzels jungen Jahren. Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen. 26. Band, Seite 215 f. Berlin (G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) 1905. Diesem Werke ist auch unsere Kunstbeilage mit Erlaubnis des Verlages entnommen.

[2]) Januarheft 1909, Seite 84 f. Berlin, Verlag S. Fischer.

[3]) Woringer, „Hessenland" 1907, S. 188.

[4]) Eine Menzelsche Bleistiftzeichnung der Wilhelmstaler Grotte veröffentlicht v. Tschudi a. a. O. Seite 230.

[5]) v. Tschudi, S. 276 Anm.

[6]) Abgebildet bei v. Tschudi, Seite 238.

Zeit wohnte der junge Arnold im Hause des mit seinem Vater und Menzel befreundeten Bildhauers Drake. Menzel hatte zunächst in zartfühlender Weise nichts von der Krankheit und dem Tode seiner Mutter nach Kassel verlauten lassen, da Karl wohl sonst zurückgerufen und so der Zweck seiner Reise vernichtet worden wäre. Menzel war außerordentlich zufrieden mit den Leistungen des jungen Schülers und berichtete dem Vater, daß dieser „die Zeit über, was er bei der Muse antichambrierte, nicht in Pantoffeln" habe tun dürfen. Er selbst zeichnete Karls Kopf in Pastellkreide.[7])

Der kurhessische Kunstverein hatte die Absicht, ein größeres, einen Stoff aus der hessischen Geschichte behandelndes Bild in Auftrag zu geben und erließ zu diesem Zwecke ein Konkurrenzausschreiben. Vielleicht hatte dieses nicht den gewünschten Erfolg, und Arnold muß daraufhin auf seinen Berliner Freund hingewiesen und den Auftrag erhalten haben, bei diesem zu sondieren. Am 15. April 1845 antwortete Menzel[8]):

„Ihre freundliche Anfrage rücksichts des Projekts Ihres dortigen Kunstvereins hat mich sehr überrascht. Wenn ich dasselbe indeß mit dem Begriff zusammenhalte, den ich von den Edlen Castiliens sowohl durch Sie als aus eigener Anschauung habe, so kann ich nicht umhin, folgendes davon zu denken: 1, machen sich die Herrn bei Aufwendung von! 5—600 Rsth! gewiß eine Erwartung eines wohl wandgroßen Bildes; während dafür ein solider Kerl (um doch von etwas Festem, also von Dimensionen zu sprechen) doch nicht über 4 Fuß Breite und etwa über 3 Fuß Höhe hinausgehen könnte. Eine geringe oder große Anzahl Figuren gar noch nicht in Anschlag gebracht. 2, würden die Herren bei einem solchen Unternehmen doch auch eine vorläufige Skizze sehen wollen, welche dann auch für diese großen Kenner schon ziemlich ausgeführt werden müßte, was mindestens lästig ist. und 3, gebe ich Ihnen zu bedenken, was sämmtliche malende Hofräthe und bei Hofe rathgebende Maler Cassels sagen würden, wenn eine solche Bestellung außer Lands ginge. ich glaube, Sie werden diese meine Bedenken nicht unbegründet finden. Sollten indeß doch, was mir aber ganz unwahrscheinlich ist, die Leute sich mit dem allen einverstanden erklären und einen solchen Antrag an mich wirklich tun, so wäre ich freilich nicht abgeneigt. ich möchte indeß nicht gern, um Ihret- und meinetwillen, daß Sie grade die Sache lebhaft betrieben, da gewiß doch alle Welt weiß, wie befreundet wir sind; und denen, die es noch nicht wußten, bei dieser Gelegenheit es nicht verschwiegen werden wird."

Erst nach fast zwei Jahren, in einem Briefe vom 13. Februar 1847, kommt Menzel wieder auf die Sache zurück:

„Ist das was Sie mir von der Intention des dortigen Kunstvereins schreiben, noch dieselbe Angelegenheit von der Sie mir schon einmal vor längerer Zeit schrieben? ich will auf Ihre freundliche Aufforderung, falls ich ein Sujet finde, (was ich wohl glaube,) eine Skizze machen, und sobald ich sie vollenden kann, hinschicken, gehen die dort drauf ein, gut, im andern Falle male ich sie gelegentlich für mich."

Zufällig las dann Menzel im Anzeiger der „Fliegenden Blätter" ein Inserat des Kunstvereins, wonach die Frist zum Wettbewerb am 31. März als geschlossen betrachtet werde. Da es ihm wegen seines Umzuges von der Schöneberger Straße nach der Ritterstraße nicht möglich gewesen war, die Skizze bis zu diesem Termin zu vollenden, betrachtete er die Skizzenangelegenheit für erledigt und war dann recht verwundert, als Arnold in einem Brief nochmals darauf zurückkam. Er erklärte sich bereit, noch eine Skizze zu malen, wenn ihm 8—14 Tage Zeit gelassen würden. Er sandte dann auch eine solche alsbald ein. Sie behandelte den Moment, wie König Gustav Adolf im Januar 1632 seine Gemahlin, die ihm nach Deutschland gefolgt war, am Portal des Schlosses zu Hanau begrüßte. (Fortsetzung folgt.)

7) v. Tschudi, Abbildung Seite 239.

8) v. Tschudi, Seite 247. Dort auch ein Faksimile des Briefes.

Psychologie einer Straße.

Von Hans Altmüller.

Nicht nach einem Perpetuum mobile — denn die ganze Welt ist eins —, sondern nach einem Perpetuum immobile sollte man suchen. Alles Leben, und was damit zusammenhängt, ist, wie sein Wesen bedingt, einer fortwährenden Veränderung unterworfen, und zwar in einer Art, die wir uns im einzelnen kaum genügend klar machen. Denn es gibt nichts auf der Welt von allem, was wir kennen, was auch nur zwei Minuten lang sich unverändert gleich bliebe, und das „Πάντα ῥεῖ" geht mit einer rapideren Geschwindigkeit vor sich, als vielleicht der alte Heraklit selber geglaubt hat. Wie auf unserem Planeten keine räumliche Ruhe gleichsam, keine absolute Ebene, zu finden ist, so gibt es auch keinen zeitlichen Stillstand in irgend welcher Entwickelung, und für uns Menschen z. B. hat diese Tatsache ihre sehr ernste moralische Bedeutung, indem jeder unaufhaltsam besser oder schlechter wird, was meist unmerklich vonstatten geht, was aber, wenn man einen Menschen nach Jahren wiedersieht, mit großer Deutlichkeit wahrzunehmen ist, indem man sofort erkennt, ob es mit ihm aufwärts oder ab-

wärts gegangen ist; und jedes noch so alltägliche Verhältnis der Menschen untereinander hat seine wichtigen ethischen Seiten, jede noch so triviale Unterhaltung nützt entweder oder schadet, was auch wieder erst allmählich fühlbar wird.

Daß also das Leben ein Übergang sei, hat nicht nur der Fuchs bemerkt, als ihm das Fell übergezogen wurde. In der Tat, alles ist ein Übergang. Auch, was die Menschen scheinbar Unvergängliches, jedenfalls sie körperlich Überdauerndes schaffen, ihre ganze Kulturarbeit, auch dieser zudem nie ganz bewältigte, weil nie völlig erschöpfte Besitzstand unterliegt folglich einem fortwährenden Zersetzungs- oder doch Veränderungsprozeß. Das zeigt sich da am deutlichsten, wo viele Menschen zusammen sind und schon lange waren: in der Stadt. Von allen räumlich ausgedehnteren, aber noch mit dem Blick zu umfassenden Gebilden unseres Planeten erleidet ein Stadtbild die meisten und die schnellsten Veränderungen. Andererseits bleibt in ihm auch ein gewisser Grundstock von Formen länger bestehen, und so entwickelt sich für das Auge des sinnigen Beschauers bei allem Stoffwechsel das anziehende Spiel des verschiedenzeitlichen Zugleichseins in einer Weise, wie es sonst etwa die Natur gleich eindringlich nicht bietet, schon auch, weil hier der menschlich persönliche Charakter fehlt.

In der Stadt selbst gibt wieder derjenige Teil am leichtesten Anlaß zu solchen Betrachtungen, der seinem Charakter nach nichts anderes bedeuten soll, als das, wovon wir reden, nämlich einen „Übergang". Und das ist die S t r a ß e. Man hat unser Leben mit allem Möglichen verglichen, und es l ä ß t sich auch mit Unzähligem gut vergleichen, aber das Bild der Wanderung, der Reise, liegt offenbar am nächsten, trotzdem das Gleichnis streng logisch anfechtbar ist, denn die Wanderung bezieht sich mehr auf den Wandernden selbst, nicht auf das, w a s er durchwandert, also auf die Person, nicht auf die Sache; dies Leben aber ist eine F o r m, in die man eingeht, nicht eigentlich eine Handlung, die man vollzieht, eine Erscheinungsform, i n der etwas vor sich geht; es ist eben eine Straße, ü b e r die man wandert, von einem Ausgangspunkt aus, einem Ziel zu. (Wir nennen Leben erst im weiteren Sinn außer der Form im allgemeinen auch eine Tätigkeit im einzelnen, ähnlich wie wir z. B. mit dem Wort Geschichte die doppelte Bezeichnung alles dessen, was geschieht, und — eigentlich fälschlich — auch seiner Darstellung als Wissenschaft verbinden.)

In unserer Zeit so mancher verhängnisvollen Übergänge (im anderen Sinn), wo wir besonders in unserer hessischen Hauptstadt so viel Altehrwürdiges und Stilvolles zugunsten unförmlicher Neuerungen verschwinden sehen, lohnt es sich wohl, das Bild einer Straße zu beachten und den Ursachen ihrer malerischen und poetisch-stimmungsvollen Wirkungen nachzugehen, die bemerkenswert treu noch das Bild einer bescheideneren, aber wahrhaft guten alten Zeit festhält. Es ist kein Bild aus der Altstadt, das hier gemeint ist, sondern ein Straßenzug, der relativ neueren Datums, nur etwa 200 Jahre alt ist und wohl noch nie von Malerhand dargestellt wurde: die F r a n k f u r t e r S t r a ß e in Kassel.

Vielleicht ist ihr stiller Zauber auch noch manchem anderen aufgegangen als dem Schreiber dieser Zeilen. Worin liegt, soll die Frage lauten, die uns hier kurz beschäftigen soll, die eigentümliche Wirkung, die, nicht etwa auf jemanden, der sie lange bewohnt und individuelle Beziehungen zu ihr hat, aber auch nicht auf einen gleichgültigen Fremden, sondern auf einen durchschnittlichen Bewohner der Stadt diese einfache Straße möglicherweise jedesmal, wenn er sie betritt, mehr oder weniger ausübt? Welches also sind ihre psychologischen Einflüsse auf den aufmerksamen Betrachter, der zugleich zu den gebildeten und empfänglichen gehört?

Der Charakter der Frankfurter Straße nimmt wie der ihr ähnlichen eine Mittelstellung zwischen dem der ganz alten und der ganz neuen Stadtteile ein. Darin liegt zunächst etwas beruhigend Versöhnliches, eben Vermittelndes. Sie reicht gleichsam von der Altstadt aus der ganz neuen Stadt die Hand. Der Friedrichsplatz schiebt sich nur als freie Fläche zwischen die Stadtteile. Jenseits beginnt, gerade von der Frankfurter Straße aus, wirklich die Altstadt (während z. B. von der Karlsstraße oder der Königsstraße aus erst noch größere neuere Strecken folgen), am anderen Ende der Straße aber der moderne Villenteil des Weinberg. Friedrichsplatz und Weinberg — damit bezeichnen wir aber wieder eine andere Seite ebenfalls des vermittelnden Charakters der Frankfurter Straße. Sie verbindet, selber offen und breit gelegen, das Freie mit dem Freien. Trotzdem sie eine in sich völlig abgeschlossene Straße bildet, liegt sie nach beiden Eingängen hin wie außerhalb der Stadt. Am einen Ende grüßt über die breite Fläche des Friedrichsplatzes der weiße Zwehrenturm herüber, meist in leichten Duft gehüllt, dahinter die blaue Ferne zarter Bergformen, am anderen Ende ragen die romantisch steilen Felswände der Frankfurter Chaussee hervor, die alte Reisestraße nach dem Süden.'

Überhaupt hat der Charakter der Straße etwas Südliches, Warmes, Heiteres. Das liegt nicht nur an der Freundlichkeit ihrer äußeren Erscheinung, an der lichten Breite ihrer Anlage bei relativ geringer Höhe der Häuser, nicht nur an der allgemeinen Helligkeit der Farbentöne — kein einziger düsterer Rohbau ist zu finden —, sondern es spielt noch

eine meist wohl nur halbbewußte Ideenassoziation herein. Der Gedanke nämlich einerseits an die Straße nach Frankfurt (und immer weiter, nach wärmeren Gegenden, bis Italien) und andererseits der Begriff des Weinbergs im Hintergrund scheinen der Straße einen sonnigen Schimmer zu verleihen. Dazu kommt die Nähe der Bellevue, nämlich eben gerade die Nähe, das Gefühl, daß sich das Freie, Heitere, Fernerschließende sehr bald noch steigern läßt, ohne daß doch der Straße wieder ihr Geschlossenes, gemütlich Beschränktes, behaglich Stadtmäßiges dadurch genommen würde.

Eben auch die Verbindung des festgegründeten Stadtwesens mit dem leichtveränderten Charakter der vielbewegten Verkehrsstraße in die Ferne macht einen Teil ihrer Eigentümlichkeit aus; und wer ihr Bild an Markttagen oder gar an Meßmontagen kennt, wenn die lange Reihe leerer Leiterwagen vor den Wirtshäusern auf die dort einkehrenden Landbewohner wartet, dem kommt wohl der Zustand dieser gemütlichen Straße in früherer Zeit vor die Phantasie, als noch ein wirkliches Frankfurter Tor, oben, wo die Friedrichsstraße mündet, ein Häuschen mit zwei Säulen am Eingang, davor die Wachtposten, daneben das Torgatter, dahinter ein erhöhter einsamer Garten, ein Nachbar wohl des berühmten Schelhasischen Gartens (dessen Häuser übrigens noch stehen), den Beginn der Stadt sowohl wie der pappelbesetzten Landstraße deutlich und malerisch markierte. Statt des unschönen Galeriegebäudes (so schön es im Innern ist) lagen an dieser Stelle die zwar höchst bescheidenen, aber das Gesamtbild trefflich ergänzenden Baulichkeiten des Bellevuemarstalls mit seinem Hof und dem Reithaus, die nach dem Brand des alten Landgrafenschlosses, anno 1811, als Jérôme faute de mieux in das Bellevueschloß zog, schnell errichtet wurden. (Der Verfasser kann sich diese Örtlichkeit leider nur aus Bildern und Plänen vorstellen.) Und wer das Tor sah, mußte auch weiter sehen, die wunderbare Felsenstraße herab mit den Kellern, wo oben, etwa im Herbst, der wilde Wein seine roten Teppiche ausbreitete, links der Blick durch ein weißgestrichenes Holzgitter auf die prachtvollen Baumwogen der Aue fiel und geradeaus der grüne Weinberg, in der Ferne die hügelige Allee, der Park von Schönfeld und Zwehren mit seinem charakteristischen Kirchturm und dahinter die ewig blauen Berge im heitern Goldlicht schwammen. Noch vor wenigen Jahren zog ein vorsintflutlicher Postwagen, ein beruhigend schwerfälliges Gebäude, mit einem greisen Biedermann als Kutscher, der etwas mumienhaft Vertrocknetes hatte, wie jemand, der ganz von der Zeit vergessen ist, langsam, aber sicher die Straße entlang. Die Pferde, uralte Tiere, gingen wie von einem träumerischen Uhrwerk bewegt, wie man sich mechanisch ins Unvermeidliche fügt, als ob sie verwünscht wären, in alle Ewigkeit diesen Weg zu gehen. Sie hatten verdrießlich verschobene Mäuler und waren mit der Welt unzufrieden. Bisweilen saß auch ein Passagier in diesem Leichenwagen der Vergangenheit.

Wenn wir nun die Straße an sich wirken lassen, fällt uns zunächst ihre bauliche Einheitlichkeit auf. Fast alle Häuser, wie sie sich heute noch zeigen, sind im einfach bürgerlichen Barockstil der Du Ry gehalten, im französischen Hugenottenstil der Anfangszeit des 18. Jahrhunderts, der für die Oberneustadt ja überhaupt charakteristisch ist. (Das erste Haus der Oberneustadt liegt bekanntlich an der Ecke der Frankfurter Straße und des Friedrichsplatzes.) Ein schlichter, aber freundlich geschmackvoller Charakter ist es, der diesen Stil kennzeichnet. Behäbigkeit und eine gewisse bescheidene Eleganz verbinden sich mit gediegen klaren Formen. Wir müssen uns, um einen vollen Eindruck zu haben, die Straße noch neu denken. Wenn man vom Friedrichsplatz kommt, sieht man auf der linken Seite nach den drei ersten Häusern drei, am oberen Ende dieser Seite sogar vier, die beinahe völlig unverändert die ursprüngliche Gestalt aufweisen; drei glatt ausgebaute Stockwerke mit eher breiter als schmaler Front und dann den stumpfwinkeligen Giebel mit der runden Bodenluke. Heute, wo sich das Bild etwas verschoben hat und auch, entsprechend der allmählichen Herabwertung der Gegend, ein gewisser Verfall der Häuser nicht zu verkennen ist, macht uns das Ganze mehr den Eindruck einer vernachlässigten Straße aus der Biedermeierzeit, wo noch gemütlich primitive Verhältnisse einem langsamen und spärlichen Verkehr genügten, bei, wie uns vorkommen will, allgemeiner Zuverlässigkeit und bescheidener Zurückhaltung der Leute untereinander. Verschlossene Vorgänge brauchte man da noch nicht. Man durfte gleich mit der Tür ins Haus fallen. Der wesentliche Charakter beruht aber doch auf dem französisch-barocken Element. Und auch hierin liegt bei aller Gesetztheit ein heiteres, freies und vornehmes Wesen.

Dies Gepräge der Straße wird durch zwei größere Gebäude teils gehoben, teils bestimmt modifiziert: durch die Kirche und das Bellevueschloß. Trotz des zeitweise starken Verkehrs in ihr hat die Straße meist etwas Stilles, Ruhiges, und zwar nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge. Die Fassade der Kuppelkirche, gerade in der Mitte der einen Straßenseite den sanften Linienzug der Häuser nur gemach unterbrechend und leise aufrundend, gibt dem Auge in ihrer gedämpft feierlichen Einfachheit einen malerischen Mittel-, Höhe- und Ruhepunkt. Früher, als die abscheuliche neue Kajüte die alte, durchaus passende Kuppel noch nicht verdrängt hatte



Adolf von Menzel. Die Fulda bei Kassel. Bleistiftzeichnung.

Im Besitz des Herrn P. Ivers zu Berlin.

Kunstbeilage zu „Hessenland" 1909 Nr. 4
(Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.)

(als ob Landgraf Karl nicht so viel Geld gehabt hätte, diese neue, wenn sie ihm schön erschienen wäre, selber bauen zu lassen; sie muß ihm also, mit Recht, mißfallen haben), war der Eindruck noch ein ungestörter. Aber mehr fast wird der Charakter der Stille und Vornehmheit durch die lange Reihe von Bauten bewirkt, die zum Bellevueschloß gehören. Beinah die ganze Seite zwischen Georgenstraße und Fünffensterstraße wird von diesen wie nach innen gekehrten Bauten eingenommen. Wir sind heute so gewohnt, in einer großstädtischen Verkehrsstraße die Parterregeschosse der Häuser durch den grellen Prunk moderner Reklame in Anspruch genommen zu finden, daß uns jegliche Abwesenheit dieser Nervenattacken schon an sich auffallend vornehm erscheint. Wo gibt es heutzutage noch Erdgeschosse ohne Läden, wenn wir von ganz obskuren oder ganz exklusiven Straßen absehn? Diese verschwiegenen Bauten, deren lange Reihe schon imponiert, bewirken aber ihren eigentümlich geheimnisvollen Effekt besonders dadurch, daß sie die Rückseite des eigentlichen Schlosses bilden, resp. decken oder flankieren, daß sie verborgene Höfe in sich schließen und die opulenten Nebenräume des Hauptgebäudes sind. Gerade hierdurch fügen sie sich sehr gut dem allgemeinen Charakter der Straße ein, der im Ruhig-behäbigen, Freundlich-altmodischen besteht. Die Zeit spiegelt sich darin, die noch lächeln konnte, die Eigenschaften aufwies, deren bloße Bezeichnung uns heute verloren geht: artig, verbindlich, koulant, galant, aber auch würdig, behaglich, beschaulich, vertraulich. Um diese Schloßhöfe spielt eine verstohlene Erinnerung an die Höfe der aristokratischen Hotels im Faubourg St. Germain aus der Zeit vor der Revolution. Französisch ist eben auch hier der Charakter, und mit Recht heißt es „Bellevueschloß". Auffallend übrigens sind dabei in architektonischer Hinsicht die für das Kasseler Barock der Du Ry überhaupt bezeichnenden runden Giebel, die sich mehrfach an den stattlicheren Bauten finden.

Man sieht auch mit der Phantasie. Da steht denn etwa eine vergoldete Karosse vor dem großen Tor des Bellevueschlosses in der Georgenstraße, und über die Höfe laufen gepuderte Lakaien in Livreen. Vor einiger Zeit gab es ein Haus in der Frankfurterstraße, das sich vielleicht ein Jahrhundert durch nicht verändert hatte. Matt rosenfarben war es angestrichen, die Fenster schillerten grünlich, mit lauter kleinen Scheiben. Dahinter sah man bisweilen zwischen Vogelkäfigen einen uralten Mann und eine ebenso alte Frau in hochgefälteter weißer Haube fremd und gespensterhaft erscheinen. Ganze Hoffmannsche Geschichten konnte man sich dabei denken.

In einem dieser Häuser wohnte vor hundert Jahren der „Rath" Nahl. Bei ihm muß es an einem Augustabend des Jahres 1801 gewesen sein, daß eine Gesellschaft sich zusammenfand, in der des Verfassers Urgroßvater, der mit den damaligen Kasseler Künstlern ein Kränzchen hatte (eben mit Nahl, Du Ry und Jussow), die Bekanntschaft Goethes machte. Jedenfalls ist Tatsache, daß Goethe ihn gut im Gedächtnis behielt und ihm später seinen Freund Zelter mit einer Empfehlung zuschickte, der dann seinerseits wieder die berühmte Sängerin Mara in sein Haus empfahl.

Durch manche Einzelheiten wird man an diese Zeit erinnert. Da gibt es noch schöne Türen im Rokoko- und Zopfstil (so z. B. die Haustür neben dem Bäcker Weißenborn). Auch entdeckt man wohl ein geräumiges Treppenhaus mit altmodischer Holzbalustrade, hier und da ein bescheidenes Ornament und manche behagliche Dachstube, in der man eine reizende Aussicht vermutet.

Aber man sieht auch mit dem Gemüt. So viel menschliche Schicksale, wie eine ältere Straße in ihren Mauern hat erleben sehen, bietet ja sonst so leicht kein Ort. Jedes Haus ist nur eine vergrößerte Wiege und ein vergrößerter Sarg. Wie mancher hat hier die Welt betreten und die Welt verlassen! Was ist alles durchgemacht in diesen Räumen, gelitten, gekämpft, gejubelt! Ein Echo scheint geblieben. Eine geistige Atmosphäre bildet sich an solchen Stellen, die wie eine feine Wolke über der Straße liegt. Es „geht um." Und alle die Erinnerungen, die an den Häusern haften, scheinen nur darauf zu warten, daß jemand kommt und sie aufweckt. Ein Palimpsest ist eine solche Straße, dessen verdeckte Handschrift leicht zum Vorschein kommt, wenn man die Augen hat, durchzudringen.

Jede Landschaft, jede Stadt, jede Straße hat ihre ganz bestimmte individuelle Physiognomie. Wie des Menschen Züge deutlich seine Seele lesen lassen, weil, je länger er lebt, gewisse Bewegungen, die seinem Charakter entsprechen, unendliche Male wiederholt, desto mehr erstarren und zum Verräter seines innersten Wesens werden, so tragen auch die steinernen Züge einer Straße, wenn sie längere Zeit keine allzudurchgreifenden Veränderungen erleidet, endlich etwas Festes, Bleibenderes zur Schau: ihre Seele. Und die Seele der Frankfurter Straße scheint sinnig, freundlich, milde, bescheiden und voll lächelnder Erinnerungen.

In der Abschiedsstunde.

Von H. Keller-Jordan.

Der Schnee hatte tagelang durch die Straßen von Hamburg gewirbelt und auf die Dächer der Häuser ganze Kissen gelagert, die jetzt, in der kalten, sternhellen Nacht, märchenhaft funkelten. Die Alster lag träge in ihrem Bette und regte sich nicht; starr brach sich das Winterlicht auf der schweren Fläche, die, dem Gefrierpunkt nahe, keinen Lichtreflex mehr zurückgab. Weiß bereift, mit gefrorenem Schnee gewandet, streckten auch die Bäume ihr spärliches Geäst in die kalte, von elektrischen Kugeln durchleuchtete Luft.

Ein großer kräftiger Herr, in pelzverbrämtem Überrock, dessen Kragen er fürsorglich über die Ohren gezogen hatte, trat aus der Türe eines eleganten Restaurants und blieb verblüfft stehen bei dem Anblick dieser leuchtenden Winterpracht.

Es war ihm, als solle er mit lechzenden Zügen diese Schönheit trinken, von der er zwölf lange Jahre in den Tropen geträumt, wenn er der Heimat gedacht und sich nach ihr gesehnt hatte — oft mit unbändigem Verlangen. Wie das kühlte und frisch durch Herz und Glieder zog! Gab es ein Etwas auf dem weiten Erdenrund, das sich dieser Heimatluft vergleichen ließ?

„Guten Abend, Don Bernardo, verfluchtes Wetter, da soll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter — —"

„Guten Abend, Werner," gab der Angeredete ruhig zurück, indem er dem alten Bekannten von jenseits des Meeres die Hand schüttelte, „Sie eingefleischter Überseeer, was tun Sie auch heute Abend in der kalten Nacht?"

„Was Sie auch tun, Ruben — Gesellschaft suchen, um den Ärger über diese illusorischen Winterfreuden los zu werden. — Da soll ja gleich — —"

„Na nun," unterbrach ihn Bernhard Ruben lächelnd, „da kommen Sie bei mir nicht an, Werner, ich finde eine solche Nacht großartiger als unsere ganze Tropenpracht mit ihrer obligaten Glut, Dürre, dem Staube und den Insekten. Allenfalls die Regenzeit, die lasse ich gelten."

„Und die Weiber", lachte Werner verschmitzt.

„Freilich, sonst hätte ich mir dort nicht meine Frau genommen."

Bernhard Ruben hatte die letzten Worte ernst gesprochen und beflügelte unwillkürlich seine Schritte.

„In dem Punkte bin ich nun gerade nicht mit Ihnen einverstanden, Don Bernardo," entgegnete Werner, „ich ziehe mir ein deutsches Weibchen vor, das es versteht, mit mir gleich zu denken. Ich habe mir nie — natürlich Ihre Frau ausgenommen — ein Glück mit einer Fremden vorstellen können."

„Geschmacksache", entgegnete Ruben kurz.

„Freilich, Geschmacksache", gab Werner zurück. „Wenn Sie mir eine gute Partie wissen, Ruben? Ich bleibe keinen Winter mehr in Deutschland, ohne ein warmes Nest zu haben. Hier braucht man so etwas. Dieses Wirtschaftsleben in einem solchen Klima soll der Henker holen. Aber ich vermute, daß dort die Trambahn-Haltestelle ist. Gehen Sie nicht mit nach St. Pauli, Ruben?"

„Danke, ich habe meiner Frau versprochen, nach Hause zu kommen."

„Frühstücken Sie morgen bei Straubing?" fragte Werner, ihm noch einmal die Hand zum Abschied reichend.

„Vielleicht, d. h. wenn es meiner Frau nicht zu kalt ist. Viel Vergnügen!"

„Gleichfalls. Alles Schöne an Donna Angela. Gute Nacht!"

Bernhard Ruben ging den Weg, den sie gekommen waren, noch einmal zurück — bis zum Alsterbassin, wo er auf und nieder schritt und sich nicht satt sehen konnte an der langentbehrten Winterpracht seiner Heimat. Er war seiner Frau zu Liebe diesen ersten Winter in Hamburg geblieben, weil sie noch kein Deutsch verstand und hier mehr Gelegenheit hatte, mit Kolonisten zu verkehren. Aber er dachte doch jetzt sehnsüchtig an sein liebes Thüringen, wo er die Knabenjahre verlebt hatte, und malte sich die Winterlandschaft der Schluchten von Eisenach aus, die starre tote Waldesruhe, die einst gleich einem Zaubermärchen seine Kindheit umsponnen — die Giebelhäuser mit den Schneekappen, und den Mond, wie er über die düsteren Laternen hinweg sein blasses Licht warf. Er bückte sich unwillkürlich nach dem Schnee, ballte ihn und warf ihn in das sich mehr und mehr verdichtende Wasser. Er fror nicht einmal, es war alles so frisch, so herrlich, so gesund — so urgesund!

Schade, daß seine Frau für diese Schönheit kein Verständnis hatte, auch sein Töchterchen nicht — nein, sie hatten keines, auch wenn sie ihm das Gegenteil versicherten. Die arme Angela, sie tat das ihm zu Liebe — was hätte sie nicht für ihn getan?

Er stand ein paar Augenblicke still und dachte für sich hin. Dann bückte er sich abermals, knäuelte einen Schneeball zusammen und warf ihn, als könne er damit alle Sorgen von sich wälzen, mit seiner ganzen Manneskraft gegen die Mauer des nächsten Hauses. Und dann ging er vorwärts, hastig, ohne die nächtliche Schönheit, die ihn umgab, weiter zu

beachten. Man erkannte es in seinen ausgearbeiteten Zügen — es wälzten sich Lebensfragen in ihm herum, die ihn quälten. An der Türe seines Hauses stand er still. Sollte er nicht doch lieber umkehren und nach St. Pauli gehen?

Er sah nach der Uhr. Erst sechs. Vielleicht würde er oben noch Menta Bender treffen, die Lehrerin seines Töchterchens — doch jemand, mit dem sich gemütlich deutsch plaudern ließe. Und er mußte die Sorge los sein — die leidige Sorge, die eine Kabeldepesche, die man im Restaurant verlesen, in ihm aufgewühlt hatte. Sie betraf vielleicht nicht ihn, aber er war nervös — bah, ein einziger deutscher Sommer und alles würde gut gehen.

Oben im Wohnzimmer angekommen, traf er in der Tat Fräulein Bender. Sie war allein und setzte sich gerade den Hut vor dem großen Spiegel auf. Im anstoßenden Zimmer hörte er seine Frau und sein Töchterchen spanisch plaudern.

„Bst, der Papa," sagte seine Frau in gedämpfter Stimme, „er darf es nicht wissen."

„Was darf ich nicht wissen?" fragte er lächelnd Fräulein Bender, ihr die Hand reichend.

„Vielleicht eine Überraschung zum Geburtstag", gab diese zurück, während sie mit ihren großen, ernsten Augen ihm voll ins Gesicht sah.

„Aber der ist längst gewesen."

„Die Modistin ist bei der Senora," sagte Menta besänftigend, „wohl irgend eine Kleiderfrage, Sie lieben ja Ihre Frau immer in eleganter Toilette."

„Du lieber Gott, etwas muß man doch an ihr lieben," sagte er mit gequältem Humor, „es ist das, was sie am meisten interessiert", setzte er dann liebenswürdiger hinzu, „und daher liebe ich es auch."

Menta lächelte.

„Warum lachen Sie, Fräulein Menta?"

„Ich? Mich amüsiert die Eitelkeit der Männer. Ich, von meinem Standpunkt aus, kann es so wenig verstehen, wie dem Manne, der seine Frau liebt, es nicht gleichgültig sein kann, ob sie ein geschmackvolles Kleid für fünfzig Mark oder für fünfhundert trägt."

Bernhard Ruben fuhr mit der Hand durch seinen Bart und senkte das Gesicht.

„Meinen Sie?" fragte er gedankenverloren.

„Es liegt eigentlich nicht in Ihrem Wesen, Don Bernardo," fuhr Menta fort, „das müssen Sie schon von den Tropen und den dortigen Frauen annektiert haben."

„Es gibt Frauen, Fräulein Menta," sagte er, „die haben ein so reiches, volles, tiefes Innenleben, die brauchen kein Surrogat — gar keines, aber drüben — ja Sie haben Recht — drüben, da gehört es nun einmal dazu, und ich mag mich wohl daran gewöhnt haben."

In demselben Augenblicke öffnete sich die Türe und Frau Ruben, eine kleine, niedliche Brünette, trat ins Zimmer.

„Ach, Bernardo, Liebster, schon da — das habe ich ja gar nicht gewußt", und sie schmiegte sich zärtlich an seine Schulter.

„Das hast Du nicht gewußt?"

„Nein, sicher nicht. Petrita," rief sie ins Nebenzimmer hinein, „nicht wahr, wir wußten nicht, daß Papa schon zurück sei?"

„Nein, wir wußten es nicht, Papasito."

Bernhard tauschte einen flüchtigen traurigen Blick mit Menta und schüttelte verständnislos den Kopf.

„Dann muß ich mich freilich verhört haben," sagte er, noch immer den Kopf schüttelnd, „mir war es, als hättet Ihr von mir gesprochen"

„Aber warum bleiben Sie nicht heute Abend bei uns, Fräulein Menta", wandte er sich an die junge Lehrerin.

„Ach ja, Fräulein Menta, bleiben Sie doch — ich hatte Fräulein Menta schon vorher gebeten, Bernarditto."

„Das habe ich leider nicht gehört, Senora. Übrigens hätte ich auch danken müssen — ich möchte heute Abend —"

„Sie haben etwas Anderes vor", unterbrach sie Bernhard.

„Nein, ich habe nur zu Hause ein interessantes Buch, das ich beenden möchte." —

Als Fräulein Bender gegangen war, trat Bernhard ans Fenster und sah in die helle Nacht. Seine Frau zischelte ein paar Augenblicke mit Petra und dann ging sie ihm nach und küßte ihn auf die Schulter. „Schade, daß Menta nicht geblieben ist", sagte sie, die Gedanken ihres Mannes erratend.

„Du hattest sie ja gar nicht aufgefordert", gab er ungehalten zurück. „Wozu das Phrasengeklingel."

„Petra höre — habe ich Menta aufgefordert zu bleiben, oder nicht?"

„Ja, Papa."

„Wollen wir außer Hause soupieren?" fragte Angelita, die Hand ihres Mannes küssend, „es ist ein so herrlicher Abend — und ich — ich liebe den Schnee so . . ."

„Es ist nicht wahr, daß Du den Schnee liebst," sagte Bernhard gereizt, „es verlangt es auch niemand von Dir — aber schön ist doch für uns Deutsche eine solche Landschaft — ewig schön."

„Für mich ist alles schön, was Du schön findest, Einziger!" Und sie schmiegte sich abermals an seine Seite.

„Da watet die arme Menta durch den Schnee," sagte er, auf die schlanke Gestalt zeigend, die eben um die nächste Ecke bog, „auch ein armes, einsames Leben."

„Glaubst Du, daß sie so einsam ist. La pobra! Aber heute Abend ist sie sicher nicht zu Hause — sie wäre sonst geblieben — wir hatten sie so freundlich aufgefordert — Petra und ich."

„Das hätte sie, meine ich, doch ehrlich sagen können, wenn sie nicht zu Hause wäre."

„Man kann nicht alles sagen, Lieber, — sonst hätte sie die Photographie nicht so schnell zwischen die Blätter ihres Heftes geschoben, als Petra an den Tisch trat."

„Ja Papa, die Photographie eines Herrn, ich habe sie deutlich gesehen."

„Um so besser," sagte Bernhard, „wenn es einen Lichtpunkt in ihrem Leben gibt."

„Gewiß, die Ärmste, vielleicht findet sie noch einen Mann"

„Einen Mann, einen Mann," spöttelte Bernhard ihr nach, „dazu ist Fräulein Bender doch zu viel wert, als daß sie diesen Kollektivbegriff auf ihr Banner setzen würde. — Wir wollen essen", setzte er dann, das Gespräch fallen lassend, hinzu.

„Zu Hause?"

„Ja, zu Hause."

Angelita schickte Petra in die Küche, traf einige Anordnungen, und dann warf sie ein paar flüchtige Blicke in den Spiegel und studierte das Gesicht ihres Mannes. Es war ernst und sorgenbeladen.

Mit der sklavischen Unterwürfigkeit, die ihr eigen war, ging sie dann zu ihm hin und sagte mit ihrer sanftesten Stimme: „Wollen wir nicht doch ein wenig ausgehen, Bernardito, Dir schmeckten doch die Fische so gut im Rathauskeller?"

„Nein, ich werde nach dem Essen noch Brummer aufsuchen, man munkelt da von einem Bankrott in Puebla, vielleicht weiß er Näheres."

„Der wird Dich nichts angehen, Lieber", sagte sie sorglos, aber koste so schmeichlerisch und so lange, bis Bernhard den Arm um sie legte und gerührt in ihre Augen sah. Sie liebte ihn doch so grenzenlos.

* *
*

Menta Bender war nachdenkend durch die nächsten Straßen gegangen und hatte an die kleine unbedeutende Frau Ruben gedacht, die so unbeirrt ihren Mann belog und doch von ihm geliebt wurde. Sie mit ihrer schlichten ehrbaren Natur konnte das nicht in Einklang mit einem bedeutenden Menschen bringen, wie es Bernhard Ruben war. Sie hatte seine verstorbene Mutter gekannt, und auch ihn, bevor er, Familienverhältnisse halber, nach Amerika ging. Ihr, dem damaligen Backfisch, hatte er merkwürdig imponiert — er machte Gedichte, schrieb Novellen, sang und wußte ihrer Meinung nach alles, was andere nur schwer begriffen. Die Mutter erzählte dann später — sie lebte nur von der Liebe dieses Sohnes — von seinen Erlebnissen, seiner frühen, viel zu frühen Heirat mit einer noch an der Schwelle der Kindheit stehenden Mexikanerin, und sprach ihr oft ihre Sorgen hierüber aus. Sie war eine gescheite Frau mit regem Gedankenleben, hatte aber soviel Vertrauen zu ihrem Bernhard, daß sie schließlich überzeugt war, er habe sich auch in der Wahl seiner Frau nicht getäuscht. Vielleicht war es auch nicht so! Menta bohrte sich mit ihren Gedanken immer mehr und mehr in die Vergangenheit. Sie selbst hatte dann bald die Stelle einer Erzieherin in einem adeligen Hause angenommen und von Frau Ruben und ihrem Sohne Bernhard nur noch wenig gehört.

Sie blieb in Nachdenken versunken ein paar Augenblicke stehen und starrte auf den flimmernden Schnee zu ihren Füßen. Wer hatte ihr doch damals aus der Heimat geschrieben, daß Frau Ruben ihren Sohn mit Frau und Kind erwarte und daß sie fast überselig in dieser Erwartung sei?

Ja, Grete Thieme war es gewesen.

Und dann — dann hatte sie nichts mehr gehört, als daß Frau Ruben krank geworden sei und daß selbst ein Gespräch über ihren Sohn sie nicht mehr zu beleben vermochte. Seltsam! Warum sie immer an diese Frau und das liebe Nachbarhaus von einst denken mußte? Ob sie wohl doch gewußt hatte, wie wenig diese kleine Frau in Wirklichkeit war? Wie sie aus nervöser Angst eine Lüge mit der andern zudeckte und wie Bernhard sich durch ihr hohles Pathos täuschen ließ?

Menta beschleunigte ihre Schritte.

Was spann doch das Leben für feine Fäden, so daß sie sich zu Knoten verdichteten, die nicht mehr zu lösen waren. Es war ihr plötzlich, als müsse sie ihren eigenen Gedanken entfliehen, so lebte und webte es in ihr, und hastiger als vorher eilte sie über den Schnee.

Bernhard Ruben — Bernhard Ruben, der stolze, kecke, blühende Jüngling — er hätte doch etwas Anderes werden müssen als das unbewußte Werkzeug dieser — — Ja, ja, das Werkzeug, wiederholte sie laut in die kalte Luft hinein, denn wenn er auch stellenweise seine Frau noch so sehr anherrscht und Gehorsam verlangt — sie, die scheinbar willenlose Sklavin, ist es dennoch, die gebietet — und wenn sie w i l l — so will sie eben. Was fragen denn diese Frauen, denen man den Stolz ihres Geschlechts niemals lehrte, nach den erniedrigenden Mitteln, die sie dabei zu Hilfe nehmen?

Als Menta Bender in ihr einsames Zimmer kam — sie wohnte in einer Pension —, drehte sie das Gas an und sank, trotz der kalten Nacht, in Schweiß gebadet auf den nächsten Stuhl. Wie hatte man in dem Rubenschen Hause stets das Große und Schöne

gepflegt, wie sehr gestrebt nach Wahrheit und Recht! Hatte sie nicht selbst dort Keime empfangen, die gewachsen, geblüht und Früchte getragen hatten? Sie warf Mantel und Hut von sich und stützte den Kopf in die Hand.

„Guten Abend. Menta.“

„Du, Fred, Du?“ fuhr sie in die Höhe, „was ist denn um Gotteswillen vorgefallen, daß Du so spät —“ und sie reichte dem Bruder, dessen Eintritt sie nicht bemerkt hatte, die Hand.

„Du hast doch keinen Streit gehabt mit Euerem Hause?“

„I — Gott bewahre — wo.“

Er war ein etwas derber Mensch mit derber Stimme, der Bruder Mentas. Unter fremden Leuten aufgewachsen — die Eltern waren früh gestorben —, hatten ihn gewisse Dinge nicht berührt, die der Seele Schmelz und Milde geben. Menta, die von der Großmutter, einer selten begabten Frau, erzogen wurde, litt darunter, so oft sie mit ihm zusammen war.

„Fred, sei ehrlich, Du bist aufgeregt — es ist etwas vorgefallen“, sagte sie, ihm näher tretend.

„Ich gehe nach Real del Monte — in die Silbergruben — nach Mexiko, Menta“, stieß er mit einem verlegenen Lachen hervor, das die Schwester rührte. Sie wußte, es war das seit geraumer Zeit sein höchster Wunsch, aber sie — sie verlor doch nun den letzten Halt, und darunter litt der Bruder, dafür kannte sie ihn, und deshalb rührte sie das Lächeln, mit dem er die Tränen hinunter würgte.

„Nach Real del Monte?“ schwebte es leise über ihre Lippen, „hat Dir Ruben zu diesem Engagement verholfen?“

„Ruben? Nein. Der hätte mir schon längst dazu verhelfen können, wenn er gewollt — aber der —“

„Der dachte,“ sagte Menta kopfnickend, „es sei dort wohl doch nur ein vages Glück zu finden, um —“

„Ja, ja,“ unterbrach sie Fred, „aber der — der denkt doch eigentlich nur an Dich und meint, Du wärest dann ganz verlassen. Aber nein, Menta, das bist Du nicht,“ fügte er hastiger und ihr näher tretend hinzu, „ich werde —“

Menta wehrte mit der Hand, verlassen konnte sie sich auf diesen Bruder nicht, trotz aller seiner guten Absichten, und sie wollte es auch nicht — nein, sie wollte nicht, das Schicksal hatte sie stolz und herbe gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der wilde Fuhrmann.

Fern am Himmel steigt der alte
Wetterharte Fuhrmann auf,
Daß er durch die Wolken halte
Donnernd seinen Siegeslauf.

Überm grauen Wolkenmantel
Flattert kühn der lange Bart,
Und mit einer Donnerpeitsche
Spornt er seine Geisterfahrt.

Rechts und links ihm treu zur Seite
Trottet je ein Riesenhund,
Feuerzungen ringeln sengend
Sich den Tieren aus dem Schlund.

Näher kommt das Sturmgeschnaube,
Wilder dröhnt das Wutgestampf,
Daß die Bergeshäupter kochen
Unterm schwülen Nebeldampf.

Donnernd saust der Wolkenwagen
Übers aufgeschreckte Land,
Und die Flammenräder setzen
Erd' und Himmel in den Brand.

Und jetzt bricht das Wutgeheule
Über Menschenhütten los,
Furchtbar, ob es alles, alles
Stampfe in der Erde Schoß. —

Und die Ahne zu dem Enkel
Bittend, warnend, drohend spricht:
„Bete, Kind! Dann trifft die Peitsche
Uns des wilden Fuhrmanns nicht!“

Sieh! Drei Kreuze dann die Alte
Rasch an ihre Haustür schreibt,
Und — der Fuhrmann seine Meute
Unverweilt vorüber treibt.

Weiter wogt das wilde Wetter,
Leiser schon die Peitsche knallt,
Bis es grollend sich verblutet
Fern im düstren Felsenspalt.

In den Schluchten stirbt das Röcheln,
Stirbt der Wetter wild Gebraus — —
Dankend betend löscht die Alte
Leise die drei Kreuze aus. — —

Wanfried.

Wilhelm Pippart.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die Monatsversammlung des Zweigvereins Kassel des Hessischen Geschichtsvereins am 25. Januar d. J. eröffnete der Vorsitzende General Eisentraut mit geschäftlichen Mitteilungen. Er wies darauf hin, daß der nächste Band der Vereinszeitschrift, der gelegentlich der 75. Hauptversammlung im Herbste dieses Jahres ausgegeben werden soll, seiner Eigenschaft als Jubiläumsband entsprechend, in jeder Weise besser ausgestattet werden müsse, als die sonstigen Bände der Zeitschrift. Das erfordert aber große Ausgaben, und es sei deshalb sehr erwünscht, daß die mit dem letzten Bande der Zeitschrift den Mitgliedern vorgetragene Bitte um außerordentliche Unterstützung der Vereinskasse weitgehende Beachtung finde. Oberbibliothekar Dr. phil. Brunner schilderte sodann die Vorgänge in der sogenannten zweiten Gardedukorpsnacht (9. April 1848) in Kassel nach den Aufzeichnungen des Maurermeisters Heinrich Seidler, des damaligen Kommandeurs der Kasseler Bürgergarde. — Im wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Kasseler Vereins am 1. Februar berichtete Rechnungsdirektor Woringer zunächst über die Schicksale der westfälischen Leutnants Girsewald I und II, Berner und Schmalhaus und verlas sodann einen in den „Grenzboten" erschienenen Aufsatz Wilhelm Specks über Heidelbachs „Geschichte der Wilhelmshöhe", in dem in energischer Weise die hessischen Fürsten gegen den Vorwurf des Soldatenhandels in Schutz genommen werden. Es folgte die Verlesung eines ähnlichen Artikels aus dem in Berlin erscheinenden „Praktischen Wegweiser". In einer anschließenden längeren Diskussion wurde über die Stellungnahme des Vereins dieser Frage gegenüber beraten. General Eisentraut machte dann eingehende Mitteilungen über Lauf- oder Freudenfeuer in der alliierten Armee während des siebenjährigen Krieges bei Ankündigung eines Sieges und ging besonders auf einen interessanten Vorfall ein, bei dem ein solches Freudenfeuer 1762 von den Franzosen als Kriegslist benutzt wurde, um einen Durchbruch nach Kassel zu verdecken. Es kam dadurch zu dem bekannten außerordentlich heftigen Gefecht bei der Brücker Mühle, in der Nähe Amöneburgs. Rechnungsdirektor Woringer gab sodann einige Mitteilungen über das 1809 vom Kurfürst Wilhelm I. in Böhmen gegründete hessische Freikorps, das meist aus Nichthessen bestand, was oft zu recht scherzhaften Vorfällen Anlaß gab. Rentner Deichmann hatte eine große Anzahl von Schlachtplänen aus dem siebenjährigen Krieg ausgelegt. — In der Versammlung des Marburger Geschichtsvereins am 9. Februar sprach Privatdozent Dr. Stengel über das neu aufgefundene mittelalterliche Stadtbuch von Amöneburg. Dieses „goldene Buch", noch heute Eigentum der Stadt und der einzige Rest des städtischen Archivs aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg, gehört in der vorliegenden Gestalt dem ausgehenden 15. Jahrhundert an, der Kern ist aber um über hundert Jahre älter. Der Inhalt gewährt unter anderem wichtige Aufschlüsse über das Verhältnis der Stadt zu ihren Stadtherrn, den Erzbischöfen von Mainz, die ihr eine viel freiere Stellung als anderen mainzischen Landstädten eingeräumt hatten. Das hatte seinen Grund in den bedeutenden militärischen Aufwendungen, die die Stadt für die Unterhaltung und Bewachung der steil gelegenen Feste zu machen hatte. Zu der mit ihr verbundenen Burg und deren Besatzung stand die Stadt oft in scharfem Gegensatz. Solidarisch fühlten sich beide zuweilen gegenüber dem 1360 in ihrer Mitte gegründeten St. Johannes-Kollegialstift; besonders suchte die Stadt den „Pfaffen" den sebständigen „Weinzapf" zu legen. Klare Auskunft erteilt das Stadtbuch auch auf die Frage der Gemeindeverfassung, überhaupt bietet diese neu aufgefundene Rechtsquelle ein vielseitiges Bild des kräftig pulsierenden politischen und wirtschaftlichen Lebens einer mittelalterlichen Stadt, hat doch grade Amöneburg dank seiner beherrschenden Lage an den Grenzen von Hessen und Mainz keine unbedeutende Rolle in der Geschichte unserer engeren Heimat gespielt. Sodann machte Professor Dr. Wenck interessante Mitteilungen aus der als Manuskript gedruckten Selbstbiographie des Philosophen Eduard Zeller („Erinnerungen eines Neunzigjährigen"), der bekanntlich vom Herbst 1849 bis Sommer 1862 der Marburger Universität angehörte. Zellers temperamentvolle Schilderungen der Zustände der Universität und des Staatswesens, hervorragender Kollegen und des sehr ungünstig beurteilten letzten Kurfürsten fanden lebhafte Teilnahme.

Marburger Hochschulnachrichten. Dr. Oskar Bruns habilitierte sich am 5. Februar mit einer Vorlesung über „die Ursachen und das Wesen der Dyspnoe in der medizinischen Fakultät". — Dem Kreisarzt Geh. Sanitätsrat Dr. Sunkel in Hersfeld wurde aus Anlaß seines 75jährigen Geburtstages von der medizinischen Fakultät ein Ehrendiplom ausgestellt.

Hessischer Städtetag. Die diesjährige Jahresversammlung des hessischen Städtetages findet gemeinsam mit derjenigen des nassauischen Städtetages im Juni zu Biebrich am Rhein statt.

Ein Geschenk an die Stadt Kassel? Der „Tag" brachte kürzlich die ihm von Budapest zugegangene und dann auch von einer Reihe Kasseler und hessischer Zeitungen aufgenommene Nachricht, daß Herr Lenoir der Stadt Kassel das von ihm käuflich erworbene Bad Szliács in Ungarn mit allen Gebäuden geschenkt habe. Das ist aber unseres Wissens nichts Neues. Bekanntlich überwies der Chemiker George André Lenoir, ein geborener Kasselaner, bereits 1893 durch Schenkungsvertrag seiner Vaterstadt den Betrag von 2 Millionen Mark in Liegenschaften, Wertpapieren u. a. m. Das Stiftungskapital war bereits 1903 durch Zinsansammlung und Nachschenkungen auf 4 Millionen Mark angewachsen. Die Stiftung besteht u. a. auch aus einer allgemeinen Waisenstiftung, und zu deren Liegenschaften gehört auch das in Oberungarn herrlich gelegene Heilbad Szliács, das sich in einem Aufsatz von Stadtsyndikus Brunner über die Lenoirsche Waisenanstalt in der Festschrift zum Ärztekongreß (1903) abgebildet findet.

Das Hochwasser der Fulda Anfang Februar hat mehrfach Veranlassung gegeben, sich der großen Wasserfluten zu erinnern, von denen Kassel im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht wurde. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß Archivar Dr. Knetsch bereits im Band 7 des „Hessenland" (1893) unter den „Inschriften an Kasseler Gebäulichkeiten" auch (Seite 252) alle diejenigen zusammengestellt hat, die sich auf die großen Überschwemmungen seit 1552 beziehen.

Volksrätsel aus dem Vogelsberg. Von befreundeter Seite werden wir in überzeugender Weise darauf hingewiesen, daß in den Volksrätseln (vgl. Nr. 3 dieses Jahrgangs) in Nr. 42 Golia doch wohl gleich Gallia (nicht Goliath!) und in Nr. 47 die ledernen Schläuche wohl keine Schläuche, sondern die Därme sein sollen, aus denen der Wein nicht durch die Gärung, sondern durch die Verdauung wieder die Freiheit sucht.

Verschiedenes. Am 31. Januar waren hundert Jahre verflossen, daß die Stadt Witzenhausen fast zu drei Viertel durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde, wobei auch mehrere Personen in den Flammen umkamen. Den vom Schaden betroffenen Einwohnern wurde von der westfälischen Regierung gestattet, unentgeltlich Holz in den Staatswaldungen zu holen. — Zur Erinnerung an den Dörnbergschen Aufstand 1809, der seinen Herd in Homberg hatte, will man dort im April eine historische Wiedergabe des Aufstandes in Form eines Volksbühnenspieles aufführen. — Karl Engelhard-Hanau hat soeben sein fünfaktiges Sagenspiel „Kuno und Else" beendet, das in diesem Sommer zum 600jährigen Stadtjubiläum Spangenbergs dort zur Aufführung kommen wird. — Zum Direktor der Hanauer Kgl. Zeichenakademie ist an Stelle des nach Berlin berufenen Direktors Petersen Modelleur Leven in Bremen in Aussicht genommen, der jetzt in einer großen Bremer Silberwarenfabrik tätig ist. Die Ernennung dürfte in aller Kürze erfolgen. Die Ernennung eines aus der Praxis kommenden Fachmannes wird für die Akademie, die doch hauptsächlich der Edelmetallindustrie dienen soll, als ein Gewinn geschätzt.

Gegen die Verschleppung der Altertümer aus unseren Dörfern wendet sich ein Aufsatz von Georg Wehr-Stockstadt a. Rhein in der Februar-Nummer der „Gemeinnützigen Blätter für Hessen und Nassau". Es wird darin festgestellt, daß in kurzer Zeit unsere Dörfer und Städtchen völlig von allen Altertümern entblößt sein werden, wenn nicht durch Aufklärung der Bevölkerung dem entgegengearbeitet wird. Das Wertvollste ist bereits herausgeholt. Die meisten werden allerdings die Wichtigkeit dieser Sache erst einsehen, wenn es zu spät ist. Alle Einsichtigen sollten aber unverzüglich mit der Arbeit beginnen, es ist schon zu viel versäumt. An Mitteln empfiehlt der Verfasser: persönliches Wirken, Vorträge über Heimatgeschichte, Benutzung der Presse, Veranstaltung heimatlicher Ausstellungen und Einrichtung von Heimatmuseen. Vor allem aber Verteilung eines Flugblattes, für das er einen volkstümlichen und eindringlichen Text vorschlägt, von Haus zu Haus oder in den Schulen. Das Flugblatt ist zum Selbstkostenpreis von höchstens 10 Pfennig für 100 Stück beim Verfasser zu bestellen. Einen Separatabdruck des Aufsatzes sendet an Interessenten auf Verlangen der Rhein-Main-Verband für Volksbildung, Frankfurt a. M. Stiftstraße 32, unentgeltlich. — Im „Hessenland" ist auf die Notwendigkeit, im Sinne des Aufrufs einzugreifen, schon öfter hingewiesen worden.

Hessische Bücherschau.

Becker, A., Pfarrer. Geschichte des Kirchspiels Netra. 119 Seiten 8°. Wanfried (C. Braun) 1908. M. 1,50.

Das Kirchspiel Netra im Kreise Eschwege, bestehend aus den beiden Dörfern Netra, dem Hauptort des alten Netergaus, und Rittmannshausen, hat zwar keine für die Weltgeschichte wichtigen Ereignisse erlebt, und darum konnte sein Geschichtsschreiber keine für die Allgemeinheit einflußreichen Tatsachen berichten. Trotzdem müssen wir dem seit etwa zwanzig Jahren dort amtierenden Pfarrer Abel Becker für die kleine Monographie danken, die eine schätzungs-

werte Bereicherung der hessischen Lokalforschung darstellt, und durch die geschickte und übersichtliche Gruppierung des Stoffes sich vorteilhaft von anderen ähnlichen Arbeiten auszeichnet. Der Verfasser hat besonders die Kirchenbücher seiner Pfarrei benutzt und allerlei interessantes aus diesen im allgemeinen noch viel zu wenig benutzten Quellen zu Tage gefördert. Unter anderm sind alle seit geschichtlicher Zeit in den beiden Dörfern nachweisbaren Familien in jeder Periode gewissenhaft aufgezeichnet und alle aus der Gemeinde stammenden hessischen Soldaten seit dem 18. Jahrhundert namhaft gemacht. Anfang des 18. Jahrhunderts dienten die meisten Netraer im Boyneburgschen Regiment, dessen Chef in nahen Beziehungen zu Netra stand. War doch das Dorf seit dem Aussterben der Herrn von Netra im Besitz der Boyneburgs, bis nach dem Aussterben der Linie Honstein dieser Familie 1792 der Landgraf deren Besitzungen als heimgefallenes Lehn einzog. Die daraus gebildete Staatsdomäne wurde 1904 aufgelöst und parzelliert. Ph. L.

Festschrift zum 250 jährigen Jubiläum der Grundsteinlegung der Johanniskirche zu Hanau. 1658 — 25. Mai — 1908. 106 S. gr. 8°. Hanau (Selbstverlag der Johanniskirchen-Gemeinde) 1908.

Durch das Aussterben der reformierten Linie Hanau-Münzenberg im Jahre 1642 ging die Herrschaft auf die jüngere lutherische Linie Lichtenberg des hanauischen Grafenhauses über. Dieser Regierungswechsel gab die Veranlassung zur Erbauung der lutherischen Kirche zu Hanau, deren Grundstein am 25. Mai 1658 vom Grafen Johann Kasimir in Gegenwart des Kurfürsten von Sachsen gelegt wurde, nach dem sie später den offiziellen Namen Johanniskirche erhielt. Die anläßlich des 250 jährigen Jubiläums dieses Tages herausgegebene Festschrift ist das gemeinsame Werk der beiden Pfarrer Karl Fuchs zu Hanau und Karl Heuß zu Windecken. Pfarrer Fuchs, der derzeitige erste Pfarrer der Johanniskirchengemeinde, gibt darin eine eingehende Geschichte und Beschreibung des Kirchenbaus und schildert in anschaulicher Weise die Schicksale der lutherischen Gemeinde seit ihrer Entstehung bis zur Einführung der Hanauer Union und darüber hinaus bis in unsere Tage. Auch das lutherische Schulwesen in Hanau, das in dem besonders unter Bergsträßers Leitung blühenden lutherischen Gymnasium gipfelte, ist dabei gebührend berücksichtigt worden. Von dem zweiten Verfasser der Festschrift, Pfarrer Heuß, rührt eine vortreffliche Übersicht über die allgemeine Geschichte des lutherischen Kirchenwesens in der Grafschaft Hanau-Münzenberg her, die bis zur Kirchenvereinigung vom Jahre 1818 reicht. Den Schluß des Buches bildet ein chronologisches Verzeichnis sämtlicher Pfarrer der Johanniskirche aus derselben Feder, das in seinen sorgfältigen biographischen Angaben schätzenswerte Beiträge zur hessischen Gelehrtengeschichte enthält. Die in jeder Hinsicht gelungene Festschrift ist auch äußerlich gut ausgestattet und mit zahlreichen Illustrationen und Porträts geschmückt. Hoffentlich bringt uns das nächste Jahr ein ähnliches Werk zum 200 jährigen Jubiläum der Kasseler Oberneustädter Kirche. Ph. L.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungsrat Schultze zu Kassel und dem Postmeister a. D. Burkart zu Geisenheim, bisher in Ziegenhain, der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Postdirektor Kördell in Hamburg der Rang der Räte 4. Klasse; den Oberlehrern Adam zu Kassel, Gutheil, Schlitt-Dittrich und Weiler zu Fulda der Charakter als Professor; den Oberpostsekretären Herwig, Ramus und Ritter zu Kassel, Fritsche zu Fulda, Kotte zu Hanau und Weber zu Marburg, dem Regierungssekretär Engeland zu Kassel und den Obertelegraphensekretären Fuhrhans zu Frankenberg und Sayn zu Biedenkopf der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Regierungsrat von Bergen in Kassel zum stellvertr. Vorsitzenden des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung; die Gerichtsassessoren Dr. Becker, Eubell und Wagener zu Amtsrichtern in Pasewalk, Mohrungen und Eiterfeld; die Gerichtsreferendare Aehler und Rohde zu Gerichtsassessoren; Pfarrer Reich zu Wolferborn zum 3. Pfarrer in Fulda; Dr. van der Briele endgültig zum Abteilungsarzt für die Irrenanstalten des Bezirksverbandes; Gerichtsschreiber Sekretär Bechstedt zum Obersekretär am Amtsgericht in Eschwege.

Beauftragt: der Pfarrer extr. Gipper als Gehilfe des Pfarrers Sperber in Kassel.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Strathmann bei dem Amtsgericht in Homberg.

Geboren: ein Sohn: Paul Wipplinger und Frau Hilda, geb. Brandau (Britstown, 13. Januar); Kaufmann Wilhelm Reinecke und Frau Auguste, geb. Bölke (Nordstemmen, 10. Februar); Dr. med. G. Kehr und Frau Lina, geb. Preime (Hedemünden, 13. Februar); — eine Tochter: Dr. Masch und Frau Elise, geb. Gerlach (Augustenberg in Baden, 31. Januar); Zahnarzt Henze und Frau Rosa, geb. Paquin (Kassel, 1. Februar).

Gestorben: Kaufmann Daniel Giesler (Washington, D. C., 16. Februar); Justizrat Dr. Otto Freudenstein, Rittergutsbesitzer auf Bodenenger, Grafschaft Schaumburg, Mitglied des Kreistages und Vertreter des Kreises bei der Landwirtschaftskammer, 58 Jahre alt (Hannover, 31. Januar); Lehrer a. D. Adolf Danz, Organist an der Universitätskirche, 74 Jahre alt (Marburg, 2. Februar); Kgl. Landmesser Gustav Bertram, 42 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Frau Elise Gaertner, geb. von Stoephasius, Gattin des Bürgermeisters und Oberstleutnants a. D., 66 Jahre alt (Rinteln, 4. Februar); Buchdruckereibesitzer Ordemann aus Ziegenhain 55 Jahre alt (Marburg, 7. Februar); Uhrmacher Philipp Wagner, 52 Jahre alt (Kassel, 7. Februar); Frau Emma Gundlach, geb. Krüger, Witwe des Zahnarztes, 68 Jahre alt (Kassel, Februar); Schriftstellerin Henriette Keller-Jordan, 73 Jahre alt (München, 11. Februar); Frau Emma Müller, geb. Hitzeroth, Witwe des Privat-Oberförsters, 70 Jahre alt (Falkenberg, 11. Februar); Frau Adele Vetterlein, geb. Ruppersberg, 57 Jahre alt (Marburg, 11. Februar); Pastor emer. Emil Wiesner (Marburg, 11. Februar).

Briefkasten.

v. S. z. S. in Darmstadt; O. G. in Hildesheim. Noch verbindlichsten Dank für die freundlichen Hinweise.

Pilgrimstein. Besten Dank für Ihren Beitrag. Wir haben aber vorläufig noch zu viel Stoff auf diesem Gebiet.

T. K. in Regensburg. Vielen Dank und freundlichen Gruß. Sie erhalten in diesen Tagen briefliche Nachricht.

C. B. in Oberkaufungen. Ihrem Wunsche wird entsprochen werden. Auch das Neue war uns willkommen. Besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 5. 23. Jahrgang. Kassel, 3. März 1909.

Westfälische Offiziere.*)

IV. Die Freiherrn von Hammerstein.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

Eine besonders hervorragende Stellung unter den königlich westfälischen Offizieren nahmen zwei Angehörige des hannöverschen Adels ein, Hans Georg Freiherr von Hammerstein aus dem Hause Equord und sein Bruder William Friedrich. Die Familie von Hammerstein läßt sich zurückführen bis auf einen 1395 gestorbenen Arnold von Hammerstein. Ihr Stammsitz war die Burg Hammerstein bei Sonborn in der Nähe von Solingen. Später machten sich die Hammersteins in Hannover ansässig, wo noch heute die Linien zu Equord, Gesmold und Loxten bestehen. Schon früher waren tüchtige Heerführer aus der Reihe der Hammersteins hervorgegangen, vor allem Friedrich Christoph Freiherr von Hammerstein, der während des 30jährigen Krieges schwedischer General war und später den Oberbefehl der braunschweigisch-lüneburgischen Truppen führte, und Rudolf Georg Wilhelm Freiherr von Hammerstein aus dem Hause Loxten, der sich 1794 als kurhannöverscher Generalmajor durch seine ruhmvolle Verteidigung von Menin gegen die Franzosen auszeichnete.

Die Brüder Hans und William Hammerstein, über die hier berichtet werden soll, waren Söhne Georg Augusts von Hammerstein-Equord und der Henriette Wilhelmine von Münster. Der ältere, Hans, wurde am 17. September 1771 geboren. Schon als Knabe zeigte er sich ungestüm und unbändig, schreckte vor keiner Gefahr zurück und war ein vorzüglicher

---

*) Durch die Güte des Herrn Korpsauditeurs a. D., Justizrats Dr. Heine in Dresden, dem ich für seine Bemühungen zu aufrichtigem Danke verpflichtet bin, ist es mir doch noch gelungen, aus dem königl. sächsischen Kriegsarchiv folgende Nachrichten über den Leutnant Kuppermann („Hessenland" 1909, S. 14) zu erhalten

Karl Wilhelm Kuppermann (also nicht Kupfermann) wurde 1792 in Guben geboren und am 1. Mai 1810 bei dem im Jahre 1811 aufgelösten königl. sächsischen „Regiment Cerrini" als Fahnenjunker eingestellt, nachdem er zuvor etwa 2 Jahre im „reduzierten Regiment Cerrini" auf Avancement gedient zu haben scheint, — die Angaben hierüber sind in der Musterliste des Linien-Infanterie-Regiments von Niesemeuschel sehr unklar, — und den Feldzug 1809 in Österreich mitgemacht hatte, während welchem er am 5. Juli in der Schlacht bei Wagram durch einen Schuß in die Wade verwundet worden war. Am 17. Mai 1811 ist er vom Fahnenjunker zum Souslieutenant im Regiment von Niesemeuschel aufgerückt und schon am 16. August 1811 aus der Armee entlassen worden. Über den Grund der Entlassung war nichts zu ermitteln.

Schütze. Als 14 jähriger Knabe begann er bereits ein Liebesverhältnis mit einer Kusine. 1790 bezog er, 19 Jahre alt, die Universität Göttingen. Er wurde aber wegen verschiedener Liebeshändel und Zweikämpfe schon nach dem ersten Semester relegiert. Er wandte sich darauf der braunschweigischen Landesuniversität Helmstädt zu, wo er aber auch nach kurzer Zeit relegiert wurde. Nun kaufte er sich für 10 000 Taler eine Pfründe in Osnabrück, wurde am 26. November 1792 Domherr daselbst und im späteren Verlaufe seines Lebens Propst zu St. Sylvester in Osnabrück. Hierher zog er sich auch zurück, nachdem er im Sommer 1792 abermals die Universität Göttingen bezogen hatte, aber im Mai 1793 als Senior der Constantisten und wegen verschiedener Raufereien abermals relegiert worden war. Von Osnabrück aus knüpfte er ein Liebesverhältnis mit Minette von Schele an, das wohl ernsthaft gemeint war. Der Vater seiner Geliebten gab aber die Einwilligung zur Heirat nicht. Nun bezog Hammerstein 1795 die Universität Jena, wo er aber auch weniger studierte, als zahlreiche Duelle ausfocht. Ein romantisches Abenteuer hielt ihn dann längere Zeit von Jena fern. Er hatte nämlich ein Mädchen von dort entführt, mit dem er eine Zeit lang im Thüringer Walde als Jäger lebte. Nach Jena zurückgekehrt, wurde er schließlich wegen seiner vielen Raufhändel auch hier relegiert. Die nächste Zeit verbrachte er nun bei seinem Onkel, dem Grafen Münster, zu Königsbrück und in Dresden, wo er sich mit der Gräfin Konstanze von Bernstorff, geb. Gräfin Knuth-Gyldensteen verlobte. Auch dieses Verhältnis mußte wieder gelöst werden, weil die Einwilligung der Verwandten der Gräfin nicht zu erlangen war. Hammerstein mußte dann Dresden wegen eines Duells verlassen und ging nach Berlin. Von dort rief ihn sein Vater ab, um ihm die Verwaltung des Gutes Herzberg zu übertragen. Er widmete aber seine Zeit mehr der Spielbank in Dobberan, als dem ihm anvertrauten Gute. Ohne Duell ging es für ihn auch in Dobberan nicht ab, wo er einen Zweikampf mit dem Oberforstmeister von Lützow ausfocht. Während eines Aufenthalts in Schwerin ernannte ihn Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin zu seinem Kammerherrn und Landjägermeister.

Bald darauf aber sollte Hammersteins Name in ganz Deutschland bekannt werden durch eine Tat, die ungeheures Aufsehen erregte. Hammerstein entführte nämlich im August 1799 aus Dobberan die ebenso schöne als reiche 16 jährige Gräfin Karoline von Schweinitz, geb. von Schlichting. Steckbrieflich verfolgt, konnte er die Geliebte in Berkum bei Equord, wo er sie beim Pfarrer untergebracht hatte, nicht lange verbergen. Er brachte sie nach Hildesheim, nach Osnabrück, nach Neuenkirchen in Oldenburg — überall wurde ihr Aufenthalt bald entdeckt. Endlich gelang es Hammerstein, ein sicheres Versteck für sie im Kloster Gertrudenberg bei Osnabrück zu finden. Er selbst wußte seine Spur geschickt zu verwischen und trat als spanischer Mönch in das Kloster Iburg ein, wo er sich, nur lateinisch und spanisch redend, längere Zeit aufhielt und sogar die Messe gelesen haben soll. In der Nähe, in Oesede, hatte er seine Equipage gelassen, mit deren Hilfe er der Geliebten im Kloster Gertrudenberg häufige Besuche zur Nachtzeit abstattete. Mittlerweile gelang es seinem Vater, die mecklenburgischen Behörden durch reichliche Geldspenden zu beruhigen, so daß Hans Hammerstein seine Dame nach Equord und dann nach Königsbrück führen konnte. Seine Verwandten stellten sich in dieser Sache völlig auf seine Seite. Aber der beleidigte Ehemann war nicht dazu zu bewegen, in eine Scheidung zu willigen, ja es gelang ihm sogar, durch eine List des Vormunds der Frau, eines Herrn von Vitzthum, seine Frau wieder in seine Gewalt zu bekommen, ohne daß es Hammerstein gelang, die jetzt besser Behütete wieder zu befreien. Mehrere Duellforderungen Hammersteins wiesen Ehemann und Vormund zurück. Hammerstein sah endlich das Vergebliche seiner Bemühungen ein, schickte dem Herzog von Mecklenburg seinen Kammerherrnschlüssel zurück und begab sich nach Donaueschingen, wo damals Erzherzog Karl von Österreich als Oberkommandierender der österreichischen und Reichstruppen im Kriege gegen Frankreich sich aufhielt. Der Erzherzog ernannte Hammerstein zum Leutnant im Szekler-Husarenregiment. Als solcher machte er die Feldzüge in Deutschland bis zum Frieden von Luneville (1801) mit, worauf er in die Heimat zurückkehrte. Hier verliebte er sich in die Gräfin Julie von Platen. Sein Vater versprach, ihm das Gut Herzberg, das er schon einmal verwaltet hatte, zu übergeben, so daß seiner Verlobung nur seine Angehörigkeit zum österreichischen Heere im Wege stand. Er begab sich deshalb zur Armee zurück und nahm seinen Abschied. Als er in Mecklenburg wieder eintraf, hatte man Herzberg — weshalb, vermag ich nicht anzugeben — hinter seinem Rücken verkauft und er mußte abermals auf seine Verlobung verzichten. Er ging nun zu seinem Onkel Friedrich Philipp nach Sögeln, um hier die Gutswirtschaft zu führen, reiste aber noch in demselben Jahre mit einem anderen Onkel, dem Grafen

Ernst Münster, nach England, von wo er 1802 nach Paris ging. Hier erschoß er den kurländischen Oberst Baron von Knorring im Duell, weshalb er nach Bordeaux zu einer ihm verwandten Familie Perrot flüchten mußte. Von da fuhr er nach Nizza und durchwanderte nun, die Mandoline im Arm, als fahrender Sänger Italien, wobei er in Neapel, Rom und Florenz sich längere Zeit aufhielt, bis er endlich über den Montcenis nach Paris zurückkehrte. 1803 und 1804 verwaltete er wieder das Gut Sögeln. 1804 bezog er, nun 33 Jahre alt, unter dem Namen Helvig, abermals die Universität Göttingen, wo er sich zwar bald nach seiner Ankunft das consilium zuzog, aber sich diesmal doch wissenschaftlich betätigte. Er schrieb hier „Beyträge zur Geschichte der Grafen und Freiherrn von Hammerstein, von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, aus Urkunden und gleichzeitigen Schriftstellern.“ (Göttingen, 1806, 4°.) Nach einem Semester verließ er Göttingen wieder, lebte 1806 in Sögeln und Equord und promovierte 1807 als Dr. phil. in Helmstädt.

Die in demselben Jahr erfolgende Bildung des neuen Königreichs Westfalen brachte einen Wendepunkt im Leben Hammersteins. Die Regierung des Königreichs beeilte sich, dem König Jérôme, der vorläufig noch in Paris weilte, die Huldigungen seiner neuen Untertanen entgegenbringen zu lassen. Die Ritterschaften der einzelnen dem Königreich einverleibten Länder mußten zu diesem Zwecke ebenfalls Deputationen nach Paris schicken. Zu derjenigen der Ritterschaft des Fürstentums Hildesheim gehörte unser Hammerstein. Es war erklärlich, daß der kräftige, schöne und geistreiche Mann, der einer der ersten Familien des Landes angehörte, dem jungen König auffiel, der ihn alsbald in seine Umgebung zog. Hammerstein wurde am 20. November 1807 zum Eskadronschef [1]), Flügeladjutant und Kammerherrn ernannt. Aber für den Hofdienst war er nicht geschaffen. Er setzte es deshalb durch, daß er am 29. Februar 1808 als Eskadronschef in das 1. Chevaulegersregiment versetzt und mit der Führung dieses Regiments beauftragt wurde, welches damals in Osnabrück neu gebildet wurde. Dieses Regiment ins Leben zu rufen und zu einer der besten Reitertruppen zu machen, die jemals auf einem Kriegsschauplatz erschienen sind, war nun Hammersteins eifriges Bestreben. Aber seiner ungestümen Natur nach erreichte er das nicht auf dem gewöhnlichen, schulmäßigen Wege. Ein wildes Reiterleben begann in Osnabrück. Während der so plötzlich vom Leutnant zum Regimentskommandeur aufgerückte Heißsporn auf dienstlichem Gebiete die höchsten Anforderungen an seine Offiziere und seine Mannschaften stellte, ließ er ihnen im übrigen die Zügel schießen. So drangen denn bald Gerüchte von dem wüsten Treiben Hammersteins und seiner Offiziere nach Kassel und veranlaßten die Entsendung eines Inspekteurs nach Osnabrück. Dieser traf bei seinem, Hammerstein wohl heimlich gemeldeten Eintreffen jenen und seine Offiziere bei einem glänzenden Gelage, an dem er, von Hammerstein aufs liebenswürdigste empfangen, wohl oder übel teilnehmen mußte. Nach einigen Stunden, als der Wein schon in erheblichem Grade seine Wirkung, nicht zum wenigsten auf den Inspekteur, geäußert hatte, erhob sich Hammerstein plötzlich und erklärte, er wolle den Inspekteur an der Ausführung seines dienstlichen Auftrages nicht länger hindern; er werde ihm sofort das Regiment vorstellen. Er ließ Alarm blasen; in kürzester Zeit stand das Regiment auf dem Sammelplatz und nun ging's im Trab hinaus in das Gelände, wo Hammerstein dem entsetzten Inspekteur sein Regiment in allen Gefechtsarten vorführte. Über Stock und Stein ging die wilde Jagd dahin, daß dem armen Inspekteur Hören und Sehen verging und er froh war, als Hammerstein endlich zum Sammeln blasen ließ, um das wohlverdiente Lob zu erhalten, daß sein Regiment vorzüglich ausgebildet sei. In Kassel aber bewirkte des Inspekteurs Bericht, daß man Hammerstein mit seiner zwar eigentümlichen, aber erfolgreichen Ausbildungsweise gewähren ließ. Er wurde bald darauf zum Major [2]) und am 27. Juni 1808 zum Obersten und definitiven Regiments-Kommandeur befördert. (Fortsetzung folgt.)

[1]) Der Grad des Eskadronschefs in der westfälischen Armee entsprach — französischem Gebrauche entsprechend — dem Grade des Majors in der deutschen Armee.

[2]) Der westfälische Majorsrang entspricht dem des deutschen Oberstleutnants.

Adolf von Menzel und Kassel.

Von Paul Heidelbach. (Fortsetzung.)

Diese Skizze [1]) fand Arnolds Beifall. Da der Kunstverein an diese jedoch den Maßstab eines farbigen Bildes gelegt hatte, betonte Menzel noch einmal besonders, daß darin Manches nur unter Vorbehalt stehen gelassen und überhaupt noch keine einzige Naturstudie darauf sei. Es kam

[1]) Nämlich zu dem Gustav Adolf-Bild. Vgl. „Hessenland“ S. 50.

dann zur Aufstellung eines Kontraktes [2]), in dem Menzel nur einen Punkt bemängelte und gestrichen zu sehen wünschte, nämlich den, daß nicht nur dem Kunstverein, was ja selbstverständlich war, sondern auch jedem späteren Erwerber des Bildes dessen Vervielfältigung gestattet sein solle. Er war mit Recht der Ansicht, daß dadurch gegen eine eventuelle künstlerisch minderwertige Vervielfältigung keinerlei Garantien gegeben seien. Später einigte er sich übrigens mit dem Kunstverein dahin, daß die eigentliche Ausführung des Bildes unterbleiben solle. In einem sich hierauf beziehenden Brief vom 12. April 1848 [3]) schreibt er u. a. die für die damalige Zeit und für ihn charakteristischen Worte:

„Jetzt, wo unsere Gegenwart endlich selbst einen Inhalt hat und noch mehr bekommt, würde mir ein Stoff, der voraussichtlich eine solche Kunstanstrengung erforderte, ohne ein dieser entsprechendes auch für uns noch bezügliches inneres Gegengewicht zu besitzen, eine Last sein. Jetzt erst können wir in Deutschland wieder zu unserer Zeit und zur Kunst der Vergangenheit in eine gerade Stellung gelangen. Diese Forderung an sich muß jetzt jeder Einzelne fühlen."

Dagegen hatte der Kurhessische Kunstverein schon erheblich früher beschlossen, zum Jahre 1848 den 600 jährigen Bestand Hessens durch ein großes Geschichtsbild verherrlichen zu lassen und sich zu diesem Zweck an Menzel gewandt. Schon am 30. Juni 1847 schickte dieser einen ungefähren Anschlag ein, worauf ihm der endgültige Auftrag erteilt wurde. Das Bild sollte den „Empfang der Herzogin Sophie von Brabant und ihres Sohnes, des Landgrafen Heinrich, des Kindes von Hessen, zu Marburg im Jahre 1248" darstellen. Eine damals in Kassel gedruckte Erklärung des Bildes schließt mit den Worten:

„Treue zwischen Fürst und Volk ist der in den schwersten Zeiten bewährte Charakterzug der hessischen Geschichte. In erhabener Weise spricht sich derselbe vorbildlich schon in der ersten Tat aus, mit welcher Hessen in die Reihe der selbstständigen deutschen Lande eintritt. An diese Bedeutung des Ereignisses wollte der Kurhessische Kunstverein nach dem Ablauf von 600 Jahren erinnern, indem er einen bewährten Künstler zu der bildlichen Darstellung desselben veranlaßte."

Die Anfertigung des Kartons machte eine Übersiedelung Menzels nach Kassel oder Marburg notwendig. Ehe er sich hierzu entschloß, suchte er sich über verschiedene Umstände zu orientieren. So schließt er einen Brief vom 23. Juli 1847 an Arnold:

„Ist zu Marburg oder Cassel gegenwärtig ein (versteht sich wohlverwahrter) Raum von wenigstens circa 20 F. Länge zu wenigstens 17 F. Breite (des Zurücktretens wegen) und wenigstens 12—14 F. Höhe disponibel zu finden auf möglicherweise 6—8 Wochen? Gehöriges Licht versteht sich von selbst, indeß würde Lage und etwa Zahl der Fenster in unserem Fall keine so große Schwierigkeit machen, da nicht gemalt, nur gezeichnet wird. (Und wäre vielleicht im selben Hause oder wenigstens in der Nähe 1 Wohn- und Schlafzimmer zu haben?)

Dann: wie weit liegt Marburg und Cassel auseinander? Noch eine Spezialfrage: Würden Steigeleitern, lange Lineale und dergl. in Marburg sich vorfinden lassen, oder müßten sie rechtzeitig vorher dort bestellt werden?

Mit all Diesem behelligt sie nun der Ihrige

Menzel."

Arnold lud den Freund daraufhin ein, während der Arbeit am Karton in seinem Kasseler Haus [4]) sein Gast zu sein. Aus dem geplanten zweimonatlichen Aufenthalt wurde ein solcher von sieben Monaten. Menzel schickte seine Studienmappen, Kostümwerke usw. voraus, bat Arnold, ihm inzwischen einen Karton auf graue Leinwand (17 Fuß breit, 12 Fuß hoch) aufzuziehen, und kam selbst am 11. August [5]) in Kassel an. Sein erstes war, sich durch ein eingehendes Studium der in Betracht kommenden hessischen Trachten vorzubereiten und sich auch über die Örtlichkeit aufs genaueste zu orientieren, und so reiste er schon bald nach seiner Ankunft in Kassel nach Marburg. Seinen dortigen Eindruck schildert er, nachdem er am 17. August nach viertägigem Aufenthalt wieder nach Kassel zurückgekehrt war, in einem Familienbrief vom 19. August [6]):

„Gott was habe ich da alles Schönes und Interessantes gesehen, am Menschenschlag, gothischer Architektur, die Sternwarte, die Universität, die Anatomie und meinen Logiergasthof, den Ritter ausgenommen, die ganze Stadt aus dem Loth, wenn nicht gebaut, so doch gesunken, ganze Gassen so:

(Zeichnung) und so: (Zeichnung)

ein wahres Spinnen- und Rattenloch, aber wie malerisch und interessant und wunderlich alt, verrottet! Und zu thun hatte ich in 4 Tagen das Wesentlichste durchzunehmen, wo ich ebenso gern 4 Wochen gehabt hätte."

Auch die folgenden, aus Kassel geschriebenen und kürzlich in der „neuen Rundschau" veröffentlichten Familienbriefe Menzels aus dieser Zeit bieten über die Entstehungsgeschichte des großen Kartons, über Menzels Lebens- und Arbeitsweise und nicht zuletzt auch über die damaligen Kasseler Verhältnisse viel des Interessanten. Deshalb mögen noch einige Auszüge hier wiedergegeben werden:

19. August 1847:

„Jetzt bin ich nun im Atelier schon eingerichtet. Es ist sehr zweckmäßig und geräumig, und stecke in der Arbeit (noch nicht am Großen) erst noch an der Zeichnung. Ich

[2]) Im Gegensatz zu v. Tschudi nehme ich an, daß sich dieser Kontrakt auf das Gustav Adolf-Bild und nicht auf den noch zu erwähnenden Karton bezieht.

[3]) Knackfuß, A. v. Menzel, S. 30.

[4]) Jetzt Wilhelmshöher Platz Nr. 4.

[5]) Menzel irrt also, wenn er 1896 in einem Brief an den Maler Arnold seinen Kasseler Aufenthalt von Ende August an datiert.

[6]) Die neue Rundschau. Januar 1909, S. 85.

bin, dem Himmel sei es Dank, sehr wohl auf, früh um 5 Uhr erwache ich selbst, und heraus. Ich trinke nicht lauter Wein, sondern auch Kaffee, und sogar Wasser. Arnolds sind gleichfalls alle wohl, und Mittags und in den Abenden sind wir alle zusammen."

15. September 1847:

„Von Marburg, wo es himmlisch war, ... zurückgekehrt, fing ich dann hier die Arbeit an und hatte natürlich noch Modelle, Kleider aller Art, so gut sich das hier auftreiben und verwenden ließ nötig, ich habe so ziemlich gefunden, was ich dergleichen brauchte, der Kunstverein hat mir seinen Boten als Saufinder und Arnold mir Carlchen ins Atelier als Handlanger zur Verfügung gestellt. Mein Lokal und alle sonstige Einrichtung ist sehr zweckmäßig und ich sitze nun dick in der Arbeit. Vier Wochen und wohl eher darüber habe ich aber jedenfalls noch zu thun, obenein da die Tage schon merkbar abnehmen, obgleich ich sehr gutes Licht habe, nach vorn heraus auf den freien Platz, denselben, der gezeichnet zu Hause in der Nische hängt. Übrigens bin ich ganz ungestört. Arnolds sind so rücksichts- und liebevoll als aufmerksam, ebenso die Leute vom Kunstverein. Auf Einladereien habe ich mich indeß bis jetzt wenig eingelassen. In den Abenden, wenn nicht gerade Besuch kommt, sitzen wir zusammen, wie vor alten Zeiten. Caroline spielt oder wir unterhalten uns oft von Euch; usw.

Mit das Interessanteste und Lehrreichste ist mir hier das Landgestüt und Reithaus, der Stallmeister ist sehr gefällig, da sind Prachtthiere zu beobachten, ich bin oft da, es liegt 100 Schritte weit vom Hause; wie überhaupt hier das Meiste sich lächerlich nahe ansammen findet, von einem Stadtgange so lang wie die Zimmerstraße spricht man hier tagelang vorher und tagelang nachher. Cassel ist anerkannt eine schöne Vereinigung der Meriten Krähwinkels mit den Prätensionen von wenigstens Berlin. Das habe ich erst noch gestern Abend mit Vergnügen sehen können: da brannte in der Stadt ein Schornstein. Dem Rituale gemäß wurden alsogleich die öffentlichen Plätze besetzt, die ganze Garnison marschierte auf: die Infanterie mit vollständigem Gepäck, die Gardes du Corps und Husaren mit gezogenem Pallasch, die Artillerie mit Kanonen und brennender Lunte! (ohne Carricatur.)

Das Theater ist hier wenig schlechter als in Berlin, ich habe gesehen Uriel Acosta, Monaldeschi, und die Zauberflöte! Eine göttliche Musik ist indeß hier eine Perle, vor die — Casselaner geworfen. Wie ich voll Indignation habe bemerken müssen. Neulich wäre der Kronleuchter bald heruntergestürzt, indem der Strick angebrannt war. Es heißt, das Unglück wäre geschehen, hätte die Vorstellung noch 10 Minuten länger gedauert. Sollte Dir etwas davon etwa durch eine Zeitung zu Ohren gekommen sein, so erschrick wenigstens nicht um meinetwillen, ich gehe immer nur in die Logen" ...

3. November 1847:

„... Ihr scheint zu meinen, ich zöge meinen hiesigen Aufenthalt willkürlich unnütz in die Länge, ich sage Euch, es vergeht nie ein Tag, wo ich nicht von früh bis zum Dunkelwerden tätig wäre. aber die Tage werden kürzer, und im Verlauf der Arbeit steigt mein Interesse und mit diesem meine Anforderung, und ehe ich nicht nach meinen Kräften genuggethan, eher werde ich das Heft nicht hinlegen. ... Du bist doch wohl die Erste, die nicht will, daß ich mich jetzt, meiner jahrelangen Sehnsucht nach einer solchen Arbeit unwürdig zeigen soll? Ich darf von meinen Geschwistern fordern, daß sie nicht allein ein Herz, sondern auch Vernunft haben. ..."

(Schluß folgt.)

Eine Erinnerung an Gustav Freytag.

Von Alfred Bock.

Träume des Künstlers, sie gleichen der Taube,
Die in dem Dunkel schimmert und lacht;
Tief in der Seele verschlungenem Laube
Regt sich's lebendig in dämmernder Nacht,
Bis von dem Safte die Trauben schwellen,
Blitzend die heiligen Tropfen entquellen —
Das Kunstwerk sich bildet als goldner Wein.

Gustav Freytag.

Wie der Wanderer im Gebirge strebt der Künstler der Höhe zu. Wenn er den ersten Gipfel gewonnen hat, gewahrt er, daß sich rings neue Höhen um ihn auftun. Darum kennt er kein Rasten in seinem Erdenwallen. Zuweilen geschieht's wohl, daß er zurückschaut auf die Stationen, die hinter ihm liegen. Glücklich der, der sein Ideal der Wirklichkeit vermählt sieht! An eine Station meiner dichterischen Laufbahn knüpft mein Besuch bei Gustav Freytag an, von dem ich hier erzähle. Es war im Frühjahr 1889. Ich hatte für meine lyrischen Ergüsse einen Verleger gefunden. Natürlich Pierson. Wer hätte nicht zuerst bei Pierson verlegt! Ich muß aber zu seinem Lob sagen, daß er mich keineswegs zwingen wollte, die Druckkosten für meine Gedichte zu bezahlen, daß er mir vielmehr schrieb, die Verse gefielen ihm, wenn ich mich anheischig mache, 50 Exemplare zu übernehmen, wolle er sich verpflichten, ein schön ausgestattetes Bändchen herauszubringen. Das geschah denn auch, und die Kritik nahm die kleine Sammlung wohlwollend auf. In jugendlichem Unverstand faßte ich damals den abenteuerlichen Entschluß, meinen Beruf kurzerhand über Bord zu werfen und mich fortan nur Apoll und den Musen zu weihen. Ich ging nach Wiesbaden, der Stadt der Dichter und Bäder. Dort, wähnte ich, müsse die poetische Produktion sozusagen in der Luft liegen. Ein bekannter Schriftsteller, den ich in meine Zukunftspläne einweihte, war keineswegs erbaut davon. Er schüttelte den Kopf, bat sich mein lyrisches Bändchen aus und versprach mir in einigen Tagen seine Ansicht darüber mitzuteilen oder das Urteil eines sehr kompetenten Freundes über meine Begabung einzuholen. Als ich ihn bald darauf wieder traf, sagte er: „Ich habe Ihre Gedichte Gustav Freytag gegeben, er erwartet morgen Vormittag Ihren Besuch". Der nächste Tag fand mich zur bestimmten Stunde im Arbeitszimmer Gustav Freytags. Eine kurze Umschau darin: An der Wand fesselte den

Blick das Aquarell einer lieblichen Frauengestalt. Auf dem Schreibtisch lag Ariosts „Rasender Roland“ aufgeschlagen, daneben die Briefe, die die erste Post gebracht hatte. Gustav Freytag trat ein. Sein Gang war damals noch sehr elastisch, seine Haltung kerzengrade, und die frische Farbe des Gesichts deutete auf Wohlbefinden und Gesundheit. Er reichte mir freundlich die Hand. Ich bat ihn, sich nicht stören zu lassen, und erst die angekommenen Briefe durchzusehen. „Die zahlreiche Korrespondenz,“ sagte er, „die ich empfange, erhält mich frisch. Ich lebe eben so sehr in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Man kann sich von einer reichen Vergangenheit nicht losgelöst denken, aber ohne rege Anteilnahme an der Mitwelt ist keine befriedigende Existenz denkbar.“ Er ging auf den Zweck meines Besuches ein, meine Gedichte hatte er durchgesehen. „Sie huldigen der Dame Lyrik? Nun einem jungen Kollegen kann ich nur sagen: die Dame Lyrik ist sehr launisch, dann hat sie ihre hundertjährige Geschichte und es ist schwer darin etwas Neues zu bringen. Was Sie jetzt schaffen, ist meist der Nachklang, die Nachwirkung irgendeiner Lektüre. Nach einigen Jahren lyrischen Herumwanderns werden Sie ohne Beruf der Unzufriedenheit verfallen. Erst der Beruf, der Sie mit den Menschen und dem Leben zusammenbringt, kann Ihnen Festigkeit und Stetigkeit geben. Aus dem Leben heraus sollen Sie schildern, aus dem Kreise, der Ihnen nahe liegt und Ihnen vertraut ist. Goethe war Jurist. So wenig er sich aus der Jurisprudenz gemacht haben mag, so hat sie ihn doch befähigt, die Geschäfte des Ministers sachkundig zu leiten. Schillers Professur zeigte ihm die Wohltat einer geregelten Tätigkeit. Daß er sie niederlegte, war nur die Folge seiner ungenügenden Vorbereitung für das Lehramt. Nehmen Sie Walter Scott, der mit einer unglaublichen Leichtigkeit produzierte. Er war Antiquar und die Stoffe packten ihn in seinem Beruf. Er schrieb wie flüssiges Gold. Denken sie an Byron, der von seinem ungestümen lyrischen Empfinden unstätig hin und her geworfen wurde. Sie werden finden, seinen Gestalten fehlt der Charakter, das feste Gepräge, ohne die ein vollendetes Kunstwerk unmöglich ist. Ich selbst war 30 Jahre alt und hatte meinen Privatdozenten hinter mir, als ich zu schreiben anfing. Ich hatte in Breslau einen intimen Freund, der Kaufmann war. Bei ihm lernte ich Handel und Wucher kennen. Dann beschäftigte ich mich mit der Landwirtschaft und darauf schrieb ich „Soll und Haben“. Die „verlorene Handschrift“ ist unmittelbar aus meinen Beziehungen zu Höfen hervorgegangen. Die Universität kannte ich. Alles war erlebt und wurde dann verarbeitet. Der Stoff und die Studien zu meinen „Ahnen“ haben mich jahrelang beschäftigt. Als ich die „Journalisten“ schrieb, stand ich bereits auf der Höhe des Lebens. Ich wiederhole, es ist gleichgültig, ob Sie Beamter sind, Fabrikant oder Landwirt — einen Beruf müssen Sie haben. Ich sage sogar, es kräftigt das Talent, wenn es mit dem nüchternen Leben in Berührung kommt. Und wenn Sie einmal das Gefühl haben, etwas Eigenartiges leisten zu können, werden Sie von selbst zur Produktion gedrängt.“ — Ich sprach von der Flut von Romanen, die den Büchermarkt der Gegenwart überschwemmt. „Ein guter moderner oder historischer Roman“, sagte Freytag, „wird immer beachtet und gelesen werden. Es ist übrigens ganz gleich, was der Dichter behandelt, nur auf das Wie kommt es an. Dramatische Gestaltung ist freilich die schwierigste, denn sie verlangt genaueste Kenntnis der Menschen und Dinge. Reiche materielle Hilfsquellen sind dem jungen Dichter in der Produktion oft hinderlich, sie lassen erschlaffen, und es ist etwas Wahres daran, wenn die Not die Mutter der Tat genannt wird.“ Ich wandte mich zum Gehen. „Der Beruf“, schloß Freytag seine Ermahnung, „sei Ihnen Hauptsache. Erleben Sie und schildern Sie wahr, dann werden Sie etwas erreichen.“ Ich schrieb die bedeutsamen Worte Gustav Freytags damals gedächtnistreu nieder. Ob ich sie beherzigt habe, mögen die Leser meiner Bücher entscheiden.

In der Abschiedsstunde.

Von H. Keller-Jordan.

(Fortsetzung.)

„Denke nicht an mich bei Deinem Tun und Lassen, Fred,“ sagte Menta, „Du hast von unseren Eltern kein Hilfe und Liebe haben können, Du hast daher vollauf zu kämpfen, um Dir eine glückliche Häuslichkeit zu gründen. Nur um eins bitte ich Dich, alter Junge, heirate keine Dortige.“

„Dasselbe hat mir heute auch Lütting gesagt,“ erwiderte er lachend, „er sagte, die Frauen seien ja dort ganz hübsch, aber auf die Dauer machten sie jeden ehrlichen denkenden Menschen unglücklich.“

„Ja,“ sagte Menta, „weil sie von einer ganz anderen niederen Rasse stammen, gebrauchen sie einem über ihnen stehenden Manne gegenüber alle möglichen Kunstgriffe, um ihn über ihre Minderwertigkeit zu täuschen.“

„Warum lachst Du?“ fragte seine Schwester.

„Weil Lütting und ein fremder Überseeer, der bei ihm war, dasselbe sagten."

„Wie kamen sie denn auf das Thema?"

„Sie sprachen von Ruben. Lütting sagte, Ruben überschätze die Aufopferung der dortigen Frauen, die Armut ohne Murren mit ihren Männern ertrügen. Da fuhr aber der Fremde nicht übel auf. ‚Was,' sagte er, ‚was? Aufopfernd? Indifferent sind sie', — es sei ihnen gleichgültig, wie es kommt, es sei das nichts als ein allbekannter Indianerzug, wenn sie viel hätten, vertäten sie alles, und nachher betteten sie sich gleichgiltig auf Maisstroh. Er behauptete sogar, die Frauen dort seien das Unglück eines jeden Europäers, denn sie entfremdeten diese mit den niedrigsten Mitteln ihrer Heimat und ihren Familien, ohne daß sie es nur bemerkten."

„Das ist aber doch bei Bernhard Ruben nicht der Fall", sagte Menta, in Gedanken versunken.

„Nicht? Da hättest Du hören sollen, was Lütting sagte; der behauptete, Ruben sei kein Schatten mehr von dem, was er einst gewesen. Er selbst meine freilich, daß er es sei, der mit seiner etwas derben Herrschermiene seine Frau in Zucht halte, aber dabei bemerke er nicht, wie sie ihn mit ihrer süß eindämmernden Indianerweise beherrsche und ihm mit hohlem Pathos — einem Surrogat der dortigen Rasse für mangelnde Bildung — Reden halte, die er sehr oft glaube."

„Das wäre bejammernswert", hauchten Mentas Lippen.

„Warum? Eine Deutsche würde sich diese herrschsüchtige Art von Ruben auch nicht gefallen lassen, und da er sich glücklich fühlt —?"

„Weil er selbst eine so reiche Innenwelt hat," erwiderte Menta, „daß er die Armut dieser kleinen Person nicht einmal bemerkt. Aber wenn ihm die Augen aufgehn sollten, Fred — dann —"

„Ja, was dann," unterbrach sie der Bruder, „dann wird er es auch halt tragen müssen, Dein Freund von Gottes Gnaden, denn glücklicher wäre die kleine Person doch schließlich auch mit so einem Halbindianer von drüben. Was hat sie denn so Herrliches, außer ihren Kleidern, die auf ihrem halbwüchsigen Körper nicht einmal zur Geltung kommen."

Menta ging im Zimmer auf und nieder — sie hörte nur halb, was der Bruder in seiner derben Art da dozierte — sie wußte ganz genau, daß Bernhard schwer zu nehmen sei, das hatte sie schon bei seiner Mutter gesehen, aber er hatte doch das Zeug zu einem ganzen Kerl, wie nur wenige. Auch ihr Bruder Fred war ja in allen Dingen ein Zwerg gegen ihn. Und sie selbst — sie hatte nichts auf Erden jemals so stolz gemacht als Bernhards Freundschaft. Aber nun quälte sie sich mit dem Gedanken, wie sich sein Leben mit dieser Frau in Deutschland gestalten würde.

„Man spricht übrigens von einem Riesenbankrott in Puebla, Menta, ein englisches Haus — wie war doch die Firma — ja — recht — Bradly Brothers."

„Bradly Brothers? Hat denn nicht bei der Firma Bernhard den größten Teil seines Vermögens?" flog es über Mentas Lippen.

„Bernhard Ruben? Das wäre ein furchtbarer Schlag für ihn."

Menta sagte nichts mehr. Sie wühlte sich mit ihrem Denken in alle die geliebkosten Heimatpläne des Freundes hinein. Wenn er abermals hinaus in die fremde Welt müßte — hinaus — mit diesem Nichts von einer Frau, die mit ihrem aufgebauschten Pathos, bei erschütterndem Elend und quälenden Sorgen neben ihm her tänzeln würde und ihm glauben machen, dieses seichte Liebesgewinsel, diese untergeordnete Indifferenz seien das Höchste, Ewigste, was das starke, deutsche Weib einem Manne zu geben imstande wäre!

„Fehlt Dir etwas, Menta?" fragte ihr Bruder, in ihr bleich gewordenes Gesicht blickend.

„Nichts! Ich bin nur müde — Deine Pläne, Fred, ich muß mich erst in das alles hineindenken."

„Das ist bald geschehen", sagte dieser in seiner einfachen, ungeschminkten Weise. „Ich reise mit dem Märzsteamer, verpflichte mich auf fünf Jahre und habe neben einem Fixum von 1500 Dollar freien Unterhalt und Tantieme. Was meinst Du dazu?"

„Daß es gute Tantiemen sein müssen, wenn Du ein reicher Mann werden willst."

„Ich bin guten Mutes," gab er heiter zurück, „um so mehr, da Du es so groß aufnimmst, Menta. Ich hatte mich eigentlich ein wenig gefürchtet. Aber willst Du nicht heute Abend mit mir soupieren?" setzte er, die Uhr herausziehend, hinzu.

„Heute nicht, Fredy, aber vielleicht morgen", sagte sie mit Tränen in den Augen. „Wir wollen noch recht oft zusammen sein, alter Junge. Im Grunde genommen bin ich doch nur Deinetwegen nach Hamburg gekommen; wenn Du fort bist, hält mich nichts mehr." Und dann drängte sie ihn zur Türe hinaus, denn sie vermochte die Tränen nicht mehr zurückzuhalten, die jetzt in heißen Strömen über ihre Wangen fluteten.

* * *

Bernhard Ruben stand am Fenster in seinem Zimmer, trommelte gegen die Scheiben und wartete auf seine Frau, die ihm abgeschmeichelt hatte, sie bei einigen Einkäufen zu begleiten. Einkäufe und immer Einkäufe! Aber wenn er Angelita heiter sehen wollte, nicht krank und ächzend auf dem Sofa,

dann mußte er sich in diese harmlose Kindlichkeit, wie er sie in guten Stunden nannte, fügen.

Heute nun gar! Aber sie hatte in voriger Woche den großen Sturm, der ihn getroffen und der ihn wieder hinüber in die Tropen trieb, so reizend aufgenommen, sich beinahe heiter in die Unabänderlichkeit gefügt, nun wieder zurück zu müssen, daß er ihr schon diese kleine Bitte erfüllen mußte. Um so mehr, da sie ihm so oft versichert hatte, daß sie Deutschland liebe wie ihre zweite Heimat. Und da wollte man noch gestern im Café behaupten, keine Mexikanerin fühle sich glücklich in deutscher Familie und deutschen Verhältnissen. Man hatte sogar von Familien-Inzucht gesprochen, wie sie sich bei untergeordneten Völkern, die keine allgemeinen Interessen haben, eingenistet und die keine gebildete Gesellschaft, nichts Hohes und Schönes auszurotten vermöchten.

Freilich, menschliche Individualität, gelehrte Bildung, männliches Wissen fand man bei keiner Südländerin, das gestand sich Bernhard zu, aber dafür diese sklavische Ergebenheit, diese sorglose Liebesseligkeit, dieses kindliche Aufschauen zu dem Manne. —

„Lieber, Schöner," rief Angelita aus dem Nebenzimmer heraus, „nur noch die Locken brennen und pudern — sei mir nicht böse, Engel, ich beeile mich — aber Du verstehst, ich muß hübsch sein, wenn ich neben Dir gehe."

Bernhard knirschte etwas in seinen dunkeln Bart hinein — er hatte Sorgen — große Sorgen — und die — die teilte sie nun doch nicht mit ihm, das fühlte er jäh bei diesem nichtssagenden Geplauder. Ja, sie litt nicht einmal bei der Idee, daß er sie zu ihrer Familie bringen müsse und er selbst voraussichtlich — auf Gott weiß wie lange — nach Kalifornien. Auch daß die Erziehung Petras, von der sie sich weder trennen wollte noch bei ihr in Deutschland bleiben — nun doch in die Brüche ging, das bekümmerte sie nicht.

„Ah bah — es ist ja doch alles Plunder," fuhr es ihm über die Leber, „das ganze Leben — wann wäre mir je etwas geglückt?" und er griff energisch nach seinem Hute und ließ die Dinge nicht aufsteigen, die ihn quälten und die er nun einmal nicht ändern konnte — oder wollte — Angelitas wegen.

„Da bin ich, Bernarditto," sagte die kleine Frau kosend, die das Geräusch gehört hatte und instinktiv wußte, daß die Geduld ihres Mannes zu Ende sei, „vergib mir, daß ich Dich warten ließ."

Sie trug eine aufgebauschte Toilette, viel zu sehr aufgebauscht für deutschen Geschmack, die aber zu ihrem hübschen ausdruckslosen Gesicht paßte, und schmeichelte sich an seiner Seite die Treppe hinunter in die Straße. Bernhard war indessen unliebenswürdig, achtete nicht sonderlich auf das, was sie aussuchte, und er quälte sich mit seinen Gedanken zwischen den Nichtigkeiten, die er zum Teufel wünschte. Bei einem Einkauf von Fächern für alle Familienangehörigen und Gevatterinnen der neuen Welt hatte er sich an die Ladentüre zurückgezogen und sah übermüdet in die Straße. Er dachte dabei unwillkürlich an Menta Bender, die diesen Weg täglich zur Schule machen mußte, und es war ihm beinahe, als sähe er sie selbst leibhaftig mit Büchern beladen, in ihrem einfachen dunkelblauen Kostüme, gedankenversunken, so wie es ihre Art war, über die Straße gehen. Es lag so viel Ausdruck in ihrer Gestalt, ein Versunkensein in sich selbst und eine Gleichgültigkeit gegen die Menschen. Es war Bernhard Ruben plötzlich — es mochte wohl der nahe Abschied sein —, als ob etwas in ihm lebendig würde, etwas lange Verwelktes und Versunkenes, beinahe Gestorbenes, und als ob er heute zum ersten Male Menta Bender verstände. Etwas Fremdes, halb Geträumtes, noch Ungeborenes wurde leise in ihm wach, und es zog ihn zu dem schlichten Mädchen, als könne sie allein das mit ihm verstehen und begreifen, mit ihm in diese Welt hinabsteigen, die keine Gemeinschaft mit derjenigen hatte, in die ihn eine stürmische Jugend geschleudert. — — O diese Todeinsamkeit seiner Seele, die würde sie, müde wie sie selbst war, begreifen können und mit ihm gehen durch alle Irrungen und Qualen seines Daseins.

Er atmete auf — und er atmete wieder auf. War er denn nicht plötzlich reich geworden, schon in der Idee? Durfte er sie denn nicht immer sehen, so wie sie war, schlicht und groß, die schlanke, etwas gebeugte Gestalt mit dem braunen Zopf unter dem Hut, das leichte Lockengeflock auf der ernsten Stirne und den Ausdruck einer Innenwelt in dem stillen sympathischen Gesicht. — —

„Bernarditto, sieh', wie herrlich, ein gemaltes Vogelnest auf dem weißen Grunde des Fächers."

Bernhard sah wie aus goldenen Träumen wachgerüttelt in das kleine Gesicht seines Weibes.

„Möchtest Du Dir ihn kaufen?" fragte er, vom tiefsten Mitleid mit sich selbst ergriffen und mit dem kleinen Schmetterling, der bei ihm Verständnis für Dinge suchte, die so ferne, ferne lagen von seinem eigenen Sorgenwege.

„Er ist nicht teuer, Liebling," plauderte sie weiter, „und sieh' hier ein schwarzer für Tante Pepa — und diesen mit den rosa Federn, den werde ich unserer Petra zum Namenstage schenken. Ist er nicht entzückend?"

„Gewiß, Kind, warum nicht — wenn er Dir gefällt. Aber meine Zeit ist zu Ende, Du weißt, ich muß noch vor 6 Uhr die Schiffsbillette holen. Wir treffen uns in einer Stunde zu Hause."

„Also wirklich schon in der nächsten Woche? — Wie sie sich freuen werden zu Hause!“

Sie sagte das so harmlos, als handele es sich um einen weiteren Fächer. „Wenn wir nun doch so bald reisen,“ fuhr sie, ihres Mannes Gesicht studierend, fort, „dann kaufe ich noch einige Kleider, Liebling, und komme etwas später nach Hause.“

Bernhard hörte die letzten Worte nicht mehr; er sah nur noch, wie sie ihn graziös mit der Hand grüßte und dann hinter den Seidenstoffen und Fächern verschwand.

(Schluß folgt.)

Henriette Keller-Jordan †.

(Trauerfeierlichkeit auf dem Südlichen Friedhof in München.)

Rede von Dr. Hermann Diez, früherem Chefredakteur der Münchener „Allgemeinen Zeitung“.

Es ist mir in letzter Stunde die wehmütige Ehre geworden, an dieser Stätte des Abschieds ein Wort der Trauer über den schweren Verlust sprechen zu dürfen, den der Hingang der teueren Vollendeten für das deutsche Schrifttum und die Münchener Schriftstellerwelt bedeutet. Ich habe nicht die Freude gehabt, der verehrten Kollegin persönlich nahe zu stehen und so den unmittelbaren Eindruck zu empfangem, den ihre echte und tiefe Menschlichkeit auf alle geübt hat, die sich ihres näheren Umgangs erfreuten. Ich kann also nur ein dürftiges Wort sprechen, von dem, was ich weiß, von der hervorragenden Stellung, die sie bei aller Bescheidenheit ihres weiblichen Wesens in unserer Mitte und in unserem Beruf eingenommen, von der aufrichtigen Hochachtung und Verehrung, die sie als Schriftstellerin verdient und genossen hat und von dieser Tätigkeit selbst, die alle Merkmale einer eigenartigen, vollen und reichen Persönlichkeit in sich trägt und uns berechtigt, angesichts der entseelten Hülle ihres Geistes mit ehrlicher Überzeugung die Summe zu ziehen, die den Wert eines Menschen- und Schriftsteller-Lebens ausmacht: Non omnis mortua es, du bist nicht ganz gestorben, eine Spur deiner Erdentage wird leben und bleiben, mit leuchtenden Lettern verzeichnet in den Ehrentafeln unseres Schrifttums. Die schriftstellerische Tätigkeit der Entschlafenen ist zu einem großen Teil wahrhaft aus Lebenstiefen gequollen und gerade darum so vollwertig. Es war eine in der Schule des Lebens und Leidens gereifte Frau, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert, schon etwa zehn Jahre ehe sie ihren Wohnsitz nach München verlegte, zum ersten Mal mit Werken ihrer Feder in die Öffentlichkeit trat. Schon über ihre frühe Jugend hatte das politische und patriotische Märtyrertum ihres Vaters die Schatten des Leides geworfen und späterhin in der zweiten mexikanischen Heimat, in die sie dem Gatten gefolgt war, wie nach ihrer Rückkehr, hat sie mit starker Seele manchen Schmerz getragen. Aber bei alledem war ihr Leben reich geworden, äußerlich durch eine ungewöhnliche Ausstattung mit Sprachkenntnissen, die sie außer der Muttersprache drei große Kultur- und Literatur-Sprachen fast mühelos beherrschen ließen, innerlich durch die innige Bekanntschaft mit einer zweiten Kulturwelt, der spanisch-amerikanischen, der sie mit klarem Auge und offener Seele entgegengetreten war, und durch all das, was ein bewegtes wechselvolles Leben und Erleben in einem starken Geist und einem warmen Herzen an Niederschlägen zurückläßt. So konnte sie, der alten Heimat wiedergegeben, aus diesem ihren Reichtum zu spenden beginnen. Durch alte Traditionen ihrer Familie, aus der uns berühmte Schriftstellernamen entgegenleuchten, wie durch inneren Beruf auf die schriftstellerische Tätigkeit hingewiesen, hat sie dem Lande, das ihr eine Heimat gewährt und an ihrem Leben und Wesen mitgebaut hatte, reichen Dank abgestattet, der ersten, dem teueren Hessenland, ebenso wie ihrer Münchener Heimat, für deren literarisches und künstlerisches Leben sie daheim und über dem Meer um Verständnis und Liebe geworben hat. Denn vor allem ist sie eine Vermittlerin zwischen den Kulturen der beiden Welten gewesen, denen sie angehört hat. Was sie in verschiedenen deutschen Blättern über die jüngeren spanischen Dichter veröffentlicht hat, gehört nach dem Urteil der Berufensten zum Besten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Aber auch ihre eigene belletristische Produktion, ihre Romane und Novellen spiegeln in ihrer Feinheit und Gediegenheit ihre ganze Persönlichkeit wieder.

Es ist hier nicht der Ort auf die Einzelheiten ihrer schriftstellerischen Eigenart und die Mannigfaltigkeit ihres schriftstellerischen Lebenswerkes des Näheren einzugehen. Aber das eine muß noch betont werden, daß sie, der das Recht der Frau so weit ging wie die Tüchtigkeit der Frau, ihrem Geschlecht hohe Ehre gemacht hat auf einem Gebiet, das als das erste unter allen dem freien Wettbewerb der Geschlechter geöffnet war. Und so darf es auch den Schmerz des Abschieds mildern, daß ein reicher literarischer Nachlaß uns noch manches kostbare Kleinod verheißt und daß wir sonach mit doppelter Wahrheit sprechen können: Du bist nicht ganz gestorben. Wie deine Werke dauern werden, so werden wir deinen Namen und dein Andenken in treuem Herzen bewahren, so wird die deutsche Frauenwelt mit Stolz auf ihre Schwester blicken, so wirst du in dem ehrenden Gedächtnis zweier Völker leben!

Gedicht, vorgetragen von Therese Sickenberger-Singolt.

Sie!

Sie schlummert sanft — von ihrer Stirne strahlen,
Der hochgewölbten, noch die Lichtgedanken
Des selten starken Geist's, der ohne Wanken
Ertrug der Höhe Glanz, der Tiefe Qualen.

Wie Menschenlose ineinander ranken,
Wie wechseln Glücks und Leides volle Schalen,
Sie konnt' es mit dem Meisterstifte malen,
Lebendig bannen in der Worte Schranken.

Nun bannen wir in unser Herz ihr Walten,
Das oft mit süßem Zauber uns bezwungen,
In einzig schönen Bildern und Gestalten.

Und ihre Worte, ach, zu früh verklungen,
Sind da wie Perlen leuchtend festgehalten
In unvergänglichen Erinnerungen. —

Ansprache von Dr. Paul Tesdorpf.

Eines der Gedichte, das der Geist der teueren Entschlafenen mit Inbrunst umfaßt hielt, war die Ode des zentralamerikanischen Dichters Batres Montufar, jenes Dichters, der von seinen Zeitgenossen und Landsleuten als der Byron und der Espronceda Zentralamerikas bezeichnet wurde. Die teuere Entschlafene gab ihrem Sohne, dem deutsch-amerika-

nischen Dichter Richard Jordan, die Anregung, diese Ode, die in der französischen Akademie zu Paris in Goldlettern aufbewahrt wird und als unübertrefflich ausgestellt ist, in deutsche Strophen zu formen. In seinen unvergleichlichen „Liedern vom Stillen Ozean“ hat Richard Jordan, der Sohn Henriette Keller-Jordans, dieses Gedicht für uns Deutsche verewigt. Diese Lieblingsdichtung der Entschlafenen vermag auch unsere Gefühle zum Ausdruck zu bringen. — Die Gefühle aller derer, die in Treue und Liebe eines Menschen gedenken, der ihnen alles war.

Ich denke Dein!

Ich denke Dein, Du lebst in meinen Sinnen
Allmächtig, ewig und zu jeder Stunde,
Wenn auch nicht Tränen meinem Aug' entrinnen,
Und niemand ahnet, wie im Busen drinnen
Beständig zehrt die unvernarbte Wunde.

Dein Bild allein ist's, das in einz'ger Weise
Mein düstres Seelenleben noch erhellt,
Gleichwie der Mondenstrahl, der bleich und leise
Durch hohe Mauertrümmer auf die weiße,
Geborstene Tafel eines Grabes fällt.

Stumm, fühllos, abgewandt dem Streben
Hat sich mein Geist in sich zurückgelehnt,
Und nur durchzuckt ihn leises Todesbeben,
Wenn plötzlich draußen, in dem lauten Leben,
Die Melodie, ach, Deines Namens tönt.

Ohn' Widerstreben, ohne Wunsch auch trage
Ich so, was ewig unabänderlich,
Und ohne eine, auch nur leise Klage
Zähl' ich die Stunden träger Nächte, Tage —
— — — — — Und denk' an Dich!

Die kirchliche Aussegnung der Leiche fand im Hause der Verstorbenen am 10. Februar 1909, die Überführung der Leiche von München aus nach Ulm zum Zwecke der Feuerbestattung am 12. Februar 1909 statt; unmittelbar vor dieser Überführung erfolgte die feierliche Trauerkundgebung auf dem südlichen Friedhof zu München, die Einäscherung der Leiche in Ulm am 13. Februar 1909, die Beisetzung der Asche der Verstorbenen im Jordanschen Familiengrab zu Kassel am Samstag den 27. Februar 1909 vormittags 10 Uhr.

Die letzte zusammenhängende Äußerung ihres Geistes verdient im Gedächtnis der Nachwelt festgehalten zu werden. Sie lautet: „Schnell, schnell, helft mir Gutes tun!“

In diesen Worten hat Henriette Keller-Jordan nicht nur ihr tief menschliches Wohlwollen, das sie zeitlebens charakterisierte, in denkwürdiger Weise gekennzeichnet, sondern uns Überlebenden auch einen köstlichen Schatz edelster Mahnungen hinterlassen. Wenn es wahr ist, daß unsere letzten Gedanken die Pforten des Jenseits öffnen, so hat die Verstorbene mit diesen Worten sich einen Ehrenplatz im Kreise der Seligen erworben.

Dr. Paul Tesdorpf.

Zum Andenken an Henriette Keller-Jordan.

Denk' ich an Dich, die von der Erde
Geschieden, — immer denk' ich Dein, —
Seh' ich Dein Bild, das teu're, werte,
In seines Wesens höchstem Sein.
Ich seh' Dich in der Jugend Tagen,
Ich seh' Dich in des Alters Licht;
Ich hör' Dich klagen nicht und zagen,
Nein, Deine Klagen hör' ich nicht!

Denn Du warst stolz und Du warst mächtig,
So lang noch frisch des Lebens Mark.
Hoch ging Dein Geist! Und hell und prächtig
Erwies Dein Sinn sich klar und stark.
Durch köstlich siebzig Lebensjahre
Gingst Du nach der Verheißung Wort.
Nicht senktest Du das Aug', das klare,
In Müh' und Arbeit fort und fort.

Du wurzeltest in deutschen Gauen,
Warst Deines Landes echtes Kind,
Und durftest Südens Pracht erschauen,
Wo hoch in Palmen spielt der Wind.
Dein Aug' der Schönheit heiß entbrannte,
Dein Ohr trank Spaniens Melodie:
In Dir verwebten sich die Lande
Zu echter, heil'ger Poesie.

Stark war Dein Wollen, hoch Dein Streben.
Du kanntest keinen falschen Schein.
Dem Ideal dahingegeben,
Sahst Du in ihm das Glück allein.
Und all Dein Schaffen war durchdrungen
Von Wahrheit, Weisheit, tiefem Sinn.
Du hast mit dem Geschick gerungen
Und standest hoch als Siegerin.

Des Tages Licht, des Lebens Nächte,
Der Überfluß, die Not, der Glanz,
Sie alle, diese großen Mächte,
Verflochten Deines Schicksals Kranz.
Doch immer bliebest Du die Gleiche,
Gabst Dich nicht treulos wie der Wind.
Zur Zeit der Not warst Du die Reiche,
Im Glücke gütig, mild und lind.

Heiß schlug Dein Herz in edlen Trieben,
Treu warst Du ohne Unterlaß.
Du liebtest, wo es galt zu lieben,
Doch allem Falschen galt Dein Haß.
Was Freundschaft heißt in echter Güte,
Ein Opfern, Geben, Tiefversteh'n,
Das wuchs in Dir zu schönster Blüte
Hoch über aller Stürme Weh'n!

Wohl Dir, die so das Ziel gewonnen,
Du hast das höchste Glück erreicht!
Der Erde Schatten sind entronnen.
Das Ideal, es naht, es steigt,
Es schwebt empor zum Sonnenfunkeln,
Umfängt die Seele voller Pracht! — —
Doch wir im Tale steh'n im Dunkeln,
Durchbebt von Deines Scheidens Macht!

München.

Marie Ille-Beeg.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Kasseler Geschichtsvereins am 22. Februar bot den zahlreichen Anwesenden wieder reichhaltige Anregung. Geh. Reg.-Rat Fritsch, gab, angeregt durch das treffliche Schmidtmannsche Werk, auf das wir demnächst an dieser Stelle noch eingehend zurückkommen werden, aus der Fülle seiner Jugenderinnerungen in der ihm eigenen, ungemein ansprechenden Art ein Bild des Kasseler Lebens aus dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Der Redner, 1821 am Wall geboren, schilderte die Wohnungsverhältnisse, Mietpreise, Beleuchtung, Wasserversorgung und noch manches andere in einem abgerundeten und anschaulichen Bild und fand dafür den lebhaftesten Beifall der Versammlung. Direktor Henkel sprach die Vermutung aus, daß die an der Holländischen Straße belegene Schenkbierstanne doch wohl nach einer Tanne benannt sei und demgemäß die Zusammensetzung des Wortes mit Stanne (vgl. Bornstanne) nichts zu tun habe. Das Vorkommen einer Familie Schenkebier sei verbürgt, allerdings aber noch nicht erwiesen, daß diese in oder bei Kassel lokalisiert gewesen sei. Kunstmaler Ahnert machte nähere Mitteilungen über den Fund einer ganzen Anzahl von Skeletten, die seiner Zeit beim Bau eines Hauses Ecke Kölnische- und Annastraße gefunden seien. Im durchlöcherten Schädel eines der Skelette, der von auffallender Größe war, fand sich eine Kugel. Nach überliefertem Bericht eines Augenzeugen soll es sich um einen in westfälischer Zeit erschossenen Offizier handeln. Rechnungsdirektor Woringer und Geh. Justizrat Büff bestätigten, daß sich 1813 ein westfälisches Lager auf dem Kratzenberg befunden habe, in dem zahlreiche Deserteure füsiliert wurden. Auf Anregung des Generalleutnants Fritsch Exzellenz wurde die Wasserversorgung der alten Kasseler Festungswälle eingehend erörtert. Direktor Henkel wies im Anschluß an einen Schenk von Schweinsbergschen Aufsatz im „Hessenland“ darauf hin, daß der Vater des jetzt unter dem Namen Brandenstein-Zeppelin in den Grafenstand erhobenen Oberleutnants v. Brandenstein seiner Zeit das Schloß Brandenstein bei Schlüchtern gekauft habe, das vermutlich das Stammschloß dieser, einen Zweig des ausgestorbenen Geschlechts von Steckelberg bildenden Familie gewesen sei. Rechnungsdirektor Woringer beschloß den so überaus beifällig aufgenommenen Zyklus über „Westfälische Offiziere“, dessen Abdruck wir in der vorliegenden Nummer fortsetzen, mit einer Darstellung des Lebens der Leutnants Schulz, Wille und Robert und des Stallmeisters Hamel. Verlesen wurde ein bei der Eröffnung des Neuen Wasserfalls auf Wilhelmshöhe 1828 gedrucktes Gedicht und ferner von Geheimrat Büff ein im Jahre 1809 zu Gerona von einem westfälischen Soldaten an seine Frau gerichteter Brief. Die darin ausgesprochene Hoffnung des Briefschreibers, noch einmal hessisches Brot und Bier genießen zu können, wurde diesem nicht erfüllt, er starb schon im folgenden Jahr am Fieber.

Über die letzte Sitzung des Fuldaer Geschichtsvereins berichten wir in nächster Nummer.

Hochschulnachrichten. Marburg: Am 19. Februar habilitierte sich Dr. Paul Sittler mit einer Antrittsvorlesung über „biologische Fragen bei der natürlichen und künstlichen Säuglingsernährung“. Gießen: Sein 40jähriges Dozentenjubiläum beging der Leiter des Instituts für Forstwissenschaft, Geheimrat Professor Dr. Heß. Privatdozent Dr. Roloff-Berlin wurde als ordentlicher Professor der neuen Geschichte berufen. Der außerordentliche Professor Dr. Köhler wurde als ordentlicher Professor für kirchengeschichtliche Disziplin an die Züricher Hochschule gewählt. Dr. Hohlweg ist als Privatdozent für innere Medizin zugelassen worden.

Dr. Wilhelm Schoof. Unser Landsmann Dr. Wilhelm Schoof aus Homburg a. d. Efze, der Gymnasialoberlehrer in Detmold, seit Ostern 1908 in Minden i. W. war, ist zum Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in Hersfeld ernannt worden, die von Ostern ab nach den neuen Bestimmungen vom August v. J. ausgebaut werden soll. Dr. Schoof hat sich durch eine Anzahl literaturhistorischer und dialektwissenschaftlicher Arbeiten, die sich fast ausnahmslos auf unsere hessische Heimat beziehen, bekannt gemacht. Im „Hessenland“, dessen 15. Jahrgang er nach dem Tode Dr. W. Grotefends trotz erschwerender Umstände mit großer Umsicht geleitet hat, sind eine Reihe von Beiträgen aus seiner Feder veröffentlicht worden. Wir hoffen, nachdem ihm jetzt die ersehnte Rückkehr in die Heimat vergönnt wurde, daß dies auch für sein weiteres Schaffen ein Ansporn sein wird.

Todesfall. Am 23. Februar starb am Gehirnschlag der Stadtverordnete und Schreinermeister Konrad Kochendörffer in Kassel im Alter von 54 Jahren. Kochendörffer war Obermeister der Schreinerinnung und hat sich auch im öffentlichen Leben der Stadt Kassel Verdienste erworben.

Altertumsfund in Großen-Linden. Einen wichtigen Altertumsfund machten mehrere Arbeiter

in der Sandgrube an der Straße nach Gießen. Bei Aufräumungsarbeiten stießen sie in geringer Tiefe auf eine große Urne, die Aschen- und Knochenreste enthielt. Die Sandgrube ist seit Jahren eine reiche Fundstelle aus der Hallstattzeit. Die Urne wird dem Gießer Museum übergeben werden.

Vom Domturm zu Fulda. Die Wiederherstellungskosten des im Juni 1905 abgebrannten Domturmes, die bis zum Ausgang des Prozesses der Staat vorschießt, belaufen sich auf 55 000 bis 60 000 Mk.; die Glocke allein, 112 Zentner schwer, kostet rund 13 000 Mk. Zur Ausführung der Arbeiten war ein Gerüst nötig, das 60 Meter in der Höhe maß und 540 Tage stand.

Noch einmal der Rosmarinzweig. (Vgl. „Hessenland„ S. 36 f.) In Chr. Daniel Schubarts ergreifendem Liede „Gefangener Mann ein armer Mann“, das er während seiner Kerkerhaft auf dem Hohenasperg (1777—87) dichtete und das noch in Liederbüchern aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorkommt, findet sich folgende Strophe:

„Mag sehen nicht die Blümlein blüh'n,
Nicht fühlen Lenzes Wehen,
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.“

Das spricht zwar nicht gegen die von Direktor Dr. Heldmann gegebene Erklärung des Gebrauchs von Rosmarin durch die Leichenträger, jedenfalls aber dafür, daß es sich um eine Totenblume handelt, die, weil sie von allen Totenblumen den schärfsten Geruch hatte, an die Leichenträger ausgeteilt wurde.

Dr. M. Rubensohn.

Personalien.

Ernannt: Pfarrer Ziegler zu Bettenhausen zum Pfarrer in Iba, Pfarrer Hohmann zu Iba zum Pfarrer in Bettenhausen, Pfarrer Eisenberg zu Niedenstein zum Pfarrer in Berge, Pfarrer Eberhardt zu Sundheim zum Pfarrer in Wolferborn; Obersekretär Böschen zu Kassel zum Rechnungsdirektor bei der Landesverwaltung; Dirigent der Korrektions- und Landarmen-Anstalt in Breitenau Inspektor Schmidt zum Anstalts-Direktor.

Verliehen: dem Hofkonzertdirektor Edgar Kramer-Bangert zu Kassel der Orden der Lippischen Rose mit Eichenlaub.

Versetzt: Regierungs- und Forstrat Klempin nach Kassel; Forstmeister v. Bismarck von Marburg nach Nimkau.

In den **Ruhestand** versetzt: Pfarrer Münch zu Bruchköbel zum 1. Mai.

Geboren: ein Sohn: Landmesser Paul und Frau Maria, geb. Dauzenroth (Kassel, 16. Februar); prakt. Arzt Karl Andrée und Frau Tita, geb. Claessen (Fritzlar, 19. Februar); Kgl. Landmesser Hiller und Frau Gertrud (Fulda, 19. Februar); Kaufmann O. Tscherter und Frau Klara, geb. Voepel (Kassel, 22. Februar).

Gestorben: Aufsichtsratsmitglied der Buderusschen Eisenwerke Karl Buderus, 59 Jahre alt (Gießen, 13. Februar); Frau Oberförster Therese Denner, geb. Stadtmüller, 78 Jahre alt (Fulda, 15. Februar); Witwe des Bürgermeisters Ludwig, geb. Weber, 66 Jahre alt (Marburg, 17. Februar); Frau Anna v. Dehn-Rothfelser, geb. Feetz, Witwe des Professors, Geheimen und vortr. Rats ꝛc., 71 Jahre alt (Kassel, 17. Februar); Frau Amalie Hoffmann, geb. Klöffler, 80 Jahre alt (Marburg, 18. Februar); Schreinermeister und Stadtverordneter Konrad Kochendörffer, 54 Jahre alt (Kassel, 23. Februar); Frau Wilhelmine Döpping, geb. Jungermann, Witwe des Pfarrers, 82 Jahre alt (Marburg, 24. Februar).

Nochmals der Fall Brunner.

Den verschiedenen Herren, die mich darauf aufmerksam machten, daß Oberbibliothekar Dr. Brunner ein zweites Broschürchen gegen mich losgelassen hat, sage ich besten Dank. Mir ist auch dieses recht geheim gehaltene, mir als dem Angegriffenen natürlich wieder vorenthaltene und wohl nur für einige bestimmte Stellen berechnete Opus bekannt geworden. Sein völlig belangloser Inhalt, der sich im wesentlichen nur krampfhaft bemüht, aus schwarz weiß zu machen, lohnt jedoch eine Richtigstellung nicht. Nur ein Punkt ist für mich von Wichtigkeit. Dr. B. nimmt sich darin heraus, meine Ehre dadurch anzutasten, daß er wiederholt mit Stolz auf eine Angelegenheit anspielt, auf die ich bisher mit Rücksicht auf ihn selbst nicht näher eingegangen bin und die ich auch jetzt nicht präzisiere, um lästigen und für Herrn B. unangenehmen Scherereien aus dem Wege zu gehen. Er sagt, seit dem 30. und 31. Dezember v. J. habe er keine Veranlassung mehr, mit mir in direkte Beziehung irgend welcher Art zu treten, und erklärt weiter in hochfahrendem Ton: „Jeden anderen würde ich deswegen anders zur Rechenschaft ziehen. Herrn H. gegenüber ist dieser Weg für mich ungangbar.“ Mir fehlt die Neigung, mich mit Herrn Dr. B. vor Gericht herumzuschlagen, wozu ich längst reichlichen Anlaß hätte, sonst würde ihm auch das Gericht in deutlicher Weise klar machen, daß ich meine Ehre ebenso hoch einschätze wie er die seine. Am 30. Dezember habe ich eine dem ganzen Brunnerschen Verhalten gegen mich die Krone aufsetzende unerhörte Dreistigkeit dieses Herrn gebührend abgefertigt. Trotzdem brachte er es fertig, sich am 31. Dezember durch einen Unterhändler an mich zu wenden. Die in meiner Broschüre gegebene Schilderung des Vorgangs vom 31. Dezember halte ich Satz für Satz aufrecht. Wenn Dr. B. es dann, inkonsequent genug, weiter fertig bringt, sich nun unter protzigem Hinweis auf diese Vorgänge vom 30. und 31. Dezember über die einfachsten Regeln des literarischen Anstandes hinweg zu setzen, so mag er das persönlich verantworten. Für mich ist diese ganze Affäre durch die in meiner Broschüre gegebene Richtigstellung der Brunnerschen Unwahrheiten erledigt, ebenso wie sie für die Herren Dr. Klinkhardt und Dr. Biermann durch die am heutigen Morgen vor dem Schöffengericht in Kassel erfolgte Verurteilung des Herrn Dr. B. zu 50 Mk. Geldstrafe oder zu 5 Tagen Haft (vgl. den Bericht der Kasseler Zeitungen) erledigt ist.

Noch eins. Herr Dr. B. beschwert sich — erstaunlich genug — darüber, daß ich keinen friedlichen Ausgleich gesucht hätte. Erstens pflegt dies vom Angreifer, nicht aber vom Angegriffenen auszugehen. Und zweitens ist mit diesem Herrn ein derartiger Ausgleich unmöglich. Ich verweise lediglich auf die heutigen Ausführungen des amtierenden Richters über das Brunnersche Verhalten gegenüber der Firma Klinkhardt und Biermann.

Kassel, 1. März 1909. Heidelbach.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



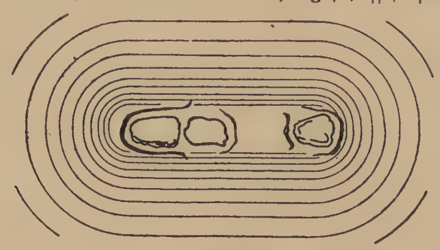
Nr. 6. 23. Jahrgang. Kassel, 18. März 1909.

Burg Helfenberg.

Von Ernst Happel.

Ganz abseits vom Wege, nicht einmal von einem Pfade aus direkt zugänglich, liegt östlich der Stadt Wolfhagen ein hoher steiler Hügel von nord=südlich gestreckter Form, der Helfenberg. Man kann ihn als ein Anhängsel des nahen Isthaberges betrachten, mit dem er in Gemeinschaft anderer kleinerer Kuppen eine Gruppe vulkanischer Auftriebe bildet. Das Gestein des Helfenberges ist ein sehr verunreinigtes Basaltkonglomerat, ein Tuffstein, dessen Mangel an baukonstruktiven Eigenschaften ihn für jeden Kulturzweck ungeeignet erscheinen läßt. Aber in vorstehender Betrachtung liegt eine Erklärung für die Erbauung und den endlichen Verbleib der Burg, die einstmals den Gipfel des Berges krönte. Heutzutage ist der Berg vollständig kahl, nicht ein einziger Konstruktionsteil ist dem spähenden Auge erhalten geblieben, überall tritt das mit Grasnarbe bedeckte oder auch freiliegende Gestein des Berges zutage. Dennoch ist schon auf große Entfernung zu erkennen, daß einstmals Menschenhände den Gipfel bearbeitet und ihm seine heutige Gestalt mit Meißel, Hammer und Brecheisen geformt haben. Doch zur Herstellung einer „Ritterburg“ haben hier die ersten Werkleute nicht geschafft, sondern

Der Helfenberg bei Wolfhagen.



Grundriß.

Bewohner der umliegenden Täler errichteten auf dem ungemein verteidigungsfähigen Gipfel eine Zuflucht für die Zeiten von Krieg und feindlicher Bedrängnis. Mit fünf Gräben wurden drei völlig isolierte Felsklötze herausgearbeitet, auf denen sich ehemals wohl hölzerne, feste Häuser erhoben, so wie das auf dem Blumenstein und den Helfensteinen am Dörnberg auch der Fall gewesen ist.

Für diese Annahme sprechen die Gräben im Innern der Burg, die für mittelalterliche Zwecke zu klein sind und nur den Bewohnern hinderlich gewesen wären; auch sind die von den Gräben abgeschlossenen einzelnen Felsblöcke zu wenig ausgedehnt, als daß gesondert verteidigte Bauwerke auf ihnen gestanden hätten.

Die Holzgebäude waren gewiß schon längst verschwunden, als die Herren von Gasterfeld im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Burg erbauten und sich dann nach dem Schloß von Helfenberg benannten. Nach Landau war ihr Wappen ein nach vorwärts geneigter Feuerhaken.

Doch die Burg stand nicht lange, schon Landgraf Heinrich I. (1265—1308) zerstörte sie, und ihre Bewohner lebten später in zwei Linien geteilt zu Wolfhagen und in der Wasserburg Volkersdorf (nördlich vom Burgwald), bis sie im Jahre 1409 gänzlich ausstarben.

Die Burg aber war aus den vorstehend erläuterten Gründen nicht aus dem Material ihres Standortes, sondern aus Sandsteinen erbaut, die bis auf den heutigen Tag in nicht allzugroßer Entfernung gebrochen werden. Das Hinaufschaffen der Steine auf den Berg war seiner Zeit gewiß mit großer Mühe verknüpft. Um so leichter gestaltete sich die Abfuhr den Berg hinunter, die so gründlich erfolgte, daß kein Stein mehr auf dem Gipfel zurückblieb. Diese waren bereits gebrochen und mehr oder minder vorgerichtet, so daß man z. B. bei Erbauung der Kolonien Philippinenburg und Höllenhof am östlichen Fuße des Berges einen besseren Steinbruch gar nicht haben konnte, als das alte verwahrloste Schloß auf der Höhe des nahen Hügels.

Keine Abbildung und keine Urkunde sagt uns, wie das Schloß ausgesehen hat. Auf Meißners trefflichem Stich von Wolfhagen und auch bei Merian ist zwar östlich von der Stadt ein Turm mit einer Mauer gezeichnet, aber der Standort dieser Bauten ist nach seiner Form der Ofenberg mit einer Warte. Der Helfenberg ist verdeckt und nicht sichtbar. Bei Merian ist die Ansicht einfach von der Meißnerschen Darstellung abgezeichnet. Somit läßt sich über die Burg als Bauwerk selbst aus den Archivalien nichts sagen, und das wenige, was gesagt ist, kann nur ein Augenschein an Ort und Stelle lehren.

So ist es auf den meisten Burgen und so wird es bleiben, weil eine eigentliche Burgenforschung zu der Zeit noch nicht existierte, als an manchen Plätzen noch reiches Material vorhanden war.

Westfälische Offiziere.

IV. Die Freiherrn von Hammerstein.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

(Fortsetzung.)

Bald genug sollte das Regiment seine Tüchtigkeit auch vor dem Feinde bewähren. Bekanntlich hatte Napoleon I. den König Ferdinand VII. von Spanien mit seinem Vater, dem König Karl IV., der im März 1808 zu Gunsten Ferdinands auf die Regierung verzichtet hatte, hinterlistig nach Bayonne gelockt und dort zur Thronentsagung gezwungen. An seinerstatt wurde Napoleons Bruder Joseph, bis dahin König von Neapel, nun König von Spanien. Aber wie ein Mann erhoben sich die Spanier gegen die französische Herrschaft. In siebenjährigem Kampfe gelang es Napoleon nicht, sie zu unterwerfen. Von beiden Seiten wurden deutsche Truppen zu Hilfe gezogen. Während die mit den Spaniern verbündeten Engländer neben ihren eigenen Truppen das schwarze Korps des Herzogs von Braunschweig-Öls und die aus der aufgelösten hannöverschen Armee gebildete englisch-deutsche Legion[1]) nach Spanien schickten, verstärkte Napoleon die französische Armee durch die Truppen der Rheinbundstaaten. Zu diesen mußte Westfalen eine Division stellen, von der bekanntlich weitaus der größte Teil in Spanien gefallen oder an Krankheiten gestorben ist. Da die Aufstellung dieser Division längere Zeit in Anspruch nahm und Napoleon auf Stellung der Truppen drängte, schickte ihm Jérôme zunächst Hammersteins Regiment, das I. westfälische Chevaulegers-Regiment, zu.[2])

Es war ein stolzes Regiment, das im Herbst 1808 von Osnabrück aufbrach. In grünem Frack mit kurzen Schößen, orangefarbenen Kragen und Aufschlägen, weißen Knöpfen und Achselstücken, mit schwarzem messingverzierten Helm, dessen messingener Helmkamm eine schwarzwollene Raupe schmückte, gut beritten, bildete das Regiment eine prächtige Reitergruppe, deren Mannschaftszahl allerdings die Sollstärke von 550 Mann nicht erreichte. Auf dem

---

[1]) Der offizielle Name lautete: Des Königs deutsche Legion (the King's german legion).

[2]) Der Name wurde später in „Chevaulegers-Lanziers-Regiment" geändert; eine Ausrüstung des Regiments mit Lanzen hat aber niemals stattgefunden.

anstrengenden Marsche von Norddeutschland bis über die Pyrenäen blieb natürlich noch mancher Mann und manches Pferd ermattet zurück, so daß das Regiment bei seinem Eintreffen bei der Armee Napoleons nur 390 Mann zählte. Das erregte Napoleons Unwillen. „Wenn ihm sein Bruder nicht mehr Truppen schicken könne, hätte er sie überhaupt behalten können", fuhr er Hammerstein bei der ersten Revue an, die dieser mitmachte. „Es komme nicht auf die Zahl, sondern auf den inneren Wert einer Truppe an", gab er dem Kaiser unerschrocken zur Antwort. Er setzte das Verbleiben des Regiments durch, das Napoleon zurückschicken wollte, und bald gehörten die Westfälischen Chevaulegers zu den berühmtesten Regimentern der großen Armee in Spanien. An zahlreichen Schlachten und Gefechten nahmen sie mit Auszeichnung teil, häufig gegen ihre eigenen hannöverschen und braunschweigischen Landsleute fechtend und auch diesen kampfgewohnten Truppen gegenüber ihren Ruhm bewährend. Immer mehr zusammenschmelzend machte das Regiment unter Hammerstein und, nachdem dieser es verlassen, erst unter dem Kurhessen von Stein[3]) und dann unter dem Mecklenburger von Plessen[4]) sämtliche Feldzüge in Spanien und Südfrankreich mit, bis es schließlich, auf eine Eskadron reduziert, am 23. Dezember 1813 von den französischen Truppen, an deren Seite es solange brüderlich ausgehalten hatte, in St. Celoni treulos umzingelt und entwaffnet wurde.

Wie erwähnt, hatte Hammerstein das Regiment bald verlassen. Er wurde am 2. August 1808 zum Brigadegeneral befördert und am 16. November 1808 zum Flügeladjutanten ernannt. Als solcher begleitete er im März 1810 den König zur Hochzeitsfeier Napoleon I. und der Erzherzogin Marie Luise von Österreich nach Paris und reiste von dort mit dem Kaiserpaar und dem Königspaar durch Holland. Am 24. Januar 1810 wurde er Ritter des westfälischen Kronenordens. Am 10. Mai 1810 wurde ihm die Bildung der beiden Husarenregimenter anvertraut, die in dem neuerworbenen Hannover aufgestellt wurden, zu dessen Übernahmekommission Hammerstein ebenfalls gehörte. In demselben Jahre erhielt er das Ritterkreuz des Ordens der französischen Ehrenlegion, wurde am 5. August 1810 Graf (Patent ausgefertigt unterm 5. Nov. 1812), 15. August 1810 Kommandeur des westfälischen Kronenordens. Am. 4. November 1810 wurde er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen gesandt, aber noch vor Jahresfrist zurückberufen und im September 1811 zum Inspekteur der leichten Kavallerie ernannt.

Trotz aller dieser Gunstbezeugungen traute ihm König Jérôme nicht ganz. Obwohl der König unterm 23. August 1808 aus Nenndorf an seinen kaiserlichen Bruder schrieb: „Le colonel d'Hammerstein s'est dévoué franchement à mon service", weckte er Hammerstein bei dem Brande des Kasseler Landgrafenschlosses (24. November 1811) doch erst, nachdem er die nötigen Befehle für seine eigene Sicherheit gegeben hatte. „Remonté chez lui, il réveilla son aide de campe de service. Il n'avait pas voulu l'éveiller tout de suite, ne se fiant pas extrêmement à lui", schrieb die Königin Katharina am 24. November 1811 in ihr Tagebuch. Zu solchem Mißtrauen hatte Hammerstein, wenn er auch bei den Reibungen zwischen der deutschen und der französischen Partei am Kasseler Hofe zu ersterer hielt, doch keinen Grund gegeben.

In den Feldzug 1812 rückte Hammerstein als Kommandeur der westfälischen Husarenbrigade, zu der nach des Königs Rückkehr aus Rußland noch das Gardechevaulegerslanziersregiment hinzutrat. Von Orsza ab führte er die Avantgarde des 8. (westfälischen) Korps der Großen Armee, attackierte mit Erfolg bei Valutina Gora (18. August 1812) und bei Borodino (7. September 1812). In letzterer Schlacht wurde er von mehreren Kugeln schwer verwundet, gab aber trotzdem sein Kommando nicht ab. Auf dem Rückzuge wußte er seine Brigade derart zusammenzuhalten, daß er mit einer geschlossenen Truppe von 120 Mann über die Beresina ging. Geradezu unglaublich aber möchte es scheinen, wenn es nicht als wahr durchaus beglaubigt wäre, daß Hammerstein, nachdem er seine Reiter über die Beresina geführt

[3]) Ferdinand Sylvius Heinrich Karl von Stein-Lieberstein zu Barchfeld, geboren 28. August 1760, wurde Leutnant und Stabsrittmeister im Hessen-Kasselischen Karabiniersregiment, war bei Auflösung der hessischen Truppen 1806 Major im Husarenregiment. Wurde Ende Februar 1808 Eskadronchef im westfälischen 1. Chevaulegersregiment, 26. August 1808 Major darin, 16. Juli 1810 Oberst und Kommandeur des Regiments, 4. November 1810 Ritter des westfälischen Kronenordens, 1814 Oberstleutnant im Kurhessischen Leibdragoner-Regiment, 1816 Oberst darin, 1818 Kommandeur des Regiments, 1829 Generalmajor, 1831 Kommandeur der Kavalleriebrigade, starb 9. April 1832 in Kassel.

[4]) Ludwig Bruno von Plessen war 1806 Sekondleutnant im königl. preußischen Regiment König von Bayern-Dragoner (Nr. 1), verließ 1808 den preußischen Dienst ohne Abschied und wurde 20. Juni 1808 Kapitän im westfälischen 1. Chevaulegersregiment, 1. September 1810 Eskadronschef darin, 4. November 1810 Ritter des westfälischen Kronenordens. Nach der Reduzierung des Regiments auf eine Eskadron führte er diese 1813 in Katalonien und trat nach ihrer Entwaffnung in französische Dienste als Eskadronschef im Lanzierregiment Berry. Später war er Oberst und Kommandeur eines französischen Kavallerie-Regiments, Ritter des Ludwigsordens und der Ehrenlegion.

hatte, noch einmal allein und zu Fuß durch die im engsten Gedränge — so daß zahlreiche, an den Brückenwänden befindliche Unglückliche in den Fluß hinabgeschoben wurden — die Brücke überschreitende verzweifelte Menge sich hindurchkämpfend, über die Brücke zurückkehrte, um den Leutnant von Oeynhausen[5]), der verwundet zurückgeblieben war, auf den Rücken herüberzutragen. Mit einer geschlossenen Reitertruppe von 60 Mann überschritt er die russisch-preußische Grenze; er hatte also noch mehr Reiter zusammen, als der bayrische Feldmarschall Fürst Wrede, von dem meist berichtet wird, daß sein Reitertrupp von 40 Mann die größte geschlossene Reiterabteilung gewesen sei, die aus Rußland zurückkehrte. Zudem befand sich die Chevaulegersgarde, wenn auch auf geringe Mannschaftszahl zusammengeschmolzen, noch im Regimentsverbande, was keine einzige andere Reiterschar der Großen Armee von sich rühmen kann. Bei Gumbinnen übernahm Hammerstein das Kommando des 8. (westfälischen) Armeekorps, das ihm Junot unter schmeichelhaften Ausdrücken über seine „qualités particulières et sa belle conduite à l'armée“ übertrug. Er führte dann die Reste des Korps über Küstrin nach Kassel zurück.

In Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen beförderte König Jérôme am 1. Januar 1813 Hammerstein zum Divisionsgeneral und machte ihm ein Geschenk von 50 000 Franken — bei der finanziellen Lage des Königreichs freilich eine nicht zu rechtfertigende Verschwendung. Am 17. Februar wurde Hammerstein erster Generaladjutant des Königs, im März 1813 Offizier der französischen Ehrenlegion. Am 1. April 1813 führte er eine Division, bestehend aus der neugebildeten Füsiliergarde, dem 8. Linieninfanterieregiment, dem 2. und 4. Bataillon leichter Infanterie, 4 Eskadrons der Chevaulegersgarde, je 2 Eskadrons der beiden Husarenregimenter und 2 Sechspfünderbatterien, über Göttingen, wo der König sie am 4. April musterte, nach Heiligenstadt und dem Harz, zum Schutze Kassels. Bald darauf jedoch wurde er der Großen Armee Napoleons zugeteilt, der er bis nach der Schlacht bei Großgörschen folgte. Dann wurde der Divisionsverband aufgelöst und die westfälischen Truppenteile, denen man nicht mehr traute, unter die französischen verteilt. Hammerstein kehrte nach Kassel zurück, von wo er im Juni 1813 noch einmal ein Detachement in den Harz führte.

Das sollte seine letzte militärische Tätigkeit sein. Nach dem Übergang seines Bruders William zu den Österreichern am 22. August 1813 wurde er am 28. September 1813 des Dienstes entlassen, verhaftet und in Mainz gefangen gesetzt. Es lag nicht die geringste Veranlassung zu diesem Vorgehen der westfälischen Regierung vor. Sie entsprang lediglich der Furcht, daß auch Hans Hammerstein, wie sein Bruder, sich den Verbündeten anschließen könne. Nicht einmal die Festung Mainz schien zu seiner Unschädlichmachung sicher genug, man brachte ihn nach der kleinen Festung Ham im nordfranzösischen Departement Somme, in der 1840—1846 der spätere Kaiser Napoleon III. nach dem Boulogner Attentat gefangen saß. Hier wurde Hammerstein erst 1814 durch die Verbündeten befreit. Er erbot sich nun, für diese ein Freiwilligenkorps aufzustellen, aber sein Anerbieten wurde abgelehnt — auch die verbündeten Regierungen trauten ihm nicht. Er hielt sich dann während des dortigen Kongresses eine Zeitlang in Wien auf und zog sich hierauf nach Equord zurück, wo er seinen Studien und der Landwirtschaft lebte. Am 10. März 1824 heiratete er seine Nichte, Gräfin Adelgunde von Bernstorf. Aber er sollte noch keine Ruhe haben. Ohne genügende landwirtschaftliche Kenntnisse war er der Verwaltung seiner Güter nicht gewachsen und geriet in Konkurs. Er mußte Equord verlassen und zog nach Hildesheim, wo er, verarmt und nach mehreren Schlaganfällen fast ganz gelähmt, am 9. Dezember 1841 starb.

Wenden wir uns nun dem jüngeren Hammerstein zu. William Friedrich, Freiherr von Hammerstein, geboren am 3. März 1785, war in seiner Jugend eben so verwegen und tollkühn wie sein älterer Bruder, und ging, wie dieser, jeder Gefahr kühn entgegen. 1799 trat er als Kadett in die kurhannöversche Garde und wurde 1800 Fähnrich. Als solcher hatte er 1801, 16jährig, sein erstes Duell. Nach der Auflösung der hannöverschen Armee durch die Konventionen von Sulingen (3. Juni 1803) und Artlenburg (5. Juli 1803) trat er als Sekondleutnant in das kgl. preußische Regiment Bailliodz-Kürassiere (Nr. 5) ein und wurde 1805 als Sekondleutnant dem Regiment Wobeser-Dragoner (Nr. 14) aggregiert. Mit diesem Regimente nahm er an der Schlacht bei Jena teil, schloß sich dem Rückzug der preußischen

[5]) von Oeynhausen stand 1806 als Fähnrich im kgl. preußischen Regiment Königin-Dragoner (Nr. 5), nahm 1807 seinen Abschied, wurde Premierleutnant in der westfälischen Chevaulegersgarde, 16. Juli 1810 Kapitän-Adjutantmajor, 2. Dezember 1810 Kapitän-Kommandant, 9. Februar 1813 Eskadronschef darin. Bei Borodino verwundet, wurde am 6. Oktober 1812 Ritter des westfälischen Kronenordens, im März 1813 Ritter der französischen Ehrenlegion. Er trat 1814 als Major im Husarenregiment in herzoglich braunschweigische Dienste, übernahm bei Waterloo nach von Cramms Tode das Regiments-Kommando. Er starb um 1840 als herzoglicher Vizeoberstallmeister und Ritter des hannöverschen Guelphen-Ordens.

Armee nach dem Osten an und wurde durch die Kapitulation von Prenzlau am 28. Oktober 1806 kriegsgefangen. Er trat nun in die westfälische Armee ein und wurde Premierleutnant im Regimente seines Bruders Hans, dem 1. Chevaulegers-Regiment, in dem er am 3. Juli 1808 Kapitän wurde. Im Juli 1808 begleitete er den Kriegsminister Morio, der dem neuen König Joachim Murat den westfälischen Kronenorden zu überbringen hatte, nach Neapel. Von dieser Reise nach Kassel zurückgekehrt, eilte er seinem mittlerweile nach Spanien abmarschierten Regimente nach, das er in Bordeaux einholte. Er übernahm hier das Kommando einer Schwadron, an deren Spitze er sich namentlich bei Hynohosa am 11. März 1809 auszeichnete, in welchem Gefechte er verwundet wurde. Die Anerkennung dafür wurde ihm in der Verleihung des Ritterkreuzes der französischen Ehrenlegion zuteil. Indessen war seines Bleibens nicht lange in Spanien. Er wurde am 23. Mai 1809 zum Premierleutnant in der Gardedukorps mit dem Range eines Eskadronchefs in der Armee ernannt. Am 6. August 1810 wurde er Ehrenstallmeister des Königs, am 24. August 1810 Major im 2. Husaren-Regiment. Als solcher wurde er 1812 beim Beginn des russischen Feldzugs zur Kürassierbrigade kommandiert, begleitete aber dann den König nach Kassel zurück. Im Oktober 1812 zum Kommandeur des 1. Kürassierregiments ernannt, begab er sich nach Wilna, traf hier die traurigen Reste seines Regiments und führte sie nach Kassel zurück. Am 28. Februar 1813 wurde er zum Kommandeur des 1. Husarenregiments, am 3. März 1813 zum Obersten befördert, am 21. Juli 1813 erhielt er das Offizierskreuz der französischen Ehrenlegion.

Wie bereits erwähnt, gehörten die beiden westfälischen Husarenregimenter zu der Truppenabteilung, die von dem älteren Hammerstein im April 1813 der Großen Armee Napoleons zugeführt und nach der Schlacht bei Großgörschen unter die französischen Truppen verteilt wurde. Dabei wurden die beiden Husarenregimenter, von denen das 1. unter dem Kommando des jüngeren Hammerstein, das 2. unter dem des Majors von Pentz[6]) stand, im Brigadeverband belassen und dem französischen Brigadegeneral Brunot unterstellt. Sie bildeten einen Teil des 2. Armeekorps der Großen Armee unter dem Marschall Viktor, Herzog v. Belluno.

Die beiden Regimenter gehörten zu den besten der westfälischen Armee. Sie waren aus ausgesuchten Mannschaften zusammengesetzt und besaßen ein vorzügliches Offizierkorps, dem besonders viele Hessen angehörten. Wir finden in der Liste der Offiziere die hessischen Namen von Gilsa, Krupp, Schaumburg, le Goullon, Friese, Rang, Tilemann, Schäffer, Ungewitter, von Dachenhausen, von Münchhausen, Wilke, Wagner, von Boyneburgk, Wolfram, von Canitz, Mumm, von Baumbach, von der Malsburg, Lehnhof, Stein und andere. Auch ein großer Teil der Mannschaften stammte aus Kurhessen. Das 1. Regiment trug grünen Attila, Dolmans und Hosen mit ebensolchen Kragen und Aufschlägen und weißer Verschnürung, das 2. Regiment hellblaue Attila, Dolmans und Hosen mit mattroten Kragen und Aufschlägen und ebenfalls weißer Verschnürung. Beide Regimenter trugen Tschakos mit weißen Beschlägen und hohen Federbüschen in den Kragenfarben. Die Leibgurte waren bei beiden Regimentern rot und weiß, die Säbeltaschen von schwarzem Leder trugen in weißem Metall die Regimentsnummer.

Die beiden Regimenter standen am Anfang des Monats August 1813 in der Nähe von Breslau, wo sie von Napoleon I. inspiziert und sehr gelobt wurden. Sie waren je 3 Eskadrons stark, die vierten Eskadrons und die Depots waren in Westfalen zurückgeblieben. Nachdem am 16. August der Waffenstillstand abgelaufen war, brachen die Regimenter am 17. früh morgens auf. Sie bildeten die Avantgarde des Korps Victor. Unterwegs wurden sie von Kosaken und anderen, vielfach nur mangelhaft bewaffneten, aber deshalb doch nicht ungefährlichen Völkerschaften belästigt, u. a. fiel der Husar Löwer aus Balhorn durch den Pfeil eines Baschkiren. Am 21. August trafen die Regimenter in Görlitz ein und wurden einquartiert, wobei die Mannschaften von Hammerstein aufgefordert wurden, zu bedenken, daß sie auf deutscher Erde bei deutschen Brüdern untergebracht seien, danach sollten sie sich benehmen. Kaum aber waren die Quartiere bezogen, als Napoleon an der Spitze der Garde in Görlitz einrückte. Sofort wurde Alarm geblasen und die Husaren mußten die Quartiere der Garde überlassen und selbst biwakieren. Daß dieser Vorfall die geringe Begeisterung der Husaren für die französische Sache nicht vermehrte, war selbstverständlich.

[6]) Ernst von Pentz war ein geborener Mecklenburger und stand 1810 als Rittmeister in württembergischen Diensten. 1810 trat er als Eskadronschef im 1. Husarenregiment in die westfälische Armee ein, wurde 6. August 1810 zum Major befördert und im Oktober 1812 mit der Führung des 2. Husaren-Regiments beauftragt. Am 14. November 1811 erhielt er das Ritterkreuz des westfälischen Kronenordens. In österreichischem Dienst war er 1819 Kürassieroberst. Am 6. November 1819 trat er als Generalmajor in mecklenburg-schwerinsche Dienste und bildete die Chevaulegerseskadron, aus der die jetzigen beiden mecklenburgischen Dragonerregimenter (Nr. 17 und 18) hervorgegangen sind. Er war bis 1833 Kommandeur, von 1833—1838 Chef des 1. Dragonerregiments (jetzt Nr. 17).

(Schluß folgt.)

Adolf von Menzel und Kassel.

Von Paul Heidelbach.

(Schluß.)

Als Menzel am 18. Dezember von Kassel aus seine Weihnachtsgeschenke an die Berliner Angehörigen schickte, schrieb er u. a. [1]):

„Gott weiß es, wie mir in der Seele wehe thut, daß ich diese Zeit über noch von Euch ferngehalten werde, es ist aber einmahl nicht anders; obgleich die Arbeit dem Ende zurückt, so wird doch die tägliche helle Zeit eine zu kurze, um so schnell als meine Ungeduld möchte, damit zu Rande zu kommen. Bei Lampenlicht ist nichts zu machen, und eilen auf Kosten der Durchführung? — dazu habe ich mich bei geringeren Dingen nicht hinreißen lassen. Also es lebe Muth und Tapferkeit! Wenn Ihr wissen wollt, wo ich meinen heiligen Abend verthun werde, so habe ich zu antworten, beim Grafen Gahlen [2]), — es dankts ihm der Teufel, und Arnolds und ich wir haben uns gesperrt was ging, aber wurden so an die Wand gedrückt, daß kein Ausweichen war . . ."

So berichtet er denn auch unterm 27. Dezember:

„Ich habe den heil. Abend teuflisch ledern verbracht, trotz der Größe des Raums, trotz aller wirklichen Liebenswürdigkeiten des Wirths, der Wirthin und der Gesellschaft kam der Theeritt in kein Tempo. Den folgenden Abend war derselbe ganz Ulk bei Arnolds, da war's doch viel amüsanter. Außer dem Allen wurde mir, wie ich nicht anders sagen kann, von allen Seiten so freundliche Aufmerksamkeiten angethan, daß ich ordentlich betroffen war ...

Was mir noch einfällt, vor 8 Tagen wurde hier „Titus" gegeben, da wünschte ich Euch zur Stelle. Die Musik hat mir ausnehmend gefallen. Meyerhöfer mag als Mann von Fach dagegen einwenden können, was er will. Aber an allem Übrigen des Stücks wurde mir begreiflich, daß die Oper heute nicht mehr zu genießen ist."

Am 20. Januar 1848 sucht er in prachtvollen Worten abermals den Sehnsuchtsschmerz der Seinen zu trösten. Es gelte, schreibt er, auch Leuten, die nichts von der Sache verständen, gleichwohl aber eine Stimme führten, zu beweisen, daß er größere Dimensionen ebenso überwinden könne wie kleine Holzschnitte und Bilder. Wiederholt beschwichtigt er die Klagen der Geschwister über sein Hinhalten:

„Bedenke die Kunst ist ein durchgehendes Roß, man weiß ungefähr den Graben oder die Wand, an der es wird Halt machen müssen. Wenn ich Euch also dennoch sage, daß wahrscheinlich die Mitte des Februar herankommt, ehe alles so weit ist, daß ich es ausstellen lassen und also abreisen kann, so laßt das Euer Herzweh, daß ich ja auch und wie habe! nicht noch vergrößern! Die Reue über hastige Beendigung wird zum nagenden Wurm, wenn die peinvollen Gefühle, durch die man sich zur Hast hinreißen ließ, vorüber sind, deren Andenken bald genug erlischt, aber die daraus entsprungenen Mängel, Versäumnisse für immer haften bleiben und das Werk über kurz oder lang degradieren . . .

Nun ist's wieder Gesellschaftsulk. s'ist wahr, die hier Arnolds Umgang sind, sind zum Theil recht charmante Leute, aber fürchte Dich weder vor Geistern noch Geist. — —"

25. Januar 1848:

„. . . Im Allgemeinen lebt man hier doch ziemlich einförmig, wenigstens stiller, als Ihr glauben möget. Als ein, wenn auch nicht Ersatz, doch Surrogat für die Musik, die ich in Berlin nicht höre, sind mir hier in der letzten Zeit ein paar Concerte in den Wurf gekommen. Eins im Theater, fast durchweg schön. Das Programm könnt Ihr hierbei lesen, und Eins gestern Abend. Es besteht nämlich auch hier wie überall für ältere Jungfern höherer Bildung ein Cäcilien-Verein, welcher gestern seine 25te Stiftungsfeier anfänglich besang und später beaß, vielleicht ganz spät auch noch betrank. Die Wahl der Stücke sehr schön, nur allein Mozart, Haydn, Beethoven, Spohr, Mendelssohn, das half aber Alles nichts, es war trotzdem Alles nur Seer scheene! Polyphem Spohr stand in der Mitte und tachtelte die Luft. Die Sopräne pfiffen entweder 2 Löcher zu hoch oder zu tief, die Bässe aber hatten soviel ich erkennen konnte, zusammen volle 32 Zähne. Den Kelch voll zu machen trat noch eine extrafette Schauspielerin auf, und suchte Mendelssohns Namen zu beflennen, — wäre ich ein Kater gewesen, ich hätte mich beim Schwanze aufgehangen. Genug davon, ich weiß gar nicht, wie ich mit einem mal in den Unsinn geraten bin, es ist mir garnicht so zu Sinne. Schreibt mir nur recht bald, wie es weiter bei Euch geht. Ich lebe in Gedanken jede Minute mit Euch durch.

Euer Adolph."

Endlich, am 25. Februar 1848, kann Menzel melden:

„Bei der Arbeit sage ich eben soli deo gloria! ich bin heut fertig geworden, jetzt geht die Wirtschaft des Dampfens u. s. w. u. s. w. los und giebts Gott ohne unvorhergesehenen Aufhalt, so liege ich in den Anfangszeiten des andern Monats in Eueren Armen! . . ."

Weiter am 9. März:

„Ihr Heißgeliebten, Ihr harret gewiß mit Schmerzen. Glaubt es, ich auch, aber wie das stets und überall bei Sachen und Arrangements ist, wo es darauf ankommt, daß Hinz gehörig bestellt wird, und Kunz zur rechten Zeit zusammenkommt, da gehören drei Tage zu einem Tagewerke. Das Dampfen des Cartons ist nun beendigt, und glücklich gerathen: war aber eine Satansarbeit, Carl hat es großentheils mit durchgemacht. Aber eben jetzt ist er von der Wand abgenommen und in den Saal im Palais der verstorb. Gräfin Hessenstein, der von den Erben hierzu eingeräumt ist, transportiert worden. In diesem wird er nun öffentlich ausgestellt. Es war in diesen letzten Tagen der allgemeinsten Aufregung und Spannung auch kein Handwerker zu haben. Alles war auf den Beinen und bei der Bürgergarde. Das Resultat der „Demonstration", die indeß ohne alle Gefahr ablief, ist nun zu allgemeiner Befriedigung ausgefallen. Ich erwähne dies alles ausdrücklich, damit Euch nicht etwa schon Gott weiß, welche Gerede oder Zeitungsnachrichten gar meinetwegen ängstigen. Interessant war mir's aber, dergleichen hier noch mit zu erleben.

Nun gehen aber doch noch etliche Tage mit den Aufstellungsarbeiten als der Zurüstung für Rahmen u. s. w.

---

[1]) Die neue Rundschau, Januar 1909, Seite 88.

[2]) Ferdinand Graf von Galen, kgl. preußischer Kammerherr und außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am kurhessischen Hofe, wohnte in der Königstraße am Opernplatz.

u. s. w. hin, nebst anderen Erörterungen, daß doch das Ende dieser nächsten Woche herankommen wird, bis ich bei Euch bin!"

Der mit Kohle und Kreide in lebensgroßem Maßstab gezeichnete Karton[3]) stellt also, wie schon erwähnt wurde, den Einzug der Herzogin Sophia von Brabant und ihres Söhnchens in Marburg vor. In Marburg, wo gerade damals über dem Grabe der Mutter Sophiens, der hl. Elisabeth, das schöne Denkmal deutscher Baukunst emporstieg, sollte die mit großem Gefolge einziehende Herzogin die erste Huldigung der Stände entgegengenommen haben. Der Karton stellt den Moment dar, wo die heldenmütige Fürstin vor der Stadt festlich empfangen wird, rechts von den Mitgliedern des Ritterstandes, links von den Vorstehern städtischer Körperschaften, die sich entschlossen zeigen, für das Recht ihres jugendlichen Landesherrn gegen jede auswärtige Anfechtung Gut und Blut einzusetzen. Die Herzogin hat den Knaben auf die Wagenbrüstung gehoben, um allen Umstehenden den künftigen Regenten sichtbar zu machen. Etwas entfernter harren Jungfrauen der Stadt und des Landes der Aufmerksamkeit der Fürstin, um sie mit Gaben der Liebe zu begrüßen. Den Hintergrund füllt die reisige Begleitung der Herzogin. Dieser gegenüber vor der Kirche hält zu Roß ein zur ersten Bewillkommnung Abgesandter des Hauses der deutschen Ritter zu Marburg. Sein Nachbar ist ein Pilger aus Ungarn.

In einer Art Katalog, der damals gedruckt wurde, heißt es: „Glaubhafte gleichzeitige Portraits der Hauptpersonen waren nicht aufzufinden. Der Künstler war daher in der physiognomischen Darstellung auf einen nationalen Typus und auf die von der Geschichte überlieferte Charakterschilderung hingewiesen. In Bezug auf das Costüm der Zeit hat er verbürgte Quellen zu Rathe gezogen. Die Umgebungen, in welchen die Handlung vor sich geht, die Kirche und die Bergreihe des Hintergrundes, sind von ihm an Ort und Stelle aufgenommen."

Der sechs Meter breite und über drei Meter hohe Karton, der Eigentum des Kunstvereins war, wurde dann später in der Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrt und dort wenig beachtet. Als Menzel ihn 1866 dort wiedersah, kaufte er ihn zurück, um ihn dreißig Jahre später von neuem an einen Züricher Liebhaber, einen Herrn Henneberg, zu verkaufen, dessen Sammlung inzwischen auch wieder aufgelöst worden ist. Am 19. Juli 1896 schrieb Menzel von Kissingen aus an den Hofmaler Karl Arnold[4]):

„Lieber Carl und Frau Fritzchen!

Das Eintreten eines Umstandes, der schon bei Lebzeiten Eurer Eltern meine lebhafte Sehnsucht war, ist jetzt endlich zur Thatsache geworden.

Ich habe nämlich meinen Carton verkauft. Nun war es ja schon damals mein stiller Vorsatz: sollte irgendwann es sich zu einer Verwerthung desselben gestalten — nachdem ich s. Z. durch Rückkauf wieder in Besitz desselben gelangt war — daß ich dann Euern Eltern ein Andenken stiften wollte an jene Zeit von Ende August 1847 bis 2te Hälfte d. März 1848, in der ich unter ihrem gastlichen Dache das schwere Werk vollbrachte. Ohne dieses opferwillige Einspringen Eures Vaters hätte der Hessische Kunstverein an solch Unternehmen nicht denken können. So soll denn, was ich Euern Eltern zugedacht, zu gleichen Teilen Euch 3 Kindern zukommen. Die Übermittelung resp. Vertheilung des dritten Tausends an die Kinder Eurer verst. Schw. Karoline nebst klarer unmißverstehbarer Darstellung des Sachverhalts ersuche ich Dich lieber Carl übernehmen zu wollen. Ohnehin sind mir die gegenwärtigen Adressen von Zweien derselben unbekannt.

So wünsche ich Euch denn bestes Wohlsein und zeichne mit besten Grüßen Menzel."

Soweit hatte sich Menzel auch äußerlich und in vornehmer Weise für die ihm während seines Kasseler Aufenthaltes gewährte Gastfreundschaft erkenntlich gezeigt. Den schriftlichen Ausdruck seines Dankes brachte er wiederholt aufs herzlichste in den Briefen zum Ausdruck, die er nach seiner glücklichen Ankunft in Berlin an Arnold schrieb und worin er einmal nur eins bedauert[5]):

„... ich habe Pech mit Revolten, von Cassel ging ich weg, ehe eine ausbrach, und hier kam ich an, als sie vorbei war. Es ist mir sehr leid, daß ich keine erlebt, und um die Gefühle und Erfahrungen nicht reicher geworden bin. Wie ich Ihnen überhaupt gestehe, es schmerzt mich jetzt zum Erstenmale, was mir bis dahin ziemlich einerlei war: daß kein großer starker Kerl aus mir geworden ist." [6])

Ganz so schlecht kam er übrigens doch nicht weg. Als er am Abend des 21. März wieder in Berlin anlangte, kam er auf dem Weg vom Bahnhof nach seiner Wohnung an den Spuren von vier Barrikaden vorüber, und auch sonst konnte er den Freunden noch manches Selbsterlebte berichten. Sein in fliegender Erregung geschriebener Brief vom 23. März 1848 bezeugt eine seltene Anschaulichkeit. Für sein Ölgemälde „Aufbahrung der Märzgefallenen" (Kunsthalle zu Hamburg) hat er noch an Ort und Stelle eine Bleistiftskizze angefertigt.

[3]) Abgebildet in der Menzelbiographie von H. Knackfuß, Seite 31 (Künstler-Monographien Band VII.)

[4]) v. Tschudi, a. a. O. Seite 313.

[5]) Brief vom 3. Mai 1848. v. Tschudi a. a. O. S. 297.

[6]) Menzel maß 1,40 m.

Vom Kasseler Hoftheater.

Zwei Uraufführungen hat uns die Theaterleitung in der Berichtsepoche beschert. Die erste, „Brautfahrt“ von Fräulein v. Foerster, macht es wirklich schwer, keine Satire zu schreiben. Und wenn der Referent dieses Schwere vollbringt und den Mantel mitleidigen Schweigens über das Stück breitet, so geschieht das nicht etwa aus Scheu, einer Dame gegenüber ungalant zu werden, — „wer Verse macht, schiebt Kegel und muß sich sagen lassen, wenn er einen Pudel geworfen“ — auch nicht aus Schonung der Theaterleitung gegenüber, deren unbegreifliche Ästhetik das Werk der Darstellung wert hielt. Aber Goethe hat einmal ungefähr gesagt: „Bei der größeren Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Nichtigen Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und so macht er's schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten sein will.“ Und so lassen wir denn die „Brautfahrt“ im Schattenreich, aus dem sie sicherlich nie wieder an das Licht des Tages oder der Rampe treten wird.

Dann ward uns das dreiaktige Schauspiel Emil Jacobis „Heimkehr“ geboten. Kein Meisterwerk, aber eine starke Talentprobe. Denn sie zeigt, neben manchen anderen Vorzügen, vor allem, daß ihr Autor über schöpferische Phantasie und dichterische Gestaltungskraft verfügt und daß er feinsinnig auf die Erfordernisse der Szene zu achten weiß. Er hat uns einen Ausschnitt aus einer längst untergegangenen Kultur gezeigt, dichterisch verklärt zwar, aber doch mit dem starken Eindruck der Wahrheit und Natürlichkeit. Ins achte Jahrhundert führt er uns. Am Hofe des minderjährigen Chlotar von Neustrien hat es ein Chattenjüngling, Gerwig, durch Mut und Tatkraft zum Seneschall und allmächtigen Majordomus gebracht. Des Königs Schwester liebt ihn. Doch ihr Stolz zwingt sie, dies Gefühl sich und anderen zu verbergen. Sie vermag es nicht zu ertragen, daß ein Fremder im Reich die Hauptrolle spielt, und mit kränkenden Worten vertreibt sie Gerwig vom Hofe. Damit schließt der erste Akt, der mit seiner bewegten, straff geführten Handlung einen außerordentlich tiefen Eindruck macht. Die Wirkung dieses Aufzuges hat der Dichter im ferneren Verlauf des Stückes nicht zu übertreffen, ja nicht einmal völlig wieder zu erreichen vermocht. Gerwig kehrt zu seinem Vater Gundwald, dem Chattenfürsten, heim. Hier wartet sein, wie wir schon aus gelegentlichen Bemerkungen zu Beginn des Stückes schließen konnten, ein weiterer Konflikt. Gerwig ist Christ geworden, sein Vater ein treuer Anhänger Wotans geblieben. In den beiden letzten Aufzügen wird der Chattenherzog davon überzeugt, daß man ein Christ und doch ein tapferer Held, ein guter Mensch sein könne, und er söhnt sich mit dem Gedanken aus, in dem Sohn, von dem er im ersten Zorn sich lossagen wollte, einen Angehörigen des neuen Glaubens zu sehen. Diese beiden Akte, eine geschickte, warmherzige Apologie des Christentums, sind wohl als Tendenz des ganzen Stückes zu bezeichnen. Es sei das nicht in dem tadelndem Sinne gesagt, als ob das Vorhandensein einer bestimmten Tendenz dem künstlerischen Wert eines Dramas Abbruch täte. Auch der „Faust“ hat eine Tendenz, und eine markante dazu. Solang die Charakteristik der handelnden Personen nicht unter dem Prinzip, das sie darstellen sollen, leidet, solange nicht dem Satz zuliebe, der bewiesen werden soll, die Situationen gekünstelt und der künstlerische Aufbau verflüchtigt wird, ist gegen eine solche Tendenz, auch wenn sie stark hervortritt, nichts zu sagen. Und diese Fehler hat Jacobi glücklich vermieden. Zur Illustrierung der Trefflichkeit des Christentums führt er einige Episodenfiguren ein. Doch diese sind mit der Haupthandlung so unlöslich verknüpft, daß sie den logischen Fortschritt des Geschehens eher fördern als hemmen. Besonders die eine, der Kriegsgefangene Eckbert, ist eine prächtige, lebensvolle, mit sicherer Hand gezeichnete Charakterfigur. Nur daß der willensstarke Chattenfürst, wenn er auch nicht gleich das Christentum annimmt, diesen Entschluß doch in Aussicht stellt, paßt nicht zu seinem Charakter und scheint eine zu starke Konzession an die „Tendenz“. Am Schluß wird auch der Widerstreit zwischen Gerwig und der neustrischen Königin gelöst. Von den Aquitaniern geschlagen, fleht Chlotar den früheren Hausmeier um Hilfe an. Adalgisa hat sich landflüchtig und demütig Gerwigs Mutter unerkannt als Magd verdingt. Damit ist der Schwur gelöst, den Gerwig beim Verlassen Neustriens geleistet. Er kann die Geliebte in die Arme schließen und gegen Chlotars Feinde zu Felde ziehen. —

Dadurch, daß der erste Konflikt — der zwischen Gerwigs Liebe und seinem beleidigten Ehrgefühl — mit dem Schlusse des ersten Aufzuges aus unserm Gesichtskreise entschwindet, um erst am Ende des Dramas wieder aufzutauchen und seinen Ausgleich zu finden, empfängt die Einheit der Handlung einen starken Bruch. Wenn wir auch im Hause des Chattenfürsten von Neustrien etwas hörten, würde uns dieser Konflikt eher gegenwärtig bleiben. Im ersten Akt stören einige Wiederholungen. Dinge, die wir schon wissen, werden uns von den verschiedensten Personen mehrfach erzählt. Auch vom Monolog macht Jacobi einen Gebrauch, der uns nicht anmutet. Nicht, daß der Referent, wie es ein modernes Schlagwort verlangt, Gegner des Monologs überhaupt wäre und dessen unbedingte Vermeidung verlangte. Aber eine solche innere Einkehr, ein solches Zwiegespräch mit dem unverhüllten, sich aufrichtig und ohne Maske gebenden Ich muß einen höheren Zweck haben. Wir müssen dadurch entweder über den Charaker oder über einen Entschluß des Monologisierenden in einer Weise belehrt werden, wie es durch das Zwiegespräch unmöglich ist. Rein reflektierend oder retrospektiv darf sich der Monolog nicht verhalten. Aber all diese Ausstellungen sind verhältnismäßige Kleinigkeiten, die bei einem Erstlingswerk nur allzu natürlich scheinen und an dem Werturteil über das Stück nichts ändern. Nichts ändern an der zuversichtlichen Erwartung, daß Jacobi, der hier einen starken Beweis nicht gewöhnlicher Begabung geliefert, uns noch manche Frucht seiner Kunst geben wird. Unter der Herrschaft der „Moderne“ ist es guter Ton geworden, die Schönheit der dichterischen Sprache mit verächtlichem Achselzucken abzutun. Und auch Hebbel hat einmal gesagt, die Schönheit der Sprache sei etwas, an welchem arm zu sein, das erste Zeichen des Reichtums sei. Solange aber die griechischen Tragiker, solange Shakespeare, Goethe, Schiller, ja Hebbel selbst, durch die Pracht ihrer Diktion wirken, wird man es trotzdem als einen hohen Vorzug bezeichnen können, wenn die Sprache eines Dramas voll edlen Schwunges und farbenprächtiger Bilder ist. Und dieses Lob kann man dem Jacobischen Stücke zollen, das, im Blankvers geschrieben, die Sprache ungekünstelt meistert.

An dem Erfolg der „Heimkehr“ hatte auch Regie und Darstellung starken Anteil. Mit aufopfernder Hingabe hatte sich Herr Oberregisseur Herzer des Werkes angenommen. Er hatte einen eindrucksvollen, charakteristischen Rahmen geschaffen und für prächtiges und ausgeglichenes Zusammenspiel gesorgt. Er hat bewirkt, daß keine einzige der dichterischen Absichten verloren ging, ihm gebührt daher vor allem hohe Anerkennung. Der Gerwig des Herrn Alberti war ein ritterliche, sympathische, herzerfreuende

Figur, Frl. Jähnert gab in der Herbheit und dem liebenden Trotz der Adalgisa, die zum Schluß zu mädchenhafter Demut sich wandeln, einen prächtigen Beweis ihres schönen Talentes, Herr Bohnée spielte den alten Chattenfürsten mit lebenswahrer Kraft, markig und tief eindrucksvoll, Frl. Scholz wußte den mütterlichen Gefühlen der Fürstin wirklichkeitstreuen Ausdruck zu verleihen, und Frl. Stiewe war eine anmutige, herzige Ingeborg. Der Kriegsgefangene Eckbert des Herrn Jürgensen war eine hervorragende realistische Charakterfigur, die sich ebenbürtig den Meisterleistungen anreiht, die wir so oft von diesem vielseitigen und schöpferischen Künstler gesehen haben.

Hermann Blumenthal.

In der Abschiedsstunde.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

In den nächsten Tagen war Bernhard Ruben trotz aller Geschäfte, die ihn in Anspruch nahmen, weicher und zuvorkommender gegen seine kleine Frau, als es sonst seine Art war — sie tat ihm leid, und er ärgerte sich nicht mehr über sie und ihr unwahres Flunkern — er nahm sie so wie sie war, neben dem Glück, das er in sich trug.

Menta Bender hatte er nicht wieder gesehen, er ging ihr aus dem Wege, um so mehr, als er ihren Bruder gesprochen hatte, der ihm erzählte, daß ihr gemeinschaftlicher Geschäftsfreund Ralf Tieden sich bei Rüppler beteiligt habe und beabsichtige, Menta zu heiraten. Bernhard wollte sich darüber freuen, er wollte selbstlos sein, es sollte zum Abschied kein bitteres Wort in ihm nachklingen.

So besorgte er seine Geschäfte wie im Traume, half seiner Frau beim Einpacken ihrer unglaublich vielen Sachen und entdeckte dabei manches, was vielleicht zu Szenen geführt haben würde, wenn er sich selbst ganz schuldlos gefühlt hätte. Bernhard Ruben ging streng dem Rechten nach und verzieh auch sich selbst, namentlich was seine Pflichten gegen die Familie betraf, nichts. Aber er war in dem Leben mit dieser Frau doch ein Anderer geworden, die Begriffe von Recht hatten sich verschoben und sei es aus persönlicher Eitelkeit oder aus einem in seiner Natur begründetem Mitleid, er überschätzte die zum größten Teil fingierte Liebe seiner Frau, er überschätzte sie selbst, die niemals das sein konnte, wofür er sie ausgab und ausgeben mochte. Wie viel seine ehrliche gerade Natur darunter litt, darüber hatte er sich niemals Rechenschaft abgelegt, bis zum neulichen Tage, als Menta Bender so zielbewußt und anspruchslos wie sie war in ihm lebendig wurde. Es hatte sich Gewaltiges in ihm aufgerüttelt. Er begann an seine Kindheit zu denken, an seine Geschwister, seine Mutter und an die Sorgen, die er ihr bereitet hatte!

Aber das war ja nun alles nicht mehr zu ändern, das war vorüber, und er freute sich beinahe, daß sich neue ungeheuerliche Pflichten vor ihm auftürmten, die ihm über seine eigenen Kämpfe hinüberhelfen mußten.

Zuweilen hörte er im Nebenzimmer, wenn er sich abgemüdet in die Sofaecke warf, das nichtige Geplauder von Frau und Kind, die auch mit keinem Worte seines sorgenvollen Weges gedachten, ja sich sogar erfreuen konnten an dem unglaublichsten Tand. Die Trennung von ihm, die in wenigen Wochen bevorstand, die kümmerte sie nicht. Doch heute litt er nicht darunter, heute waren sie nur Gegenstände, die ihm anvertraut waren, aber die keine organische Zusammengehörigkeit mit ihm verband.

Es war zu Vieles, unter dem er litt. Noch einmal aus der Heimat scheiden, nach der er sich gesehnt hatte in allen schweren Arbeitsstunden, bei allen fremden Lustbarkeiten, und die er geliebt mit der ganzen Inbrunst des Verbannten!

Weniger schmerzte ihn die Trennung von Menta. Es war ihm, als gehöre sie dann erst recht zu ihm, ungesprochen und schuldlos mit ihrem ganzen Selbst, in jener großen Gemeinschaft, jener ewigen, bei der alles Äußere wesenlos ist und Leiden keine Schmerzen sind.

Wozu Abschied nehmen, wo es keine Trennung gab? Und wenn sie Tieden heiraten würde? Wenn?

Er ging erst am letzten Tage, zu einer Stunde, wo es zweifelhaft war, sie zu Hause zu finden, in ihre Wohnung. Er zitterte, als er nach ihr fragte, und zitterte noch mehr, als man ihn beschied, daß sie nicht zu Hause sei. Auf die Karte, die er zurückließ, kritzelte er nur mit Bleistift die Worte: „Bewahren Sie mir ein treues Gedenken."

Und dann schlenderte er, in seinen Gedanken verloren, unter dem Regenschirme durch die nassen kalten Straßen, ohne Ziel und ohne Rast. Er hatte in Deutschland nichts mehr zu tun — eine zweite Depesche war mit noch trostloseren Nachrichten eingetroffen als die erste, und wenn er Frau und Kind zu der Familie gebracht haben würde, dann begannen für ihn jene Drangsale des Lebens noch einmal, die er mit jüngerer Kraft und elastischerem Mute begonnen, durchgeführt und beendet geglaubt.

Hinter den Scheiben einer Konditorei in der Nähe der Alster gewahrte er seine Frau und sein Kind im Gespräche mit einer Freundin, einer von drüben, die eben so sorglos durchs Leben tänzelte und den Schwerpunkt der Sorge dem Manne überließ, für den sie sich putzte und den sie liebte. Sie

schlürften Eis und lachten und plauderten und gingen so gerne zurück in die Heimat, selbst mit dem Opfer der Trennung von ihm. Konnte er es ihnen verargen? —

Er ging mit großen Schritten weiter und lenkte sie unwillkürlich bis zu dem Schulhause, in dem, wie er wußte, Menta unterrichtete. Der Regen goß jetzt in Strömen und zwang ihn in den einsamen Schulhof zu treten. Eine Gestalt — eine wohlbekannte, geflohene und doch heiß ersehnte Gestalt wollte sich an ihm vorüberdrängen.

Menta Bender!

„Ich komme von Ihnen," sagte er mit einer Stimme, die keinen Klang hatte, „Sie wissen es wohl — wir reisen morgen mit der ‚Elisabeth'."

„Ja, ich weiß es, ich war heute früh in Ihrem Hause."

„So?"

„Hat man es Ihnen nicht gesagt?" fragte Menta.

„Doch — ich glaube."

Und dann schwiegen Beide, und der Regen prasselte in dumpfer Monotonie von den Dächern. Aber sie rührten sich nicht vom Fleck, sie standen Seite an Seite, sie wußten es — jetzt — und dann nie mehr.

„Ich sollte Ihnen wohl gratulieren," sagte endlich Bernhard, „Sie werden sich vermählen — Fräulein Menta?"

„Natürlich mit Ralf Tieden", spöttelte sie. „Es wäre das ja für eine arme Lehrerin ein großes Glück.

Bernhard trat ihr einen Schritt näher — seine Schulter bebte.

„Sprechen Sie, Fräulein Menta — ein Wort — ein einziges — werden Sie Tiedens Antrag annehmen?"

„Nein, Bernhard Ruben, ich werde ihn nicht annehmen. Sie — Sie wenigstens sollten es wissen, daß ich nicht käuflich bin."

„O Gott — Gott, Menta, was geben Sie mir mit diesen Worten mit auf den Weg", sagte Bernhard leise. — „Mut — Kraft — Friede! Ich danke Ihnen."

„Gute Nacht", jagte es über ihre Lippen, „gute Nacht."

Bernhard hatte sich ihrer Hand bemächtigt und hielt sie wie mit eisernen Klammern umfaßt.

„Ein Wort — ein einziges, ein letztes erbarmendes Wort, Menta, warum können Sie Ralf Tieden nicht heiraten?"

„Ich kann nicht — und ich will nicht!"

Und sie versuchte es, ihre Hand aus der seinen zu lösen.

„Menta, Sie sind kein gewöhnliches Weib, Sie sind stolz und unbeugsam — wie ich. Sie wollen Alles oder Nichts. — Sie können nicht auf Sünden aufbauen und eine andere verraten, ebensowenig wie ich es kann. Aber dafür haben wir auch das Recht — hören Sie, Menta, wir haben das Recht, uns in der Abschiedsstunde zu gestehen, daß alles — alles, was groß und ewig in uns ist, zusammengehört — unauflöslich! —"

Mentas Hand zitterte in der Bernhards — und dann gab er sie frei.

Sie standen sich gegenüber mit gesenkten Blicken — beide bleich und tränenlos — mit dem Mute menschlichen Wollens.

Als sich dann Bernhard zum Gehen wandte, berührte Menta seinen Arm.

„Bleiben Sie — ich — ich gehe."

Bernhard stöhnte etwas aus dem Herzen herauf, aber die Lippen fanden nicht das Wort — er neigte sich stumm und inbrünstig auf ihre Hand.

Und Menta ging — sie ging gesenkten Hauptes, leise — schemenhaft — beinahe regungslos. — Noch einmal sah Bernhard in der feuchten Luft die Umrisse ihrer Gestalt — und dann nicht mehr.

Aus alter und neuer Zeit.

Weserlied. Pressels vielgesungenes Weserlied, dessen Text angeblich von Franz Dingelstedt herrühren soll, während es sich tatsächlich um eine sehr „freie Bearbeitung" des Dingelstedtschen Originals handelt, erfreut sich in einigen Städten des Weserberglandes besonderer Beliebtheit, da man in ihnen annimmt, daß ihre Umgebung die Örtlichkeit bildet, die der Dichter schildert. So macht Hameln Anspruch darauf, für den Platz zu gelten, dessen landschaftlich reizvolle Umgebung Dingelstedt zu den von Pressel komponierten Strophen begeistert hat, und die gleiche Forderung erhebt Münden, das noch vor kurzem in einem dortigen Blatte bestimmt als „Ort der Handlung" bezeichnet wurde. Beide Städte befinden sich jedoch, wie im „Hann. Kur." auseinandergesetzt wird, in einem Irrtum, der darauf zurückzuführen ist, daß der Bearbeiter die Dingelstedtschen Verse: „So feierlich blitzte von unten daher der Weser geschlängelte Welle" in „Und unten brauste das ferne Wehr und der Weser blitzende Welle" verändert hat, was eben zu der Annahme führte, es könne nur Hameln oder Münden, wo sich Wehre oder doch wehrähnliche Anlagen befinden, gemeint sein. Die Eingangsstrophe des Dingelstedtschen Originals:

„Hier hab' ich, ach! manches unzählige Mal,
Als Knabe und Jüngling gesessen,
Hinuntergeschaut in das heimische Tal,
Die Welt und mich selber vergessen"

zeigt bestimmt, daß kein anderer Ort als Rinteln und keine andere Umgebung als die dieser Stadt in Frage kommen kann, denn in Rinteln hat Dingelstedt seine Jugendjahre als Schüler des dortigen Gymnasiums verlebt. Mit „seiner Laute (wie die Presselsche Bearbeitung verböser) wird der Knabe und Jüngling Dingelstedt allerdings nicht auf den Höhen über Rinteln gesessen haben; so biedermeierlich sentimental war der später politisch radikale „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" und noch spätere Geheime Hofrat und Hoftheater-Intendant selbst in den Jahren süßer Jugendeselei nicht angehaucht. Auch sonst erinnert die Presselsche Verballhornung des Originals für die Zwecke der Vertonung im hypersentimental-romantischen Charakter an Mendelssohns „Ich wollt, meine Liebe (statt „Schmerzen") ergösse sich." Pressel singt in den Schlußstrophen gar rührsam:

„Die holden Weisen rauschen nicht mehr,
Die Träume kehren nicht wieder.
Die süßen Bilder, wie weit, wie weit,
Wie schwer der Himmel, wie trübe,
Fahr wohl, fahr wohl, du selige Zeit,
Fahrt wohl, ihr Träume der Liebe."

Man vergleiche damit das Dingelstedtsche Original mit seiner ironischen Schlußpointe im Heineschen Ton:

„Die holden Gesänge, sie kommen nicht mehr,
Die goldenen Träume nicht wieder.
Sie ziehen davon, wie die Wolken so weit,
So rasch, als ob Sturm sie vertriebe;
Fahrt wohl, ihr Engel der kindlichen Zeit,
Du auch, du verteufelte Liebe!"

Gründlicher kann eine „Umarbeitung" wohl kaum besorgt werden.

Gedichte von Christian Brandenstein.

Wir bringen nachstehend eine Auswahl Gedichte eines hessischen Bauern, der als Schreiner in einem Dorfe bei Hersfeld lebt und dem nach des Tages Last in der Werkstatt und auf dem Acker schon manches gute Liedchen gelungen ist.

Meine Lieder.

Ich fand eine goldene Leier!
Mich hat es schier erschreckt, —
Die lag am einsamen Wege
Im Heidegras versteckt.

An traurigen, trüben Tagen
Von Herbstesweh durchweint,
Wenn durch die drohenden Nebel
Kein Sonnenstrahl erscheint,

Im Wald auf verlassenen Pfaden
Ging sterbensmüd mein Fuß;
Da bot sie mit stillem Blinken
Leise den ersten Gruß!

Ich hab sie gar wohl gehütet,
Sagt' keinem von dem Fund,
Ließ nur ihre Saiten erklingen
Heimlich, zur stillen Stund.

Das gab oft seltsame Klänge,
Verworrner Lieder Kranz
Und manche düstere Weise,
Passend zum Totentanz.

Voll Spott wohl die Einen fragen:
„Was geigt denn jener nun?"
Die Andern murren und meinen,
Hätt' besseres zu tun!

Die stillen Träumer, die traurig
Einsam durchs Leben gehn,
Die werden winken und lächeln,
Als ob sie mich verstehn.

Nornentrank.

Tief im Bergwald wohnt die Norne,
Wen sie liebt, muß mit ihr gehn!
Trinken muß er von dem Borne,
Dessen Quell kein Mensch gesehn.

Tritt er aus des Waldes Schatten,
Birgt sein Auge seltnen Glanz;
Dunkler scheint ihm Wies' und Matten,
Fahl des Laubes grüner Kranz.

Einsam wird des Wegs er wandern,
Einen Träumer man ihn nennt;
Freuen sich auch rings die andern,
Er ein Lachen selten kennt.

Traurigen mag Trost er spenden;
Doch wer dreist ins Aug ihm blickt —
Wird sich schnell zur Seite wenden,
Weil er bis ins Herz erschrickt.

Winternacht.

Der Vollmond scheint im Walde!
Im Schnee die Welt sieht aus,
Als wär' rings Berg und Halde
Ein großes Sterbehaus.

Der Mond ist 's Totenlichte,
Schnee ist das Leichentuch!
Wie Seufzer klingt der Fichte
Geknarr im Nachtwindzug.

Von Frost starr, sterbetraurig,
Ein Reh am Baumstumpf hockt,
Ein Fuchs bellt fern, und schaurig
„Komm mit" ein Käuzlein lockt.

Wer, Leid im Herzen, eilet
Verspätet durch den Tann,
Daß er nicht ruht und weilet,
Gar fängt zu träumen an!

Und träumt von Lenzesweisen,
Von Maien-Freud und -Glück,
Vom Lieb, das weit mocht' reisen,
Kehrt nimmermehr zurück.

Und träumt! — Da geht im Grunde
Ein Wandrer bleich und kalt,
Es macht der Tod die Runde
Im stillen dunklen Wald.

Spaziergang.

Meine Mädchen, ich dabei,
In das Feld sind wir gegangen,
Ich, die Mädchen, unser drei,
Fernher Sonntagglocken klangen.

Fräulein Berta, klein und lieb
Trippelt sorglich mir zur Seite!
Loses Spiel ein Falter trieb
Treulich gibt er uns Geleite.

Heimchen zirpt im Wegegras,
In der Luft ein Jubilieren,
Fern ein muntres Häslein saß,
Mocht' sich unser nicht genieren.

Und die Liesel schleppt herbei
Blumen, was die Hände fassen,
Rote, braune, einerlei —
Keine einz'ge mag sie lassen.

Macht bei jeder Hecke Halt,
Möcht bei jeder Knospe säumen.
Und wir wandern bis zum Wald
Mit den vielen Weihnachtsbäumen.

Vater, fang ein Vöglein doch!
Mußt ein Häslein uns erjagen —
Und da gibt's so vieles noch
Zu bewundern und zu fragen?

Christkind, das im Schnee hergeht,
Soll uns jene Tanne bringen!
Sommerwind im Laube weht,
Ich erzähl' von schönen Dingen.

Spricht die eine, wollen heim!
Und nun gibt's ein lautes Klagen,
Hunger hab' ich, und im Reim:
Vater, bitte, mußt uns tragen.

Blumen, Mädchen, mir wird heiß,
Hab' ich auf den Arm genommen!
Und die Mutter lächelt leis —
Wie sie soviel Glück sieht kommen!

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der Monatsversammlung des Kasseler Vereins am 1. März teilte General Eisentraut mit, daß kurz nach Ostern der nordwestdeutsche Verband für Altertumsforschung in Kassel tagen werde, aus welchem Anlaß u. a. am 14. April die Museumsdirektoren Professor Dr. Schuchardt-Berlin über die Römerschanzen bei Potsdam und Dr. Boehlau-Kassel über die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein berichten werden, wohin am 15. April ein gemeinsamer Ausflug stattfinden soll. Der Verein selbst wird im Laufe des März eine Besichtigung der Oberneustädter Kirche vornehmen. Redner des Abends war der Direktor der Murhardschen Bibliothek, Professor Dr. Steinhausen, der in einem bedeutsamen Vortrag „Die Deutschen im Urteile des Auslandes“ geschichtlich beleuchtete. Ausgehend von der bedauerlichen Tatsache, daß heute kein Volk der Erde so unbeliebt ist wie der Deutsche, stellte er zunächst fest, daß wir es hier mit einer geschichtlichen Erscheinung zu tun hätten, der er dann in scharfsinniger und tiefgründiger Weise nachging von jener Zeit an, wo die Germanen aus der Dämmerung der Urzeit heraustraten bis auf die Tage der jüngsten Gegenwart. Wie der Deutsche in früheren Jahrhunderten von den Römern und später von den Franzosen, Italienern, Engländern usf. beurteilt wurde, wurde an charakteristischen Belegen aus der jeweiligen zeitgenössischen Literatur nachgewiesen. Eine Vergleichung der französischen, englischen und deutschen Eigenschaften miteinander gab dem Vortragenden Anlaß, die Möglichkeiten anzudeuten, durch die sich der moderne Deutsche neben einer gesunden geistigen und wirtschaftlichen Kultur auch eine nationale Lebenskultur verschaffen könne. Das zahlreiche Auditorium zollte dem Redner für diesen in hohem Maße fesselnden und gediegenen Vortrag lebhaftesten Beifall. — In der gleichfalls stark besuchten Sitzung des Marburger Vereins sprach Oberlehrer Helmke-Friedberg über das Römerkastell Kapersburg und belebte seinen Vortrag durch treffliche Lichtbilder. Die zum erstenmal durch die Reichs-Limes-Kommission genau untersuchte Kapersburg bildet eins der Taunuskastelle und war als optische Verbindung zwischen den Kastellen Saalburg und Langenhain gedacht. Sie ist dreimal neu aufgebaut und dabei jedesmal bedeutend erweitert worden, zuerst als Erdkastell, dann als Steinfachwerk- und zuletzt als reines Steinkastell. Die seit 1906 vom hessischen Staat vorgenommenen Arbeiten bezwecken die Aufdeckung des ganzen Kastells und die Erhaltung des noch vorhandenen Mauerwerks. Bis jetzt sind die Mauern freigelegt und am Osttor die beiden Tortürme mit einem Stück der anschließenden Mauer wieder festgemacht worden. Dem Dank der Teilnehmer für die interessanten Ausführungen des Vortragenden, der seit etwa 12 Jahren für die Aufdeckung der Kapersburg tätig ist, gab der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld, lebhaften Ausdruck.

Fuldaer Geschichtsverein. In der zweiten ordentlichen Versammlung des Fuldaer Geschichtsvereins am 24. Februar sprach Professor Vonderau-Fulda über „Archäologische Beobachtungen gelegentlich der Kanalisation der Stadt Fulda". Der Vortrag behandelte im ersten Teile Funde und Feststellungen aus der geschichtlichen Zeit Fuldas, also von 744 an, im zweiten Teile die vorgeschichtlichen Funde und Ergebnisse. Im allgemeinen sind nur wenige Funde aus der geschichtlichen Zeit dieser Stadt gemacht worden; drei Steinskulpturen, ein silberplattierter Dolch mit ornamentiertem Holzgriff, verschiedene keramische Erzeugnisse und einige Münzen wurden kurz charakterisiert. Eingehender befaßte sich der Vortragende mit dem unter Sturmius' persönlicher Anleitung angelegten Klosterkanal. Dieser künstliche Wasserarm der Fulda ist heute wieder verschüttet; es gelang aber, drei Punkte festzulegen, die den Lauf bestimmen. Der Auslauf lag in der Wegegabel Kronhofstraße—Weg zum Schultor, die Eintrittsrichtung ins Klostergebiet konnte in der Nähe des „Darmstädter Hofes" nachgewiesen werden, und endlich wurde ein dritter Punkt in der Rosenau gewonnen; 222 Meter östlich vom letzten Kanalschacht von der Fulda entfernt wurde der alte Kanal gelegentlich der Herstellung des Notauslasses durchfahren. Würde die Richtung des Kanales sich gradlinig nach Süden fortsetzen, so würde der Anfang dieses für die damalige Zeit großen Unternehmens etwa 150 Meter südlich von der Hornungsbrücke zu suchen sein. An der Hand eines großen Stadtplanes wurden die ausführlichen Darlegungen eingehender illustriert. Versorgte der Kanal das Kloster mit dem nötigen Betriebswasser für die verschiedenen Gewerbe, die nach der Ordensregel innerhalb der Klausur auszuüben waren, so brachte eine Eichenholzleitung das Trinkwasser von der Kronhofsquelle nach dem Klosterbezirk. Im weiteren Verlaufe des Vortrages wurde sodann auf die durchschnittenen alten Friedhöfe aufmerksam gemacht. Der städtische Friedhof rings um die Stadtpfarrkirche war bereits bekannt; ein bisher nicht bekannter Begräbnisplatz wurde südlich des roten Saales der Orangerie durchfahren; hier lagen die nach Osten orientierten Skelette in drei Schichten übereinander; weitere Skelettfunde wurden in der Nähe des großen Schloßgarten-Portales und an der unteren Langenbrücke gemacht. Auch über die Moorbrücke, die unter der jetzigen Langenbrückenstraße das Fuldamoor durchquert, wurden interessante Details mitgeteilt; danach scheint der Name „Lange Brücke" auf den alten Kunstbau zurückzuführen zu sein, der das breite Tal dort durchzieht. Im zweiten Teile behandelte der Vortrag die Vorgeschichte der Stadt; wichtige Funde wurden gehoben im sog. Schlammkanal nach dem Münsterfeld im Kanalzug von der Kläranlage nach Horas, auf dem Jakobsonschen Fabrikgelände, an der Blumenmauer, in der Rosenau, vor dem „Darmstädter Hof" usw. Ein angebohrtes Steinbeil, eine Bronzeaxt mit Querrippe, verschiedene sonstige Geräte aus Bronze, Eisen und Ton wurden nach ihrem chronologischen Werte kurz charakterisiert. Die Tätigkeit des Menschen läßt sich für das engere Weichbild Fuldas heute nachweisen von der jüngeren Steinzeit bis zirka ins 6. Jahrhundert nach Christi Geburt. Auch ein negatives Resultat ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Es wurde kein Fund gehoben, der eine Besiedelung Eiloha zur Zeit Sturmius' bezeugte; damit ist den Angriffen Rübels auf die Glaubwürdigkeit der Sturmius-Vita auch vom archäologischen Standpunkte aus eine wesentliche Unterlage entzogen.



Der Markt in Lauterbach.
Zeichnung von Carl Friedrich Lippmann.
Aus „Lauterbach und Umgebung". Hrsg. vom Verkehrsverein Lauterbach.
(Siehe Seite 87.)

Marburger Hochschulnachrichten. Professor Dr. Brauer, Direktor der medizinischen Klinik erhielt einen Ruf nach Greifswald als Nachfolger Minkowskis. — Der außerordentliche Professor Dr. Meisenheimer, Assistent am zoologischen Institut, nahm einen Ruf nach Tübingen an. — Dr. A. Wegener aus Berlin habilitierte sich für Meteorologie, Astronomie und kosmische Physik, Fächer, die bisher durch keinen Dozenten an der Universität vertreten waren. — Frl. Eva Hoffmann erwarb den medizinischen Doktorgrad magna cum laude. — Universitätsquästor Beckmann tritt am 1. Mai, Universitätsgärtner Kahlmann, seit über 50 Jahren Obergärtner des Botanischen Gartens, am 1. April in den Ruhestand.

Der Habichtswald als Naturpark. In der letzten Sitzung des Kommunallandtages gab Landrat von Buttlar-Wolfhagen die Anregung, wie in anderen Kulturstaaten, so auch in Deutschland einen Naturpark zu schaffen, der als solcher für alle Zeiten der menschlichen Benutzung entrückt und unangetastet im Urzustand bleiben solle. Für einen solchen Naturpark könne aber nach Lage, Bodenbeschaffenheit und Reichtum in Mitteldeutschland keine geeignetere Stätte gefunden werden, als der der Residenzstadt Kassel im Westen vorgelagerte, 30 qkm große Habichtswald. Die Abgeordneten brachten diesem eingehend begründeten Vorschlag lebhaftes Interesse entgegen, und wie die Zeitungen berichten, schweben bereits zwischen der Provinzialvertretung und der preußischen Regierung Unterhandlungen in diesem Sinne.

Den 80. Geburtstag beging bei rüstiger Gesundheit am 27. Dezember v. J. der in Treysa als der sechste von sieben Söhnen des Apothekers Dr. Wigand geborene Bergrat a. D. Wigand in Homberg, und am 25. Februar der Geh. Sanitätsrat Dr. Karl Führer in Wolfhagen, der bereits vor sieben Jahren das seltene Fest des 50 jährigen Doktorjubiläums feiern konnte.

Andreas Dippel. Der Direktorenrat des Metropolitan-Opernhauses in Neuyork erneuerte den Kontrakt mit Andreas Dippel, einem geborenen Kasselaner, der als Mitdirektor außer deutschen auch eine Reihe italienischer Opern inszenieren wird.

Hugo Frederkings, des unlängst verstorbenen Kasseler Schriftstellers dramatische Kantate „Kaiser Max an der Martinswand" (für Chor und Soli gedacht) fand in der musikalischen Bearbeitung durch M. Lion, im letzten Volkskonzert dieses Winters eine starke Wirkung. Die Hauptsolorollen lagen in den Händen der Kammersängerin Frau Liebeskind, des kgl. Opernsängers Bartram, Herrn Wolframs und Frl. Frederkings, einer Tochter des Dichters.

Todesfälle. Am 9. März starb, erst 53 Jahre alt, an einer akuten Lungenentzündung der verdienstvolle Vorsitzende des hennebergischen und hessischen Geschichtsvereins in Schmalkalden, Metropolitan August Vilmar, erster Pfarrer der dortigen reformierten Gemeinde. Vilmar, der eine Menge Ehrenämter in der Verwaltung des Stadt- und Landkreises bekleidete, war in Willingshausen auf der Schwalm geboren, war zuerst in Treysa seit 1883 in Herrenbreitungen und seit 1891 in Schmalkalden als Pfarrer tätig. Vilmar war auch ein überaus eifriges Mitglied des Gesamtvorstandes des hessischen Geschichtsvereins. Er war übrigens ein Neffe und Pate des Marburger Professors Vilmar.

Am gleichen Tage verschied zu Marburg das Ehrenmitglied des Philologenvereins der Provinz Hessen-Nassau und Waldeck, Oberlehrer a. D. Professor Dr. Karl Weidenmüller im 66. Lebensjahre. Nach über 36 jähriger erfolgreicher Wirksamkeit als Mathematiker und Naturwissenschaftler an den Gymnasien in Hanau, Fulda und Marburg — hier seit 1879 — sah er sich zum 1. Januar 1902 wegen Krankheit genötigt, den Übertritt in den Ruhestand zu erbitten.

Der zu Kassel am 14. März, am Tage nach seinem 80. Geburtstag verstorbene Amtsrat Ferdinand Klostermann war über 40 Jahre Pächter der Domäne Johannesberg bei Fulda und hat sich als langjähriger Vorsitzender des landwirtschaftlichen Kreisvereins, als Vorstandsmitglied der Landwirtschaftskammer zu Kassel und in verschiedenen anderen Ämtern, gestützt auf eine reiche Erfahrung, erhebliche Verdienste um die Hebung der Landwirtschaft im Kreise Fulda erworben.

Verschiedenes. Der durch seine Trachtenfeste vorteilhaft bekannte Geschichts- und Altertumsverein zu Butzbach hat im verflossenen Jahr seinem Museum in der Michaelskapelle zahlreiche Erwerbungen aus der Hallstattzeit einreihen können. Auch wurde auf dem Schrenzer ein römischer Wartturm errichtet. — Am 4. März waren 100 Jahre verflossen, seit der Gründer und erste Leiter der Homberger Taubstummenanstalt, Schafft, in der Provinz Sachsen geboren wurde. Seminardirektor Baumann hatte ihn in Weißenfels kennen gelernt und nach Hessen gezogen. Die Angehörigen Schaffts, des Ehrenbürgers von Homberg, der dort am 23. April 1879 sein 50 jähriges Lehrerjubiläum feierte, hielten in diesen Tagen zu Homberg einen Familientag ab. — Angesichts der zunehmenden Gleichgültigkeit alten Bäumen gegenüber, sahen sich die Landräte

unserer Provinz veranlaßt, die Schonung beachtenswerter Bäume und namentlich der für das Landschaftsbild so charakteristischen Pyramidenpappeln besonders anzuempfehlen. — Das Ergebnis der nunmehr durch den Domkapellmeister Hartmann-Frankfurt vorgenommenen Läuteprobe der neuen Osanna im Fuldaer Dom ist überaus erfreulich ausgefallen. Die Osanna ist ein vorzüglich gelungenes Nachbild der berühmten Erfurter Domglocke von 1497 und kann als eine Perle der Glockengießerkunst bezeichnet werden. Sie wiegt mit dem Klöppel 115,22 Ztr.; die vier Glocken des südlichen Domturmes haben gleichfalls die neuen Rollager bekommen; von ihnen wiegt die Salvatorglocke 60, die Mariaglocke 40, die Sturmiusglocke 28 und die Liobaglocke 22 ½ Ztr. Die Ummontierung der 5 Glocken des Dachreiters auf Rollenlager ist gleichfalls ins Auge gefaßt. — Nach 30 jähriger Verbannung steht nunmehr die ehrwürdige Kanzel der Gelnhäuser Marienkirche von Anno 1600, von der wir schon in einer früheren Nummer berichteten, wieder da, wo sie, eine Stiftung des Magisters Johann Koch, Schultheiß und Schöffen zu Gelnhausen, 276 Jahre lang gestanden hatte. Dank der Opferwilligkeit der Behörden und Einzelner war es möglich, dieses bisher im Hausflur des Leibnizhauses zu Hannover aufgestellte, wertvolle Stück hessischer Kunst für 510 Mk. zurückzukaufen. Das ehrwürdige Stück ist sehr gut erhalten bis auf die Holzsäule, die sie einst trug und deren Hälfte heute den Eckpfosten eines Hauses in der Röthergasse bildet.

Fund. Bei den Ausschachtarbeiten, die z. Z. für den Bau des neuen Bankhauses Werthauer am Königsplatz in Kassel vorgenommen wurden, fand sich eine Steinkugel von 20 cm Durchmesser, die sofort als ein Geschoß der mittelalterlichen Schleuderwerkzeuge erkannt wurde. Dieses alte Kriegszeichen Kasseler Geschichte stammt vielleicht aus der Belagerung Kassels von 1385 und befindet sich im Besitz des Ingenieurs Ernst Happel.

Über den „Rosmarinzweig" erhielten wir noch folgende Zuschrift:

Man braucht nicht nach dem Schaumburger Ländchen zu gehen. ganz nahe bei Kassel im Landecker Amt erhalten die Leichenträger Rosmarin. Dieser Brauch wird noch heutigen Tages in Schenklengsfeld (Kreis Hersfeld) geübt. In Witzenhausen erhalten die Leichenträger eine Zitrone, in Roßbach (Kreis Witzenhausen) ein zusammengefaltetes Taschentuch. G. D.

Im Anschluß hieran bemerken wir noch, daß in einem Aufsatz des „Boten aus Oberhessen" (Beilage zur „Hess. Landeszeitung" vom 17. Januar 1909), „Der Rosmarin im Volksglauben", die letzte Strophe eines hessischen Volksliedes mitgeteilt wird, das den Tod einer Müllerstochter durch Ertrinken schildert. Die Strophe lautet:

Dorten in dem Rosengarten
Tut der Bräutigam auf mich warten;
Und ich bin geziert mit Rosmarin,
Dieweil ich Braut und Jungfrau bin.

Der Name Rosengarten für Friedhof ist noch heute vereinzelt in Deutschland üblich. Die Bitte der Ertrunkenen, sie als Braut und Jungfrau mit Rosmarin zu schmücken, entspricht einem alten Brauch. „1671 legte man in Frankfurt a. M. einen Rosmarinkranz auf den Sarg von Jungfrauen, auf den eines Junggesellen eine Krone. Stirbt in Westfalen ein Lediger, so stecken die Mädchen den Trägern Rosmarin an den Rock. Um Hannover ist dieser Brauch noch allgemein üblich, und in Hildesheim wurde 1678 bestimmt, daß nur den Sarg einer Jungfrau ein Rosmarinkranz schmücken sollte. Auf Gräbern pflanzt man das Blümchen in Hessen, Schlesien, Vorarlberg und Lichtenstein; auf den Sarg legte man es früher in Schwaben. Selbst in die Hand des Verstorbenen drückten die Slaven in Krain ein Sträußchen, und Rosmarinkränze wurden in der Normandie den Toten gewidmet."

Hessische Bücherschau.

Lauterbach und Umgebung. Herbstein, Bad Salzschlirf, Schlitz. Herausgegeben vom Verkehrsverein Lauterbach. 53 Seiten Text. Lauterbach (Gustav Mandt) 1909.

Wer den Vogelsberg noch nicht kennt und dieses kleine Buch gelesen hat, dem wird es keine Ruhe lassen, bis er den Pfaden nachgeschritten ist, die der Verfasser dieser gradezu glänzend geschriebenen Plauderei, Oberlehrer F. Como in Lauterbach, mit hinreißender Beredsamkeit hier vorgezeichnet hat. Das Buch will kein Führer sein, der Weg und Steg beschreibt und Nest um Nest bis auf die geringste Sehenswürdigkeit aufzählt. Ein Wandersmann, selbst bezaubert von den intimen Schönheiten seines Heimatlandes, schildert, überall aus dem Vollen schöpfend, in farbenreichen Bildern seine Kreuz- und Querzüge, läßt dabei alte, längst verschwundene Kulturepochen wie mit Zauberstab wieder vor uns erstehen und uns auf Schritt und Tritt Schönheiten entdecken, an denen Hunderte von uns vorübergeschritten wären. Dieser Comosche „Führer", um einmal das hier deplazierte Wort zu gebrauchen, erscheint mir gradezu als vorbildlich; schon rein stilistisch ist er nicht zu übertreffen, und deshalb würden ausgewählte Kapitel aus ihm jedem Lesebuch für die Jugend, für die das Beste ja grade gut genug ist, eine glückliche Bereicherung bilden. Frisch von der Leber geschrieben, sprechen diese packenden Schilderungen zum Herzen eines jeden, der für deutschen Wald, deutsches Bauerntum und alte deutsche Kleinstadtkultur nur irgend empfänglich ist. Der Buchschmuck ist durchaus vornehm. Gustav Mandt lieferte eine

ganze Reihe trefflicher Aufnahmen, während Karl Lippmann das Ganze mit seinem künstlerischen Buchschmuck durchsetzt hat. Es wäre Kassel mitsamt der Wilhelmshöhe geholfen, wenn es einen so beredten Fürsprecher seiner Vorzüge und Schönheiten hätte. Heidelbach.

Greim, Georg. Sammlung Göschen 376. Landeskunde des Großherzogtums Hessen, der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck. 153 Seiten. Mit 13 Abbildungen und 1 Karte. Preis geb. 80 Pfg.

Das im Titel umgrenzte Gebiet ist, was als Vorzug zu betrachten ist, nicht nach den politischen Grenzen, sondern nach natürlichen Landschaften behandelt. Das Buch will einen allgemeinen, möglichst alle wirksamen Faktoren umfassenden Überblick bieten, macht also die einschlägigen Heimatkunden nicht entbehrlich. Somit bildet es auch kein Nachschlagebuch im eigentlichen Sinne; Kassel ist auf knapp einer, das hessische Bergland auf 23 Seiten abgehandelt. Das ist etwas dürftig, entspricht aber der Absicht des Verfassers, kein Geographiebuch im eigentlichen Sinne zu bieten. Wer die Elemente beherrscht, wird mit Nutzen von größeren Gesichtspunkten aus eine zusammenfassende Orientierung aus dieser Landeskunde gewinnen. Heidelbach.

Jost, Heinrich. Im Solde der Krone Englands von 1793 bis 1795. Nach dem Tagebuch eines hessischen Gardegrenadiers. 63 S. Marburg (Elwert) 1908. Preis kart. 80 Pfg.

Der Verfasser veröffentlicht in dem vorliegenden Werkchen das Kriegstagebuch des Garde-Grenadiers Georg Lotz aus dem hanauischen Dorfe Ostheim, der während des Koalitionskrieges in den Niederlanden dem Grenadier-Bataillon v. Germann angehörte, das aus den Grenadier-Kompagnien des Garde-Grenadier-Regiments gebildet war. Der ergänzende Text ergab sich im Anschluß an das bekannte zweibändige Werk von Ditfurths über diese Feldzüge. So gewinnen wir ein anschauliches Bild von den Mühen und Entbehrungen, aber auch von der altbewährten Tapferkeit unserer hessischen Truppen. Ein Anhang, der u. a. den genauen Wortlaut zweier Subsidientraktate bringt, bildet eine willkommene Bereicherung des Büchleins, das allen Freunden hessischer Militärgeschichte hiermit empfohlen sei. Heidelbach.

Eingegangen:

Schneiders Wanderbücher. II. Durch das Wetschaft-, Eder-, Odeborn-, Nuhne- und Orketal. 3. Aufl. Marburg (N. G. Elwert). Preis 1,20 M.

Geißler, Max. Soldaten-Balladen. Leipzig (Verlag von L. Staackmann). Preis 1 M

Personalien.

Verliehen: dem Landesrat Dr. Schroeder zu Kassel, M. d. A., der Kronenorden 3. Kl.; dem Regierungsrat Lommatzsch zu Kassel der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem Vermessungsinspektor Deubel zu Kassel der Charakter als Ökonomierat; dem Universitätsbuchhändler Wilhelm Braun zu Marburg der Charakter als Kommissionsrat.

Ernannt: Regierungsrat Dr. jur. Schmid, bisher in Kassel, zum Oberregierungsrat und Dirigenten der Kirchen- und Schulabteilung bei der Königlichen Regierung in Magdeburg; Referendar Reymann zum Gerichtsassessor; Pfarrer Dippel zu Vollmarshausen zum Pfarrer in Immenhausen; Reichsbankkassierer Schefold zum Oberbuchhalter bei der Reichbankstelle in Kassel; Intendantursekretär Schubert zu Kassel zum Geheimen expedierenden Sekretär und Kalkulator im Kriegsministerium; Oberzollsekretär Badenhausen zum Oberzollkontrolleur in Leer.

Versetzt: Baurat Tieling nach Kassel; Bauinspektor Stracke von Kassel nach Hohensalza; Regierungsbaumeister Wolle von Kassel nach Münster; Reichsbankvorstand Haupt von Eschwege an die Reichsbanknebenstelle in Kaiserslautern.

In den **Ruhestand** versetzt: Steuerinspektor Klein zu Eschwege vom 1. April ab.

Beigelegt: dem Vorsteher des städtischen statistischen Amts Dr. phil. Rickes zu Kassel die Amtsbezeichnung „Direktor".

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: die Gerichtsassessoren Dr. jur. Cappenberg und Kästner zu Kassel.

Verlobt: Zollsekretär Otto Wunsch in Herbesthal mit Fräulein Madeleine Longtain in Welkenraedt.

Vermählt: Rittergutspächter Adolf Badenhausen in Freudenthal bei Witzenhausen mit Fräulein Elly Apel (Haemelerwald bei Hannover, 20. Februar).

Geboren: ein Sohn: Buchdruckereibesitzer Heinrich Weidemeyer und Frau Else, geb. Golze (Kassel, 3. März); Pfarrer Scheele und Frau (Kassel, 6. März); Geometer Foltz und Frau Lina, geb. Traumüller (Alsfeld, 9. März); — eine Tochter: Landmesser E. Krafft und Frau Kläre, geb. Kirchhoff (Marburg, 10. März).

Gestorben: Kaufmann Daniel Giesler aus Frankenberg (Washington, D. C., 16. Januar); Juwelier Ignatz Haberl aus Hanau (Denver, Col.): Ehefrau des Kgl. Hegemeisters Otto, geb. Herzfeld (Goßfelden, 27. Februar); Privatmann Julius Peilert, 71 Jahre alt (Schmalkalden, 27. Februar); Leutnant a. D. Friedrich von Wickede, 58 Jahre alt (Marburg, 1. März); Lehrer Heinrich Sinning, 61 Jahre alt (Kassel, 1. März); verw. Frau Mathilde von Schulz, geb. Looff, 74 Jahre alt (Kassel, 3. März); Postverwalter a. D. Traugott Sippel, 75 Jahre alt (Kassel, 4. März); verw. Frau Oberförster Rembe, Elise, geb. Plitt, 79 Jahre alt (Marburg, 5. März); Ehefrau des Rechnungsrats Trebing, Lonny, geb. Bott (Marburg, 6. März); Fabrikdirektor Georg Hesse, 59 Jahre alt (Schauenstein bei Obernkirchen, 7. März); Sanitätsrat Dr. Schumann (Hersfeld, 7. März); Landgerichtssekretär Karl Kramer, 48 Jahre alt (Kassel, 7. März); Kaufmann Fr. Wilh. Sperber, 53 Jahre alt (Kassel, 8. März); Oberlandmesser Karl Maria Mabert, 62 Jahre alt (Frankenberg, 8. März); Metropolitan August Bernhard Christian Vilmar, 53 Jahre alt (Schmalkalden, 9. März); Gymnasialprofessor a. D. Dr. Karl Weidenmüller, 65 Jahre alt (Marburg, 9. März); Frau Konsul Ottilie Auguste Schöffer, 61 Jahre alt (Amsterdam, 9. März); Frau Anna Althaus, geb. Robert, Witwe des Geh. Regierungsrats (Kassel, 9. März); Kaufmann Eduard Ihlée, 70 Jahre alt (Kassel, 10. März); Postdirektor a. D. Kunisch, 81 Jahre alt (Marburg, 10. März); Privatmann Georg Gruneberg, 81 Jahre alt (Kassel, 11. März); Fräulein Amalie Escherich, 73 Jahre alt (Kassel, 13. März); Frau Minna Haupt, geb. Heußner, 77 Jahre alt (Rinteln, 13. März); verw. Frau Oberstleutnant Karoline Claus, geb. Nagell (Kassel, 13. März); Kgl. Amtsrat Ferdinand Klostermann, 79 Jahre alt (Kassel, 14. März); Oberst a. D. von Barbeleben, 73 Jahre alt (Kassel, 15. März); Kgl. Opernsängerin Frau Ottilie Porst (Kassel, 16. März).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 7. 23. Jahrgang. Kassel, 2. April 1909.

Die letzten auswärtigen Mitglieder der Kasseler Kunstakademie.

Von Hermann Knackfuß.*)

Der im Jahre 1840 zum Akademiedirektor ernannte Geheime Hofrat Ludwig Sigismund Ruhl hatte ohne Zweifel die ernste Absicht, die Zustände an der seiner Leitung unterstellten Akademie zu bessern. Er verfaßte, ohne die übrigen Mitglieder der Direktion zu Rate zu ziehen, eine lange und ausführliche Denkschrift, die er im Juni 1841 dem Kurprinzen und Mitregenten überreichte, eine Darstellung der bestehenden Einrichtung der Akademie mit einigen Verbesserungsvorschlägen. Ernste, schwere Gedanken sprach er darin klar und offen aus. Auf diese Eingabe ließ der Regent dem Geheimen Hofrat Ruhl die Aufforderung zugehen, die Vorschläge gemeinschaftlich mit den übrigen Mitgliedern der Akademiedirektion zu beraten und dann darüber einen vollständigen Bericht dieser Direktion an das Ministerium des Innern zu veranlassen. — Die Direktionsmitglieder, Oberbaudirektor Bromeis und Hofrat Niemeyer, waren mit Ruhl in bezug auf dessen Darlegung einverstanden. Am 6. August 1841 wurde der Bericht zu den Verbesserungsvorschlägen des Direktors fertiggestellt.

*) Aus H. Knackfuß, „Geschichte der Königlichen Kunstakademie zu Kassel". Verlag von G. Dufayel zu Kassel.

Mehr als ein Vierteljahrhundert nach der Absendung dieses von den besten Absichten eingegebenen Berichtes hat der Akademiedirektor Ruhl dessen Konzept beim Blättern in alten Akten wieder in die Hände bekommen. Da hat er darunter geschrieben: „Pro nota. Hierauf ist bis anno 1867 noch kein Beschluß erfolgt."

Aber damals, als der Bericht eingereicht war, erhoffte er alles von seinen Verbesserungsvorschlägen. Er war überzeugt, daß es zu einer entsprechenden Änderung der Statuten kommen würde. Um dabei Muster zu Rate ziehen zu können, die sich durch ausgezeichnete Erfolge in ihrer Anwendung bereits erprobt hatten, richtete er am 18. Januar 1842 ein in fünfmaliger Ausfertigung von der Direktion unterzeichnetes Schreiben an die Leiter der Akademien zu Dresden, München, Berlin, Düsseldorf, Kopenhagen, mit der Bitte um Übersendung der dortigen Statuten, Stundenpläne und Besoldungsetats.

Das Eingehen der Antworten von den verschiedenen Akademievorständen — nur Düsseldorf hat nicht geantwortet — gab Veranlassung, den Dank durch Erteilung der Mitgliedschaft abzustatten. Seit einer Reihe von Jahren hatte die Kasseler Akademie keine auswärtigen Mitglieder

mehr erwählt, vielleicht aus wohlbegründeter Bescheidenheit — denn der von Ruhl tatsächlich angegebene Grund, daß das Fehlen von Diplomformularen als Hindernis betrachtet worden sei, kann doch kaum ernst genommen werden. Jetzt bot Höflichkeitsverpflichtung eine Gelegenheit, die um so eher zu ergreifen war, als ein baldiger Aufschwung der Akademie durch Umgestaltung ihrer Einrichtungen vermeintlich in sicherer Aussicht stand. Schon im Januar 1842, noch ehe die Schreiben abgesandt waren, regte Ruhl die Herstellung von Diplomen an. Ob Zeichnung oder typographische Ausführung, das war die zuerst behandelte Frage. Alle zur Druckwiedergabe einer künstlerischen Zeichnung geeigneten Techniken erschienen zu teuer, mit Ausnahme der Lithographie, und für diese gab es in Kassel keine als brauchbar in Betracht kommende Anstalt; das Ausland in Anspruch zu nehmen, gerade in diesem Falle, wäre beschämend gewesen. Also typographische Herstellung. Die verschiedenen Druckereien Kassels wurden zum Einreichen von Druck- und Schriftproben aufgefordert. Nichts von dem, was vorgelegt wurde, war wirklich befriedigend. Aber etwas mußte doch gewählt werden. Schließlich kam ein Diplom heraus, das, trotz der Anwendung von Golddruck und verzierten Buchstaben, wirklich nicht als geschmackvoll bezeichnet werden kann und dessen kleines Format Niemeyer bemängelt, Ruhl mit Zweckmäßigkeitsgründen verteidigt hat. Für das große Akademiesiegel war kein Platz innerhalb des breiten Zierrandes. Die Entscheidung der Frage, ob das Siegel in Oblate mit Papierüberlage oder in Siegellack aufgedruckt werden sollte, kostete viel Hin- und Herschreiben. Zur Aufstellung der Vorschlagsliste wurde unglaublich viel geschrieben und beraten, überlegt und gestritten. Gegen Ende März 1843 war man endlich so weit, daß man vom Kurprinz-Mitregenten, durch Vermittelung des Ministeriums des Inneren, die Ernennung von neun Künstlern zu ordentlichen Mitgliedern und außerdem von drei einflußreichen hohen Staatsbeamten zu Berlin, St. Petersberg und Rom zu Ehrenmitgliedern erbitten konnte. Die Künstler waren: Professor Bendemann und Professor Matthäi zu Dresden, Oberbaudirektor und Akademiedirektor Gärtner zu München, Akademiedirektor Schadow, Direktor von Cornelius, Professor Rauch, Oberbaudirektor Stüler zu Berlin, Akademiedirektor Lund zu Kopenhagen und Inspektor Pelissier zu Hanau. Von dem Kopenhagener Maler Lund wußte zwar niemand etwas in Kassel; aber er wurde gewählt, weil er zufällig das von der dortigen Akademie übersandte Antwortschreiben unterzeichnet hatte. Als nachträglich, im Mai 1843, noch ein Schreiben aus Kopenhagen einging, das die Unterschrift Thorwaldsens trug, wurden, nach schnell erfolgter einstimmiger Annahme durch die Professoren, auch der Etatsrat Ritter Thorwaldsen und der Baudirektor Hansen zu Kopenhagen als ordentliche Mitglieder vorgeschlagen und, ebenso wie die übrigen, bald bestätigt. — Das war die letzte Ausübung des Rechtes des Kasseler Akademie, Mitglieder zu erwählen.

Die Dankschreiben, die auf die Mitteilung der Ernennungen und die Übersendung der Diplome eingingen, haben eine schätzbare Sammlung von Künstlerbriefen zu den Akademieakten geliefert. Nur wenige der neuen Mitglieder — unter ihnen Thorwaldsen — haben die so vielen Künstlern anhaftende Scheu vor dem Briefschreiben auch in diesem Falle nicht überwinden können. Wahrhaft ergreifend ist das Schreiben des alten Dresdener Galeriedirektors Matthäi, der in der vollen Erkenntnis, daß die Zeit über seine Kunst hinweggegangen ist, es um so dankbarer empfindet, daß man ihn in Kassel noch nicht zu den Vergessenen zählt. In Christian Rauch hat die Ernennung alte Erinnerungen wachgerufen; er gedenkt der Jugendzeit in dem stillen Arolsen, da seine Sehnsucht und Wünsche ihr Ziel und Glück jenseits der schönen blauen hessischen Berge träumten; und des erreichten Glückes gedenkt er, wie er in eines tüchtigen Lehrers Werkstatt aufgenommen wurde und von Christian Ruhl zu Kassel den ersten Unterricht in seiner Kunst empfing, und wie die im Jahre 1796 ihm erteilte akademische Prämie der kleinen silbernen Medaille seine jugendlichen Vorsätze in Tat und Beharrlichkeit stärkte.

Der alte Christian Ruhl hat dieses Zeugnis dankbaren Erinnerns von seiten seines besten Schülers nicht mehr zu Gesicht bekommen. Er starb im nahezu vollendeten 78. Lebensjahre im Herbst 1842. Mit ihm ging ein lebendes Stück Akademiegeschichte dahin. Er hatte als junger Schüler der Eröffnungsfeier am 18. Oktober 1777 beigewohnt. Frohgemut hat er die große Bildungsreise unternommen zu einer Zeit, wo die Kasseler Akademie weithin in Ansehn stand; und aus Rom zurückgekehrt, hatte er daheim Arbeit und Ehre gefunden. Ihm vertraute Wilhelm IX. die Aufgabe an, ihm in der Kapelle der Löwenburg im Voraus das Grabmal zu meißeln. Als dann nach der Vollendung von Wilhelmshöhe wie mit einem Schlage in Kassel die Kunsttätigkeit aufhörte und die Akademie ihre Bedeutung verlieren mußte, da griff der Tischlerssohn mit starken Arbeiterhänden ein und rettete der Anstalt, an der er wirkte, durch Einführung des Unterrichts

für Handwerker einen Daseinszweck. Während der Fremdherrschaft hielt er, obgleich er persönlich keine Not litt, treulich bei den minder begünstigten Gefährten im Kampfe um das Fortbestehen der Akademie aus. Und als nach der Wiederherstellung des Kurfürstentums für die Akademie die Zeit der großen Enttäuschungen kam, tat er still und zurückgezogen noch dreißig Jahre lang seine Pflicht. In armseliger Gegenwart knüpfte er an glänzende Erinnerungen Träume der Zukunft. Er sah seine beiden Söhne nacheinander als seine Vorgesetzten. Und wenn auch der Stolz des Vaters nicht immer im Einklang sein mochte mit den Überzeugungen des Künstlers und Lehrers, so mußte doch die Erkenntnis des großen und ernsten Bemühens, mit dem der Akademiedirektor bessere Verhältnisse herbeizuführen suchte, sein hoffnungsstarkes Gemüt mit der besten Zuversicht erfüllen, daß der Anstalt, der er als Schüler und Lehrer 64 Jahre angehört hatte, neues Leben und reiche Wirksamkeit bevorstehe. — Als Künstler hat Christian Ruhl, der nicht nur als Bildner sondern auch als Radierer tätig war, sich das beste Denkmal gesetzt in den vielen schönen Grabsteinen, die er für den Friedhof zu Kassel ausführte. Schade, daß bei der Aufräumung des Friedhofes, die durch den Bau der neuen lutherischen Kirche notwendig wurde, manche der Steine in einer Weise umgesetzt worden sind, die ihre eingehende Betrachtung fast unmöglich macht.

Ein Spaziergang nach Bergen.

Eine geschichtliche Plauderei zum 150. Jahrestag der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759.

Von Th. Endemann.

Frankfurt a. M. fesselt uns beim ersten flüchtigen Bekanntwerden mit der Stadt sofort durch den ehrwürdigen Ernst einer großen geschichtlichen Vergangenheit, die hier auf Schritt und Tritt zu uns redet. Je länger wir in der alten Reichsstadt weilen, desto enger umschlingt uns dies magische Band, das, aus unendlich vielen feinen Fäden der Erinnerung zusammengesponnen, sich so leicht nicht wieder abstreifen läßt.

Aber nicht nur in dem engen Bezirk der alten Stadt, den die aus der früheren Umwallung umgeschaffene Promenade umzieht, wirkt dieser Zauber, nein diese Fäden fliegen und flirren wie Spinnengeweb an sonnigen Herbsttagen auch außerhalb der Tore über die weitausgedehnten Gärten und Felder, soweit die Kreuzblume des alten Pfarrturmes zu sehen ist und soweit das machtvolle Geläut der herrlichen Kaiserglocke grollt und dröhnt.

Ein schöner Herbstspaziergang vom Friedberger Tor nach dem benachbarten Bergen brachte mir das einst so recht zum Bewußtsein.

Gleich beim Austritt aus dem Friedberger Tor schweben uns diese Erinnerungen entgegen:

Unmittelbar vor uns erhebt sich das „Hessendenkmal", das dem Platz vor dem Friedberger Tor seinen eigenartigen Charakter verleiht. Auf einer Felsenpyramide liegt ein mächtiger Marmorwürfel, in dessen vier Seitenflächen eiserne Tafeln, mit Inschriften versehen, eingelassen sind. Oben auf dem Würfel ruht eine künstlerisch schön angeordnete eherne Trophäe, bestehend aus einem griechischen Hoplitenhelm mit Schild und Schwert, einer Keule und Löwenhaut und einem Mauerbrecher mit Widderkopf. Wie die Waffen mit Löwenhaut und Keule wohl andeuten sollen, daß hier einst Krieger mit der Tapferkeit und Kraft des Herakles gekämpft haben, so weist der Mauerbrecher darauf hin, daß es sich bei diesem Kampfe um die Zerschmetterung und Erstürmung feindlicher Festungswerke gehandelt hat. Das Monument ist, wie die Inschrift auf der westlichen Seitenfläche des Würfels bezeugt, den mit den Preußen verbündeten „tapferen Legionen" der Hessen von dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen errichtet worden als Denkmal ihrer bei der Erstürmung des Friedberger Tors, am 2 Dezember 1792, bewiesenen Tapferkeit.

Der Kampf um das Friedberger Tor und die Erstürmung Frankfurts durch die Hessen*) stellt eine Episode des ersten Koalitionskrieges gegen Frankreich dar.

Nach der Kanonade von Valmy drang ein französisches Freikorps unter Custine an der Flanke des preußischen Heeres vorüber bis Mainz vor, und Mainz, die erste Festung Deutschlands, öffnete ihm ohne Widerstand die Tore. Ein Detachement dieses Korps unter Neuwieger besetzte am 22. Oktober 1792 Frankfurt, das sich wegen des schlechten Zustandes seiner Befestigungswerke nicht zu verteidigen wagte. Allzu lange sollte indes die Herrschaft Custines über Frankfurt nicht dauern. Schon am 28. November nahmen hessische Truppen unter Oberst Schreiber den Franzosen das von ihnen besetzte Bergen nach hitzigem Gefechte ab. Noch an demselben Tage wurde von Bergen aus

*) Vgl. „Hessenland" 1892, S. 294, 306: „Ein hessischer Ehrentag" von F. Zwenger.

ein Stabsoffizier nach Frankfurt geschickt, um die Übergabe der Stadt von den Franzosen zu verlangen. Diese Forderung wurde abgeschlagen, und so rückten am 1. Adventssonntag (2. Dezember 1792) mehrere Bataillone Hessen unter der Führung des Prinzen von Hessen-Philippsthal zum Sturme gegen das Friedberger Tor.

Länger als eine Stunde währte der Kampf. Endlich drangen die Hessen, nachdem ein Bürgerhaufen die Besatzung des Tores überwältigt und den Angreifern das Tor geöffnet hatte, ein und jagten die Franzosen aus der Stadt hinaus.

Aber die Tapferen hatten schwere Verluste erlitten. Zweihundert von ihnen lagen tot oder verwundet auf dem Platz vor dem Tore; auch der heldenmütige Führer der Kurhessen, Prinz Karl von Hessen-Philippsthal, war gefallen.

Nördlich des Friedberger Tores bietet die Friedberger Landstraße wenig Interessantes. Sie hat durchaus den Charakter einer modernen Vorstadtstraße: rechts und links hochragende Mietskasernen, zwischen denen hin und wieder ein altes Gartenhaus oder eine alte Fuhrmannskneipe eingeklemmt stehen, die bis jetzt der Vernichtung entgangen sind. Und doch verstecken sich auch unter dieser modernen, reizlosen und gleichgültigen Erscheinung große Erinnerungen.

Auf dieser Straße ging am Schlachttage von Bergen der kaiserliche Rat Herr Johann Kaspar Goethe den erhofften deutschen Siegern entgegen. Sein großer Sohn berichtet uns über diesen vergeblichen Gang in „Dichtung und Wahrheit": „Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese (die Alliierten) gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit den gehofften Siegern entgegen zu gehn, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. — Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Tore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten, nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wanderer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für geratener zurückzugehen, und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuerns hätte klar machen sollen, daß alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei."

Es ist bekannt, welche Rolle dieser Tag noch infolge des Zerwürfnisses zwischen dem im Goetheschen Hause einquartierten Königsleutnant Grafen Thoranc und Goethes Vater im Goetheschen Familienleben spielen sollte. Heutzutage beginnen die Frankfurter Gärten erst ungefähr 1 ½ Kilometer nördlich vom Friedberger Tor und setzen sich bis zur Friedberger Warte fort, die, im Jahre 1476 an der Frankfurter Landwehr errichtet, noch heute mit ihrem viereckigen, hoch ummauerten Hof und ihrem schlanken behelmten Turm ein stattliches Bild mittelalterlicher Befestigung bietet. — Jenseits der Friedberger Warte führt die Landstraße durch freies Feld. Ich folge ihr noch bis zu dem einsam gelegenen Wirtshaus und Gehöft „Heiligenstock", um dann rechts in einen nach Bergen führenden Feldweg einzubiegen. In Heiligenstock werde ich wieder an die Bergener Schlacht erinnert. In der Wand eines Wirtschaftsgebäudes an der Landstraße steckt eine Kanonenkugel, die in dieser Schlacht ihren Weg hierher gefunden haben soll. Nach einer anderen Überlieferung stammt sie allerdings aus dem Scharmützel her, das im Jahre 1792 bei Bergen stattfand (s. o.). — Mein Feldweg führt mich auf die weit ausgedehnte Hochfläche östlich von Heiligenstock, auf der sich der Aufmarsch der Franzosen zur Schlacht bei Bergen am 12. April 1759 vollzog. Die Schlacht fand am 13. April 1759, an einem Karfreitag, statt, und wurde voreilig von der Vorhut der Alliierten durch einen ungestümen Angriff auf das von dem rechten Flügel der französischen Armee besetzte Dorf Bergen eröffnet. Dieser heldenmütige Angriff, von den drei Bataillonen Dehne, Gramm und Zastrow unter dem Kommando des hessischen Generalmajors von Gilsa unternommen, hatte von vornherein wenig Aussicht auf Erfolg. Zunächst waren die Angreifenden viel zu schwach, denn die Franzosen hielten Bergen in einer Stärke von acht Bataillonen besetzt und hatten außerdem einen kräftigen Rückhalt an mehreren westlich des Dorfes aufmarschierten Brigaden. Dazu kam, daß das Gelände dem Angriff große Schwierigkeiten bot: Vor dem Dorfe waren Hohlwege, die die Hessen nur in kleinen Haufen passieren konnten, desgleichen Zäune und Hecken, die sie überklettern mußten. Außerdem war Bergen von einer drei Fuß dicken Mauer umgeben, aus der zahlreiche mit Schießscharten versehene Rondele vorsprangen. Diese Mauer hatten die Franzosen am Tage vor der Schlacht noch besonders zur Verteidigung eingerichtet. Nichtsdestoweniger schien es zunächst, als ob der Tapferkeit der Grenadiere das Unmögliche gelingen sollte. Im ersten Anlauf nahmen sie mehrere vor der östlichen Front des Dorfes von den Franzosen angelegte Verhaue und trieben den Gegner bis in die Straßen von Bergen zurück, alles niedermachend, was sich ihnen außerhalb des Dorfes entgegenstellte; auch mehrere Geschütze fielen in

ihre Hände. — Leider mußten die Tapfern, zu schwach, um auch noch die Mauer von Bergen zu nehmen, und von der eigenen Armee, die noch im Aufmarsch begriffen war, nicht unterstützt, sich jetzt in einem ergebnislosen Feuergefecht gegen den hinter der Mauer trefflich gedeckten Gegner verbluten. Sie hielten aus, bis sie die letzte Patrone verschossen hatten; dann mußten sie zurück. Die eroberten Geschütze fielen wieder in die Hände der Feinde. Jetzt endlich kam die lang ersehnte Verstärkung. Der Generalleutnant Prinz von Isenburg, der soeben mit seiner Division auf dem Gefechtsfelde eingetroffen war, schickte sofort seine Avantgarde, ein hessisches Grenadierbataillon und sechs Schwadronen, zu Hülfe. Die Kavallerie mußte bald wieder zurück, da sie sich in dem schwierigen Gelände nicht betätigen konnte, die vier Infanteriebataillone aber drangen abermals bis zur Mauer, ja teilweise sogar bis in den Ort selbst vor. Mittlerweile hatte jedoch der Herzog von Broglio, der Oberstkommandierende der französischen Armee, die Verteidiger Bergens durch fünf Bataillone verstärkt, und die Hessen mußten abermals zurückgehen. — Dies bemerkend, führte der Prinz von Isenburg zwei neue Bataillone zur Unterstützung vor, aber sechs französische Bataillone, die Broglio um den Nordrand der Dorfes herumgeschickt hatte, fallen ihm in die rechte Flanke und überschütten seine Truppen mit ihrem Bataillonsfeuer. Noch ruft er seinen Leuten zu: „Frisch, Kinder, weichet nicht; Ihr streitet für Hessen und die gute Sache!", da sinkt er, zum Tode getroffen, vom Pferde. Eine Falkonettkugel war ihm mit dem Knopf des Oberrocks durch den Ordensstern in die Brust gedrungen. Der Tod des Prinzen entschied die Niederlage der Seinen. Sie gingen in Verwirrung zurück, und fünf Bataillonsgeschütze blieben stehen und fielen den Franzosen in die Hände. Nur mit Mühe konnte der Herzog von Braunschweig, der Feldherr der Alliierten, die zersprengten Bataillone wieder sammeln und ordnen.

(Schluß folgt.)

Die Münzprägungen im heutigen Kreise Grafschaft Schaumburg.

Der heutige Kreis Grafschaft Schaumburg bildete bis zum Jahre 1640 einen Bestandteil der damaligen Grafschaft Holstein-Schauenburg, deren Geschichte bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts zurückreicht. Man kann annehmen, daß in den ältesten Zeiten die eigentliche Stammgrafschaft Schauenburg vom Bistum Minden aus mit Münzen versorgt wurde, obwohl eine Urkunde des Stadtrates zu Rinteln vom 21. Oktober 1281 die Möglichkeit offen läßt, daß es damals einen Münzmeister zu Rinteln gab. Ein Briefwechsel vom Jahre 1509 zwischen den Brüdern Graf Anton I. (zu Schauenburg und Rodenberg 1498—1526) und Graf Johann IX. (zu Stadthagen und Bückeburg 1498—1527) läßt mindestens die Absicht der Prägung von Münzen erkennen, ebenso ein Vertrag vom 21. Januar 1512 zwischen dem erwähnten Grafen Johann IX. und dem Münzmeister Dietrich Baumgarten, doch läßt sich nicht feststellen, ob, wann und wo damals Münzen für die Grafschaft geprägt worden sind. Die ältesten mit Jahreszahl versehenen Münzen sind Pfennige Ottos V. (1533—76) vom Jahre 1538, über deren Prägeort aber nichts bekannt ist.

Mit den weitern Geprägen Ottos beginnt die Reihe der Münzen, über deren Herstellung urkundliche Nachweise von meist hinreichender Deutlichkeit vorliegen. Nachdem sich der Graf schon im Jahre 1559 eine ihm zusagende Münzordnung verschafft hatte, bot sich ihm am 17. Dezember 1566 Hermann Richerdes aus Hannover, vormals Münzmeister des Erzbistums Bremen, brieflich von Minden aus als Münzmeister an. Er wurde alsbald zur Errichtung einer Münzstätte nach Rinteln berufen, wo er 1567 seine Tätigkeit begann, indem er Fürstengroschen prägte. Zwar war er auf sechs Jahre angestellt, mußte aber wegen Streitigkeiten mit dem Kölner Probationstage längere Zeit die Münze ruhen lassen, begab sich sogar nach Minden zurück. Am 3. Juni 1573 wurde er abermals auf sechs Jahre angestellt und prägte zunächst Apfelgroschen mit der Jahreszahl 73. Ob er bis 1579 oder nur bis zum Tode des Grafen (1576) im Amte blieb, ist nicht bekannt.

Graf Adolf XIII. (1576—1601) hat nachweislich vor 1599 die Münze zu Rinteln wieder eröffnet und von dem Münzmeister Hans Mühlrad, vormals Münzmeister zu Minden, Apfelgroschen daselbst schlagen lassen. Der Probationstag zu Köln vom 5. Mai 1599 untersagte aber dessen weitere Tätigkeit in besonderer Münzstätte, da der Graf bereits eine Münzstätte zu Altona besaß und im übrigen nur der Besitz eigener Bergwerke von der Pflicht, nur in der Kreismünzstätte prägen zu lassen, befreite.

Graf Ernst III. (1601—22) eröffnete trotzdem die Münze zu Rinteln 1603 von neuem, nachdem er am 23. Dezember 1602 Henning Hanses

aus Osterode als Münzmeister berufen hatte. Der Wardein Jost Bruns aus Hildesheim erhielt seinen Wohnsitz zu Oldendorf angewiesen.

Im Jahre 1604 wurde die Münzstätte nach Oldendorf verlegt. Die Anlegung der Münze im eigenen Lande verteidigte der Graf den wiederholten Vorwürfen des Probationstages gegenüber mit der Behauptung, er sei jetzt im Besitz eines eigenen Erzbergwerkes, worauf der Probationstag am 7. Mai 1605 den Herzog zu Jülich, Kleve und Berg ersuchte, das Bergwerk in Augenschein nehmen, die Erze probieren und über den Befund Bericht erstatten zu lassen. Die Besichtigung hat sich jedenfalls lange verzögert, ist vielleicht nie geschehen, und es wurde noch am 8. April 1607 gebeten, einstweilen oder überhaupt von ihr abzusehen, da kurz vorher der Bergmeister des im Amte Schauenburg angelegten Bergwerkes gestorben sei. Jedenfalls ruhte einstweilen die Münztätigkeit zu Oldendorf, und Hanses wurde im Juli 1605 nach Altona versetzt. Aber man fand einen Ausweg, indem man am 11. April 1609 Oldendorf als Zweigstätte von Altona wieder eröffnete. Der Münzmeister blieb zu Altona, sandte aber seinen Gesellen Kaspar Kohl nach Oldendorf, um in des Münzmeisters Namen dort zu prägen. Nachdem einige Beschwerden vom Probationstag eingegangen waren, wurde Kohl entlassen, aber alsbald am 25. März 1611 Christoph Feistell aus Zellerfeld unter der Bedingung angestellt, daß er nur dann, wenn es der Kreis gestatte, auf Anordnung von Hanses münzen dürfe. Der Kreis sprach sich aber nachdrücklich gegen die Prägung der gräflichen Münzen in zwei Münzstätten aus, und so wählte man den neuen Ausweg, am 29. September 1614 Oldendorf und Altona als eine gemeinsame Münzstätte zu bezeichnen, eine Bezeichnung, die sich bis zum Ende erhalten hat. Zugleich wurde Feistell von neuem angestellt, überdies Henning Brauns als Wardein. Feistell erhielt den Titel Münzverwalter.

Am 29. September 1617 trat an seine Stelle Julius Bilderbeck aus Rinteln unter gleichzeitiger Anstellung seines Vaters, des Bürgermeisters Johann Bilderbeck zu Rinteln, als Provisor.

Im Jahre 1618 wurde die Münze von ihnen nach Rinteln zurückverlegt. Als Mitarbeiter und Silberlieferanten nahmen sie die Brüder Kaspar und Melchior Kohl und die Juden Eleasar Hirsch und Meier Wallich an. Die Münze, auf der jetzt zeitweilig mehr als zwanzig Personen beschäftigt waren, entwickelte sich allmählich zu einer sehr einträglichen Einnahmequelle, besonders da in großen Mengen kleine Münzen und diese meist minderwertig geprägt wurden. Wenn hierdurch den Untertanen dauernd erhebliche Geldverluste entstanden, so ist auch zu beachten, daß selbst noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Obrigkeiten nur in den dringensten Fällen Steuern auferlegen durften und man damit rechnete, sie für den Staatshaushalt ganz entbehrlich zu machen. Sie wurden eben durch eine indirekte Steuer, als welche die Münzminderwertigkeit anzusehen ist, ersetzt.

Am 24. April 1620 wurde die Münze abermals nach Oldendorf verlegt unter Ernennung von Kaspar Kohl zum Münzverwalter, der wiederum Eleasar Hirsch als Gehilfen annahm. Ihm folgte am 13. Oktober 1621 als Münzverwalter Justus Arnoldi aus Höxter, der alsbald einen Erweiterungsbau vornahm. Graf Justus Hermann (1622—35) bestätigte ihn am 7. Mai 1622 und gab ihm einen Gehilfen Ernst Beißner. Dieser trat noch in demselben Jahre, da Arnoldi plötzlich starb, an dessen Stelle. Er machte sich der Prägung unvorschriftsmäßiger Miserippen (Dreier) schuldig, weshalb am 2. August 1622 eine gründliche Untersuchung der Münze durch den Kanzler Reichard, den Notar Schubert und die beiden Bürgermeister Johann Loging und Heinrich vom Haus vorgenommen wurde. Die Stempel zu den Dreiern (mit unrichtigem Wappen) hatte der Goldschmied Jost Schacht angefertigt.

Der Nachfolger Beißners war 1623—24 Kaspar Gieseler, danach hat Feistell, der Münzmeister zu Altona, von dortaus die Oldendorfer Münze geleitet, wahrscheinlich bis 1635. Am 6. Juli 1635 wurde wiederum Kaspar Kohl angestellt, als Wardein Heinrich zum Busch. Graf Otto VI. (1635—40) bestätigte beide am 28. Dezember 1637 und 26. Juni 1638. Sie werden wohl beide bis 1640 amtiert haben.

Der Tod des letzten Grafen von Holstein-Schauenburg am 7. November 1640 führte zu einer Teilung des Landes. Hierbei wurde die Grafschaft Schauenburg in der Hauptsache zwischen Lippe und Hessen-Kassel geteilt. Graf Philipp von der Lippe, der mit Sophie, einer Tochter des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, verlobt war (vermählt am 18. Oktober 1644), begründete als Landesherr des Lippischen Anteils das Haus Schaumburg-Lippe, der Anteil Hessens aber wurde diesem einverleibt und bildet den heutigen Kreis Grafschaft Schaumburg.

Die Münzgerechtigkeit der alten Grafschaft blieb zunächst beiden Erben gemeinsam. Am 12. Dezember 1647 setzten sie fest, daß sechshundert Taler an kleinen Kupfermünzen in Gegenwart eines von den beiderseitigen Vertretern vereidigten Beamten

zu Rinteln geschlagen werden sollten. Zum Zeichen der Gemeinschaftlichkeit erhielten sie beide Wappen, den Löwen und das Nesselblatt.

Eine Konferenz zu Rinteln vom 28. September 1655 vereinbarte, daß „für diesmal" zu Kassel gemünzt werden solle, und zwar Pfennige, Matthier, Zweipfennigstücke und Mariengroschen. Die Münze zu Rinteln muß nicht mehr für Münzprägungen geeignet gewesen sein; denn es wurde auch erwogen, das noch vorhandene Münzgebäude zu Oldendorf (das Paterhaus im ehemaligen Kloster) wieder einzurichten, damit die Kasseler Münzbeamten dort jährlich eine Zeitlang tätig sein könnten. (Das Gebäude hat 1766 nicht mehr gestanden, doch hieß der Platz, an dem es gestanden hatte, damals noch „die Münze".) Der Plan wurde aufgegeben, die Prägung übernahmen zu Kassel der Münzmeister Arnold Galle und der Wardein Georg Bittner. Ein Rezeß vom 11. März 1658 änderte die Form des bisherigen Münzgemeinschafts-Verhältnisses dahin ab, daß jeder Teil den vertragsmäßig auf ihn entfallenden Anteil in eigener Münzstätte präge, Hessen in Kassel, Schaumburg-Lippe in Bückeburg. Von da an sind alle von Hessen für seinen Anteil an Schaumburg hergestellten Münzen in Kassel geprägt worden. Es sind zunächst bis 1680 mancherlei kleine Silbergepräge, dann erst von 1769 an 31 Jahrgänge von kupfernen „guten Pfennigen", der letzte von 1832.

Vorstehende kurze Zusammenstellung gebe ich auf Grund einiger größerer Arbeiten, die ich in den letzten Jahren veröffentlicht habe: Münzgeschichte der Grafschaft Holstein-Schauenburg, in der Zeitschrift für Numismatik, XXVI, Heft 4 (Sonderabdrucke in Kommission bei Zschiesche & Köder in Leipzig). — Die schaumburgischen Münzen des 17. Jahrhunderts nach der Teilung der Grafschaft, in den Blättern für Münzfreunde, XXXXI, Nr. 7—11. — Die Münzen und Medaillen von Schaumburg-Lippe, daselbst, XXXXI, Nr. 12, XXXXII, Nr. 1—4, — endlich als eine Art Zusammenfassung der beiden letztern: Schaumburg-Lippische Münzgeschichte (Verlag von C. G. Thieme zu Dresden-Altstadt).

Leipzig. Paul Weinmeister.

Westfälische Offiziere.

IV. Die Freiherrn von Hammerstein.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

(Schluß.)

Am 22. August erhielt Hammerstein den Befehl, sich an den General Brune anzuschließen, der bei Reichenberg im Lager stand. Am Abend rückten die Regimenter auf dem rechten Flügel dieses Lagers ein. Nachdem abgekocht und die Pferde besorgt, auch soweit nötig, beschlagen waren, wurde der Befehl ausgegeben, sich marschfertig zu halten; jeder Husar sollte bei seinem gesattelten Pferde stehen. Nach Anbruch der Dunkelheit gingen die Unteroffiziere herum und kündigten an, man werde bald wieder aufbrechen. Alles Sprechen und Rauchen sei verboten, die größte Stille solle herrschen, kein Trompeter blasen. Dann erfolgte plötzlich der leise Befehl zum Aufsitzen und zum Abbrechen zu Vieren. Lautlos, in geisterhafter Stille verließen die beiden Regimenter das Lager.

Die Mannschaften glaubten, es handele sich um einen Überfall des jenseits der Berge bei Liebenau gelegenen österreichischen Lagers. Sie hatten das größte Zutrauen zu Hammerstein und folgten ihm in der Gewißheit, daß er sie schon richtig führen würde. Auf einem schmalen Saumpfad, zwischen Felsen hindurch, dicht an den Biwaks der Franzosen vorbei ging der gefahrvolle Nachtmarsch. An steilem Abhang mußten die Husaren die Pferde führen, dabei hielt jeder den Schweif des vorhergehenden Pferdes in der Hand, um den Weg nicht zu verfehlen. Tief unten blitzten die Biwakfeuer der Franzosen. Alles ging in tiefster Stille vor sich. Hin und wieder stürzte ein Pferd. Es war Befehl gegeben, in solchen Fällen nur den Mantelsack zu retten — aber ein deutscher Husar verläßt sein Pferd nicht, und so gab es doch hin und wieder einen Aufenthalt. So überschritt man das böhmische Gebirge. Als am Morgen einige Husaren in einem Wiesengrund auf eine Patrouille ungarischer Husaren stießen, fiel es ihnen auf, daß diese sie von weitem freundlich begrüßte. Sie meldeten dies — und nun ließ Hammerstein zum Sammeln blasen und beide Regimenter zum Kreise einschwenken. Kaum war dies geschehen, als Leutnant le Goullon die erwähnte ungarische Patrouille gefangen einbrachte, die von Hammerstein sofort wieder freigegeben wurde. Dann wandte sich der Oberst an seine Husaren und forderte sie auf, das fremde Joch abzuschütteln und ihre Waffen von nun an dem

Kampfe für Deutschlands Freiheit zu weihen. Er werde sich dem nahen österreichischen Heere anschließen und hoffe, daß sie ihm folgen würden. Wer aber zur Knechtung Deutschlands der französischen Fahne folgen wolle, der möge frei und ungehindert sich entfernen!

Lauter Jubel antwortete auf diese Worte, Offiziere und Mannschaften waren einig, ihrem braven Obersten zu folgen. Nur der Major von Czernitzky vom 1. Husarenregiment, ein Pole, der bei Borodino ein Bein verloren hatte, aber mit einem hölzernen Bein seinen Reiterdienst weiter tat, sprengte aus dem Kreise heraus, salutierte und ritt weg.[1]) Als sich ihm niemand anschloß, brachte Hammerstein ein Hoch auf das deutsche Vaterland und den Kaiser Franz II. aus, in das alle einstimmten. Der Husar Ruhland aus Schiffelborn berichtet übrigens, Hammerstein habe sich nach seiner Anrede „glühnig" umgesehen und mit der Hand eine Bewegung nach seinen Pistolenhalftern gemacht, sodaß er keinem habe raten wollen, den Anschluß zu verweigern.

Mittlerweile war ein österreichischer General eingetroffen, der nach kurzer Unterredung mit Hammerstein die beiden Regimenter in das österreichische Lager bei Liebenau führte, wo sie alsbald dem Kaiser Franz den Fahneneid leisteten. Hammerstein hatte zur Bedingung seines Übertritts gemacht, daß die beiden Husarenregimenter in ihrem Bestande geschlossen verblieben, ihre Offiziere behielten, diesen und den Unteroffizieren ihr Rang belassen würde, die Verpflichtung für den österreichischen Dienst sich nur auf Kriegsdauer erstrecke und nach Friedensschluß die Mannschaften unter Belassung ihres Pferdes und ihrer Ausrüstung mit ehrenvollem Abschied entlassen würden. Alles dies ist von österreichischer Seite ehrlich gehalten worden. Die Regimenter erhielten schwarz-gelbe Schnüre und neue Standarten und bildeten nun unter Hammersteins Kommando die Kavalleriebrigade der österreichisch-deutschen Legion. Als solche nahmen sie 1814 am Kriege in Südfrankreich teil. Nach Friedensschluß wurde die Legion in Konstanz am 14. Juli 1814 aufgelöst und die Mannschaften, soweit sie nicht in österreichische Dienste treten wollten, unter Belassung ihrer Pferde in die Heimat entlassen. Einige Jahre später erhielten sie die österreichische Feldzugsmedaille.

Die 1. Eskadron des 1. und die 2. des 2. Husarenregiments, die am 22. August 1813 im Hauptquartier als Bedeckung des kommandierenden Generals Dienst taten und sich deshalb dem Übergang nicht anschließen konnten, wurden am 18. September 1813 von dem österreichischen Dragonerregiment Latour überfallen und gefangen genommen. Auch dieser Überfall war wohl verabredete Sache. Die beiden Schwadronen wurden nun wieder mit ihren Regimentern vereinigt, aber sie erhielten nicht die günstigen Bedingungen wie diese. Sie bekamen österreichische Offiziere und die Mannschaften mußten bei der Verabschiedung die Pferde abgeben. Die westfälischen Offiziere traten mit Ausnahme des Rittmeisters Schäffer in österreichische Regimenter ein.[2])

Die Folgen von Hammersteins Übergang waren von großer Bedeutung. Erst durch Hammerstein erfuhren die Verbündeten, daß Napoleon nicht nach Böhmen einbrechen wolle, sondern nach Schlesien aufgebrochen sei, wonach sofort die nötigen Entschließungen gefaßt wurden. In Kassel aber sah man ein, daß man sich, trotz der zahlreichen Ergebenheitsadressen, die wohl oder übel von den einzelnen Offizierkorps an den König gerichtet wurden, auf die deutschen Truppen nicht mehr verlassen konnte. Die Verhaftung des älteren Hammerstein und ähnliche Schritte wurden dadurch veranlaßt. Die zurückgebliebenen Teile der Husarenbrigade wurden aufgelöst, ihre Standarten in Ziegenhain feierlich verbrannt, Mannschaften und Offiziere anderen Regimentern einverleibt.

William von Hammerstein trat 1814 in österreichische Dienste und wurde Kommandeur des Regiments Merveld-Ulanen. 1823 wurde er Generalmajor, später Feldmarschall-Leutnant und Divisionär in Großwardein. 1833 trat er in den Ruhestand, wurde aber 1837 wieder angestellt. Nachdem er im Winter 1841/42 das 2. Armeekorps in Padua kommandiert hatte, wurde er 1846 kommandierender General in Lemberg, das er 1848 bombardierte und so die Ruhe daselbst wieder herstellte. Im November 1848 wurde er

---

[1]) Joseph von Czernitzky stand ursprünglich als Leutnant in der polnischen Armee, war 1807 mit den die 1. Schwadron der Chevaulegersgarde bildenden polnischen Lanziers in westfälischen Dienst getreten und wurde Januar 1808 Premierleutnant in der Chevaulegersgarde, 1809 Kapitän darin, 1. Juni 1810 Eskadronschef im 1. Husarenregiment, 15. August 1811 Kammerjunker, 13. September 1812 Ritter des Kronenordens, 29. Januar 1813 Major im 1. Husarenregiment, März 1813 Ritter der französischen Ehrenlegion. Er trat 1814 in russisch-polnische Dienste als Major und stand 1827 als solcher in einem polnischen Invalidenbataillon.

Es standen übrigens mehrere Franzosen als Offiziere in den beiden Husarenregimentern, die sich wohl schwerlich der deutschen Sache angeschlossen haben. Vielleicht hatte man sie an jenem Morgen entfernt oder sie standen bei den im Lande zurückgebliebenen Eskadrons.

[2]) Einer von ihnen, Johann Wilhelm Friese, Sohn des Pfarrers in Kloster Haina, starb bald darauf in Josephstadt.

General der Kavallerie, 16. Oktober 1849 Kommandant der 4. Armee. Am 11. März 1850 wurde er auf sein Ansuchen abermals in den Ruhestand versetzt. Er lebte dann, in zwei Ehen kinderlos geblieben, auf seiner Herrschaft Albrechtsberg bei Mölk und starb am 13. Februar 1861 in Brünn.

Wenn wir den beiden Männern, deren Lebensgang wir verfolgt haben, die volle Anerkennung ihrer Tüchtigkeit nicht versagen dürfen, so müssen wir ihnen andererseits auch ein gewisses Mitleid widmen. Denn beide haben bei ihren Zeitgenossen nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdienten. So berichtet uns Varnhagen von Ense[3]) von seinem Aufenthalt in Wien während des Kongresses über Hans von Hammerstein: „Auch den ehemals westfälischen General Freiherrn von Hammerstein sah ich öfter, gedrückt von einem schweren Geschick, das er in keinem Betracht verdient hatte. Die unglückliche Einrichtung des Königreichs Westfalen hatten auch ihn, wie so viele andere Männer, aus seinem natürlichen Verhältnis in diese aufgedrungenen gerissen, und als der Augenblick herannahte, dieses Mißgeschick durch freie Tat abzuwerfen, wich der falsche Boden unter ihm, während der rechte unerreichbar blieb. Seine großen Geistes- und Gemütsgaben, seine Gesinnung und seine Willenskraft waren ein besseres Los wert, von dem nur einigermaßen begünstigt, er unfehlbar unter den ausgezeichnetsten Helden der deutschen Sache geglänzt haben würde."

Über William Hammerstein schreibt Markgraf Wilhelm von Baden[4]), der als Kommandeur der badischen Truppen bis zur Eroberung Leipzigs und seiner Gefangennahme seine Truppen hatte für Napoleon kämpfen lassen: „Abends[5]) war ich auf einem Ball beim Fürsten Metternich. Der Zufall wollte, daß ich gerade mit dem Herzog von Braunschweig[6]) sprach, als der General von Hammerstein an mir vorüberging. Dieser war 1813 gleich nach Auflösung des Waffenstillstands mit zwei westfälischen Husarenregimentern zu den Österreichern übergegangen. Als der Herzog ihn gewahrte, sagte er zu mir: ‚Da geht auch einer, dessen Benehmen ich nicht billigen kann.‘ Ich traute meinen Ohren kaum, als ich aus dem Munde des Herzogs, der durch Napoleon Land und Leute verloren hatte, diese Worte vernahm. Da er sie aber wiederholte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu entgegnen: ‚Nun, Gott Lob! jetzt werden Eure Durchlaucht mein Benehmen in Leipzig wenigstens nicht tadeln.‘"

Beide Urteile dürften zu hart sein. Ein Mann, der, wie Hans Hammerstein, ohne sein Verschulden durch die Ungunst der Verhältnisse auf eine falsche Seite getrieben, nun in den einmal übernommenen Verpflichtungen ausharren zu müssen glaubt, verdient immerhin Anerkennung; wer aber, wie William Hammerstein, sich bei einer Entscheidung, die zum Wohle des Vaterlandes dienen soll, über die Pflichten des gewöhnlichen Lebens hinwegsetzt, darf ebensowenig getadelt werden. Große Entschlüsse im politischen Leben dürfen nicht mit dem alltäglichen Maße gemessen werden.

[3]) Denkwürdigkeiten, Bd. 6, S. 121.
[4]) Denkwürdigkeiten, Bd. 1, S. 367.
[5]) Am 18. Oktober 1814.
[6]) Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, der Führer des schwarzen Korps.

Ausstellung hessischer Künstler.

Von Ernst Zöllner, Kassel.

Der Kasseler Kunstverein sieht gegenwärtig Künstler aus Kurhessen, aus dem Großherzogtum Hessen, aus Wiesbaden und Frankfurt als Gäste bei sich. Der Wunsch der Redaktion dieser Zeitschrift bestimmt mich, hier nur die Leistungen der Kurhessen zu betrachten, und ich gestehe, dieser Wunsch kommt meiner Neigung entgegen. Höchstens wäre es mir Bedürfnis gewesen, über den Maler Prof. Richard Hölscher, Darmstadt, und über den Plastiker Joseph Limburg einige Worte zu sagen, aber im übrigen schweige ich gern. Es läßt sich schweigend so schön und treffend kritisieren! —

Die künstlerisch bedeutendste Persönlichkeit, die stärkste schöpferische Potenz, der wir auf dieser hessischen Ausstellung begegnen, ist ein Plastiker. Es ist August Gaul, der am 22. Oktober ds. Js. 40 Jahre alt sein wird, aus Großauheim bei Hanau stammt und ein Schüler des verspäteten Klassikers Reinhold Begas war — ohne daß es ihm etwas geschadet hat. Gaul ist heute unbestritten der größte lebende deutsche Tierbildhauer. Um ihn in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen, müßte man seine monumentalen Tierplastiken zur Betrachtung heranziehen. Indessen, der Kunstverein bietet nur eine Auswahl seiner kostbaren Kleinbronzen, und so wollen wir uns auf diese beschränken und nur der Vollständigkeit halber konstatieren, daß Gaul nicht nur ein Meister der Kleinbronze ist, daß er auch
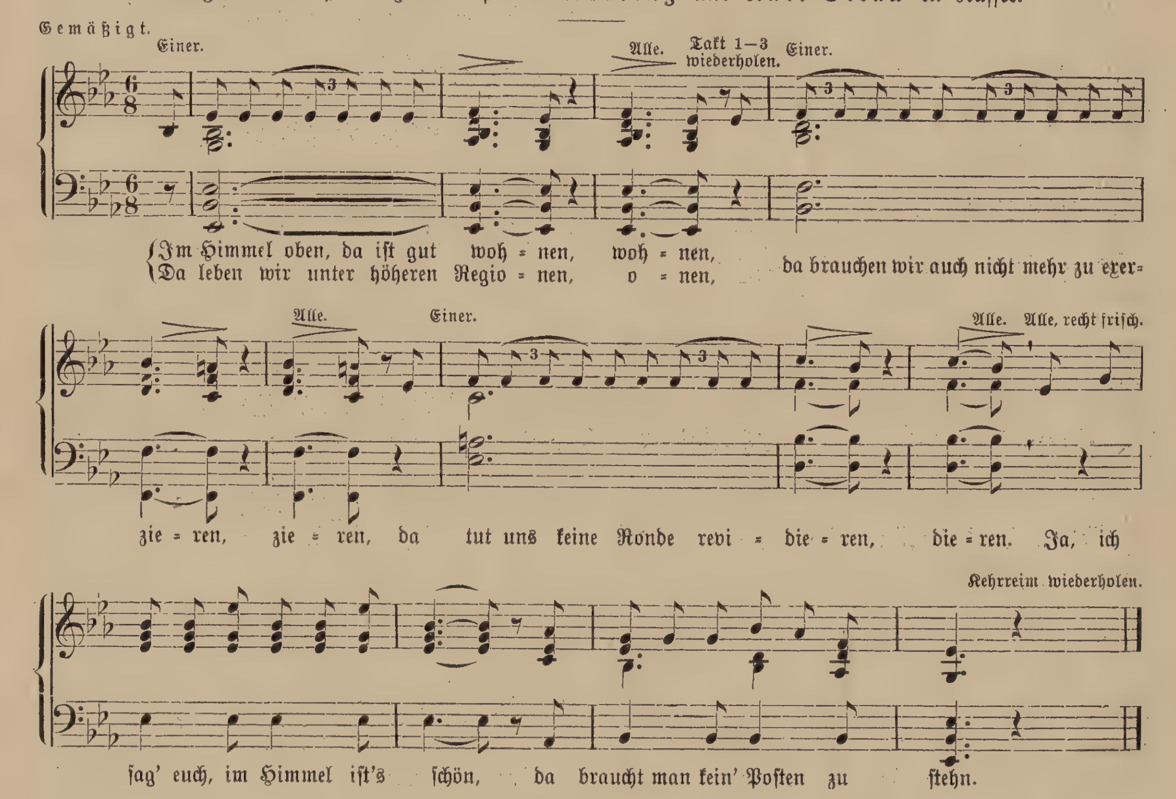
zum Monumentalplastiker von hoher Reife emporgestiegen ist. Betrachten wir im Kunsthause seine bronzenen Bären, Schafe, Strauße, Pelikane, Hühner usw. auf die Einzelformen, so fällt uns auf, wie naturwahr und -getreu, wie naturalistisch sie sind. Fassen wir aber jedes dieser Tierstücke als Ganzes ins Auge, so werden wir unbedingt die Empfindung haben, daß es sich bei keinem einzigen um einen Naturalismus sans phrase, um bloße, bis ins Äußerste konsequente Nachbildungen der Naturformen handelt, daß vielmehr jedes dieser kleinen Werke mit eminent feiner Erwägung der plastischen Wirkung konzipiert und komponiert ist, daß es ein bestimmtes künstlerisches Problem löst, sein plastisches Gesetz in sich trägt, kurz daß es Stil hat. Z. B. die Gruppe der beiden Schafe. Diese Schafe könnten in allen Einzelheiten, ja selbst in der Tönung der Bronze nicht naturwahrer sein, sie könnten nicht zwangloser, nicht einfacher und natürlicher nebeneinander gestellt sein. Aber der Künstler hat damit nun nicht etwa nur Schafe in Bronze nachgemacht. Das wäre allenfalls Geschicklichkeit und die hat, obzwar sie häufig mit Kunst verwechselt wird, mit dieser nichts zu schaffen. Der künstlerische Wert dieser Tiergruppe liegt in der eminenten Lebensillusion, die sie erweckt, in der Versinnlichung des Bewegungsdranges, der in diesen Körpern steckt. Und nun begreifen wir auch, warum die beiden Schafe so und nicht anders zusammengestellt sind, warum sich in der seitlichen Ansicht die acht Beine so und nicht anders überschneiden. Selbstverständlich — denn diese Überschneidungen ergeben mit ihrem Auf und Ab einen bestimmten Rythmus, einen Anreiz zur lebhaften Vorstellung einer fortschreitenden Bewegung. An dieser Bronze muß alles so sein, wie es ist, denn alles ist einer bestimmten künstlerischen Absicht untergeordnet, ist bei aller Natürlichkeit stilvoll im höchsten Sinne des Wortes. Gaul ist ein schöpferischer Künstler: er besitzt eine souveräne Beherrschung der Form, aber sie ist ihm nur Mittel zum Zwecke.

Nun zu den hauptsächlichsten malerischen und graphischen Gaben dieser Ausstellung. Dazu gehören die in den Valeurs feinfühlig abgewogenen, daher stimmungsvollen naturalistischen Landschaftsstudien von Otto Ubbelohde, zwei köstliche Radierungen und zwei Rahmen mit vielen Zeichnungen, deren ausdrucksvolle Liniensprache vom Geiste und Gefühl der Grimmschen Märchendichtungen beseelt ist, die durch diese Zeichnungen begleitet werden sollen. Paul Scheffer bringt ebenfalls eine Serie von Zeichnungen aus einem Bilderbuch, durch die Farbe unterstützte Tierdarstellungen voll realistischer Poesie, Ferdinand Koch ein schlichtes, in duftige Herbststimmung getauchtes Motiv aus dem hessischen Hügelgelände, Theodor Matthei ein zeichnerisch gutes, lebhaft koloriertes Bild der alten Fuldabrücke mit ihrer Umgebung, M. v. Hülleſſem ein in seinen Tonwerten mit malerischem Gefühl abgewogenes Bildnis einer alten Frau, Friedrich Fennel einige flott und frisch hingesetzte italienische Studien, Richard Jeschke eine liebevoll studierte Vorfrühlingsstimmung im Baunatal bei Guntershausen und die interessante Darstellung eines schwimmenden Wolken-Chaos über den herbstlichen Wäldern in der Umgebung des Dörnberg. Der auf der Insel Wollin lebende Kasseler Otto Lang zeigt mehrere Licht- und Luftstudien, bei denen sich eine wuchtige Impressionistentechnik etwas allzusehr um ihrer selbst willen aufdrängt. Heinrich Otto hat ein großes Gemälde „Jungvieh am Tümpel" geschickt, ein Bild ohne Bildwirkung, weil eine Raumverteilung nach künstlerischen Gesichtspunkten mangelt. Die einzige kompositorische Arbeit hat der abschließende Rahmen geleistet. Von Frieda Koeppel sieht man einige landschaftliche Spritzzeichnungen von künstlerischen Qualitäten, von Prof. Adolf Wagner u. a. zarte, mit dem Silberstift gezeichnete, diskret getönte Damenbildnisse und ein koloristisch interessantes Tiergemälde „Kropftauben". Hans Meyer ist mit einem in der Art der Münchener „Scholle" mit breiten, viereckigen Pinselstrichen gemalten Damenporträt vertreten. Die hell gekleidete Dame steht im zerstreuten Lichte eines Kiefernwaldes, das in seinen Wirkungen trefflich beobachtet ist. Ferner hat Meyer ein helles, modernes, hauptsächlich auf Grau und Weiß gestimmtes Interieur mit einem lesenden jungen Mädchen, das schummerige Halbdunkel eines Föhrenwaldes, den Beleuchtungseffekt eines Sonnenstrahles im aufziehenden Gewitter (Fuldatal) und das herbstliche Gold einer besonnten Kastanienallee (Karlsaue) gemalt. Die von den Professoren H. Knackfuß und Fritz Koch ausgestellten Arbeiten, sind die nämlichen, die schon im Vorjahre gelegentlich der Akademie-Ausstellung im „Hessenland" Erwähnung gefunden haben.

Aus dem kunstgewerblichen Gebiete sind Webereien von Frau Bertha Oréans (Entwürfe von Robert Oréans) zu nennen, deren dichte, verschlungene Ornamentik an die nordische Tradition anzuknüpfen sucht.

Hessisches Husarenlied aus dem Jahre 1862.

Mitgeteilt durch die Herren PeterKödding und Karl Strack in Kassel.



Im Himmel, da leben wir wie die Grafen,
Da können wir alle Morgen bis zehn Uhr schlafen,
Da brauchen wir uns nicht zu quälen und zu plagen,
Da wird auch keine Reveille mehr geschlagen.
Im Himmel, da ist es zu schön,
Da braucht man nicht so früh aufzustehn.

Im Himmel ist's schöner wie auf Erden,
Da haben wir auch keine Inspektion mit den Pferden,
Noch weder über die Kandare¹),
Da mag uns der liebe Gott vor bewahren!
Da putzt man weder Stiefeln noch Schuh,
Dorten genießt man die himmlische Ruh.

Im Himmel, da wird uns der liebe Gott noch belohnen,
Da schneidet der Menagemeister größere Portionen,
Da brauchen wir auch keine Kartoffeln zu schälen,
Das Gemüse können wir uns dort auswählen.
In der Menage²) ist alles parat,
Gibt's Suppe, Gemüse, Fleisch und Salat.

Im Himmel, da können wir noch famose Tage feiern,
Da brauchen wir auch keine Tische und Bänke zu scheuern,
Da brauchen wir uns nicht zu quälen und zu placken,
Da haben wir auch keine Inspektion mit Schabracken.³)
Im Himmel, da ist es stets rein,
Da braucht nichts gewaschen zu sein.

Im Himmel leben wir unter Sonne, Mond und Sterne,
Da haben wir auch keine Inspektion mit der Giberne⁴),
Noch weder über die alten Hosen,
Denn da leben wir unter den himmlischen Großen.
Denn was an das Himmlische grenzt,
Das wird nicht geputzt und geglänzt!

¹) Gebißstange. ²) Haushaltung. ³) Über den Sattel gelegte Pferdedecke. ⁴) Patrontasche.

Die Takte, die Einer singt, müssen, einem Rezitativ ähnlich, im Sprechton genommen werden. Dem verschiedenen Wortlaut der einzelnen Strophen gemäß sind die Noten jedesmal gleich lang zu singen. Die ersten acht Takte sollen demnach mehr einer Litanei gleichen, während die letzten vier Takte als Gegensatz zu der Eintönigkeit recht frisch vorzutragen sind.

Kassel, 20. Februar 1909.

Johann Lewalter.

In der Sixtina.*)

Skizze aus der Renaissance von M. Herbert.

Die Sixtinische Kapelle war an jenem Sommernachmittage menschenleer. Warmes, glutiges römisches Licht fiel durch die Fenster und warf goldenen Schimmer auf die mächtige Darstellung des jüngsten Gerichts über dem Hochaltar, aber die Deckengemälde Michelangelos waren schon in jene leichten Schleier purpurner Dämmerung gehüllt, die sie gleichsam in unabsehbare Fernen der Ewigkeit rückten.

Die Kapelle, das gewaltige Glaubens- und Kunstbekenntnis der Renaissance, das herrliche Denkmal des Mäzenatentums Papst Julius' II., hatte ihre große Stunde der Verklärung. All diese Gestalten, von einem einsam brütenden Riesengeist ins Dasein gerufen, nahmen ein intensives Leben an und füllten das Schweigen des feierlichen Raums mit ihren Stimmen.

Gellend ertönten die Posaunenklänge der halb dämonischen Geister, die wie ungefüge Titanen aus den Wolken sich niederbeugten, die letzte, schwere Entscheidungsstunde zu verkünden, die Toten und die Lebendigen vor den Stuhl Gottes zu laden. Man vernahm den ehernen Schritt des Weltenschicksals, man vernahm die donnernde Stimme des ewigen Richters, das Klagegeheul der stürzenden Verdammten und ihren grellen Angstschei, als die letzte Hoffnung verloren war. Man hörte auch das Jubellied der Geretteten, die Hymnen der Heiligen und Büßer und die Triumphgesänge der seligen Geister, die hoch droben in der ewigen Glorie das Kreuz und die Martersäule emporhielten.

„Siehe, Herr, diese Pfeile, die mich durchbohrten!" sprach Sankt Sebastian . . .

„Siehe, Herr, den glühenden Rost, auf dem ich Dich bekannte!" rief Sankt Laurentius.

Dazwischen aber erklangen die dumpfen Ruderschläge Charons im Styx, denn stetig glitt der Nachen, der die armen, zitternden, sündigen Seelen dem Lichte entführte, hinab an die Pforten der Unterwelt. Über all dem Grauen aber schwebte die Schöpfungsmelodie der Decke, das die Erlösung ersehnende Urweltslied, das die Seele des Michelangelo zu so herrlichen Harmonien der Farbe und der Form aufgelöst hat.

Zu dieser Stunde der Einsamkeit, in der die Geister redeten, trat ein Mann in die Kapelle, der schon hoch bei Jahren war. Aber noch lag über seiner hohen, gebietenden Gestalt jener Schimmer geistigen Fürstentums, der ihm einst die Herzen unterjochte. Nur das Antlitz hatte diesen Glanz nicht zu halten vermocht. Es war tief gefurcht von scharfem Denken, von leidvoller Erfahrung und enttäuschter Bitterkeit.

Dieser Mann war Leonardo da Vinci, der Naturforscher, der Ingenieur, der Mathematiker, der Bildhauer und Maler; der universellste Geist, den das schöne Florenz jemals der staunenden Welt geschenkt hat. Er schuf das Abendmahl des Herrn in Mailand, er schuf die seligsten Madonnen, die lieblichsten Engel und die gütigsten Frauen. Das Menschengesicht in seinen unendlichen Abstufungen hatte für ihn keine Geheimnisse. Er schuf das unvergeßliche Erlöserantlitz, das bestimmt war, Tausende in Not und Verzweiflung zu trösten.

Aber trotz des Rufes, den Leonardo in ganz Italien genoß, hatte man ihn in Rom nicht wohl aufgenommen und keine Aufträge für ihn gefunden. Er war ermüdet und verbittert vom langen Warten in den Vorsälen der Kardinäle und Fürsten, müde von vielen schnöden Abweisungen, erzürnt durch die kühle Haltung des Papstes, dem die politischen Sorgen keine Zeit ließen zur Pflege der Kunst. Leonardo schrieb dies alles auf die Rechnung des Michelangelo, obwohl dieser gerade nicht in Rom anwesend war. Leonardo wäre der erste Künstler Italiens gewesen, hätte Michelangelo mit seinem übermenschlichen Können nicht alle überflügelt.

Leonardo hatte die Sixtinische Kapelle bis jetzt nicht besucht. Eine Empfindung des Neides, ja des Hasses hatte ihn davon abgehalten. Es schien ihm, als würde hier seiner die größte Demütigung seines Lebens warten. Aber an dem Tage vor seiner Abreise aus Rom hatte es ihn doch hierhergetrieben — fast wider seinen Willen. Er kam herein, auf die Schultern des jungen Giovanni Boltraffio gestützt. Boltraffio war sein Lieblingsschüler, ihm in blinder Anhänglichkeit ergeben.

Nun stand Leonardo schweigend in der Kapelle. Seine Blicke wanderten, suchten und sogen sich fest an dem Ewigkeitswerke des Feindes . . .

Der Haß, der Neid, der Zorn, die Mißgunst in seiner Seele schwanden wie Schnee vor der Sonne vor dieser Fülle und Kraft. Selbstvergessen, über sich hinausgetragen, vernahm er die Hymnen des Glaubens und die einzelnen Töne von überirdischer Schönheit. Die Furchen in seinem Antlitz glätteten sich, sein erlöschender Blick belebte sich im Feuer der Jugend, die gebeugte Haltung wurde stolz und straff.

Boltraffio, der Jüngling mit dem feinen, klugen Wesen, sah staunend zu dem Meister auf. Er hatte gefürchtet, Leonardo werde zusammenbrechen unter der Erkenntnis, daß es nach der Schöpfung und dem jüngsten Gericht des Michelangelo für ihn auf

*) Das Stimmungsbild enthält einige zeitgeschichtliche Freiheiten. Die Verfasserin.

Erden nichts mehr zu tun gebe, denn Leonardo gehörte zu denen, die nicht an zweiter Stelle stehen können.

Aber Leonardo war größer, als Boltraffio geahnt hatte. Seine Liebe, sein Verständnis für das, was wahrhaft groß, wahrhaft mächtig, wahrhaft aus ewigem Geiste geboren war, erhob sich zu staunender Bewunderung. Er erlebte in sich die Erschaffung des Lichtes, die Erschaffung des ersten Menschen. Er fühlte das Wehen des Sturmes, der alle Geschehnisse vorwärts trieb, als sei er von einer göttlichen Flamme geboren. Er sank in die Knie vor dem unerhörten Können, das diese Unmenge heiliger, vorbildlicher Gestalten in den erregtesten Stellungen und Bewegungen erschuf.

Die Propheten und Sibyllen, die Engeldämonen und Titanen, die alttestamentlichen Menschen schienen mit Fleisch und Blut aus der Vergangenheit herabgestiegen zu sein.

Das war kein ausgeklügeltes Kunstwerk, das war eine Vision! Der das gemacht hatte, war ein so gewaltiger Seher, Künder und Prediger, wie es ein Jeremias, ein Ezechiel gewesen. Das war ein begnadeter Geist, ein Mensch, berufen, die trägen Zeiten aufzurütteln, die trägen Herzen zum Bewußtsein ihrer ewigen Bestimmung zu bringen, das Höchste zu sagen, in unsterblichen Werken von Gott zu zeugen. Vor solchen Werken versinkt der menschliche Maßstab.

Immer mehr sah Leonardo beseligt aus. Aber er brach sein Schweigen nicht, er war wie einer, der versunken und entrückt ist.

Endlich faßte Boltraffio sich ein Herz und fragte leise: „Wollt Ihr Euch nicht auf einer der Bänke ausruhen? Das Emporschauen greift Euch an."

Da kehrte Leonardo sich zu dem jungen Freunde, und jetzt war wieder Trauer in seinem Auge.

„O," sagte er, „Du hast den Kern der Sache getroffen, den großen Unterschied zwischen dem Terribile" — dem Schrecklichen — „und mir. Schon das Emporschauen zu diesem göttlichen Werke greift mich an, so meinst Du. Was aber muß denn der sein, der auf dem Rücken liegend ohne Gehülfen dieses Wunderwerk schuf, der nicht abließ, bis seine eigene Hand den letzten Strich an der Decke getan? Ja, darin liegt der unermeßliche Abstand, der zwischen Michelangelo und einem gewöhnlichen Sterblichen klafft. Ich sage Dir, Boltraffio, in aller Ewigkeit wird keiner aufstehen, dem ähnliche Gewalt gegeben, das Göttliche und Überirdische zu fassen und zu schildern."

Der Jüngling war betroffen. Er hatte Leonardo nie zagend und bescheiden gesehen, sondern immer als Sieger und Könner. Er wagte zu bemerken: „Herr Leonardo, Ihr vergesset, was Ihr seid."

Da zog ein unbeschreiblicher Zug von Hoheit und Größe über Leonardos Züge:

„Nein, mein Knabe, das vergesse ich nicht. Auch ich ward begnadet. Auch ich sah in einer himmlischen Stunde das Antlitz des Erlösers, und es ward mir gegeben, seine göttliche Güte, seine erbarmende Milde für die Menschen festzuhalten. Ich ward zum Tröster vieler erkoren, zum Erfreuer der Welt. Michelangelo aber ist ein Erwecker, ein unermeßlicher Erschauer der Dinge Gottes und der ersten Zeiten, ein Posaunenbläser des Gerichtes. Jeder auf seine Art, mein Boltraffio, jeder auf seine Art!"

Aus Heimat und Fremde.

100 Jahre werden am 9. April seit der Geburt Friedrich Oetkers, des einst so populären „Volkstribunen Hessens", verflossen sein. Er entstammte einer bäuerlichen Gutsbesitzerfamilie, seine Wiege stand im Dorfe Rehren in der Grafschaft Schaumburg. Auf dem Gymnasium zu Rinteln schloß er enge Freundschaft mit Franz Dingelstedt, und beide bezogen auch gemeinsam die Marburger Universität. 1835 wurde Oetker Rechtspraktikant beim Stadtgericht in Kassel und erregte einige Jahre später viel Aufsehen durch Aufsätze und Gedichte, in denen er die kleinstaatlichen Verhältnisse der Residenzstadt satirisch behandelte, worin er von Dingelstedt, der 1836 als Gymnasiallehrer nach Kassel versetzt worden war, unterstützt wurde. Oetker redigierte auch den von Dingelstedt begründeten, 1842 wieder eingehenden „Salon". Mitte der 40er Jahre geißelte er in nichthessischen Blättern mit großer Schärfe die Mißregierung in Hessen sowie die Herrschaft der Orthodoxie und gewann in Kurhessen selbst seit den Märztagen 1848 rasch an Einfluß. In der von ihm gegründeten „Neuen hessischen Zeitung" — wir folgen hier seinem Biographen Wippermann in der A. D. B. — unterstützte er die Bestrebungen des Märzministeriums und geriet bald in heftigen Kampf mit den Demokraten. An den Verfassungskämpfen nahm er lebhaften Anteil und weilte, steckbrieflich verfolgt, jahrelang in der Verbannung. Erst 1859 ließ er sich wieder in Kassel nieder und begründete am 10. November dieses Jahres die „Hessische Morgenzeitung"; in ihr kämpfte er hartnäckig gegen die politische Neuordnung und hatte bald mit seinem Verlangen nach Herstellung der Verfassung von 1831 den größten Teil der Bevölkerung hinter sich. Nach der Besitzergreifung Hessens durch Preußen trat er für möglichste Wahrung der Rechtseigentümlichkeiten des Landes ein. 1868—74 gehörte

er dem hessischen Kommunallandtag an, 1867 bis 1881 dem Abgeordnetenhause, im Reichstag vertrat er bis zu seinem Tode als Angehöriger der nationalliberalen Partei den Kreis Rinteln. Seine in 2 Bänden erschienenen „Lebenserinnerungen" sind wichtig für die politische und die Kulturgeschichte Kurhessens; einen dritten Band gab nach Oetkers Tode ein Neffe heraus. Am 17. Februar 1881 starb Friedrich Oetker einsam und vergessen im Augusta-Hospital zu Berlin, im selben Jahr, in dem sein Freund Dingelstedt mit den höchsten Ehren zur Ruh bestattet wurde. Während seines ganzen Lebens war er ein Freund der Armen gewesen. Die Honorare für seine literarischen Arbeiten sandte er regelmäßig an Wohltätigkeitsanstalten seiner Heimat, namentlich an das Diakonissenhaus in Treysa, in dem er sich eine Kammer reserviert hatte; sein Wunsch, in ihr zu sterben, wurde ihm nicht erfüllt, aber auf dem neuen Kasseler Friedhof ruht er in hessischer Erde. Julius Rodenberg sagt in seinem Buch „Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker" von ihm: „Wir finden an keiner Stelle seines langen Lebens auch nur die mindeste Spur davon, daß er ehrgeizig gewesen, weder in der Schule, noch auf der Universität, noch in seiner Berufstätigkeit, noch in seiner politischen Laufbahn. Er diente niemals irgend einem persönlichen Zwecke, sondern immer nur der Sache, mit der er sich und seinen Namen identifiziert hat."

Fuldaer Geschichtsverein. In der 3. diesjährigen ordentlichen Versammlung sprach stud. phil. Hohmann über „Die Fuldaer Zünfte im Mittelalter." Der Vortrag vermittelte in anschaulicher Weise das Verständnis für das Wesen der Zünfte, die dem Gewerbe Ruhe und Festigkeit sicherten, harmonische Beziehungen zwischen den Gliedern des Standes schafften, dem Einzelnen standesgemäßes Auskommen und der Allgemeinheit gediegene Arbeit garantierten, dabei den Konkurrenzkampf ausschalteten und so die kapitalistische Entwickelung hemmten, umsomehr aber die Einzelpersönlichkeit ohne Rücksicht auf „Bankdiskont", allein gestützt auf die redliche Arbeit ihrer Hände, zur Geltung kommen ließen und auf diese Weise unter Hintanhaltung der sozialen Gegensätze und scharfer Betonung des Adels der Arbeit, einen kräftigen gesunden Mittelstand als das feste Rückgrat des städtischen Gemeinwesens schufen. Wie die Zünfte in Fulda diesen ihren Aufgaben nachgekommen sind, das wurde in dem Vortrage eingehend geschildert unter Ausführung einer Menge von Einzelheiten, die aus dem Quellenmaterial zusammengetragen, dem wissenschaftlichen Hintergrund Leben und Farbe gaben. Der Vortragende verfolgte die Geschichte der Fuldaer Zünfte vom Jahre 1307, aus dem der erste Zunftbrief, der der Schuster, stammt, zeichnete ihre Gesetzgebung, ihre Vorrechte und ihre Pflichten, lehrte den Geist verstehen, der sie beherrschte, das alles durchdringende Prinzip der Brüderlichkeit, legte ihr Verhältnis zur städtischen Verfassung dar und würdigte eingehend ihre durch Zunftzwang gefestigte Stellung im Wirtschaftsleben der Stadt. Der Vortragende wußte auch die inneren Verhältnisse der Zünfte recht anschaulich darzulegen und schilderte ihre oft merkwürdigen Gebräuche, und ihre sich mitunter lebhaft betätigende Vorliebe für Schmausereien. Nicht zuletzt kam auch die kirchlich-religiöse Bedeutung der Zünfte zu ihrem Recht, die in der Verbindung mit einzelnen Orden, in dem engeren Verhältnis zu einzelnen Kirchen, in der korporativen Beteiligung am kirchlichen Leben u. a. ihren Ausdruck fand. Der Schlußgedanke des Vortragemden, an den die Diskussion anknüpfte, galt der modernen Handwerksgesetzgebung und den Aufgaben, die den heutigen Handwerksorganisationen, als dem Ersatz der Zünfte, zufallen.

Über das Holradfest in Meckbach sprach in der letzten Versammlung des Hessischen Geschichtsvereins in Hersfeld Tierarzt Friederich.

In einigen Dörfern des Kreises Hersfeld besteht, wie Redner ausführte, ein Fastnachtsbrauch, dessen Entstehung sicherlich noch in die heidnische Vorzeit zurückzuführen ist und der sich wohl in dem Meckbacher Holradfest am besten erhalten hat. Der Tag des Holradfestes ist der Sonntag nach Fastnacht. An diesem Tage versammeln sich die Burschen auf dem Hofe der Wirtschaft, wo das Holrad angefertigt wird. Es besteht aus einem alten ausgedienten Wagenrad, durch dessen Nabe eine lange Fichtenstange gesteckt wird. Dann werden die Zwischenräume zwischen Speichen und Felgen lagenweise durch langes Stroh ausgefüllt, das durch kräftige, mit Wagenrungen geführte Schläge fest zusammengepreßt und von Speiche zu Speiche mit einem Strohseil gebunden wird. Dabei ertönen dann laute „Holrad"-Rufe, einzeln und im Chor. Die im Chor ausgebrachten Holradrufe haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Hersfelder Bruder Lolls-Rufen, und vielleicht haben die Meckbacher sich das Bruder Lolls-Rufen als Muster für ihre Holradrufe dienen lassen. Auch die Meckbacher zählen: „Enner, zwoon, drei" und dann ertönt der langgezogene Ruf „Holrad" in derselben wunderbaren Harmonie, wie das Hersfelder Bruder Lolls. Von dem bei der Herstellung des Holrades übrig gebliebenen Stroh macht sich die Schuljugend Fackeln in der denkbar einfachsten Weise durch Befestigen eines Strohwisches an einer langen Bohnenstange. Unter diesen Vorbereitungen

ist die Dämmerung hereingebrochen, die Mädchen haben sich inzwischen auch eingefunden, und nun nehmen die Burschen das Holrad auf die Schulter — das nebenbei bemerkt das ansehnliche Gewicht von 5 Zentnern aufweist —, und unter gemeinsamem Gesang eines Volksliedes geht's auf eine Höhe vor dem Dorfe. Am Ausgang des Dorfes hat sich bald eine schaulustige Menge eingefunden, die gespannt auf den Augenblick wartet, wo das Holrad aufflackern wird. Da leuchtet plötzlich auf der Höhe ein kleines Flämmchen auf, und schon im nächsten Augenblick ist es zu einer mächtigen Feuergarbe angewachsen, die sich nun schwerfällig den Berg herabwälzt. Das Holradrufen erreicht jetzt seinen Höhepunkt. Daneben sollen auch Wünsche für die kommende Ernte laut werden, wie: „Der Flaß soll laang wär", oder von einer Bauersfrau wird die Aufforderung an die das Holrad führenden Burschen gerichtet: „Öwer min Krutländche au weg!" Ist das Holrad bei den Zuschauern im Tale angekommen, dann macht es den Holradburschen ein besonderes Vergnügen, das brennende Rad gerade dahin zu führen, wo die Zuschauer am dichtesten gedrängt stehen, die dann natürlich unter Lachen und Schreien auseinanderstieben. Die Holradfeier hat aber hiermit noch nicht ihren Abschluß erreicht, denn für die Spinnstuben ist der Holradstag ein Tag von ganz besonderer Bedeutung. Am Holradstag wird nämlich die Spinnstube zum ersten Male abgetrunken, und dieses vorläufige Abtrinken ist gewissermaßen eine Vorfeier für das zweite endgültige Abtrinken der Spinnstube um Ostern. Auch auf die Familie übt der Holradstag seinen Einfluß aus, denn am Holradstag geht es besonders hoch her und zum Abendbrot fehlt wohl auf keinem Tische eine knusperig gebratene Bratwurst. In früheren Jahren sollen die Spinnstuben um das Holrad einen friedlichen Kampf ausgefochten haben. Die Spinnstube nämlich, der es gelungen war, ihre Gegnerin auf die Rauchseite des Holrades zu treiben, hatte den anderen Spinnstuben gegenüber bei allen Festlichkeiten des kommenden Jahres, besonders bei der Kirmes, einen gewissen Vorrang. Was nun die Bedeutung des Holradfestes betrifft, so steht es wohl außer Zweifel, daß wir es hier mit den Resten eines alten heidnisch-germanischen Brauches zu tun haben. Das feurige Rad ist das Symbol der höher steigenden Sonne, die jetzt mit ihrer alles belebenden Kraft die Erde zu verjüngen beginnt. Der Name Holrad legt die Vermutung nahe, daß das Holradfest ein zu Ehren der Frau Holle gefeiertes Fest war, die ja in Hessen ganz besonders verehrt wurde. Auch der Ruf beim Rollen des Rades: „Der Flaß soll laang wär", bestärkt diese Vermutung, denn Frau Holle war ja auch die Beschützerin der fleißigen Spinnerinnen.

Während der Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Kassel vom 13.—15. April werden folgende Vorträge gehalten: Bibliothekar Dr. Lange-Kassel über einen skulpierten Grabstein bei Ellenbach; Professor Dr. Anthes-Darmstadt über neu entdeckte Ringwälle in Oberhessen; Realschuldirektor Dr. Jellinghaus-Osnabrück über vorgeschichtliche Spuren in nordwestdeutschen Orts- und Flurnamen; Dr. Kropertichek-Frankfurt a. M. über römische Amulette aus den Rheinlanden; Professor Dr. Schröder-Göttingen über altdeutsche Bezeichnungen der Quellen und Brunnen; Professor Dr. Weerth-Detmold über die Ausgrabungen auf Alt-Sternberg im Jahre 1908; Museumsdirektor Professor Dr. Schuchardt-Berlin über die Römerschanze bei Potsdam; Museumsdirektor Dr. Boehlau-Kassel über die Ausgrabungen auf der Altenburg. Diese werden auch an Ort und Stelle besichtigt werden.

Die 100. Aufführung am Kgl. Theater in Kassel erlebte am 28. März Schillers „Jungfrau von Orleans." Die erste Aufführung hatte am 10. März 1816 mit Madame Feige als „Jungfrau" stattgefunden.

Vermischtes. Sein 50 jähriges Dienstjubiläum begeht am 1. April unser Mitarbeiter, Rektor Schenk in Frankenberg. — Zur Vollendung des Fuldaer Domturmbaues sei noch nachgetragen, daß die Kosten des Wiederaufbaues über 55 000 Mark betrugen. Die neue „Osanna", bei deren Umguß ungefähr 4000 Kilo von der alten Glocke benutzt wurden, kostet 12 650 Mark. Der verhängnisvolle Turmbrand erfolgte in der Nacht des 5. Juni 1905, am 15. Juli 1908 wurde mit der Aufsetzung des hölzernen Turmhelmes begonnen. — In Homberg fanden vom 21.—28. März Aufführungen eines nach dem Romane „Rot-Weiß" von Ludwig Mohr in drei Aufzügen geschriebenen Festspieles statt. — In Nesselbrunn, Kreis Marburg, wurde beim Abbruch eines alten Gebäudes ein wertvoller Münzfund gemacht.

Todesfälle. Ein schwerer Verlust hat die Kasseler Hofbühne durch den am 16. März erfolgten Tod von Frau Ottilie Porst betroffen, die dem Verband der Kasseler Oper dreizehn Jahre als eine ebenso begabte wie beliebte Sängerin angehört hatte. Mainzerin von Geburt, war sie von Pollini entdeckt, in Wiesbaden ausgebildet worden und in Hamburg zum ersten Mal auf der Bühne hervorgetreten. Nach kurzer Tätigkeit in Leipzig kam sie 1895 nach Kassel, wo sie bald der Liebling des Publikums wurde. Ihr Repertoire war außerordentlich vielseitig, namentlich aber feierte sie in der Operette Triumphe. Ein tückisches Magenleiden, das ihr in den letzten

Jahren bereits ihre künstlerische Tätigkeit erschwerte, machte dieser auch ein viel zu frühzeitiges Ende. Nachdem Ende Januar eine Operation glücklich vollendet schien, traten vor einigen Wochen neue Schwächezustände ein, bis ein schlagartiger Anfall dem Leben der beliebten Künstlerin ein Ziel setzte.

Der in diesen Tagen verstorbene geniale Architekt Geh. Rat Prof. Dr. Alfred Messel, wurde 1853 in Darmstadt geboren und genoß seine Ausbildung als Architekt 1873 und 74 auf der Kunstakademie zu Kassel. Seit 1893 war er Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums in Berlin, wurde 1894 Professor und 1904 Mitglied der Akademie der Künste. Bahnbrechend war namentlich sein Einfluß auf die architektonische Entwickelung des modernen Geschäftshauses; seine glänzendste Leistung auf diesem Gebiet war der Bau des Wertheimschen Warenhauses in der Leipziger Straße zu Berlin. Erst vor Jahresfrist hatte ihn der Kaiser zum Architekten für die Kgl. Museen ernannt mit dem Auftrag, die auf der Museumsinsel zu Berlin bestehenden Museumsbauten mit den neu zu schaffenden Bauwerken zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinen.

Dem Abschied vom alten Stadtbau in Kassel, der bekanntlich samt dem Kastell der neuen Fuldabrücke zum Opfer fällt, galt ein vom Stadtverordneten Semmelrock geleiteter Kommers am 31. März im alten Stadtbausaale, der sehr stark besucht war und einen sehr harmonischen Verlauf nahm. Die von Rechnungsdirektor Woringer in entgegenkommender Weise zusammengestellte und von Herrn Lehrer Georg Schade erweiterte und gehaltene Festrede ließ noch einmal ein lebhaftes Bild der mannigfachen Schicksale des Stadtbaues vor den zahlreichen Hörern erstehen. Der alte Stadtbau — bis vor 100 Jahren hieß er der „Neue Bau" — wurde 1421 vom Kasseler Magistrat, und zwar vornehmlich als Hochzeitshaus, erbaut, diente aber seit den frühesten Zeiten auch anderen Zwecken. So ließ Landgraf Wilhelm IV. dort alljährlich an seinem Geburtstage arme Leute bewirten, später fand dann außerdem regelmäßig am Geburtstag und auf Kosten des Landesherrn hier ein Festmahl für die Behörden statt. 1732 wurden durchziehende, vertriebene Salzburgische Protestanten im Stadtbau verpflegt. Ende des 18. Jahrhunderts fiel ein Teil des Stadtbaues dem neuen Brückenbau zum Opfer, und erst 1819/20 fand ein neuer Ausbau statt. Schon im folgenden Jahr fand in ihm die bekannte und noch unaufgeklärte Vergiftungsaffäre statt, der der Lakai Bechstädt zum Opfer fiel. 1848 bis 1850 sah der Stadtbau viele tumultuarische Szenen, und 1863 erlebte er noch die erhebende Feier der Veteranen aus den Freiheitskriegen. Seitdem diente er zu Wahl- und ähnlichen Zwecken, hat aber besondere Schicksale nicht mehr gehabt.

Eingegangen:

Arbeiter-Fortbildungs-Verein zu Kassel 1859—1909. Festschrift zum 50jährigen Jubiläum. Verfaßt von dem ersten Vorsitzenden Ch. Heckmann.

Spezialkarte der Provinz Hessen-Nassau, des Großherzogtums Hessen u. des Fürstentums Waldeck mit angrenzenden Landesteilen. Von H. Ravenstein. 1:300000. Preis in Decke gefalzt 6 M. Verlag von L. Ravenstein, Frankfurt a. M.

Spezialkarte des Großherzogtums Hessen mit angrenzenden Landesteilen von W. Liebenow. 1:300000. Preis aufgezogen in Taschenformat 3 M. Verlag von L. Ravenstein in Frankfurt a. M.

Im Schatten des Titanen. Ein Erinnerungsbuch an Baronin Jenny v. Gustedt. Von Lily Braun. 4. u. 5. Tausend. Verlag von G. Westermann in Braunschweig.

Beckmann-Führer. Kassel und Wilhelmshöhe. Mit fünffarbigem Stadtplan und vielen Kunstbeilagen. Bearbeitet von Rektor A. Gild. 2. verb. Aufl. Verlag von Walter Seifert, Stuttgart. Preis 75 Pfg.

Personalien.

Ernannt: Professor Dr. Heil zu Kassel zum Gymnasialdirektor in Mörs; Taubstummenlehrer Dr. phil. Richter zum Direktor der Taubstummenanstalt in Homberg vom 1. Mai ab; Pfarrer Behrens zum Pfarrer in Langenschwarz; Hilfspfarrer Bierschenk zu Niederaula zum Pfarrer in Calden; Universitäts-Kassenkontrolleur Jonas zu Marburg zum Universitäts-Kassenrendanten und Quästor daselbst; Kreisassistenzarzt Dr. Wolf aus Marburg zum Kreisarzt in Witzenhausen.

Übertragen: dem Regierungs- und Forstrat Hermes die Oberförsterstelle Marburg; dem Bankkassierer Niestrath die Verwaltung der Reichsbanknebenstelle in Eschwege.

Geboren: ein Sohn: Bürgermeister Max Berlit und Frau Helene, geb. Ehrlich (Schlawe in Pommern, 16. März); Kgl. Landmesser Willy John und Frau Auguste, geb. Kehr (Marburg, 19. März); Dr. Martin Stalmann und Frau Klara, geb. Lühl (Wiesbaden, 22. März); — eine Tochter: Reg.-Assessor Dr. Koppen und Frau Nelly, geb. Dreyer (Kassel, 17. März); Hermann Klein und Frau Gertrud, geb. Hennig (Elberfeld, 17. März); Fabrikant Wilhelm Stück und Frau, geb. Baacke (Kassel, 21. März).

Gestorben: Kaufmann Wilhelm Lebon aus Kassel (Berlin, 16. März); Gutsbesitzer Eduard Hoffmann 85 Jahre alt (Hof Görzhausen bei Marburg, 17. März); Privatmann Heinrich Theodor Peilert, 67 Jahre alt (Kassel, 17. März); Oberlehrerin a. D. Klara Reuße, 47 Jahre alt (Kassel, 19. März); Direktor des Senckenbergischen Naturhistorischen Museums Prof. Dr. Römer (Frankfurt a. M., 21. März); Rentier Karl Hahnenkamm, 61 Jahre alt (Kassel, 22. März); Sattlermeister Heinrich Ochs, 79 Jahre alt (Merxhausen, 22. März); Dekan August Römheld, 84 Jahre alt (Darmstadt, 23. März); Ernst Bohné (Louisville, Kentucky, 24. März); Frau Ida Gläßner, geb. Arzt, Witwe des Augenarztes, 65 Jahre alt (Kassel, 26. März); Privatmann Karl Imhoff (Kassel, 28. März); Frau Tita Andrée, geb. Claessen (Fritzlar, 30. März).

Für den **Ernst Koch-Denkstein** gingen beim Verlag des „Hessenland" weiter ein: Von H. A. in Kassel 10 M. Gesamtsumme bis jetzt **196 M. 40 Pf.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 8. 23. Jahrgang. Kassel, 17. April 1909.

Die Dörnbergsche Erhebung.

(April 1809.)

Wo rauschen schönre Wälder,
Wo glänzt der Flüsse Band
So hell durch grüne Wiesen
Wie in dem Hessenland?

Wo standen Recht und Treue
Von alters hoch im Wert?
Wo zog man je so freudig
Das Schwert für Haus und Herd?

Wo beugten sich die Nacken
Unwill'ger fränk'scher Schmach,
Als Deutschland, schwer von Ketten
Umklirrt, am Boden lag?

Noch klingt aus jenen Tagen
Der Glocken Sturmgedröhn,
Als Flammenzeichen dräuten
Ins Tal von dunklen Höh'n.

❦ ❦ ❦

Die Aufständischen in Homberg.

Im alten Turm zu Homberg
Hob wild das Sturmlied an
Und flog auf erz'nen Schwingen
Zu jedem Turm hinan.

Bald füllt das Tal der Efze
Der brausende Choral,
Schwillt aufwärts zu den Bergen
Und weiterab zu Tal.

Da strömt's auf Weg und Stegen
Zur alten Stadt hinein;
Hell lodert ob den Rotten
Der Sensen greller Schein. —

Hei, wie in allen Schenken
Verworrnes Lärmen braust!
Die Branntweingläser tanzen
Vom Schlag der Bauernfaust:

„Ein Vivathoch dem Dörnberg!
Das ist ein ganzer Mann! —
Ein Vivathoch dem Martin! —
Die sollen uns führen an!"

„Jérôme, du mußt nun sterben!
Das kann nicht anders sein!
Wir wollen den Kurfürst wieder
Und wollen Hessen sein!"

❦ ❦ ❦

Der Auszug aus Homberg und das Gefecht an der Knallhütte.

Zu Homberg auf dem Markte
Im Frühlingsabendschein
Naht sich den wilden Scharen
Ein adlig Mägdelein.

Sie hält in schlanken Händen
Das Banner weiß und rot,
Drauf glänzt in Goldbuchstaben
Das Wort: „Sieg oder Tod!“

„Sieg oder Tod!“ so donnert
Der Schwur zum Himmelszelt —.
Es faßt und schwenkt die Fahne
Herr Philipp Ehrenfeld. —

Sie rücken aus den Toren;
Des Abends letzte Glut
Rinnt an den Gudensbergen
Herab wie rieselnd Blut.

Bald schiebt im tiefen Dunkel
Die Masse sich voran;
Nur an der Spitze, leuchtend,
Geht ein Laternenmann.

Sein Lichtchen tanzt und flimmert
Und huscht in Kreuz und Quer
Durch Bäume, Feld und Hecken,
Als wenn's ein — Irrlicht wär'. —

Da — jäh aus tiefem Dunkel! —
Ein roter Blitz! — ein Knall! —
Das Lichtlein ist erloschen
Mit Klirr und dumpfem Fall. —

Und Blitz um Blitz! — und Donner!
— Laut brüllt der Widerhall —
Es pflügen die Kartätschen
Den dichten Menschenwall. —

Doch vorwärts drängt der Haufen; —
Held Dörnberg zeigt den Pfad:
„Wir nehmen die Geschütze,
Dann stockt die Kugelsaat!“

— Da zieht sich's aus dem Nebel —
Fahl blinkt der Helme Stahl! —
In reisigen Geschwadern
Herauf vom Fuldatal.

Wiehern und Hufgestampfe!
Aufzuckt der Klingen Schein!
„Das sind die Kürassiere!
Die wollten mit uns sein!“

„Verräter sind's und Schurken;
Nun rette sich, wer kann!“ —
Da war das Spiel verloren. —
Die Bauernjagd fing an. —

❦ ❦ ❦

Das Ende der Erhebung.

Das war ein schlimmes Hetzen!
Das Land in Angst und Not!
— Und grinsend hob die Sense
Zu frischer Mahd der Tod. —

Vom fränk'schen Blei zerrissen
So manches treue Herz! —
Man nennt noch heut die Namen
Mit Trauer und mit Schmerz:

Von Hasserodt als erster
Am „Forst“ stand auf dem Sand.
— Es galt sein letzter Seufzer
Dem Fürsten und dem Land.

Sternberg und Muth und Günter
Und Emmerich, den Held,
Sie hat als zweites Opfer
Das Frankenblei gefällt.

Noch einer mußte fallen
Dort auf dem grünen Plan:
Es schloß den blut'gen Reigen
Der tapfre Hohnemann.

— Wohl schrieb man ihre Namen
In edlen Marmorstein,
Doch schrieben sie sich tiefer
Ins Hessenherz hinein.

— Es ruht auf ihrem Grabe
Schlummernd der Hessenleu,
— Doch nie in Hessenherzen
Entschlummern Lieb' und Treu'!

Swinemünde. Th. Endemann.

Westfälische Offiziere.

V. Die Leutnants Girsewald, Berner und Schmalhaus.

Zum 100. Gedenktag des Dörnbergschen Aufstandes. 1809 — 22. April — 1909.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

Als der Oberst von Dörnberg den kühnen Entschluß faßte, die königlich westfälische Regierung zu stürzen und damit zur Befreiung Deutschlands vom französischen Joche beizutragen, war einer der wichtigsten Faktoren in seiner Berechnung die Hoffnung auf den Übertritt der westfälischen Truppen zu den Aufständischen. Aber gerade in diesem Punkte hatte sich der tapfere Oberst verrechnet. Die Truppen blieben bis auf zwei Schwadronen ihrem Fahneneide treu, und daran hauptsächlich scheiterte der Aufstand. Ob das freilich auch so gekommen wäre, wenn es Dörnberg vergönnt gewesen wäre, sich selbst an die Spitze seiner ihn hochverehrenden Jägerkarabiniers zu stellen und sie für die deutsche Sache zu begeistern, das steht dahin. Waren doch gerade in diesem Jägerbataillone ebenso wie in dem sich wenigstens zum Teil dem Aufstande anschließenden 1. Kürassierregiment Offiziere genug, die für Dörnbergs Pläne gewonnen waren.

Zu den begeistertsten Anhängern Dörnbergs gehörten die Leutnants Girsewald, Berner und Schmalhaus. Der ältere Girsewald, Gustav Konrad Alexander mit Vornamen, wurde am 6. Juni 1785 zu Braunschweig als Sohn des herzoglichen Hauptmanns von Girsewald geboren und trat 1799, erst 14 Jahre alt, als Junker in das braunschweigische Infanterie-Regiment von Griesheim ein. In diesem wurde er am 19. Januar 1801 Fähnrich, am 5. November 1803 Sekondleutnant. Als nach der Besetzung Braunschweigs durch die Franzosen im Herbste 1806 an die braunschweigischen Offiziere die Aufforderung gerichtet wurde, in die in den okkupierten Staaten für Frankreich errichteten Korps einzutreten, verweigerte Girsewald dies ebenso wie der größte Teil der übrigen braunschweigischen Offiziere. Er wurde infolgedessen verhaftet und in Metz interniert. Nachdem dann im Jahre 1807 das Königreich Westfalen errichtet und zunächst jede Hoffnung auf eine Rückkehr der angestammten Fürsten verschwunden war, erschien ein weiterer Widerstand zwecklos, und Girsewald trat deshalb anfangs März 1808 als Sekondleutnant in das neugebildete westfälische 1. Kürassierregiment ein. Das Regiment, das in dem früheren kurhessischen Obersten von Marschall einen vorzüglichen, wenn auch schon in höheren Jahren stehenden Kommandeur erhalten hatte und ein fast ganz aus Deutschen bestehendes Offizierkorps besaß, lag zuerst in Braunschweig, wurde 1808 in die Kassel benachbarten Dörfer Zwehren und Rengershausen verlegt und erhielt noch in demselben Jahre Homberg und Melsungen als Garnison angewiesen. Der Stab lag in Melsungen.

Homberg war bekanntlich der Hauptsitz der in den Aufstandsplan Dörnbergs eingeweihten Personen, die nun alsbald mit Erfolg versuchten, die Offiziere der beiden dort liegenden Kürassierschwadronen und dann mit deren Hilfe auch die Mannschaften auf ihre Seite zu bringen. Letzteres gelang um so leichter, als das Unteroffizierkorps der Kürassiere zum großen Teil aus ehemaligen kurhessischen und preußischen Kavallerieunteroffizieren bestand, die trotz den ihnen im westfälischen Dienste gebotenen besseren Lebensbedingungen gern geneigt waren, für ihre angestammten Kriegsherren zu den Waffen zu greifen. Als am 22. April 1809 der Aufstand in Homberg ausbrach, standen daher die beiden Schwadronen geschlossen auf Seiten der Aufständischen. Die beiden Kommandeure freilich, Eskadronschef Wolff von Gudenberg[1]) und Kapitän Müller[2]), fehlten; an ihrer Stelle übernahmen der Kapitän

---

[1]) Georg Wilhelm Friedrich, Freiherr Wolff von Gudenberg, Sohn des hessen-kasselschen Obersten Friedrich Wilhelm Ferdinand W. v. G. wurde am 16. März 1766 in Kassel geboren, war 1784 Kornet im hessen-kasselschen Regiment Gensdarmes, 1806 Rittmeister darin. Trat anfangs März 1808 als Kapitän in das westfälische 1. Kürassierregiment ein, in dem er am 25. August 1808 Eskadronschef wurde. Obwohl er sich am Dörnbergschen Aufstande nicht beteiligte, wurde er doch verhaftet und nach seiner baldigen Freilassung verabschiedet. Bald wieder angestellt, wurde er am 10. Juni 1809 Premierleutnant in der Gardeducorps, erhielt am 5. Februar 1810 den westfälischen Kronenorden, wurde am 12. September 1810 Major im 1. Kürassierregiment, am 28. Februar 1813 Oberst und Premierleutnant in der Gardeducorps, am 7. Juni 1813 Kommandant des Harzdepartements, trat 1813 in preußische Dienste und starb am 5. Mai 1829 als Oberst a. D. und Etappeninspektor in Wetzlar. Er schoß am 18. November 1805 zwischen Melgershausen und Lobenhausen den letzten Wolf in Niederhessen.

[2]) Heinrich Christoph Müller war 1795 Kornet im hessen-kasselschen Regiment Gensdarmes, 1806 Stabsrittmeister darin, wurde anfangs März 1808 Kapitän im westfälischen 1. Kürassierregiment. Nach dem Dörnbergschen Aufstand verabschiedet, wurde er 1814 Stabsrittmeister im kurhessischen Leibkürassierregiment, im August 1818 Landrezeptor in Hersfeld, später Rentmeister in Eschwege.

von Weißen[3]) und der am 25. August 1808 zum Premierleutnant beförderte Girsewald das Kommando.

In der richtigen Erkenntnis, daß es hauptsächlich darauf ankomme, eine genügende Verbindung zwischen den einzelnen Abteilungen der Aufständischen in den verschiedenen Städten Niederhessens herzustellen und den größeren Abteilungen der Insurgenten durch Zuteilung von kleinen Truppenabteilungen einen festen Halt zu geben, wurde schon am Morgen des 22. April Girsewald mit etwa 30 Kürassieren nach Wolfhagen gesandt. Auf dem Marsche rief er in allen Orten, durch die er kam, zu den Waffen. Gegen Abend traf er in Wolfhagen ein, wo unter dem Kommando des Sousinspekteurs Berner, des Advokaten Schwarzenberg[4]) und des früheren hessischen Leutnants von Wrede sich etwa 1200 Aufständische gesammelt hatten, die, zum Teil betrunken, wenig Ordnung hielten. Als die Kürassiere eintrafen, erhielten sie sofort ihren Sold ausbezahlt. Man hatte, um die nötigen Geldmittel zu beschaffen, vorher die Kantonskassen von Wolfhagen und Hoof weggenommen. Nach dem Löhnungsappell erhielten die Kürassiere Quartiere bei den Bürgern angewiesen. Aber kaum hatten sie diese aufgesucht, als der westfälische General d'Albignac mit einem Zuge der 1. Eskadron der Chevaulegersgarde zu Wolfhagen hereinsprengte. Mit eingelegter Lanze jagten die Polen (aus solchen bestand die 1. Eskadron), durch die Straßen zum Marktplatz, überall die Aufständischen vor sich her treibend. Bald waren einige hundert Gefangene in der Kirche eingesperrt. Girsewald ließ beim Eintreffen der Gardechevaulegers alsbald zum Aufsitzen blasen. Aber es war zu spät, weder an einen Angriff noch an Flucht war mehr zu denken. So nahm Girsewald seine Zuflucht zu einer List und berichtete d'Albignac, er sei zur Unterwerfung des Aufstandes abgeschickt, aber von der Übermacht der Bauern umzingelt und bedroht worden. Er habe deshalb sich gestellt, als ob er zu den Aufständischen übergehe, um auf diese Weise sich und seine Leute zu retten und auch durch seinen Einfluß schlimmere Exzesse zu verhüten. d'Albignac ließ sich wirklich überzeugen und belobte Girsewald obendrein. Am anderen Morgen erteilte er ihm den Befehl, zu seinem Regiment zurückzukehren. Girsewald traf dieses auf der Frankfurter Straße. Oberst von Marschall hatte sich mit den in Melsungen garnisonierenden Schwadronen für neutral erklärt und dann den Marsch nach Kassel angetreten. Unterwegs stieß er auf die im Gefecht an der Knallhütte stehenden westfälischen Truppen, denen er sich anschloß, ohne am Kampfe teilzunehmen. General Rewbell, der hier kommandierte, ließ das Regiment nach dem Gefecht zur Sicherung auf der Frankfurter Straße stehen. Am 23. April abends traf das Regiment und mit ihm Girsewald in Niederzwehren ein und bezog dort Quartier. Noch an diesem Abend erhielt Oberst von Marschall die Nachricht von seiner Enthebung vom Regimentskommando. Girsewald aber fühlte sich doch nicht mehr sicher und suchte am 24. morgens sein Heil in der Flucht.

Es gelang ihm, nach Böhmen zu entkommen und zum Herzog von Braunschweig-Öls zu stoßen, in dessen Husarenregiment er eintrat. Mit diesem machte er den berühmten Zug des Herzogs von Böhmen nach Elsfleth mit und kämpfte tapfer in dem Gefecht von Halberstadt, in dem er zusammen mit seinem Bruder den westfälischen Oberst Meyronnet de St.-Marc, Grafen von Wellingerode, gefangen nahm.

Das braunschweigische Husarenregiment wurde zunächst nach der Insel Wight, dann, nachdem es im September 1809 in englischen Sold getreten war, auf der Insel Guernsey untergebracht. Von hier wurde es im Mai 1810 nach Irland verlegt und hier besser ausgebildet. Am 25. Dezember 1812 wurden 4 Schwadronen, bei denen auch Girsewald stand, nach Spanien eingeschifft, wo sie erst am 4. April 1813 im Hafen von Alicante landeten. Sie traten hier unter den Befehl Wellingtons. Spanien bot damals wieder den betrübenden Anblick, daß deutsche Truppen im Solde fremder Staaten gegen einander fochten. Auf französischer Seite standen Badenser, Hessen-Darmstädter, Thüringer, Anhalter, Lipper, Waldecker, Frankfurter, Nassauer, Isenburger und Westfalen, auf englischer Seite Hannoveraner[5]) und Braunschweiger. Da nun die Westfalen zum großen Teile aus Hannover und Braunschweig rekrutierten, so kam es verschiedentlich vor, daß die nächsten Landsleute, ja frühere Waffenkame-

[3]) Karl von Weißen war 1806 Sekondleutnant im kgl. preußischen Regiment Quitzow-Kürassiere (Nr. 6). Anfangs 1808 dimittiert, trat er im März desselben Jahres als Premierleutnant in das westfälische 1. Kürassierregiment ein, wurde am 25. August 1808 Kapitän darin. Er führte am 22. April 1809 seine Leute bis zum Gefecht an der Knallhütte und rettete sich dann zum Landrat von Meysenbug in Riede, der ihm weiterhalf. Er trat in das braunschweig-ölssche Husarenregiment ein, wurde 1809 Major, kämpfte 1813/14 in Spanien und starb als braunschweigischer Oberstleutnant a. D. auf seinem Gute Beronewitz bei Torgau.

[4]) Der spätere Präsident der kurhessischen Ständeversammlung.

[5]) Von „Des Königs deutscher Legion" (The King's German Legion).

raden einander gegenüberstanden. Zum erstenmal erlebten das die Braunschweiger bei Biar, wo sie dem westfälischen 1. Chevaulegersregiment entgegentraten, das in Wolfenbüttel und Osnabrück errichtet war.[6]) Das gleiche Zusammentreffen ereignete sich am 13. Juni 1803 bei Hospitalette. Hier attackierte Girsewald mit 60 braunschweigischen Husaren und hannoverschen Legionsdragonern[7]) ein stärkeres Detachement der westfälischen Chevaulegers, die unter dem Befehle des Kapitäns von Hennings[8]) standen. Die beiden Führer griffen sich gegenseitig an. So kämpften hier zwei braunschweigische Landsleute und frühere westfälische Kameraden im blutigen Zweikampf auf fremder Erde für fremde Fahnen. Hennings wurde durch einen Säbelhieb schwer verwundet, Girsewald wurde der Tschako gespalten. Im weiteren Verlaufe des Krieges focht Girsewald, abgesehen von seiner Teilnahme an kleineren Gefechten, noch in der Schlacht bei Tarragona (12. September 1813). Am 4. November 1813 zum Rittmeister befördert, erhielt er dann das Kommando der Depotschwadron des Husarenregiments, die in England zurückgeblieben war und die er 1815 nach den Niederlanden führte. Von da in die Heimat zurückgekehrt, wurde er nach der am 24. Juni 1816 erfolgten Auflösung des Husarenregiments, wie die meisten anderen Offiziere des Regiments, auf Halbsold gesetzt und lebte nun ohne Beschäftigung in Braunschweig. Der neue Herzog Karl war den Freiheitskämpfern nicht gewogen. Erst nach 10 Jahren wurde Girsewald wieder zum Dienst herangezogen. Er wurde am 7. April 1826 Major und Ordonnanzoffizier, 1827 in den Freiherrnstand versetzt, am 7. April 1827 Kammerherr und Reisestallmeister, 1828 Oberstleutnant, 1831 Vizeoberstallmeister, am 10. Oktober 1837 Oberst der Kavallerie, 1843 Oberstallmeister mit dem Prädikate Exzellenz, am 1. Januar 1844 Generalmajor. 1858 pensioniert, starb er am 23. Januar 1864.

(Fortsetzung folgt.)

[6]) „Hessenland" Band 23, Seite 63.

[7]) Von „Des Königs deutscher Legion".

[8]) August von Hennings, 1809 Premierleutnant im westfälischen 1. Chevaulegersregiment, wurde im Januar 1810 Kapitän darin, am 4. November 1810 Ritter des westfälischen Kronenordens, am 9. August 1813 Eskadronschef und Sekondleutnant in der Gardeducorps, trat 1813 in braunschweigische Dienste, wurde unter Herzog Karl Kommandeur des Gardehusarenregiments, nach dem Regierungsantritt Herzog Wilhelms aber in den Hochverratsprozeß der Gräfin Görtz-Wrisberg verwickelt und ging seiner Stellung und seiner Freiheit verlustig.

Zwei hessische Plastiker.

Von Dr. Karl Siebert, Freiburg i. Br.

Zur Besprechung der Ausstellung hessischer Künstler im Kasseler Kunstverein in der letzten Nummer des Hessenland möchte ich ergänzend hinzufügen, daß die einzigen hier erwähnten Plastiker August Gaul und Joseph Limburg aus der gleichen Schule unseres Heimatlandes, aus der vom Landgrafen Wilhelm IX. ins Leben gerufenen Hanauer Zeichenakademie hervorgegangen sind. Hier wurde der Grundstein zu ihrem späteren Künstlertum gelegt, und schon als Schüler der Bildhauer Professor Max Wiese und Professor Hugo Heck, der Modelleure L. Nowack und J. Eitzenberger zeigten sie in den am Ende des Schuljahres stattfindenden öffentlichen Ausstellungen höchst beachtenswerte Proben ihres Talentes. Die Hoffnungen, die man bereits damals auf sie setzte, haben beide glänzend erfüllt.

Georg August Gaul, geb. den 22. Oktober 1869 zu Großauheim bei Hanau, war bis zum 20. Jahre Schüler der Zeichenakademie. Später wandte er sich nach Berlin, wo er zunächst an der dortigen Kunstgewerbeschule und dann an der Akademie der Künste seine Studien fortsetzte. Hier wurde Reinhold Begas auf ihn aufmerksam und ließ ihn auf seine Kosten längere Zeit Tierstudien im Berliner zoologischen Garten anfertigen. Aus diesem Umstande ist es zu erklären, daß Gaul sich fast ausschließlich auf die Tierplastik verlegte und auf diesem Spezialgebiete zur Zeit wohl den ersten Rang unter den deutschen Bildhauern einnimmt. Als eine Frucht dieser Studien nach der Natur sind die von ihm modellierten Löwen des Berliner Kaiser Wilhelm-Denkmals anzusehn, von denen eine Reihe ernst zu nehmender Kunstkenner rühmend hervorhebt, daß sie das Beste an dem ganzen Denkmal seien. Die Eigenart des Künstlers hat Ernst Zöllner trefflich gekennzeichnet, so daß ich nur noch zu erwähnen hätte, daß Bildwerke Gauls Zierden vieler Museen geworden sind, so finden wir unter anderm in der Nationalgalerie in Berlin einen großen Löwen aus Bronze und als Kleinplastiken zwei Pelikane aus Bronze und ruhende Schafe aus Kalkstein, im Dresdener Albertinum Ziegen aus Kalkstein. Wenn einmal in Kassel, als dem natürlichen Vorort, ein Zentralmuseum für Werke hessischer Kunst gegründet wird, was, wie ich hoffe, nicht mehr lange auf sich warten läßt, so muß von den plastischen Künstlern des Landes in erster Linie auch August Gaul vertreten sein.

Der am 10. Juli 1874 zu Hanau geborene Joseph Limburg hat sich ganz andere Ziele seiner Kunst gesteckt. Mit 20 Jahren verließ er die Hanauer Akademie und ging auf ein Jahr zu dem Wiener Bildhauer Viktor Tilgner, dessen liebenswürdige Schöpfungen Nachklänge des einheimischen Barocks und Rokokos aufweisen. Vom Jahre 1895—1900 war er Schüler der Berliner Akademie und arbeitete während der letzten Jahre als Meisterschüler im Atelier von Professor Janensch. Dann war er in Rom längere Zeit selbständig tätig und schuf dort 1902 die Porträthalbfigur des 79jährigen Bildhauers Heinrich Gerhardt aus Kassel, eines Schülers von Werner Henschel, für das Museum der Accademia di San Luca in Rom. Für das Vestibül des Collegium Germanicum in Rom verfertigte er das Marmordenkmal des Papstes Gregor XIII. Im Jahre 1894 modellierte er nach dem Leben die Porträthalbfigur des jetzigen Papstes Pius X., die im Vatikan aufgestellt ist. Eine Marmorbüste des Staatsministers Rudolf von Delbrück stammt aus dem Jahre 1903, während die ausgezeichnete Bronzestatuette des Straßburger Weihbischofes Dr. Franz Zorn von Bulach kurz vorher vollendet wurde. Von den Werken aus den letzten Jahren sind ein Denkmal für den Grafen von Ballestrem in Plasniowitz in Oberschlesien und ein Relief an der Borsigbrücke in Berlin besonders erwähnenswert. Sämtliche Arbeiten Limburgs zeichnen sich durch einen gewissen Adel der Form aus und das Bestreben, in die geistigen Eigenschaften des Dargestellten einzudringen; bei aller lebensvollen Behandlung entbehren sie doch nicht einer idealen Auffassung.

Gaul und Limburg haben den Höhepunkt ihres Lebens und ihrer Kunst noch nicht überschritten, und wir haben daher allen Grund, noch manches bedeutsame Werk ihrer Hand, das zum Ruhme deutscher Kunst und zur Ehre ihres engeren Vaterlandes beitragen wird, zu erhoffen.

Ein Spaziergang nach Bergen.

Eine geschichtliche Plauderei zum 150. Jahrestag der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759.

Von Th. Endemann.

(Schluß.)

Unterdessen hatte der Erbprinz von Braunschweig, dessen Division rechts neben der des gefallenen Prinzen von Isenburg aufmarschiert war, mit seinen Truppen und den noch übrigen Bataillonen der Isenburgschen Division den Angriff auf Bergen erneuert. Aber auch diesen Angriff wußte Broglio zu vereiteln: Die Verteidiger Bergens wurden durch die Regimenter Beauvoisis und Rohan verstärkt, während die Regimenter Dauphin und Enghien, denen noch sieben Bataillone als Rückhalt folgten, vom französischen Zentrum her gegen die rechte Flanke des Erbprinzen vorgeschoben wurden. Gleichzeitig ließ Broglio einen Teil seiner im Zentrum am Wartberge stehenden Batterien eine Rechtsschwenkung vornehmen, so daß ihr Flankenfeuer die Angriffskolonne des Erbprinzen aufs wirkungsvollste bestreichen konnte. Unter diesen Umständen mußte der Erbprinz wieder zurückgehen. Ein Vorstoß, den seine Kavallerie unternahm, um der bedrängten Infanterie Luft zu machen, prallte an dem entsetzlichen Feuer der französischen Batterien ab und scheiterte gleichfalls.

Schlimm genug hätte es jetzt um die Verbündeten ausgesehen, wenn nicht in diesem Augenblick die Kolonne des Prinzen von Holstein auf dem Gefechtsfelde eingetroffen wäre. Ein kräftiger Vorstoß dieser Kolonne gegen Bergen bewirkte eine rückgängige Bewegung des Feindes, und diesen günstigen Augenblick benutzte der Herzog von Braunschweig, um seine ganze Armee hinter die Erhöhung „am hohen Steine" zurückzunehmen und sie dort in der Geschwindigkeit neu zu ordnen.

Die französische Infanterie, die jetzt zur Verfolgung des Feindes, gegen das ausdrückliche Verbot Broglios, aus Bergen vorging, wurde bei dieser Gelegenheit von fünf alliierten Schwadronen unter der Führung des hessischen Generalmajors von Urff erfolgreich attackiert, wobei das Regiment Beauvoisis fast ganz zusammengehauen wurde. Die Franzosen wurden bis nach Bergen hinein verfolgt. An weiterem Vorgehen hinderte die alliierte Reiterei das Feuer der französischen Batterien und das Vorrücken von zehn feindlichen Schwadronen. Sie zog sich also wieder auf ihre Infanterie zurück.

Damit war das Gefecht im wesentlichen zu Ende, da weder Broglio es wagte, seine bisherigen Erfolge durch einen energischen Vorstoß auszunutzen, noch auch der Herzog von Braunschweig einen weiteren Versuch unternahm, die gut gewählte Stellung der Franzosen zu forcieren. Nur das Artillerieduell dauerte bis zum Einbruch der Nacht fort und ebenso das Geplänkel der beiderseitigen Jäger- und Freiwilligenabteilungen.

Nach Beerdigung der Toten und Fortschaffung der Verwundeten trat das Gros der Alliierten

um 10 Uhr abends den Rückzug nach Windecken an. Der Erbprinz folgte nach einigen Stunden mit seiner Division als Arrieregarde. Der Feind wagte keine eigentliche Verfolgung. Von einer Niederlage des Herzogs von Braunschweig konnte somit wohl kaum die Rede sein, zumal sich auch die Verluste beider Parteien ziemlich gleichstellten.

Um so sonderbarer muß uns die Art und Weise berühren, mit der die Franzosen ihren „Sieg" in alle Welt hinausposaunten. Auch der Dank an Broglio, der zur Belohnung den französischen Marschallstab und vom deutschen Kaiser die Reichsfürstenwürde erhielt, erscheint uns übertrieben. Ganz gewiß aber tat man in Frankfurt des Guten zu viel mit folgenden poetischen Verherrlichungen Broglios und der Franzosen, wie sie am 4. Mai 1759 in der Frankfurter Oberpostamtszeitung zu lesen waren:

„Du nennst dich Viktor Franz. Als Christus überwand,
So überwand'st auch du mich mit Sieg gewohnter Hand.
Franziskus hat an sich der Wunden eh' getragen:
Du hast dem Feinde sie itzt tausendfach geschlagen."

und

„Am Tag, da Gottes Sohn am Kreuz für uns gestorben
Hat Ludwigs tapfres Heer die Rettung uns erworben."

Der Feldweg von Heiligenstock nach Bergen führt über die Stelle, auf der am Schlachttage der französische rechte Flügel aufgestellt war. Nördlich von diesem Wege, etwa einen Kilometer von Bergen entfernt, erhebt sich die Bergener Warte, in deren Umgebung das Zentrum der französischen Armee stand. Der Graben der Warte war während des Gefechtes von zwei Bataillonen des Regiments St. Germain besetzt. So kam es, daß der Turm mehrfach den Geschützen der Alliierten zum Richtpunkt diente, deren Kugeln rings um das Gebäude einschlugen und es selbst mehrfach trafen.

Dabei ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall: Im Berger Wartturm saß eine Kindesmörderin gefangen, die wenige Tage später den Tod durch Henkershand erleiden sollte. Wie sie nun hinter dem Gitter hervorschaute, schmetterte eine Kanonenkugel in das Fenster hinein und riß der armen Sünderin den Kopf ab. — Mehrere Kanonenkugeln schlugen auch in das Berger Pfarrhaus ein. Eine zwölfpfündige, die Schornstein und Kamin durchschlagen hatte und auf dem Küchenherde liegen geblieben war, ließ der damalige Berger Pfarrer, Henrich Greh, „der mit den Seinigen unter ausgestandener tausendfacher Todesangst durch Gottes mächtigen Schutz" erhalten wurde, in die Wand eines Zimmers des ersten Stocks einmauern. —

Ganz in der Nähe der Berger Warte steht, mitten im Felde und nur von einer niedrigen Hecke umhegt, ein mehrere Meter hoher Denkstein in der Form einer mit Laubgewinden und einer Trophäe geschmückten abgestumpften Säule. — Bei der Wahl Leopolds II. bezogen an dieser Stelle auf den Antrag des Kurfürsten von Mainz „zum Schutze der Stadt Frankfurt, des daselbst versammelten kurfürstlichen Wahlkollegiums und des zu wählenden Reichsoberhaupts" 10 Bataillone und 14 Eskadrons Hessen vom 23. September bis zum 17. Oktober 1790 ein Lager. Dieser Schutz schien notwendig zu sein, weil der in Frankreich wütende Brand der Revolution sein Flugfeuer bereits bis auf das rechte Rheinufer herübergesandt hatte. So war es im Sommer des Jahres 1790 zu einer Erhebung in dem wenige Stunden von Frankfurt entfernten Mainz gekommen, „wo einige tausend durch einen Studentenzwist gereizte Personen der niedrigsten Klassen sich erkühnt hatten, der Regierung Bedingungen vorschreiben zu wollen."

In Frankfurt selbst befürchtete man, gelegentlich der Wahl ähnliche Demonstrationen erleben zu müssen, „da die bevorstehende Kaiserwahl allda neben den ehrwürdigsten und angesehendsten Personen, alle vornehme und niedrige Müßiggänger deutscher Nation und andrer zum Teil in Aufruhr begriffener Staaten in übergroßer Anzahl vereinigte, und selbst in Frankfurt bei der ersten Auffahrt von einem gallischen Freiheitsschwindler Versuche gemacht wurden, dem Volk den Geist der Empörung mitzuteilen, und die Verehrung des ersten Monarchen der Erde anzufechten." Die weitere Gestaltung der Dinge in Frankfurt bot keine Veranlassung zu einem ernsten Eingreifen dieser bewaffneten Macht, dafür aber entfaltete sich in dem Lager von Bergen noch einmal der ganze Glanz des bereits verstaubten absoluten Systems. Den Höhepunkt der im Lager abgehaltenen Festlichkeiten bildete eine große Truppenrevue, die am 11. Oktober stattfand. Landgraf Wilhelm IX. führte an diesem Tage persönlich seine Truppen dem neugewählten Kaiser Leopold II. und dessen glänzendem Gefolge vor. 50—60 000 Menschen waren zu diesem Schauspiel von nah und fern zusammengeströmt. Der Denkstein bezeichnet die Stelle, an der nach der Parade die neugekrönte Majestät als Gast des Landgrafen zu Tafel saß. Kaum noch zu entziffern ist die verwitterte lateinische Inschrift des Denkmals, die in deutscher Übersetzung lautet:

„Wilhelms IX., Landgrafen von Hessen, Lager zum Schutz der Wahl und Krönung des Kaisers vom 23. September bis 17. Oktober 1790.

Leopold II., Kaiser, mit seiner hohen Gemahlin der Erzherzog Franz mit seiner königlichen Gemahlin und drei Brüdern, die Erzherzogin Maria

Christina und ihr Gemahl Albert, Herzog von Sachsen, Ferdinand IV., König von Neapel, mit der Königin Karoline Ludovike, die drei Kurfürsten von Mainz, Trier und Cölln, und Kunigunde, Königliche Prinzessin von Polen, wurden mit höchstgeziemender Verehrung im Lager empfangen am 11. Oktober 1790."

Der Platz, den der Landgraf zum Tafeln gewählt hatte, zeugt für seinen guten Geschmack, denn von hier aus „öffnet sich ringsum eine der köstlichsten Aussichten. Über ein weites fruchtbares Gelände fliegt der Blick bis zu den Höhen des Speshards, der Rhön, des Vogelgebirgs, des Taunus, des Donnersbergs und des Odenwaldes und an 200 Städte und Dörfer werden sichtbar." — Gegenstand der Unterhaltung für die Offiziere und Soldaten, die hier im Lager standen, war häufig die Schlacht von Bergen. „Mancher Offizier und Soldat suchte den Ort begierig auf, wo er als Jüngling gefochten und eine Wunde erhalten, oder einen Vater, einen Bruder, einen Freund eingebüßt hatte, und von den damals verwundeten Offiziers war der Generalmajor von Hanstein, der Obrist von Urff, die Obristlieutenants von Wilmowsky und von der Malsburg und der Major von Offenbach zugegen."

Etwa einen Kilometer südöstlich von der Stätte des alten Lustlagers liegt in einem Kranz von Obstgärten am Rande der sich hier steil gegen den Main absenkenden Hochebene das liebliche Bergen. Der Reiz seiner Lage macht uns den Gedanken sympathisch, daß es vielleicht als das Ziel des Osterspaziergangs in Goethes „Faust" gedacht sei. Weitere, unbestreitbare poetische Verherrlichung haben ihm die Schelme von Bergen eingetragen, die hier ihren Sitz hatten. Noch steht ihre Burg, die Gruckau, von einem breiten Wassergraben umgeben, am Westausgang des Ortes. Das Geschlecht der Schelme von Bergen ist jetzt erloschen. Der letzte Schelm war der am 9. April 1844 verstorbene pensionierte Frankfurtische Hauptmann Christian Ernst Schelm von Bergen.

Die frühere Burgkirche, dem heiligen Hubert geweiht, enthielt das Begräbnis der Schelme. Jetzt ist sie vom Erdboden verschwunden. — Ich beschließe meinen Spaziergang auf der Terrasse des weitbekannten Bergener Gasthauses „Zur schönen Aussicht." Vor mir im Glase schimmert der herb-feurige Bergener Wein. Die letzten Eindrücke haben die Erinnerung an ein Dichterwort in mir geweckt:

„So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen,
Ein stolzes Geschlecht! es blüht am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen."
(H. Heine.)

Wenn ich es recht bedenke, paßt diese Strophe eigentlich für alle diese Erinnerungen, die mein Gang nach Bergen über die stillen schönen Fluren mir heraufbeschwor. Alle die Begebenheiten, von denen ich erzählte, gehören einer abgeschlossenen Periode der Geschichte an, die in ihren Wirkungen und Folgen nicht mehr unmittelbar in die Gegenwart hineinragt. Absolutismus und alte reichsstädtische Herrlichkeit schlafen, wie die Ritter in ihren Sarkophagen, den schweren Schlaf des Todes.

Die Dunkelheit bricht herein und mahnt mich zur Heimkehr. Das Wetter ist unfreundlich geworden; der Himmel hat sich umwölkt, und von der Mainebene her weht ein rauher Wind entgegen. Er wirbelt die Rauchwolken der Fabriken von Fechenheim nach der Bergener Höhe hin, und in dem Schwaden und Dunst verschwinden, wie ich weiterschreite, die uralten Äpfelbäume dort oben, um deren Wipfel sich einst der Pulverdampf der Bergener Schlacht zusammenballte.

Aus stillen Stunden.

Es huscht die Liebe durch die tiefe Nacht.
Ihr weiches Kleid streift leis durch meine Träume,
Und zarte Melodien klingen sacht
Durch meiner Sehnsucht weite Wunderräume.

Sie haben sich dem Tag nie aufgetan
Mit ihren goldnen, reich durchwirkten Toren;
Das Herz zog einsam seine stille Bahn, —
Und in der Ferne ging ein Glück verloren. —

Es brauste wie ein Sturmwind über mich;
In tausend Flammen standen meine Tage,
Und ein Geheimnis durch das Herze schlich,
An das ich heut noch kaum zu rühren wage.

Drum huscht die Liebe durch die tiefe Nacht
Mit ihren weichen, tröstlich leisen Schritten
Und neigt sich nieder auf mein Lager sacht,
Als hätte sie mir manches abzubitten.

München.

Gustav Adolf Müller.

Die Trillereiche.

Eine Dorfgeschichte von H. Bertelmann.

I.

Es war am Spätnachmittag. Da saß die Frau des Berghöfers zu Ziegenrode auf der Lattenbank vor der Haustür und schaute träumerisch in die Ferne.

Im Grunde zu ihren Füßen zog sich das Dorf hin, den Talwindungen folgend. Der Sommer war müde. Zwischen den roten Dächern und weißen Giebeln saß der Herbst, die goldene Schlummerdecke webend. Und die Sonne lachte über die lustigbunten Einfälle des geschickten Webers. Hinter den Hecken am jenseitigen Hügelrande dehnten sich die verblaßten Bänder abgeernteter Äcker hin, der Besitz des Kleinbauern. Hier und da zwischen Schlehdornhecken harrten einsame Garbenreihen des Heimholens. Auf der Höhe wachte nimmermüde dunkler Tannenwald.

An seiner nach rechts sich zu Tal senkenden Wand glitt das suchende Auge der Bäuerin entlang. Von Zeit zu Zeit hob sie die Rechte schirmartig vor die Stirn. Eine gute Strecke weit konnte man den weißen Streifen der Straße leuchten sehn. Unbefriedigt rückte sie unruhig hin und her, versuchte aufzustehn, unterließ es aber wieder. Ein tiefer Seufzer — dann sah sie empor in das starke Geäst des Nußbaumes, der die Bank beschattete, als tröste sie seine Nähe.

Aus kalkigem Fels strebte der alte, knorrige Geselle hinauf. Er hatte oft darben müssen, das sah man ihm an. Darum war sein Stamm nicht gerade gediehen. Aber trotz alledem, er war ein Baum geworden, der seinen Schatten spendete und dessen Früchte jahraus, jahrein die Bewohner des Berghofes erfreuten. Er hatte es verstanden, sich im Laufe der Jahre der Berggegend, in der alles etwas knorrig und gedrückt erschien, anzupassen. Für einen Fremdling ist das nicht leicht, am Ende aber doch das Gescheiteste.

Der Nußbaum schüttelte auf einmal sein gewaltiges Haupt. Die Schatten seiner Fiederblätter spielten dabei auf der Hofraite im leichten Winde mit der Sonne. Breiter und breiter wurden sie, bis alles Gold des Tages zugedeckt war. Die Bäuerin sah den Abend kommen. Noch einmal spähte sie talwärts. Es überlief sie. Da zog sie das Schultertuch fester, griff nach ihrem Stocke und erhob sich.

Über die Fünfzig war sie schon hinaus, aber immer noch eine stattliche Frau. Ihr kleines frisches Gesicht verriet nichts von dem Leiden, das sie nun schon fast zwanzig Jahre trug. Sie war gelähmt und vermochte sich ohne fremde Hilfe kaum fortzubewegen. Seit letzter Zeit war noch ein inneres Leiden hinzugetreten.

Eben hatte sie sich erhoben. Nahende Schritte wurden vernehmbar. Um die Gartenhecke bog der Bauer. Nachdenklich und ermüdet schritt er gesenkten Hauptes heran. Das gelbe, vertrocknete Gesicht mit den matten, immer tränenden Augen verriet einen willenlosen Mann.

„Eine Stunde schon guck' ich aus! Wo bleibst Du so lang?"

„Über den Wald komm ich mit dem Botenlis. Lieber eine Stunde später, wenn man im Schatten gehen kann." —

Umständlich kramte er eine Papierrolle aus der Kitteltasche.

„Was zum Einreiben für Dich."

„Wieder weggeworfen Geld, sonst nichts! Konntest es sparen! Mir hilft doch nichts mehr, als —"

„Badet's nichts, so schadet's nichts, sagte immer meine sel'ge Mutter. Hast schon so manches probiert, warum nicht auch das. Den Bürgermeister in Reichenberg hat's auch wieder auf die Beine gebracht und war doch steif wie 'n Stock." —

Bei diesen Worten reichte der Bauer seiner Frau das Mitgebrachte, faßte sie unter den Arm und geleitete sie die Steintreppe hinauf in die Stube zum lederbezogenen Lehnstuhle. Er hing die Mütze an den Haken, schob den schweren, weiß gescheuerten Tisch geräuschvoll zu Seite und setzte sich auf das buntgemusterte Kissensofa.

Die Frau schien erschöpft von dem Treppensteigen. Sie jappte und versuchte zu Atem zu kommen. Dabei schaute sie unaufhörlich zu ihrem Manne hinüber. Der streifte sitzend den blinkenden Kittel über den Kopf, um es sich gemütlich zu machen. Als er immer noch schwieg, stieß sie energisch mit dem Stocke auf und fragte: „Was hast Du denn nun eigentlich ausgerichtet?" —

Der Bauer stand auf, langte die kurze Pfeife vom Kannbrett, dazu den alten braunpolierten Tabakskasten mit dem knöchernen Griff am Deckel. Behutsam klappte er auf und stopfte seine Pfeife. Jetzt strich er mit einem Zündholz über die Wand, nahm die Pfeife zwischen die Zähne, zog, paffte ein paar blaue Wolken in die Stube, warf den Streichholzrest zum Oberfenster hinaus und wandte sich endlich zu seiner mit offenem Munde dasitzenden Frau:

„Was ich ausgerichtet habe? — Gut ist alles, gut. — Die vier Jahre — die will er uns schenken, wenn — wir ihm das Stückchen Wald ablassen wollen. Die neue Wasserleitung für Schloß Rottfels wird hindurchgelegt. Da wird uns doch alles durchwühlt. Bäume werden so wie so gefällt. Wer weiß — die besten. — Was wollte ich weiter? —

Ich sagte ja. — Der Kaufbrief soll bald gemacht werden. —"

Atemlos war die Frau zurückgesunken. „Also auf den Wald ist's abgesehn! — Kannst Dir denken, Franz, daß mir das weh tut. Die Trillers haben immer ein groß Stück auf den Wald gehalten. — Es war im dritten Jahr unserer Ehe — unser selig Bärbchen tat die ersten Schritte — da hast Du zum erstenmal Loh geschält. Einen schönen Heller Geld löften wir damals, weißt Du noch?"

Der Bauer starrte eine Weile in die Ecke und nickte wie geistesabwesend.

„Das Stück auf der Hohenlide kauften wir damals. — Freilich nachher waren die Preise so gering. — Und dann vor fünf Jahren der Erdrutsch, der soviel verschüttete und entwurzelte! —"

Lebhafter nickte der Bauer und nahm die Pfeife in die Hand: „Siehst Du's nun bald ein?" —

„Wenn man sich soweit verrannt hat wie wir, Franz, was hilft da die Einsicht? — Wir müssen! — Aber einen Wunsch hätt' ich. —"

Sie lehnte sich weit vor und stützte sich mit beiden Händen krampfhaft auf den Stock: „Die Eiche, die unten steht, die verkauf nicht mit. Mein Ellervater hat sie gepflanzt, als ihm der siebente Junge geboren wurde. Damals ist der Waldbesitz unserer Familie viel größer gewesen. Die Zeit hat manches Stück davon abgerissen. Aber an die Eiche hat sich niemand gewagt. Nun muß ich's erleben, daß der letzte Waldbesitz der Trillers in fremde Hände kommt! Mag's geschehen! Die Eiche behältst Du Dir vor! Niemand hat ein Recht darauf als ich. Laß sie hauen. Bald! Nicht lange wird es währen, — da ist ein Sarg fällig, dann hat sie der Ahn nicht umsonst gepflanzt." —

Ihre Augen glühten. Und wenn sie jedesmal mit dem Stock aufstieß, fuhr der Bauer zusammen. Die Pfeife hielt er kalt im Munde. Das Ziehen war ihm vergangen.

„Schwatz doch nicht immer vom Sterben", sagte er unwillig und lief hin und her. „Mit der Eiche, das kann man sich ja ausbedingen. Darauf wird's dem Baron nicht ankommen."

Eine lange Pause entstand. Der erregte Bauer landete an der Fensterbank. Er stützte den Kopf auf die Ellenbogen und starrte hinaus.

Mit lautem Gezwitscher flogen die Schwalbenpaare zu Neste. Ihre Gedanken waren wohl schon weit voraus im Lande ihrer Sehnsucht. Die letzten Abendstrahlen streiften die bangen Trauben unter dem dichten Weingeranke. Wir kommen wieder, schienen sie zu flüstern und schwanden um die Ecke. Der Bauer vernahm nichts davon. Wohin rissen die Gedanken seinen Sinn? — — —

Aus der Dorfmühle war er heraufgestiegen auf den Berghof. Der alte Berghöfer und der alte Dorfmüller, die hatten das so gewollt. Einige Äcker steiniges Land und eine saure Wiese waren sein Vermögen gewesen. Daheim schlug man, was die Arbeit anbelangt, ein langsames Tempo ein. Auf dem Berghofe spielte man anders auf. So kam es denn, daß der alte Berghöfer seinen zukünftigen Nachfolger öfters aus dem Bett holte. „Franz, in der Frühe findet der Berghöfer das Glück", hatte er einmal gesagt. Er hatte es sich wohl in Acht genommen. Aber wer in der Jugend die Frühe verschläft, vermag ihr auch später nichts Sonderliches mehr abzugewinnen.

Der alte Berghöfer, das war einer! An allem hatte er auszusetzen. Bald wurde ihm nicht tief genug gepflügt, bald waren ihm die Ochsen nicht blank geputzt. Bald fand er die Krippe nicht sauber, bald lag ihm die Streu zu dick. Wenn das Maß voll ist, läuft es über. Das geschah an dem Tage, da die Leiterbäume ungeheißen im Walde gehauen wurden. Wie wütend er auf ihn zukam! Mit dem Mistgabelstiel stieß er den Alten, daß er an die Mauer schlug. Im Zorne noch trug er den Besinnungslosen hinein. Seit der Zeit kränkelte er und stand nicht wieder auf. — Ans Bett hatte er nie kommen dürfen. —

Endlich war er Berghöfer geworden. Und wie er zum ersten Male die große Schublade im Glasschrank aufschloß, erfuhr er, daß der Berghof verschuldet war. Wie hatte er sich damals gereut. Für Schulden arbeiten — das war seine Sache nicht. Einen verfahrenen Karren wieder ins rechte Geleise zu bringen, auf diese Kunst hatte er nicht studiert. Daß die Zinsen immer zur rechten Zeit da waren, dafür sorgte seine Frau. — So waren die Jahre dahingegangen. Den langsamen Tritt hinter dem Ochsenpfluge hatte er nie zu beschleunigen brauchen. —

Nur heute packte ihn etwas, er wußte nicht was. Seine schlafende Seele war erwacht und fragte: Was soll werden? Niemals und niemandem hatte er Rechnung abgelegt. Nun aber sah er eine Gestalt vor sich: ein Berghöfer kam und sprach: „Tue Rechnung von Deinem Haushalten!" — Und das war Karl, sein Sohn. Er zitterte bei dem Gedanken. Ängstlich verließ er das Fenster und fürchtete, ihn um die Ecke kommen sehn zu müssen.

In dem Augenblick nahm die Frau wieder das Wort: „Der Junge wird sich wundern. Unsinnig wird er, wenn wir den Wald verlieren." Sie fing an zu schluchzen und fuhr nach einer Weile wehmütig fort: „Vor wenig Tagen noch sagte er: Diese Weihnachten wollen wir uns auch mal einen Christbaum anstecken. Wir haben so schöne Tännlein dazu." —

„Ach, was Du wohl willst mit dem Jungen! Der muß schon einsehn lernen, wie's am besten ist. Denkst Du, die Quälerei mit dem Loh sei er nicht auch überdrüssig? — Wald hat heute nur noch Wert für die Großen, — so sagte der Förster mir schon vor Jahren, und er hat Recht." —

„Und mein Großvater sagte noch im Sterben: Kinder, achtet auf den Wald!"

Der Bauer wußte nichts Rechtes zu erwidern. Er steckte die Pfeife wieder an. Ans Fenster tretend, meinte er: „Es geht doch ein gut Teil an der Kapitalschuld ab, achthundert Taler hast Du weniger zu verzinsen."

„Verkauft ist verloren, dabei bleibe ich", sagte erregt die Frau und machte eine Bewegung zum Aufstehen. Der Sand knirschte unter ihren Füßen. Da faßte der Bauer die Klinke und ging hinaus. —

Draußen knallte es. Ein Fuhrwerk rollte in den Hof, daß die Fenster klirrten. Die Bäuerin humpelte daher und öffnete den Flügel. Karl sprang gerade vom Wagen. Sein helles Brr brachte die stattlichen Ochsen zum Stehen. Die Zugleine zusammenfassend, spannte er die Tiere ab. Aus dem Stalle kam Märten, der Knecht. Der nahm sie in Empfang. Karl löste rasch den Pflug vom Wagen und zog ihn unter lautem Gerassel unter den Schuppen. Dann ein Griff über die Wagenleiter, und schweren Schrittes betrat er die Treppe.

Die Mutter saß wieder im Stuhle, als die schlanke Gestalt ihres Einzigen in der Türe stand. Ein stolzes Lächeln flog über ihr Gesicht.

Die älteren Dorfleute behaupteten, er wäre ganz der Großvater. Das schmale Gesicht, die hohe Stirn, die blauen Augen, das seien untrügliche Kennzeichen. In verwirrten Strähnen hing das flachshelle Haar unter dem verblichenen Strohhute auf die Stirn, die noch die Spuren des heute vergossenen Schweißes trug. Die kurze, gelbe Jacke verhüllte nichts von dem tadellosen Wuchse und ließ Hemd und bloße Brust frei. Die vielgeflickte Hose steckte in langen, lehmbeladenen Stiefeln.

Mit einem Blick voll Selbstzufriedenheit schaute der Achtzehnjährige seiner Mutter entgegen. Er sagte guten Abend und reichte ihr einen dicken Strauß.

„Von unserm Walde, Mutter!" —

Ihr war, als habe er das „unserm" besonders betonen wollen. Mit zitternden Händen griff sie danach. Sie hielt ihn gegen das Fenster und dann dicht vor die Augen. Es waren Zweige von Buche, Eiche, Ahorn, Hornstrauch in den mannigfachen Schattierungen des Herbstes. Dazwischen leuchteten wie fallende Blutstropfen die Früchte des Pfaffenhütleins. Auch Hagebutte und Schlehe fehlten nicht.

Wäre es heller Tag gewesen, hätte Karl es sehen können, wie der Mutter Tränen in die bunte Pracht tropften.

„O wie schön," sagte sie endlich, — „aus unserm Walde! — Wie kommst Du denn dazu, heute einen Strauß mitzubringen, Junge?" —

„Mit dem Pflügen war ich beinah am Ende — noch dreimal herum — da höre ich ein Krachen vom Walde her. Ein Baum mußte gefallen sein. Ich lasse die Ochsen und eile hinüber. Was seh ich? Von der Trillereiche lieg der dickste Ast am Boden. Merkwürdig — nicht wahr! So in aller Stille des Tages!" —

Der Mutter fiel der Stock aus der Hand.

„Der Eiche selbst wird es nichts schaden. Die Krone ist unversehrt. In der Eile pflückte ich Dir das vom zerknickten Unterholz." —

Sprachlos, totenbleich lehnte sie rückwärts. „Das Ende meldet sich an" — wollte sie sagen, aber sie dachte es nur. Ihr war zumute, als läge der gebrochene Ast auf ihrer Brust.

Karl warf sich müde in die Sofaecke. Er merkte nichts von dem Schmerz, den er soeben im Herzen der Mutter entfacht. Die milde Dämmerung deckte ihren Schleier darüber.

Nach einer geraumen Zeit war sie wieder Herr über sich. Sollte sie ihm sagen, was bevorstand? — Sie konnte es nicht — heute nicht.

Karl erhob sich, um nach dem Vieh zu schauen.

Die Mutter sah ihm nach und freute sich seiner Arglosigkeit und Ruhe. Könnte sie doch zeitlebens so bei ihm bleiben, um für ihn den Schmerz heimlich zu tragen! Das wünschte sie innig. Und aus irgend einer verborgenen Herzensfalte hüpfte ein Hoffnungsgedanke. Der lachte und tanzte und wob wie der Blitz ein leichtes Band in den dunklen Raum. Darauf strahlte ein Stern, und der Stern hieß Karl. — — —

Eines Abends saßen die Berghöfers beim Abendbrot. Da pochte es an. Der Förster war es.

„Guten Abend auch. — Das hätte ich ja getroffen," sagte er lächelnd. Die Tür fuhr kräftig zu.

„Wenn Ihr Lust habt, sollt Ihr eingeladen sein", erwiderte der alte Heß und rückte den Stuhl.

„Danke, komme eben davon."

Mit einer grüßenden Handbewegung zur Berghöferin gewandt, die im Halbdunkel am Kachelofen saß, fuhr der Förster fort: „Wie geht's mit der Gesundheit, Frau Heß?" —

„Ist kein Rühmens mehr zu machen, wenn die Untertanen nicht mehr wollen. — Willkommen auch", fügte die Frau kleinlaut hinzu, als habe sie etwas versäumt.

Das kurze „Danke" wurde von kräftigem Husten des Sprechers unterdrückt. Dabei klopfte er sich auf die Brust: „Da sitzt's bei mir! Hat so jeder sein Päckchen zu schleppen!" —

„Ja, ja", bekräftigte die Berghöferin und seufzte.

„Damit hat unser Hergott jeden am Seil. Wen er lieb hat, den züchtigt er", warf der alte Heß salbungsvoll dazwischen.

Eine Pause entstand. Man hörte nur das laute Schmatzen der Kauenden und das schwerfällige Ticken im Uhrkasten.

„Aber Bescheid müßt Ihr uns schon tun! — Karl, schenk dem Herrn Förster einmal ein!" —

„Na, so einen Kurzen — ich bin nicht abgeneigt. — Denn prost!" —

Der Förster leerte das Glas in einem Zuge und stellte es auf den Tisch. Dann ließ er sich auf der Bank an der Fensterseite nieder und schlug seine stämmigen Beine übereinander. Die blitzblanken Stiefelschäfte glänzten im Lampenlicht zum Tisch hinüber. Es war ein starker Mann mit breiter Brust und einem Stiernacken. Das gerötete Gesicht umwallte ein struppiger, schwarzer Bart. Beide Arme auf den klobigen Eichenstock stützend, schaute er zu den Mannsleuten hinüber.

Der braune Tyras hatte durch Beschnüffeln festgestellt, daß er bei Bekannten war. Er leckte Karl vertraulich die Hand. Der warf ihm eine Wurstschale zu. Befriedigt kroch das Tier unter seinen Herrn.

Die Berghöferin wußte, was nun kommen mußte.

Die Mahlzeit war zu Ende. Märten ging.

Der alte Heß, der mit dem Messer gespielt hatte, holte tief Atem.

Karl schnitt sich ahnungslos ein neues Stück Brot.

Da begann der Förster in ruhigem Tone: „Weshalb ich komme, ist Euch bekannt." —

Karl horchte verwundert auf.

„Es ist nur vernünftig von Euch, wenn Ihr endlich Eure Hecke droben losschlagen wollt."

Karl zog seine Beine zurück und wuchs empor.

„Euch nützt sie ja keinen Pfifferling mehr. Dem Herrn Baron rundet sich so sein Gebiet ab, und er ist herzensfroh, diesen Keil in seinem Fleische endlich lösen zu können. — Man muß seine Zeit verstehen, Berghöfer, und die Verhältnisse nehmen wie sie sind."

Der Berghöfer nickte verständnisvoll.

Karl saß wie eine Bildsäule. Mit offenem Munde schaute er den Förster an.

„Ich soll nun die Sache mit Euch ins Reine bringen. Hier ist der Kontrakt. Ihr seht daraus, wie nobel der Herr Baron gegen Euch ist. Aus freien Stücken legt er zu der vereinbarten Kaufsumme noch hundert Taler. Neunhundert Taler erhaltet Ihr für das Eckchen." —

Der Förster hatte sich erhoben. Er trat an den Tisch und entfaltete das Papier.

Karl legte das Messer aus der Hand. Ihm war, als wolle ihn jemand würgen. Er schob die Lampe behutsam zur Seite, stützte beide Ellenbogen auf und neigte den Kopf weit nach vorn.

„Ihr wollt den Wald verkaufen, Vater?" kam es kleinlaut und ängstlich von seinen Lippen.

Der wich seinem Blicke aus, nickte nur und erwiderte: „Ja, das will ich." —

„Und darf ich fragen warum?" kam es bestimmter heraus.

„Das geht Dich nichts an, das sind meine Sachen", wehrte der Bauer ab mit erzwungener Energie.

Dabei hatte er Tinte und Feder aus dem Tischkasten geholt und die Brille dazu. Die setzte er umständlich auf und las still für sich den aufgesetzten Kontrakt. Darauf nahm er die Feder zur Hand und tauchte zitternd ein. Seine Augen sahen über die Brille hinüber zum Ofen. Er wollte sich die Trillereiche vorbehalten. Ratlos glitt sein Blick wieder zum Förster hinauf, der hinter ihm stand, als wollte er sich den Wortlaut diktieren lassen.

Da sprang Karl auf wie von einer Natter gestochen Mit raschem Griff entriß er seinem Vater das Papier, ballte es zornig zusammen, trat den beiden verdutzt dreinschauenden Männern gegenüber und stampfte auf den Boden, daß die Lampe zitterte.

„Und der Wald wird nicht verkauft!" rief er, bebend am ganzen Leibe.

Der Hund fuhr auf und bellte. Der Förster war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten. Das hatte er nicht erwartet.

Der Vater starrte mit gefalteten Händen schweigend vor sich hin. Er konnte nicht auf. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Ein Triller stand da vor ihm und forderte Rechenschaft.

Der Förster zog die Sache ins Lächerliche. Er klopfte dem Alten auf die Schulter: „Den Brausekopf kriegen wir noch unter!" —

Karl war an die Seite seiner Mutter getreten, die hochaufgerichtet dastand.

„Recht so, Junge, recht so! Dein Großvater hätt's nicht anders gemacht. — Dem da dürfen sie den Berghof vor der Nase wegnehmen, er nickt dazu!" —

„So weit wird's nicht kommen, Mutter. Da bin ich da", sagte Karl und drückte die erregte Frau in den Stuhl nieder.

Sie ergriff seine Hand und hielt sie krampfhaft fest. Bewundernd schaute sie zu ihm auf. Ihr Junge war ein Mann geworden.

Halb ärgerlich, halb mitleidig sah der Förster auf den zusammengeknickten Bauern. Noch immer wagte der die Augen nicht aufzuschlagen.

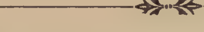
„Nicht Herr im eigenen Hause? — Das ließe ich mir nicht bieten. — Ihr tut mir leid!" —

Ohne Gruß ging der Förster davon. —

An diesem Abend zog Karl zum ersten Male die Schublade des Glasschrankes auf. Und was die ihm erzählte, bereitete ihm eine schlaflose Nacht.

Am anderen Morgen aber sah er den Vater wie den Berghof mit anderen Augen an.

(Fortsetzung folgt.)



Aus Heimat und Fremde.

Über den Dörnbergschen Aufstand am 22. April 1809 sprach am 20. März auf Grund aktenmäßigen Materials Stadtschreiber Hunold in Homberg. Bemerkenswert ist, daß Jérôme die Absicht gehabt haben soll, an der Stadt Homberg strengste Rache zu nehmen, weil sich auch ein Homberger Bürger, Karl Dithmar, an dem Aufstand beteiligt hatte. Eine aus dem Apotheker Apelius, Wundarzt Reccius und Kaufmann Dithmar bestehende, nach „Napoleonshöhe" gesandte Deputation erlangte jedoch vollständige Vergebung. Zur Erinnerung an den Jahrhundertgedenktag jener Erhebung wird auf dem Homberger Marktplatz am 22. April eine patriotische Feier veranstaltet werden, auch wird geplant, am ehemaligen Wallensteinischen Fräuleinstifte, in dem die geheimen Vorberatungen zu dem Aufstand stattfanden, eine Gedenktafel anzubringen. — Wie uns von anderer Seite mitgeteilt wird, soll die Grabstätte der heldenmütigen Karoline v. Baumbach, deren Namen für immer mit dem Aufstand verknüpft ist, in Vergessenheit geraten sein.

Hessischer Geschichtsverein. Auf dem wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Kasseler Geschichtsvereins am 5. April sprach Kanzleirat Neuber über das alte Gouvernementsgebäude und die Hauptwachen am Martinsplatz und Friedrichsplatz sowie im Anschluß hieran über die im Gouvernementsgebäude früher untergebrachte Polytechnische Schule und deren Lehrer. Rechnungsdirektor Woringer verlas und kommentierte eine Reihe von Schriftstücken aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, die Weißbindermeister Lingelbach zur Verfügung gestellt hatte, und ferner Aufzeichnungen eines kurhessischen Gardefeldwebels aus dem Jahre 1848. General Eisentraut erinnerte daran, daß in diesen Tagen 150 Jahre seit der Schlacht bei Bergen verflossen seien, in der Herzog Ferdinand von Braunschweig von den Franzosen zum Rückzug gezwungen wurde, und berichtete auf Grund der Archivakten über einige Episoden aus dem Kriegsjahr 1759. So erinnerte er daran, daß das Regiment Isenburg, das schon bei Sandershausen gelitten hatte, auch bei Bergen wieder mitfocht und hier ja auch der edle Prinz von Isenburg seinen Tod fand, als einziger General der alliierten Armee. Ein Kapitän Hendorf vom Regiment Canitz, der schon bei Sandershausen schwer verwundet worden war, erhielt auch bei Bergen derartige Verwundungen, daß er diesen einigen Wochen später in Frankfurt erlag. — Sehr erfreulich war die durch den Vorsitzenden gemachte Mitteilung, daß sich neben der staatlichen Kommission für Naturdenkmalpflege, die über Geldmittel nicht verfüge, nun auch eine private Vereinigung gebildet habe, die in erster Linie die zum Schutze der Naturdenkmalpflege notwendigen Mittel aufbringen wolle; eben jetzt sei die Gemeinde Fürstenwald dabei, den Hangarstein als Steinbruch auszunützen; die staatliche Kommission könne hiergegen nichts machen, der einzige Ausweg, die Vernichtung dieses landschaftlich und geologisch so interessanten Basaltkegels zu verhüten, sei der, der Gemeinde eine Entschädigungssumme anzubieten. Ein anderes Mittel zur Erhaltung solcher Naturdenkmäler seien Lotterien (vgl. Siebengebirge). Hoffentlich werden sich recht viele Hessen dieser Vereinigung anschließen, zumal der Jahresbeitrag nur 1 M. beträgt.

Die Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung (Kassel 13.—15. April) brachte auch einige sich speziell auf Hessen beziehende Vorträge. Professor Dr. Anthes-Darmstadt gab ein anschauliches Bild vom neusten Stand der Ringwallforschung in Oberhessen. Bibliothekar Dr. Lange sprach über das von ihm untersuchte und festgestellte Grab von Ellenberg, über das wir bereits im Vorjahr (Hessenland S. 308) eingehend berichteten. Der Vortrag bildete einen der wichtigsten Beiträge zur Kenntnis der frühesten germanischen Gräber. Das merkwürdige Ellenberger Steingrab, dessen aufrechtstehende Platte mit ihrer fast modern anmutenden Reliefskulptur als Grabstele am Eingang des Grabes aufzufassen ist, ist dem ganzen Befund nach wohl neolithischer Herkunft und stammt etwa aus der Zeit 2000 v. Chr. Geb., wenn anders nicht die an den Kanten neuerdings festgestellten Sägeschnitte auf die Technik der Bronze- und Eisenzeit hinweisen. Der dieses Fürstengrab besonders kennzeichnende Stein fand nach dem Vortrag das ungeteilte Interesse der Fachleute. Auch über die Ausgrabungen auf der Altenburg, über die Museumsdirektor Dr. Boehlau in außerordentlich fesselnder Weise sprach, berichteten wir schon früher eingehend und tragen deshalb

nur noch den neuesten Stand der Forschung nach. Inzwischen hat man nämlich auch mit Ausgrabungen auf dem eigentlichen Plateau begonnen und dabei schon jetzt die überraschendsten Ergebnisse erzielt. Innerhalb der eigentlichen Burg fand man zunächst zahlreiche Siedlungsreste, und Aufgabe der nächsten Jahre wird es sein, Ausdehnung, Gestalt und Geschichte dieser Wohnungen festzustellen. Auch hat sich bereits — worauf die zahlreichen dicht beieinander liegenden Pfostenlöcher hinweisen — gezeigt, daß Überbauungen stattgefunden haben. Weiter ist mit ziemlicher Sicherheit eine Tongrube festgestellt worden, vor allem aber eine ganze Reihe von Wasserlöchern, von denen bereits drei während der letzten Kampagne aufgedeckt wurden. Die Seiten eines solchen Bassins waren mit Holz ausgekleidet, die Sohle mit Eichenbohlen ausgelegt. In diesen Wasserbecken selbst wurden außer einem großen Scherbenreichtum wichtige Bronze=, Eisen= und vor allem zahlreiche Holzfunde gemacht, die uns eine ganz neue Kenntnis vom Stand des germanischen Zimmerhandwerks vermittelt haben. Die Wasserbehälter selbst lehren uns eine neue Art der Wasserversorgung kennen. Nachdem die beiden ersten Behälter auf der Altenburg ausgegraben waren, gelang Geheimrat Edward Schröder=Göttingen die wichtige Ermittelung, daß die Germanen solche Anlagen von den Römern übernommen haben müssen. In diesem Zusammenhang bildete Professor Dr. Schröders Vortrag „Über die altdeutschen Bezeichnungen für Quelle und Brunnen“ einen wesentlichen Beitrag zum historischen Verständnis der Funde. Redner führte etwa folgendes aus: Die Geschichte der deutschen Bezeichnungen für Quelle und Brunnen bildet ein interessantes Kapitel der deutschen Wort= und Kulturgeschichte. Auch für die Siedlungsgeschichte gewinnt die Bezeichnung der Quellen die größte Bedeutung. Die Ansiedlungen richteten sich nach der Zugänglichkeit des Wassers und namentlich der Quellen, in unmittelbarer Nähe starker Quellen treffen wir die frühesten vorgeschichtlichen Zeugen. Heute versteht der Gebildete unter „Brunnen“ eine künstliche Anlage, unter „Quelle“ einen natürlichen Ausfluß. Aber diese Unterschiede sind jung. Das Wort Quelle ist ursprünglich landschaftlich eng begrenzt, vom nördlichen Hessen bis zum östlichen Thüringen, unserer Schriftsprache ist es erst durch Luther als lebendiges Wort zugeführt worden und kommt nur bei jungen Siedelungen vor (z. B. Quellhöfe bei Kassel). Populär ist in Mitteldeutschland nur Born für Brunnen und Quelle. Der Reichtum an Beobachtung der Naturerscheinungen, den unsere Vorfahren besaßen, steht uns heute nicht mehr zur Verfügung; daher sind auch z. B. die Flurnamen so schwer zu deuten. Das Wort Brunnen ist das einzige Wort, das über alle germanischen Sprachen verbreitet ist und unzweifelhaft in gleicher Bedeutung allen germanischen Stämmen gemeinsam war. Es gehört zu brennen (brinnan) wie sôt zu sieden (siuthan), das z. B. als Dativ Pluralis noch in „Sooden“ vorliegt. Dieses uralte Wort, das das aufwallende lebendige Wasser bezeichnet, hat aber schon früh seine Bedeutung verändert (vgl. das hessische „Adelsutte“ = Mistjauche). Noch enger begrenzt ist das Wort Spring, mit dem wir abermals einen geographischen Bezirk einschränken; es ist nur den norddeutschen Stämmen und Angelsachsen eigen und kommt in Siedlungsbezeichnungen nur in wenigen Gebieten vor (Lippspringe z. B.). Auch das Wort Quell bezeichnet das sprudelnde, wallende, hervortretende Wasser, während fons von den angelsächsischen Missionaren in der Bedeutung Taufbecken in den Norden gebracht wurde. Künstlich gefaßte Quellen kannte der Germane auf seiner ältesten Kulturstufe nicht; hier mußte er sich fremder Ausdrücke bedienen wie Pfütze (puteus) und Lache (lacus) als Bezeichnung für jede Art von Wasseransammlung, auch in Form der Zisterne. Neben der Bezeichnung für die Quelle als etwas Sprudelndes hat der Germane das Wort mari (das heutige „Meer“) als Bezeichnung für ein langsam hervorsickerndes Wasser, dagegen keine besondere Bezeichnung für künstliche Brunnenanlagen. Zur Bezeichnung künstlicher Anlagen, wie auf der Altenburg, stand ihm nur das Fremdwort puteus zur Verfügung, das ahd. als phuzzi schon in der Karolingischen Zeit vorkommt, wofür Redner Belege aus Otfrieds Evangelienharmonie usw. anführt. Also die künstliche Fassung des Wassers hat der Germane von den Römern gelernt. Und so erinnert auch die eigenartige Veranstaltung der Wassergewinnung auf der Altenburg an das eigentümliche Verhältnis von Brunnen und Pfütze. Ein ursprünglicher Kunstbrunnen primitiver Art mußte schließlich, wenn er vernachlässigt wurde, zur Pfütze werden. Zum Schluß seines bedeutungsvollen, mit starkem Beifall aufgenommenen Vortrags legte Redner noch einmal nachdrücklich dar, wie, neben wenigen Ortsnamen, grade die Quellbezeichnungen die einzigen Naturbezeichnungen seien, aus denen auch für die germanische Mythologie wertvolles Material ermittelt werden könne. — Der für den folgenden Tag angesetzte gemeinsame Ausflug nach der Altenburg war vom schönsten Wetter begünstigt, so daß diese Tagung des Verbandes einen harmonischen Abschluß fand.

Marburger Hochschulnachrichten. Der Privatdozent und Oberarzt der Breslauer medizinischen Klinik Dr. Eduard Müller, geb. 1876 zu

Annweiler, wurde als Nachfolger des Professors Schwenkenbacher als außerordentlicher Professor für innere Medizin berufen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten behandeln vorzugsweise die Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten.

Sein 50jähriges Berufsjubiläum beging am 1. April der Stadtälteste Medizinalrat Looff zu Kassel, der 1859 in die Polnische Apotheke zu Berlin als Lehrling eingetreten war. Nachdem er an der Berliner Universität die pharmazeutische Prüfung bestanden hatte, erwarb er die Löwenapotheke zu Kassel, in welcher Stadt er seit den 70er Jahren der Kommission zur Besichtigung der Apotheken und der Gehilfen-Prüfungskommission, seit Ende der 80er Jahre dem Medizinal-Kollegium der Kgl. Regierung angehörte. — Am 17. April begehen in körperlicher und geistiger Frische die beiden ältesten Geistlichen Oberhessens, Pfarrer August Heldmann in Michelbach und Oberpfarrer Otto Loderhose in Wetter, ihr 50jähr. Dienstjubiläum. Beide Herren waren an diesem Tage vor 50 Jahren in der lutherischen Pfarrkirche zu Marburg ordiniert worden.

Das Hainig.
Zeichnung von Karl Friedrich Lippmann.
Aus „Lauterbach und Umgebung“. Hrsg. vom Verkehrsverein Lauterbach.

Das Hainig, das wir beistehend in einer Federzeichnung von Karl Lippmann vorführen, liegt 2,5 km von Lauterbach und bildet einen uralten, mit Vorliebe von Malern aufgesuchten altgermanischen Eichenhain, der als Kultstätte diente und in dem vor längerer Zeit auch Gräber bloßgelegt wurden. Auf seiner 434 m hohen Kuppe wurde neuerdings (leider!) ein massiver Aussichtsturm errichtet.

Todesfälle. Ein alter hessischer Reiteroffizier, der Major Otto von Löwenstein zu Löwenstein, Ritter des Eisernen Kreuzes, starb am 7. April im Alter von 75 Jahren in Marburg. Der Verblichene, ein geborener Kasselaner, trat am 26. Mai 1854 in das Kurfürstliche Leibhusarenregiment ein, in dem er auch den Feldzug gegen Preußen mitmachte. Nach der Annexion stand er beim 14. Husarenregiment, mit dem er gegen Frankreich zog. 1877 trat er in Pension und nahm seinen Wohnsitz in Marburg. — Ein geborener Marburger, der Landgerichtspräsident Erwin von Heusinger, verschied am 13. April in Ospedaletti bei San Remo, wo er Heilung von seinem Leiden suchte. Er wurde am 19. Juni 1845 als Sohn des damaligen Direktors der Marburger medizinischen Klinik geboren. Er war als Staatsanwalt in Trier und Aachen, als Oberstaatsanwalt in Nordhausen und wieder in Aachen tätig, wurde 1903 Präsident des Landgerichts in Marburg, dem er bis zu seinem Tode vorstand.

Am 13. April starb in Baden der pensionierte Tenorist der Wiener Hofoper, G. Müller, ein geborener Frankfurter. 1867 war er als erster Tenor für die Kasseler Bühne gewonnen worden, vertauschte aber sein Engagement bald wieder mit dem an der Wiener Hofoper, der er 30 Jahre angehörte. 1869 gastierte er in Kassel in einer Festvorstellung vor König Wilhelm als „Troubadour“, derselben Rolle, in der er an der Kasseler Bühne engagiert war und Abschied genommen hatte.

Verschiedenes. Den „Göttinger Sieben“ zu Ehren, zu denen bekanntlich auch die Brüder Grimm gehörten, will man bei Anlage der zweiten Kaiserallee am Hainberge zu Göttingen einen Platz mit sieben Eichen bepflanzen und auf einem Granitstein auf die Bedeutung der Gedächtnisstätte hinweisen. Für

das Denkmal ist bereits ein Fonds von über 4000 Mark gesammelt worden. — Bei Arbeiten zur Quellfassung für die Doppelgemeinde Watzenborn-Steinberg stieß man auf Überreste des Pfahlgrabens, der sich zwischen Grüningen und Steinberg in der Richtung Butzbach-Langgöns hinzieht. — Die Stiftsdame Freiin Amalie Wolff von Todenwarth wurde zur Äbtissin, die Freiin Mathilde von Lepel zur Stiftsdame des Adligen Damenstifts zu Obernkirchen ernannt. — Dem Bildhauer Fritz Nöll aus Kaltennordheim in der Rhön wurde von der Berliner Kgl. Akademie der Künste der große Staatspreis im Betrage von 3300 Mark zu einer einjährigen Studienreise verliehen.

Zur Geschichte der heiligen Elisabeth erschien soeben im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde Band XXXIV Heft 2 Seite 427—502 der erste Teil einer Abhandlung des Marburger Universitätsprofessors Dr. K. Wenck: „Über die dicta quatuor ancillarum sanctae Elisabeth." Die Ergebnisse dieser Arbeit interessieren auch einen weiteren Leserkreis, einmal das Literargeschichtliche aus Marburgs Frühzeit (der Kult Elisabeths durch vom Deutsch-Orden ausgegebene Biographien) und sodann der Wencksche Versuch, Huyskens Annahme einer Vertreibung Elisabeths vom Marburger Schlosse zu widerlegen. Wir werden demnächst aus berufener Feder eine Abhandlung über den neuesten Stand der Elisabethforschung bringen.

Eingegangen:

Eberhard, J. Reinhold Kühn. Ausgewählte Kapitel aus seinem Leben. Leipzig (Pierson). 75 S. Preis 1 M.

Winternacht. Drama in drei Akten von Carl Friedrich Wiegand. Frauenfeld (Verlag von Huber & Co). 90 S. Preis 2 M.

Aus Herz und Leben. Ein letzter Strauß von Hermann Haase. Im Selbstverlag. (Gelnhausen) 1908.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungsrat Dr. Freih. v. Salis-Soglio, dem Eisenbahnwerkstättenvorsteher a. D. Rechnungsrat Berninger, dem Eisenbahnsekretär Rechnungsrat Gernthotz und dem Rechnungsrat Rohde, sämtlich zu Kassel, dem Pfarrer Hoffmann zu Nentershausen, dem Oberlandmesser Wolf zu Homberg, dem Oberlandmesser a. D. Pfeiffer, z. Z. in Naumburg a. S., und dem Kommerzienrat Canthal zu Hanau der Rote Adlerorden 4. Kl.: dem Landrat Dr. Hagen zu Schmalkalden und dem Regierungssekretär, Rechnungsrat Kersten der Kronenorden 3. Kl.; dem Kanzleisekretär Telschow zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Hegemeister Kieber in Allendorf der Kronenorden 4. Kl. mit der Zahl 50; dem in den Ruhestand versetzten Oberbibliothekar bei der Universitätsbibliothek in Marburg Dr. Kochendörffer das Prädikat Professor; dem Oberbahnhofsvorsteher Oeynhausen zu Kassel die Rote Kreuzmedaille 3. Klasse; dem Lehrer a. D. Speck zu Kassel der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Erteilt die Erlaubnis zur Anlegung der ihnen verliehenen Orden: dem Archivdirektr Geh. Archivrat Dr. Könnecke zu Marburg des Kommenturkreuzes 2. Kl. des Kgl. Württembergischen Friedrichsordens und des Kommandeurkreuzes 2. Kl. des Großh. Badischen Ordens vom Zähringer Löwen; dem Archivrat Dr. Küch zu Marburg des Ritterkreuzes 1. Kl. des Kgl. Württembergischen Friedrichsordens.

Ernannt: Landgerichtsrat Stölzel zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrat in Marienwerder; Referendar Greim zum Gerichtsassessor; Pfarrer Schwarzenberg zu Hombressen zum zweiten Pfarrer in Homberg; der Lehrer auf Probe Erler zum Kgl. technischen Lehrer an der Fachschule für die Kleineisen- und Stahlwaren-Industrie in Schmalkalden; der Expedient bei der Universitätsbibliothek in Greifswald Witte zum Sekretär bei der Universitätsbibliothek in Marburg.

Versetzt: Bibliothekar Professor Dr. Kopp zu Berlin in gleicher Eigenschaft an die Universitätsbibliothek in Marburg; Provinzialschulsekretär Schwerdfeger zu Danzig an das Provinzialschulkollegium in Kassel; Steuerinspektor Rück von Wanzleben nach Eschwege; Meliorationsbauinspektor Wehl von Aachen als meliorationstechnischer Hilfsarbeiter an die Generalkommission in Kassel; Landmesser Sauer von Rotenburg a. F. nach Homberg.

Beauftragt: Pfarrer Dithmar in Schmalkalden mit der Versehung der Geschäfte des Metropolitanats der reformierten Klasse Schmalkalden; Pfarrer extr. Kimpel mit der Versehung der Hilfspfarrei in Niederzwehren, Pfarrer extr. Wessel mit der Versehung der Hilfspfarrei in Kassel-Wehlheiden.

Bestätigt: Albert Kohler aus Freiburg zum Bürgermeister der Stadt Hess. Oldendorf auf die Dauer von 12 Jahren.

In den **Ruhestand** versetzt: der Direktor der Taubstummenanstalt in Homberg, Münscher, der Landeshauptkassenbuchhalter Wagner in Kassel und der Kassenrendant und Quästor an der Universität Marburg Rechnungsrat Beckmann zum 1. Mai d. J.

Geboren: ein Sohn: Hans Wuzél und Frau Elfriede, geb. Münch (Kassel, 1. April); Kaufmann Wilhelm Suntheim und Frau Elisabeth, geb. Sonntag (Dresden, 3. April); Regierungsbaumeister a. D. Julius Kallmeyer und Frau Käthe, geb. Jochmus (Halle, 12. April): Kgl. Kreissekretär Fleischhauer und Frau Luise, geb. Lindemann (Schmalkalden, 14. April); — eine Tochter: Oberlehrer Lic. Fritz Herrmann und Frau Else, geb. Bindernagel (Darmstadt, 25. März).

Gestorben: Fräulein Maria Hasenpflug, 57 Jahre alt (Fulda, 31. März); Frau Lina Marion Jacqmin von Hauteville, geb. Freiin Wolff von Gudenberg, Witwe des Regierungsrats (Kassel, 2. April); Kgl. Landmesser Karl Seybel, 51 Jahre alt (Kassel, 6. April); Lehrer a. D. Heinrich Bättenhausen, 84 Jahre alt (Kassel, 7. April); Major a. D. Otto von Löwenstein zu Löwenstein, 74 Jahre alt (Marburg, 7. April); Weinhändler Wilhelm Rundnagel, 65 Jahre alt (Hildesheim, 7. April); Forstreferendar Adalbert von Baumbach (Tempelburg i. P., 9. April); Frau Elise Claus, geb. Berner, Witwe des Geh. Baurats, 70 Jahre alt (Kassel, 10. April); Fabrikant Dr. Karl Emanuel Merck, 47 Jahre alt (Darmstadt, 11. April); Landgerichtspräsident Erwin v. Heusinger aus Marburg (Ospedaletti, 13. April); Frau Bertha Handwerk, geb. Braun, Witwe des Kunstmalers, 68 Jahre alt (Kassel, 16. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 9. 23. Jahrgang. Kassel, 3. Mai 1909.

Die hessen-kasselschen Truppen während des Winters 1702 auf 1703 und der Ursprung der sogenannten Mosel-Diversion[1] im Spanischen Erbfolgekrieg.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

Für den Winter 1702 auf 1703 waren den im Heere der Verbündeten dienenden hessen-kasselschen Truppen Quartiere an der untern Mosel zugewiesen worden. Ehe sie diese jedoch erreichen konnten, hatten sich die Franzosen Trarbachs und des dortigen festen Schlosses bemächtigt, um die Verbindung mit dem von ihnen besetzten Bonn aufrecht erhalten zu können; auch Andernach, Nieder-Breisig, Sinzig und Linz waren zu gleichem Zwecke mit französischen Besatzungen versehen worden. Wenn nun auch nach Ansicht der Verbündeten die Jahreszeit zu weit vorgeschritten war, um die Belagerung Bonns unternehmen zu können, so wollte man doch wenigstens die Festung von der Außenwelt abschließen, zu welchem Zwecke die Franzosen aus den genannten Orten vertrieben werden mußten. Sinzig wurde infolgedessen am 14. November von den Hessen angegriffen und ergab sich noch am selben Tage auf Gnade und Ungnade, dann beschossen sie Andernach, dessen Besatzung am 18. nach Bonn abziehen durfte, Linz und Nieder-Breisig aber räumten die Franzosen freiwillig. Zu einer Wegnahme des stärker befestigten Trarbachs, besonders des auf steilem Felsen gelegenen Schlosses hielt sich der die hessischen Truppen befehligende Erbprinz Friedrich vorläufig nicht für stark genug, zumal sich der französische Generalleutnant Tallard in Trier und Umgegend bis auf 20000 Mann verstärkt haben sollte. Einstweilen belegte der Erbrinz Linz mit der Leibgarde zu Fuß, Sinzig mit dem Regiment K. v. Wartensleben, Nieder-Breisig mit dem Regiment v. Schenck und Andernach mit dem Regiment Prinz Wilhelm, während das Regiment Erbprinz und die Kavallerie an die Mosel und nach dem Hundsrück, die Grenadiere, sowie die Regimenter v. Löwenstein und v. Schöpping aber nach Rheinfels abrückten.[2])

[1]) Mit dieser Arbeit löse ich das in meiner Schrift „Die Schlacht am Speyerbach usw, Marburg 1906" S. 12, Anm. 1 gegebene Versprechen ein, nachdem ich die dort in Aussicht gestellte umfassende Arbeit in verschiedene kleinere Aufsätze zerlegt habe.

[2]) Über die Inbesitznahme von Rheinfels siehe „Hessenland 1907" Nr. 19 und folgende.

Besonders der Kurfürst von der Pfalz drängte auf die Wiedereroberung von Trarbach und wandte sich dieserhalb an Landgraf Karl und den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel. Wenngleich nun beide sich von vornherein zu einer Unternehmung gegen Trarbach erbötig zeigten, sofern nur die nötigen Truppen und das sonst Erforderliche bereitgestellt würden, so verzögerte sich die Sache doch merklich, da die holländische Generalität Trarbach keine so große Wichtigkeit beimaß, um wintertags zu dessen Eroberung besondere Anstrengungen zu machen. Auch Landgraf Karl legte keinen Wert auf den Ort, wohl aber darauf, daß bei jeder Gelegenheit seine Bereitwilligkeit zur Wiedereroberung betont wurde, besonders als beim Kaiserlichen Hofe und den Generalstaaten das Gerücht ausgesprengt wurde, daß es an ihm bzw. den hessischen Offizieren läge, wenn die Angelegenheit nicht vorwärts ginge. Bereits am 21. November hatte er 14 Belagerungskanonen und 18 Mörser verschiedenen Kalibers zur Verfügung gestellt und den Kurfürsten von der Pfalz fragen lassen, was er seinerseits hergeben könnte; der aber hatte nichts zur Hand. Am 20. Dezember meldete dann der hessische Generalmajor v. Tettau dem Landgrafen, daß der Plan wegen der Wegnahme von Trarbach noch nicht weiter gediehen sei und endgültiger Entschluß erst dann getroffen werden solle, wenn der holländische Generalleutnant v. Auverquerc, der die Postierung am Mittelrhein befehligte, zu Koblenz eingetroffen wäre. Tettau glaubte, daß die Unternehmung gegen Trarbach im Winter wohl nicht möglich sein würde, da die Mosel derart angeschwollen sei, daß kein Schiff stromauf fahren könnte, auch die Wege so schlecht wären, daß man große Lasten nicht fortzubringen vermöchte. Immerhin ließ er das Gelände bis nach Trarbach durch den Artilleriemajor Schleenstein erkunden, der sich auch nach Belagerungs- und Brückenmaterial umzusehen hatte, da man bei Bernkastel und Enkirch Brücken zu schlagen gedachte. Tettau selbst traf Anstalten, um auf dem Hundsrück 1000 Pferde und 200 Wagen bereitzustellen, da in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen kaum 100 Pferde aufzutreiben waren. Ein großes Hemmnis war der Umstand, daß sich der Kurfürst von Trier außerstand erklärte, die Lebensmittelmagazine zu füllen, die bei Zusammenziehung einer größeren Truppenmenge angelegt werden mußten. Inzwischen war das Grenadier-Regiment aus der Umgegend von Rheinfels nach Neuwied verlegt worden.

Am 2. Dezember hatte sich der kurpfälzische Generalmajor v. Rehbinder in Rheinfels eingefunden, um wegen der Postierung auf dem Hundsrück Rücksprache zu nehmen. Hier sollte die vom Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden ausgesetzte Postierung mit ihrem rechten Flügel stehen und an den linken Flügel der Hessen anschließen. Die Quartiere der Kurpfälzer dehnten sich bis an die Nahe zwischen St. Wendel und Birkenfeld aus, während die drei kaiserlichen Husaren-Regimenter Loosz, Gombos und Csonka Beg bestimmt waren die Lücke bis zur Mosel und den hessischen Quartieren zu schließen. Diese drei Regimenter entfalteten eine rührige Tätigkeit, blieben den ganzen Winter dem Feinde stets an der Klinge und lieferten fortdauernd die zuverlässigsten Nachrichten über dessen Verhalten.

Am 27. Dezember kamen endlich die holländischen Generale v. Auverquerc, v. Dopff, v. Hompesch und v. Gohr nach Koblenz, um mit der hessischen Generalität zu beratschlagen, was bezüglich Trarbachs zu geschehen habe. Sie legten diesem nicht so viel Wert bei, daß sie deshalb die Truppen wesentlich anstrengen wollten und gedachten die Generalstaaten in ihrem Verlangen, Trarbach wiederzunehmen, nur dann zu befriedigen, wenn sich dies ohne große Mühe bewerkstelligen ließe; wo nicht, so beabsichtigten sie die Unternehmung auf gelegenere Zeit zu verschieben und Trarbach nur einzuschließen. Einstweilen wurden die Generalmajore v. Gohr und v. Tettau befehligt das in Betracht kommende Gelände zu erkunden, welchem Unternehmen sich der Erbprinz Friedrich mit seinem Stabe freiwillig anschloß. Zur Bedeckung der Erkundung wurden die drei kaiserlichen Husaren-Regimenter befehligt.

Nach Koblenz zurückgekehrt, verfaßte der Generalmajor v. Gohr unter dem 5. Januar eine Denkschrift über die Wegnahme von Trarbach, in der er ausführte, daß das Schloß zweckmäßigerweise nur von der Stadt aus angegriffen würde. Wenn man letztere genommen und die Besatzung im Schloß eingesperrt habe, würde sich der Kommandant wahrscheinlich ergeben. Die Stadt sei leicht zu nehmen und der Angriff von der Wasserseite am leichtesten. Die Kanonen des Schlosses könnten wegen des steilen Berghanges nicht nach der Stadt wirken, der Belagerte in dieser Richtung auch nichts unternehmen, da er nach der Stadt nur eine Treppenverbindung besäße. An einen Entsatz sei kaum zu denken, da der Platz von zu geringer Wichtigkeit sei. Die Husaren, die kurpfälzischen und hessischen Truppen, die vorwärts Trarbach ständen, würden die Belagerung decken, sechs Fußregimenter aber für die Belagerung selbst genügen.

Der Kriegsrat sprach sich nun dahin aus, daß die Wegnahme des Schlosses am besten sei, wenn Witterung und Beschaffenheit der Mosel gestatte das Belagerungsmaterial herbeizuschaffen, da dies

aber nicht mit Sicherheit vorherzusehen wäre, so möge man nur die Stadt nehmen und das Schloß lediglich einschließen. Tettau betonte nochmals die Bereitwilligkeit des Landgrafen das zur Belagerung Erforderliche bereitzustellen, hatte aber auch energisch darauf hinzuweisen, daß, da die Besatzung von Trarbach merklich verstärkt worden wäre, ein Entsatz zu befürchten sei. Man müsse gut auf der Hut sein und die in der Nähe auf Postierung stehenden Truppen benachrichtigen, damit sie sich zur Abwehr eines Entsatzes bereithielten.

Auverquercs Entscheidung erging am 7. Januar. Danach waren noch zwei hessische Fußregimenter und nach Bedarf auch die drei holländischen Mietregimenter Bentheim, Ranck und Stürler gegen Trarbach vorzuschieben. Dieses war durch Leitererstéigung zu nehmen, das Schloß aber sollte durch eine Beschießung zur Übergabe gebracht werden. Setze sich der Belagerte zur Wehr, so sei das Schloß zu belagern, vorausgesetzt, daß ein Entsatz nicht zu befürchten wäre und die Mosel den Transport des Belagerungsmaterials gestatten würde. Die Kavallerie hätte dauernd gegen die Saar und Luxemburg aufzuklären. Bei einem Entsatzversuche solle die Infanterie, wenn der Feind von Luxemburg käme, auf das rechte Moselufer übergehen und sich mit den anderen Truppen bei Kastellaun vereinigen, wenn er aber von der Saar her käme, bei Montroyal nach dem linken Moselufer übersetzen und längs der Mosel nach Koblenz abrücken, während die auf dem Hundsrück stehende Kavallerie über Buchholz nach Koblenz zu gehen hätte.

Diese letztere Bestimmung fand nicht den Beifall des Landgrafen Karl, der sich dahin aussprach, daß die Truppen nicht zurückgehen, sondern stand halten sollten. Des weiteren verlangte er, daß man schon jetzt bündige Abrede darüber träfe, welche Truppen im Falle eines feindlichen Vormarsches zur Unterstützung herangezogen werden sollten. Dies muß hervorgehoben werden aus Gründen, die sich später noch des Näheren ergeben werden. Seinerseits bestimmte der Landgraf, daß betreffenden Falles die Regimenter Leibgarde zu Fuß und K. v. Wartensleben heranzuziehen seien, während v. Löwenstein und v. Schöpping in Rheinfels zu verbleiben hätten. Auverquerc erklärte, nur im Falle äußerster Not mehr Truppen geben zu können, weil sonst die Einschließung von Bonn zu sehr geschwächt würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Koch-Funde.

Von Max Rubensohn.

„Aber wie kommen Sie denn auf einmal in den Verfassungsfreund, Herr Kandidat? Wie ein Esel in die Deputirtenkammer, d. h. ich weiß selbst nicht, wie. Übrigens wer mich in den ‚Kasselschen Blättern‘ gelesen hat, der weiß, wie lange ich schon Candidat bin und daß ich mich schon verdient genug gemacht habe durch gründliche Abhandlungen in meinem Tagebuche . . . .“ Diesem freundlichen Hinweise des damals — aus Furcht vor dem Vater — unter dem Namen des „armen Rechtscandidaten Leonhard Emil Hubert“ schriftstellernden Dichters in der Einleitungsvigilie (Wöchentliche Unterhaltungen des „Verfassungsfreundes“ Nr. 16, 26. Nov. 1831) und der Bemerkung seiner Braut („Palast und Bürgerhaus“ S. 136), sie habe Kochs Gedicht „Beim Regierungsantritt des Kurprinzen“ in den „Blättern für Geist und Herz“ gelesen, verdanke ich es, daß ich mir aus der Landesbibliothek das, wie mir gesagt wurde, einzige noch in öffentlichem Besitz vorhandene Exemplar der s. Z. von S. Hahndorf herausgegebenen „Kasselschen Blätter für Geist und Herz“ (ihre erste Nummer erschien am 14. Oktober 1831) geben ließ und so eine sehr beträchtliche Anzahl prosaischer, mit dem oben angegebenen Pseudonym, und poetischer, mit der Chiffre 8 gezeichneter Beiträge des Dichters entdeckte. Daß sie der Aufmerksamkeit der Forscher, vor allem des hochverdienten Biographen Kochs, Prof. Henrion, entgangen sind, daran trägt der Poet selbst die Hauptschuld. Prinzipiell hat er schon Herbst 1832 dergleichen Schriftstellereien, wie er sie noch vor einem Jahre „auf einen edleren Boden streute“, verworfen, da sie, wie er meinte, infolge der späteren politischen Entwickelung „die heilige Kunst entweihten“ (P. u. B., S. 198, vgl. S. 181). So hat er denn für die erste Hälfte seines „Prinzen“ die unpolitischen Stücke aus den „Kasselschen Blättern“ (zu einem Teil wenigstens) benutzt, die politischen dagegen sowohl bei diesem seinem Hauptwerke wie auch später völlig verleugnet. Und was er etwa für den zweiten Teil reserviert hatte, das verfiel, ebenso wie die aus seinen Briefen an Henriette und aus seinen mündlichen Erzählungen, die ein Jugendfreund aufschrieb, zu diesem Zweck veranstalteten Auszüge[1]) und andere Vorarbeiten, dem Auto-

[1]) Den Briefen entnahm er für den — übrigens nicht schon im April (so Henrion S. 30), sondern erst kurz nach Pfingsten 1834 erschienenen — ersten Teil des Prinzen zehn Gedichte: S. 23, 30, 32, 47, (doch siehe zu V)

dafé, durch das er unter dem Einfluß verdüsterter Stimmung kurz vor seinem Tode fast seinen ganzen Nachlaß vernichtete. Um so willkommener wird es daher sein, daß mit Hilfe der von uns zum ersten Male herangezogenen Halbwochenschrift eine ganze Anzahl poetischer und humoristischer Arbeiten des jungen Ernst Koch wieder bekannt werden. Sie sollen hier, da eine vollständige Veröffentlichung hoffentlich nicht allzulange auf sich warten lassen wird, zugleich mit einigen anderen Funden in chronologischer Folge registriert werden.[2]) Nur einige der kürzeren Gedichte werden wir gleich an dieser Stelle mitteilen.

Abkürzungen:

K. Bl. = Kasselsche Blätter für Geist und Herz.
W. U. = Wöchentliche Unterhaltungen, ein Begleiter des Verfassungsfreundes.
P. u. B. = Palast und Bürgerhaus. Von Ernestine von L. Jena 1872.
T. Bl. = Kasseler Tageblatt und Anzeiger. 1908.
Prinz = Prinz Rosa-Stramin. Erster Theil. Cassel 1834. Seitenzahlen nach der Reclamschen Ausgabe.
Henrion = Henrion, Ernst Koch. Sein Leben und seine Werke. Programmabhandlung des Athenäums. Luxemburg. 1878.

I. K. Bl. 1831, 14. Okt. Nr. 1, S. 3.

„Bruchstücke aus dem Tagebuche des Candidaten der Rechte Leonhard Emil Hubert."

Im warmen Sonnenschein konstitutioneller Freiheit wagt sich auch des armen Leonhardi Tagebuch ans Licht, erhebt er seine Seele aus seinem niedrigen Dachstüblein und windet aus diesen Blättern dem Vaterland einen Kranz der Hoffnung und Liebe. Schlagt ein in die gebotene Bruderhand!

II. — S. 4.

„Beim Regierungsantritt S. H. des Kurprinzen und Mitregenten von Hessen." P. u. B. S. 137, daraus Henrion S. 11.

III. — 18. Okt. Nr. 2, S. 7.

„Bruchstücke aus dem Tagebuche . . ." 1. „Am 27. Mai 1831". Fest der Einsegnung der Bürgerfahnen, „der Paniere heiliger, gesetzlicher Freiheit und Ordnung". 2. „Am 23. August. Der Mondaufgang". T. Bl. 24. Nov. Die schwärmerische Naturfreude des Poeten kontrastiert köstlich mit den philiströsen Bemerkungen seiner Umgebung.

IV. — S. 8.

„Herbstlied an mein Vaterland." T. Bl. 24. Nov. Begeisterte Worte über den neuen Frühling, den „Freiheitshauch, von Gott gesandt".

V. — 21. Okt. Nr. 3, S. 12.

„Die Aussicht": Prinz, 8. Kapitel, S. 47. P. u. B. S. 225 (Mai 1833). Einige Varianten (in V. 7 und 8).

VI. — 25. Okt. Nr. 4, S. 16.

„Trauerlied eines Flachsenfingschen Hofmannes." Frankf. Zt. 1908. 24. Nov. Das höchst humorvolle Gedicht wirkt noch ganz aktuell; vgl. Str. 5:

Sagt, wer ist der Staat? Wir waren,
Wir im bunten Kamisol,
Waren es in besseren Jahren,
Und der Staat befand sich wohl.
O Traurigkeit! o Herzeleid!
O schöne, gute, alte Zeit!

VII. — 28. Okt. Nr. 5, S. 18.

„Bruchstücke aus dem Tagebuche . . ." 3. „Vorlesung über die Zensurstriche. Gehalten am 29. Aug. auf dem Eubelschen Felsengarten." Dies ist wohl Kochs humorvollste und geistsprühendste Satire. Hannöverscher Courier. 3. Dez. 1908.[8]) Voraufgeht ein Brief an den Redakteur. T. Bl. 24. Nov.

VIII. — 4. Nov. Nr. 7, S. 28.

Das große Grab.

Riesenhaft, nachtumhüllt stehen die Berge,
Und, wie ein Grablicht, mit mattem Strahl
Leuchtet der Mond ins düstere Thal.
Sturmesflügel rauschen im Wald, —
Grausen faßt mich mit Geistergewalt.
Da tönt eine Stimme ins Thal herab:
„Fremdling, was willst du beim schaurigen Grab?" . . .

58, 75, 77, 88, 95 (?) und 116, außerdem die Skizze von den Reisenden S. 41 und die von seinen ersten musikalischen Versuchen auf dem Weinberg des Aktuarius Rausch S. 36 f. (diese gekürzt, jene stark erweitert), dagegen den von einem uns nicht bekannten Freunde aufgeschriebenen mündlichen Erzählungen (P. u. B. S. 135) nur die Kindergeschichte vom kleinen Paul (S. 215), aber er wollte für den zweiten Teil, der ja die Reise nach Braunschweig enthalten sollte (S. 264), wohl zweifellos noch benutzen den ausführlichen Bericht des Anonymus über eben diese Reise zu den Eltern der Verlobten (S. 207—224), ferner vermutlich den Bericht über die Vorstellung im Marionettentheater (S. 152), den Tag auf Wilhelmshöhe (S. 159 f.), den ersten Besuch (S. 161—164), die Verlobung (S. 164 bis 165) und die Vorlesung (S. 166—175). Von den Briefen kamen wohl noch für die zweite Hälfte in Betracht — außer den poetischen: S. 191, 205, 236, 252, 261, 266 und 274 f. — die vigilienmäßig gestimmten: S. 194 f. (das Hühnergeschrei), S. 196 f. (der Sonntagmorgen auf dem Hof seines Hauses in der Frankfurterstraße), S. 246 f. (die Unterhaltung mit dem Monde) und S. 255 ff. (Mondfinsternis, Weltuntergang, Silvesterabend in Kassel).

[2]) Einige der bisher unbekannten Stücke habe ich inzwischen, da der Fund gerade um die Zeit des 50. Todestages unseres Dichters gemacht wurde, veröffentlicht. Bei ihnen habe ich die Inhaltsangaben noch konziser gestaltet als bei den übrigen.

[8]) Eine kleine Probe! „Wenn die Zensur streicht, ist das so wohltätig, als wenn der vergessene Wunderdoktor Böhmann streicht: das Oppositionsfieber verschwindet, alles rheumatische Jucken . . . Wenn die Zensur streicht, m. H., ach, so streicht sie, und wir streichen alle miteinander — wie die Nachteulen in der süßen Dämmerung umher. O, da ist es schön und lieblich. Keine Sonne blendet und drückt uns . . . Und wir sind alle recht froh und glücklich und lesen die preußische Staatszeitung (!) und die Türkischen Blätter und freuen uns darüber, wie frei man in — Konstantinopel (1831, nicht 1908!) redet."

Und plötzlich hör' ich ein tausendfach Wimmern,
Seh' blutige Geister im Mondlicht schimmern,
Es wogen die Wälder wie stürmisches Meer,
Die Wolken fliehen, und rings um mich her
Heulet der Sturm wie Geisterton:
„Fremdling, hier ruht
Schreiendes Blut
Einer zertretenen großen Nation."

Da ergriff mich's, und ich kniete
Auf die heil'ge Erde hin,
Ahnungsschauernd zum Gemüte
Drang der Worte tiefer Sinn . . . .

Vgl. das andere Polenlied Nr. XXX.

IX. — 8. Nov. Nr. 8, S. 32.

Die Lieder.

„Ich habe zwei schöne Lieder, die mir schon oft Ruh' ins Herz gebracht, das eine, nicht sehr heiter und entsetzlich lang":

. . . . Doch wenn ich es singe, so wein ich —
Es klingt wie Todesgruß —
Doch nur du, Einzige, weißt es,
Warum ich weinen muß.

Das andre Lied rauscht siegend
Gleich Wogen auf dem Meer,
Und trägt auf Melodien
Stolz meine Seel' einher.
Ich laß es jubelnd erklingen,
Ich schlage mit kühner Hand
Die Saiten, wenn ich singe —
Das Lied vom Vaterland.

X. W. U. 1831. 19. Nov. Nr. 15, S. 60.

„Das Lied." Diese von Klopstockschem Schwung erfüllte Ode, eben das zweite der beiden Lieder (Nr. IX) bei Henrion S. 12 und T. Bl. 3. Juni.

XI. K. Bl. 1831. 11. Nov. Nr. 9, S. 35.

„Bilder aus Leonhard Emil Huberts Tagebuch."

Ich bin wie der Junge aus Bebra, der jüngst im Eubelschen Felsengarten einen Packen Nürnberger Bilder zum Verkauf anbot; auch ich bin arm und habe viele Bilder, und an meinen Liebesbildern hab' ich schwer zu tragen. Aber doch will ich nie ein Geschäftsmann werden, nein, immer dir treu bleiben, heilige Dichtkunst, dir und meinem Mädchen! Meine Bilder aber, die ja doch die Zensur nicht passieren würden, verschenke ich. — Die Beschreibung des Geschäftsmanns: Prinz K. 40, S. 27. Cass. Allg. Zt. (Beilage). 7. März 1909.

(Schluß folgt.)

Westfälische Offiziere.

V. Die Leutnants Girsewald, Berner und Schmalhaus.

Zum 100. Gedenktag des Dörnbergschen Aufstandes. 1809 — 22. April — 1909.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

(Schluß.)

Girsewalds jüngerer Bruder, Wilhelm von Girsewald, hatte Rechtswissenschaft studiert und war dann in die braunschweigische Forstverwaltung eingetreten. Nach der Errichtung des Königreichs Westfalen wandte er sich aber dem Militärdienste zu und wurde am 3. Juli 1808 Premierleutnant im Jägerkarabiniersbataillon. In Dörnbergs Pläne eingeweiht, konnte er doch keinen tätigen Anteil am Aufstande nehmen, da durch Dörnbergs voreiliges Verlassen Kassels der Übertritt des Jägerkarabiniersbataillons zu den Aufständischen unmöglich wurde. So mußte Girsewald sogar auf westfälischer Seite am Gefechte an der Knallhütte teilnehmen. Durch die Schwatzhaftigkeit des Leutnants von Gahl war aber seine Teilnahme an Dörnbergs Plänen bekannt geworden. Infolgedessen wurde er am 24. April 1809 verhaftet und in das Kastell zu Kassel abgeführt. Hier saß in der Nebenzelle der Gardedukorpsleutnant Berner, ein Bruder des Sousinspekteurs, den wir als Führer der Aufständischen in Wolfhagen kennen gelernt haben[8]), und in der Zelle über Girsewald der Leutnant Eduard Schmalhaus.[9]) Dieser stammte aus einer kurhessischen Försterfamilie und war um das Jahr 1782 in Ulfen geboren, vermutlich als Sohn des landgräflich hessen-rotenburgischen Försters Heinrich Wilhelm Schmalhaus in Ulfen.[10]) Er diente seit 1800 in der kurhessischen Armee, trat dann in die westfälische ein und war 1809 Sekondleutnant im Jägerkarabiniersbataillon und 2. Adjutant Dörnbergs. Berner war ebenfalls Kurhesse und stand 1809 als Unterleutnant und Brigadier[11]) in der Gardedukorps. Beide waren in Dörnbergs Pläne eingeweiht und, ebenso wie Girsewald, am 23. April 1809 verhaftet worden. Die Haft im Kastell war erträglich. Major Krupp[12]), der Kommandant, gewährte den Ge-

[8]) Vgl. Nr. 8, Seite 108.

[9]) Die Rangliste des kurhessischen Korps in Böhmen 1809 nennt ihn Jean.

[10]) Herrn Pfarrer W. Heppe in Ulfen danke ich für die gefälligen Mitteilungen aus dem dortigen Kirchenbuche.

[11]) Brigadier = Gefreiter.

[12]) Johannes Krupp war 1779 Leutnant im hessen-kasselischen Garnisonsregiment v. Huyne, dann v. Normann, 1791 Kapitän im leichten Bataillon Lenz, dann im Regiment v. Loßberg, 1800 Major im Landregiment Kassel

fangenen jede mögliche Erleichterung, erlaubte ihnen namentlich auch gegenseitige Besuche in ihren Zellen. Berner, Girsewald und Schmalhaus beschlossen nun, einen gemeinsamen Fluchtversuch zu machen, ohne aber den Leutnant von Gayl, der Schmalhaus' Zelle teilte, einzuweihen, da ihm, wie die Erfahrung gelehrt hatte, nicht zu trauen war. Durch den Kaufmann Ludwig wurde ihnen in einer Selterswasserkruke eine Feile und ein Strick zugesteckt. Nun veranstalteten sie in Gayls und Schmalhaus' Zelle am Abend des 10. Juli 1809 eine Kneiperei und machten Gayl betrunken, so daß er völlig besinnungslos war. Dann begaben sie sich in Berners Zelle, feilten hier einen der Eisenstäbe des Fenstergitters durch und bogen ihn mit vereinten Kräften in die Höhe, so daß ein Mann durch die Öffnung durchkriechen konnte. Dann wurde der Strick angebunden und Girsewald ließ sich hinab. Er schwamm die Fulda aufwärts unter der Brücke durch bis an die Arbeitsbänke der dort wohnenden Färber, wo er einen Kahn zu finden hoffte. Das gelang auch, aber es war kein Ruder vorhanden. Girsewald stieg nun in den Kahn und leitete sich an den Häuserwänden entlang bis zu dem Strick, an dem jetzt auch die beiden anderen herabstiegen. Nun war aber guter Rat teuer. Der Versuch, den Kahn mit den Händen zu lenken, mißlang, sie trieben an das Mühlenwehr. Hier drohte der Kahn umzuschlagen und es blieb den Dreien nichts anderes übrig, als ihn zu verlassen und sich auf das Wehr zu retten. Aber hier konnten sie doch nicht bleiben. Nun konnte Schmalhaus gar nicht, Berner nur schlecht schwimmen. So nahm denn Girsewald Schmalhaus in den Arm und sprang in die Fulda, Berner mußte sich, so gut er konnte, selbst helfen. Mit ungeheurer Anstrengung erreichten Girsewald und Schmalhaus am ehemaligen Hauptzollamt die Schlagd. Nach einiger Zeit tauchte auch Berner aus dem Wasser auf. Die Anstrengung war für ihn, der kaum schwimmen konnte, zu groß gewesen. Beim Betreten des Ufers brach er bewußtlos zusammen. So blieb den beiden anderen nichts übrig, als den Kameraden seinem Schicksal zu überlassen und auf ihre eigene Sicherheit bedacht zu sein. Sie kamen im Dunkel der Nacht auch glücklich durch die Stadt und auf ihrer weiteren Flucht über die westfälische Grenze. Beide eilten nach Böhmen und traten dort in die Dienste ihrer früheren Landesherren.

und Kommandant des Kastells, wurde in letzterer Eigenschaft 1814 Oberstleutnant und am 29. 6. 1821 pensioniert. „Einen deutschen Biedermann" nennt ihn v. Gehren, „einen alten, leutseligen und menschenfreundlichen Mann" Professor Sternberg.

Girsewald wurde Leutnant in der Infanterie des braunschweig-ölsschen Freikorps. Beim Zuge durch Norddeutschland wurde er bei dem mehrerwähnten Gefecht in den Straßen Halberstadts verwundet, folgte aber seinem Bataillon. Das braunschweigische Infanterieregiment wurde nach seinem Übertritt in englischen Sold schon 1810 nach Spanien überführt und kämpfte hier bis 1814 gegen die Franzosen. Girsewald rückte in dieser Zeit bis zum Kapitän auf. Am 6. April 1814 wurde er im Straßenkampf in Badajoz verwundet und starb infolgedessen am 30. April 1814.

Schmalhaus trat, wie erwähnt, in kurhessische Dienste. Kurfürst Wilhelm I. hatte 1809 zur Unterstützung Österreichs und zur Wiedergewinnung Kurhessens in Böhmen ein Freikorps gebildet, das aus einem Grenadiergardebataillon zu 3 Kompagnien, einem leichten Bataillon zu 3 Kompagnien, einer Leibdragoner- und einer Husarenschwadron, sowie einer kleinen Abteilung Artillerie bestand. Die Mannschaften waren zum geringsten Teile Hessen, vielmehr meist Preußen, vor allem alte Soldaten aus den benachbarten preußischen Provinzen Schlesien und Ansbach-Bayreuth. Auch die Offiziere waren zum größten Teile Preußen. Schmalhaus trat als Sekondleutnant in das leichte Bataillon ein, machte in diesem die Besetzung von Dresden mit, kämpfte am 12. Juni 1809 bei Wilsdruff in Sachsen gegen das westfälisch-sächsische Armeekorps unter König Jérôme und am 8. Juli 1809 bei Berneck gegen die Franzosen unter Junot. Nach dem Friedensschluß war der alte Kurfürst nicht imstande, sich wie der jugendliche Herzog von Braunschweig durch ganz Deutschland bis zum Meere durchzukämpfen. Er mußte also sein Korps auflösen. Die Offiziere wurden meist in österreiche Dienste übernommen, darunter auch unser Schmalhaus, der Unterleutnant im Infanterieregiment Erbach wurde. Aber der Friedensdienst behagte ihm nicht. Schon im Jahre 1810 verließ er die österreichische Armee wieder, ging nach England und trat am 18. Januar 1811 als Fähnrich in das 1. leichte Bataillon der englisch-deutschen Legion ein. In diesem Truppenteil machte er den Feldzug 1811 in Spanien mit. Bei Albuera wurde er am 16. Mai 1811 verwundet und erlag seinen Wunden am 9. Juni 1811 zu Elvas.

Den dritten der Flüchtlinge, den Gardedukorpsleutnant Berner, hatten wir verlassen, als er bewußtlos am Ufer der Fulda zusammenbrach. So lag er bis zum frühen Morgen. Als ihm dann Besinnung und Kräfte zurückkehrten, begab er sich in die nahe Ahnaberger Mühle, wo ihn der Müller einige Tage verbarg. Dann floh er weiter. Auch

er erreichte Böhmen und trat in die Infanterie des braunschweigischen Korps ein. Beim Sturm auf Halberstadt am 29. Juli 1809 wurde er schwer verwundet. Seine Kameraden nahmen ihn mit und brachten ihn glücklich auf eins der englischen Überfahrtsschiffe. Aber zwischen Elsfleth und Helgoland starb er. Sein Leichnam ward ins Meer versenkt.

So fanden die drei Kameraden, die in treuer Freundschaft ihre Freiheit aus französischer Gefangenschaft gemeinsam errungen hatten, sämtlich im Kampfe gegen Frankreich ihren Tod.

Die Trillereiche.

Eine Dorfgeschichte von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Ziegenrode steckte im Schnee. — Wie schimmernde Falten im Mantel der Königin lag die weiße Wonne an den Bergen. Ein tiefschwarzer, riesiger Sammetstreifen, schmückte das Höhholz des Mantels Saum. Und wenn die Sonne kommt, hebt die verschneite Welt ihr Haupt und lächelt in das Blaue hinein. Denn sie weiß, wie schön sie ist, und weiß nicht, wie viel Diamanten in ihrem Kleide glühen. Ziegenrode war wie ein schwarzer Fleck im Hermelin.

In der Weihnachtswoche war es. Der alte Heß saß früh morgens schon in der Ecke zwischen Fenster und Uhrkasten und las. Das Lesen war seine einzige Leidenschaft. Auf der Kannbank über den Kleiderhaken fand sich seine Bücherei, die er von den Trillers übernommen hatte. Da war zunächst eine dicke Bibel mit gar wunderlichen Bildern im Text. Die Einbanddecken waren bereits sehr gelockert. Auf dem Titelblatt stand die Jahreszahl 1729. Die Innenseite des Deckels war über und über mit Namen aus dem Geschlechte der Triller beschrieben. Wer die Bibel in die Hand nahm, um sie aufzuschlagen, traf ohne es zu wollen, auf die Psalmen. Hier waren die Blätter braun, fast schwarz. Die Trillers hatten wohl manchmal mit Arbeitshänden das heilige Buch angefaßt. Vom 22. Psalm waren manche Worte mit dem besten Willen nicht mehr zu erkennen. Ob die braunumränderten Kreise von Tränen herrührten, vermochte niemand nachzuweisen. Soviel aber stand fest: das Buch war fleißig gebraucht worden.

Neben der Bibel stand ein Band mit der Aufschrift: „Nichts von ungefähr". Es waren religiöse Betrachtungen in philosophischem Gewande. Schwere Kost für Bauernköpfe, deckte es dicker Staub. Zwischen Kalendern und vergriffenen Gebetbüchern hauste noch ein Fremdling: Erzählungen aus der griechischen Götterwelt.

Der alte Heß las eben wieder einmal die Riesenarbeiten des Herkules. Seine Frau hantierte in der anstoßenden Kammer. Draußen im Hof stand Karl vor der Stalltür. Da brachte der Postbote einen Brief. Karl nahm ihn in Empfang und betrat die Stube. An seinem Vater achtlos vorübergehend, rief er zur Kammer hinein: „Mutter, der Wald ist hin! Hier ist die Zustellungsurkunde vom Gericht."

Die Mutter stand in Hemdärmeln am Türpfosten. Sie wußte nichts mehr zu sagen.

Der Alte tat, als habe er nichts gehört.

Jetzt trat Karl vor ihn hin und sagte mit merkwürdiger Ruhe: „Wäret Ihr nicht mein Vater, ich wiese Euch die Tür. Ihr habt kein Recht mehr, im Berghofe zu hausen, den Ihr so betrogen. Und was Ihr meinem Großvater getan, ich will es nicht vergelten. Aber das schwöre ich Euch: Habt Ihr den Berghof um seinen Wald gebracht, ich — schaffe ihm wieder Wald, verlaßt Euch drauf!"

Bei den letzten Worten hatte er schon die Tür in der Hand.

Wie Espenlaub zitterte der Alte. Das Buch war ihm entglitten. Aus einer Ecke lief er in die andere. In seiner Todesangst hatte er gefürchtet, Karl würde ihn an der Kehle fassen. Jetzt hatte er ihn verschont. Wer weiß, ob er das nicht nachholte! Dieser Gedanke plagte ihn fortab wie ein böser Geist.

Karl war längst um die Gartenhecke herum. Stehenden Fußes wandte er sich bergwärts dem Höhholze zu. Seitwärts vom Waldrande grüßte das Försterhaus mit der efeuumsponnenen Giebelwand freundlich hernieder. Karl nahm den Gruß nicht auf. Tyras, der ewig muntere, war nicht zu hören, der Förster also nicht daheim.

Karl ging auf unbetretenem Pfade waldein. Am nächsten Buchengebüsch schnitt er sich einen derben Stock und stampfte rüstig die Höhe hinauf. Die hohen, glatten Buchenstämme waren auf der Wetterseite beschneit. Und in der Krone trug jeder Ast und jedes Ästchen seine weiße Last. Wie bettelarme Kinder standen sie da, die über Nacht alle Hände voll bekommen haben und nun nicht wissen, wohin damit. Und mancher Ast neigte sich tief.

Karl blieb stehen und sah eine Weile in das Gewirr weißer Linien und Bogen. Als sein Kopf einen niederhängenden Ast streifte, daß der seine Last verlor, schaute er beschämt empor. Ihm war, als hätte er jemanden um seinen Segen gebracht.

An den Buchenbestand reihte sich eine Tannenschonung. Wie lebendig wirkte das satte Grün auf dem weißen Grunde! Festlich standen die Fichten da gleich Brautjungfern, die Arm in Arm zur Hoch=

zeit ziehen wollen. Lockere Flocken hatten allen einen wunderbar zarten Schleier übergeworfen.

Die lange Waldschneise ging's hinab. Rechts über einen Graben. Da stand er auf dem ehemaligen Waldgrundstück der Trillers. Auf seinen Stock gelehnt, lüftete er den Hut. Es war ihm warm geworden.

Über das an den Wald stoßende freie Feld glitt des rotbackigen Burschen Blick. Dort hatte der liebe Gott wieder einmal alle Grenzen und Gräben, Raine und Steine habgieriger Menschen ausgelöscht und es in seiner Weise bebaut mit allerlei Zeichen und Wundern. Für den, der sie lesen kann, stand in Juwelenschrift darauf geschrieben: „Mein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit!“

Und Karl stand da und spähte nach dem Kornacker. Die Tage der Aussaat und der Ernte standen vor ihm.

Kurz wandte er sich um ins Gebüsch. Vorjährig Laub und knospende Zweige fuhren ihm hart über das Gesicht. Stämmige Reiser faßten ihn mit harten Händen und versuchten ihn festzuhalten. Wie steht's? schienen sie fragen zu wollen. Er bog sie sanft zur Seite. Da stand er vor der Trillereiche.

Mit Ehrfurcht maß er ihre Höhe von ferne. Näher trat er. Über die rauhe Rinde fuhr seine schwielige Hand. Er legte beide Arme um den Stamm. Kaum konnte er ihn umspannen. Die Stelle, da der Ast abgebrochen, war verschneit. Der liebe Gott hatte die Wunde fein verbunden. So mußte sie schon heilen.

Nicht weit von der Eiche senkte sich der Wald zum Flußtale hinab. Da war die Stelle, wo vor Jahren das Erdreich abrutschte und nun nackter Fels zutage trat. Von jeglichem Boden entblößt, griffen graue Wurzelfasern wie erstarrte Hände Sterbender ins Leere. Mühsam kletterte Karl hinunter. Hier ragte eine Tannengruppe auf. Wie ein verlassenes Kind stand ein Tännlein abseits am Grabenrand. Die wollte er als Christbaum holen. Er schüttelte ihr den Schnee aus den Locken. Dabei nickte sie ihn freundlich an und sprach: „Darauf habe ich schon lange gewartet.“ Mit seinem Stiefel scharrte er den Schnee von ihrem Wurzelboden, holte sein Messer hervor und schnitt das Bäumchen über der Erde ab.

Als er die letzten Fasern löste und es vom Boden hob, klang ein Seufzen durch den Tann. Karl hielt den Atem an und schaute sich verwundert um. Aber nichts war zu sehen noch zu hören.

Aufmerksam betrachtete er die Schnittfläche. Irgendwo hatte er einmal gehört, die Bäume hätten eine Seele. Ob diese eben in jenem Seufzer entflohen war? Sein mitleidiger Blick ruhte auf der sterbenden Tanne. — Oder sollten die älteren Schwestern drüben um die kleinste ihres Geschlechtes den Klagelaut ausgestoßen haben? — Ganz klar war die Sache nicht. Er deckte den Stumpf und die zerstampfte Stelle mit Schnee zu.

Wie er drauf, das Bäumlein im Arm, dem Dorfe sich zuwandte, sah er über die Wipfel in der Ferne eine Turmspitze leuchten. Ein drohender Finger schien es zu sein, der sich nicht rührte. Das war der Schloßturm von Rottfels. Jetzt ging er gar ein Stücklein mit. Bei seinem Anblick konnte sich Karl eines beunruhigenden Gefühls nicht erwehren.

Auf der Schneise war er nun wieder. In seinen Gedanken steckte er schon die Lichter an den Baum und kramte die alten, zerschlissenen Ketten und Bilder hervor, woran sein kindliches Herz einst gehangen, und von denen nun jedes seine Geschichte hatte.

Die Kette hatte die Mutter geklebt, als er ein Knabe von zehn Jahren war. Da mußte er abends immer so früh zu Bett. Einmal machte er sich heimlich heraus und stellte einen Tisch leise vor die Kammertür; auf den Tisch kam ein Stuhl, nun stieg er hinauf und schob den kleinen Vorhang an der Guckscheibe zur Seite. Da staunten seine neugierigen Augen nicht wenig. Die Mutter saß am Tisch und schuf mit eigenen Händen die glitzernde Herrlichkeit des Christbaumes. Welche Enttäuschung hatte er sich bereitet! Damals war ihm das Christkind davongeflogen. — Ein holder Traum zerging wie Seifenblasen im Wasser. Das Aufstehn der Mutter hatte ihn dann so erschreckt, daß er mit dem Stuhl vom Tisch gefallen war. Die Mutter kam gesprungen und konnte nur mit Mühe die verrammelte Tür öffnen. Ach, wie hat er das vorwitzige Gucken in des Christkinds Werkstätte bereut, allein schon deshalb, weil ihn die Mutter, wenn von Weihnachten die Rede war, immer so strafend ansah.

Den großen Engel hatte ihm die Frau Pfarrer gebracht, als ihm am heiligen Abend das Brüderchen gestorben war. Sie hatte ihm das Haar gestrichen — er fühlte noch ihre Hand — und zu ihm gesagt: „Nun ist er bei den Engeln und feiert im Himmel seinen Christtag.“ — Und als sein Brüderchen längst begraben war, streichelte er oft heimlich in der Stubenecke des Engels rote Backen und dachte dabei, es wäre sein leibhaftiger Bruder.

Die zwei kleinen pausbackigen Köpfe mit den Flügeln, die hatte ihm Trinchen Rehm geschenkt, das Mädchen vom Nachbarhofe, das immer so gern mit ihm gespielt. Im Geiste hing er all die lieben Erinnerungen aus seiner Kindheit mit an den Christbaum. Der hüpfte dazu vor Freuden wie ein Kind, das die Festtagsglocken läuten hört.

Karl war wieder an den Buchenstämmen angelangt, wo der Pfad bergab fällt. Durch die Stämme leuchtete das Abendrot. Sein stilles Wunder tat der Himmel der Erde kund. Betend lauschten die Bäume. Und alle Hügel hüllten sich beseligt

in den göttlich strahlenden, roten Schleier. Karl versuchte, in seine vorherigen Fußtapfen zu treten. Ein paar Schritte hatte er bergab getan. Da huschte eine Gestalt hinter einer Buche hervor: der Förster war es.

„Dachte mir das doch! Die Fußtapfen verraten immer den Fuchs."

Karl blieb überrascht stehen.

„Woher der Baum?"

„Aus unserm Walde!"

Der Förster lachte, daß es vom Berge laut widerhallte.

„Eigentlich sollte ich Dich als Forstdieb zur Anzeige bringen. Aber ich will Dir auch diesen Streich noch einmal als Dummheit anrechnen, obwohl ich überzeugt bin, Du weißt, wie die Hasen laufen. — Aber nun marsch, vor mir her!"

Wie ein armer Sünder tappte er mit dem nickenden Tännlein hinab.

Am Waldrande kommandierte der gestrenge Mann: „Jetzt trägst Du mir das Bäumlein ins Forsthaus!"

Karl machte kehrt: „Dahin mag's tragen, wer Lust hat, ich nicht!" Kaum hatte er das gesagt, da brach er das Bäumchen mitten entzwei und warf es dem Förster vor die Füße.

„Unter dem Tännlein wollten wir Abschied feiern, die Mutter und ich. Abschied von unserm Walde. Nehmt es nun hin! — Ja, Ihr habt Recht: das Bäumlein gehört dem Herrn Baron. Geht hin und sagt's ihm, hier liege seine Tanne im Sterben. Sagt ihm aber auch: dieser Erwerb koste auch dem Berghofe ein Leben!"

Erregt warf er dem Förster diese Worte ins Gesicht und lief hinab.

Der Förster hatte den Stock erhoben. „Solche Frechheit!" — hatte er auf der Zunge. Doch ließ er bald den Arm sinken. Lange sah er dem Davoneilenden nach. Weich wurde ihm zumut. Was kam dem sonst so rauhen Manne in den Sinn? —

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kasseler Hoftheater.

Zwei Novitäten haben uns die letzten Monate gebracht. Beide, das sei gleich vorweg bemerkt, bringen dem Repertoir keinen künstlerischen Gewinn.

„Die Liebe wacht" von Caillavet und de Flers ist eins der unzähligen französischen Lustspiele, für die es als Drehpunkt der dramatischen Handlung nur den Ehebruch gibt. Da ist der Bruch der ehelichen Treue kein Vergehen, keine Sünde, sondern höchstens nur ein Ereignis, das dem Betrogenen den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückt. Diese Anschauung ist ja in Frankreich gang und gäbe. Der *cocu* ist dort eine ständige komische Figur in allen Witzblättern und schon Molière verwendet ihn, um das Publikum zu amüsieren. In dem hier gegebenen Lustspiel wird während der vier Akte nur mit dem Ehebruch gespielt. Wenigstens mit dem der Frau. Daß der junge Ehemann vier Wochen nach der Hochzeit seinem Weibe untreu wird, wird mit brutaler Selbstverständlichkeit aufs deutlichste gezeigt. Dieses Spielen mit der Untreue wirkt noch frivoler, als wenn es wirklich zur Tat käme. Wird die Frau das jus talionis für die Flatterhaftigkeit ihres Gatten anwenden? Wird sie, die entschlossen ist, die eheliche Treue zu brechen, wirklich fallen? Diese Fragen sollen den Zuschauer in pikante, prickelnde Spannung versetzen. Aber er weiß schon aus dem Titel des Stückes, wie die Sache kommen wird. Oder vielmehr, er wüßte es, wenn dieser Titel besser übersetzt wäre. Dieser soll nämlich bekunden, daß die Liebe bewacht und vor dem Fehltritt schützt. Also etwa „Amor als Schildwache". Und so kommt denn die junge Frau aus der Junggesellenwohnung ihrers Anbeters mit unversehrter Tugend in das eheliche Heim zurück. Allerdings hat sie weniger die Liebe gerettet, als die Tölpelhaftigkeit des Verehrers, dem zum Don Juan nichts weniger als alles fehlt. Liebe der Frau und Dummheit des Verführers — diese profunde Weisheit predigt das Stück — schützen die Tugend der Frau. Und man hat die sichere Zuversicht, daß der junge Ehemann unbeirrt weiter sündigen und ihn sein Schicksal unabwendbar ereilen wird, sobald sein Weib einen minder großen Trottel als Kurmacher findet. Diese Lehre uns zu predigen, lag um so weniger Veranlassung vor, als auch die Darstellung keinen Ersatz für den Minderwert des Stückes bot. Sie entbehrte der graziösen Leichtigkeit, deren derartige Frivolitäten bedürfen, sie war zu schwerflüssig, zu „deutsch", zu wenig französisch. Fräulein Groa brachte die komischen Seiten der jungen Frau zu drastischer, oft allzu drastischer, Darstellung. Die nervöse, graziöse, kapriziöse Französin — die Häufung der Fremdwörter wird als unvermeidbar zu entschuldigen sein — blieb sie uns schuldig. Herr Alberti zeigte als junger Ehemann viel Liebenswürdigkeit und sympathische Gewandtheit, Herr Strial als Pechvogel erfreute durch seine humorvolle Charakterisierung. Die Inszenierung ließ manches zu wünschen übrig. Die Bibliothek des Historikers sah aus wie der Laden eines verkrachten Antiquars und die Wohnung des Grafen André zeugte davon, daß dieser reiche Mann sich bei seiner Neueinrichtung recht knickerig gezeigt hat. Die zwei in einander gehenden Zimmer, die wir zu sehen bekamen, schrieen in ihren verschiedenen Stilarten geradezu gegeneinander. Dieses Fehlen moderner eleganter Möbel im Vorrat des Hoftheaters hat sich schon manches Mal bemerklich gemacht. Hier Wandel zu schaffen, scheint eigentlich wichtiger als ein Stück, wie die zweite Novität — „Die Dollarprinzessin" —, reich auszustatten.

Daß unsere Theaterleitung freier in bezug auf die sogenannten Hoftheatertraditionen denkt und auch der Operette einen Platz im Spielplan einräumt, ist ja freudig zu begrüßen. Nur scheint dieser Platz etwas zu groß zu werden. Und es wäre erfreulich, wenn diese Befreiung von den Fesseln der Tradition nicht nur Operetten, sondern auch wertvollen Dramen und Lustspielen zugute käme, denen das Hoftheater bisher seine Pforten schloß. Denn daß „Die Dollarprinzessin" kein künstlerischer Treffer ist, steht wohl fest. Daß sie volle Häuser macht, mag ja recht erfreulich sein. Aber darin lag bisher der besondere Vorzug der Hoftheater, daß sie unbeirrt von finanziellen Erwägungen das wirklich Gute unterstützen konnten. Das Libretto der neuen Operette ist so mangelhaft, wie es bei dieser Kunstart

seit Jahren unvermeidlich scheint. Die Pikanterie schlägt an einigen Stellen ins Lasziv-Gemeine um. Die sangbaren Weisen, die beachtenswerten Melodien sind aus allen populären Konzerten bekannt; sie sind schon Gemeingut des pfeifenden Teils der Menschheit geworden. Und so wäre es kein Unglück gewesen, wenn „Die Dollarprinzessin" hier nicht erschienen wäre. Gespielt ward die Operette vortrefflich. Frl. Sedlmaier gab die Alice mit Verve und Frische, Frl. Backhaus war eine prächtige Daisy, Frl. Clever eine sehr wirksame Chansonette, Herr Groß ein natürlicher und ritterlicher Fredy, Herr Warbeck ein famoser Freiherr von Schlick. Herr Pickert ließ das ganze Feuerwerk seiner drastischen Komik spielen, Herr Berend (Tom) und Herr Eberle (Dick) boten ebenfalls sehr Anerkennenswertes. Herr Dr. Zulauf führte die musikalische Leitung mit verständnisvoller Hingabe, flott und temperamentvoll. Die Regie (Herr Hertzer) hatte das Stück sehr hübsch inszeniert und für effektvolles Zusammenspiel gesorgt.

Von den in der Berichtsperiode uns gebotenen Neueinstudierungen ist vor allem „König Richard II." von Shakespeare zu erwähnen. Für diese Bereicherung des Repertoirs sind wir der Leitung des Theaters dankbarlich verpflichtet. Das Stück — nach der Chronologie das erste der zusammenhängenden Historien — zeigt im Aufbau und in zahlreichen Einzelzügen deutlich die Meisterhand des Verfassers. In straffer und zielbewußter Konzentration, wie sie bei dem britischen Dichter nicht immer sich findet, wird die Handlung durchgeführt. Der Gegensatz zwischen Legitimität und Usurpation wird mit scharfen Strichen gezeichnet. Der auf sein ererbtes Recht sich stützende Herrscher, der schwach, tatenlos, ungerecht ist und doch des Besitzes sicher zu sein wähnt, und ihm gegenüber der Empörer, der schlau und kühn jeden Vorteil nützt und zu jeder Tat gerüstet ist. Die hinreißende Charakterisierung dieser Haupthandlung läßt unser Interesse für die Nebenfiguren kaum aufkommen. Die Regie des Herrn Hertzer zeigte sich durch Inszenierung des Stückes, durch sehr hübsche Gruppierung der Massenszenen und durch sorgsame Gestaltung aller Einzelheiten im besten Lichte. Herr Alberti stellte den König mit eindringlicher Wirkung dar, Herr Bohnée spielte den Bolingbroke, den energischen, klugen und verschlagenen Usurpator, mit großer Charakterisierungskunst, Herr Jürgensen verkörperte den alten York mit reifem künstlerischen Verständnis und starkem Erfolg, Frau Bayrhammer war eine liebenswürdige Königin, die echte Herzenstöne zu finden und zu ergreifen wußte.

Dann wurde „Das Buch Hiob" von Hermann Hölty, neu einstudiert, gegeben. Der Einakter enthält eine spannende, sich schnell abrollende Handlung. Der Levit Ariam (von Herrn Zschokke sehr gut gespielt) maßt sich die Autorschaft des gewissermaßen anonym erschienenen Hiob an, um dem wirklichen Verfasser, dem Leviten Lonoda (den Herr Janssen mit vortrefflichem Gelingen verkörperte) Ehre, Ruhm und die Geliebte zu rauben. Der König Salomo aber entdeckt mit Hilfe des Propheten Nathan den Betrug, und Lonoda wird mit Anerkennung überschüttet und erhält die Hand der schönen Johanna, während der böse Ariam zum Tode geführt wird. Der Anachronismus, der hier die Entstehungszeit des Buches Hiob in die salomonische Zeit verlegt, soll dem Dichter nicht allzu schwer angerechnet werden. Schlimmer schon mutet die oberflächliche Charakterisierung des Inhalts jenes Buches an. Was da über diese erste religionsphilosophische Rechtfertigung der sittlichen Weltordnung gesagt wird, berührt das Wesen der Sache fast gar nicht. Es erinnert an die bekannte scherzhafte Inhaltsangabe des „Faust", wonach das ein Stück sei, in dem eine Militärperson den Verführer der Schwester zum Duell fordert und selbst im Zweikampf fällt. Vielleicht aber ist dieser Mangel der Zusammenziehung des ursprünglich fünfaktigen Schauspiels in einen Aufzug zuzuschreiben. Das Stück war von Herrn Jürgensen hübsch und ansprechend inszeniert. Da wir in der letzten Zeit viel schlechtere Stücke über die Bühne haben schreiten sehen, soll die Frage unterdrückt werden, ob sich im Theaterarchiv wirklich kein besseres und einer Neueinstudierung würdigeres gefunden hat.

Hermann Blumenthal.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die gut besuchte Sitzung des Marburger Geschichtsvereins am 20. April wurde durch den Vorsitzenden Archivar Dr. Rosenfeld mit einem kurzen Vortrage „Zur Erinnerung an die hessischen Aufstände im Jahre 1809" eingeleitet, in dem er in knappen Umrissen die Freiheitsbewegungen vor 100 Jahren, die besonders der österreichisch-französische Krieg jenes Jahres hervorrief, und namentlich den Aufstand des Obersten v. Dörnberg im April und die von dem Marburger Professor Sternberg vorbereitete, von dem alten Obersten Emmerich in Marburg ins Werk gesetzte Revolte im Juni behandelte. In der sich anschließenden Diskussion, in der eine Anzahl Herren das Wort ergriffen, wurde noch manche Erinnerung an die Teilnehmer der hessischen Aufstände aufgefrischt, insbesondere regte General v. Pentz, der seinerzeit selbst die Gedächtnistafel für Oberst Emmerich in der Barfüßerstraße gestiftet hat, die Anbringung einer solchen Tafel für Sternberg an seinem ehemaligen Hause am Renthofe an. Wir hoffen, daß dieser schöne Gedanke Anklang finden und sich in diesem Jahre der Erinnerung an ihn verwirklichen lassen wird. Hierauf machte Archivar Dr. Knetsch Mitteilungen über den Aufenthalt Ernst Kochs, des Dichters des „Prinz Rosa Stramin", in Marburg, wo er 1825 die Universität bezog. Bekanntlich haben die Marburger Korps zur Erinnerung an den Dichter im vorigen Sommer eine Tafel an einem Hause am Markt anbringen lassen; das gab Dr. Knetsch Veranlassung zu der Nachforschung, ob sich das Haus, in dem Ernst Koch damals wohnte, noch feststellen ließe. Und es war sehr amüsant, zu erfahren, wie ihm diese Feststellung — es ist das Haus Untergasse 10 — mit Hülfe einer Marburger Kantonsliste von 1824, Kirchenbüchern und Katastern auch gelungen ist. Vielleicht erfährt darnach jene Ernst Koch-Tafel nun eine Versetzung in die Untergasse. Dann erzählte Landgerichtsrat Gleim einiges von hessischer Militär-

musik im Anschluß an eine Anzahl Märsche hessischer Regimenter aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, deren Notenniederschrift sich im Marburger Staatsarchiv erhalten hat und die Musiklehrer Gies auf dem Klavier vortrug; er behandelte besonders die Zusammensetzung der Regimentskapellen, z. T. nach Aufzeichnungen des Militärmusik-Dirigenten Schonert, der auch selbst noch zu näheren Ausführungen das Wort ergriff, und verband damit auch manche persönliche Erinnerung an die letzten Zeiten des kurhessischen Militärs und seiner Musikkapellen.

Zu unserer Notiz über den Dörnbergschen Aufstand in Nr. 8 Seite 117 geht uns folgende Berichtigung zu:

Nicht Karl Dithmar aus Homberg beteiligte sich am Dörnbergschen Aufstand, sondern Wilhelm Dithmar, ein Vatersbruder meiner verstorbenen Frau, der Gehülfe (Clerc) bei seinem Verwandten, dem Advokaten Martin zu Homberg, war. Wilhelm Dithmars briefliche Mitteilungen über seine Beteiligung an dem Aufstand und seine Flucht nach Böhmen habe ich im „Hessenland“ Jahrgang 1894 S. 9 ff. zum Abdruck gebracht.

Hildesheim. Otto Gerland.

Hochschulnachrichten. Marburg: Mit Beginn dieses Semesters sind es 25 Jahre, daß der Direktor des englischen Seminars, Professor Dr. Viëtor, dem Lehrkörper der Universität angehört. — Professor E. Rupp hat die Vertretunng des verstorbenen Professors Partheil als Leiter des pharmazeutisch-chemischen Instituts in Königsberg angenommen. — Am 1. Mai habilitierte sich Dr. E. Hellinger in der philosophischen Fakultät. — Das früher staatlich subventionierte zahnärztliche Institut ist vom 1. Mai ab in ein staatliches Universitäts-Institut verwandelt und zum Leiter Zahnarzt Schellhorn, bisher Hilfslehrer am Berliner zahnärztlichen Institut, ernannt worden. Es ist das jetzt neben Berlin und Breslau die dritte derartige staatliche Anstalt. — Gießen: Der außerordentliche Professor Dr. jur. Paul Kretschmar ist auf sein Ansuchen mit Wirkung vom 1. Mai ab aus dem Staatsdienst entlassen.

Todesfall. Am 18. April starb zu Kassel im Alter von 72 Jahren Major a. D. Friedrich Wilhelm Schmidt, ein alter verdienter hessischer Offizier, der von 1857 bis 1866 dem 3. Infanterie-Regiment (Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen) angehörte.

Verschiedenes. Im Juli sind es 550 Jahre, daß Kaiser Karl IV. dem Abt von Fulda die Befugnis erteilte, das Dorf Gersfeld in eine Stadt zu verwandeln. Im Mittelalter spielten die Herren von Ebersberg in Gersfeld eine Rolle, die hier mitten im katholischen Gebiet die Reformation einführten. — Der 150. Jahrestag der siegreichen Erstürmung der Burg auf dem Ulrichsteiner Schloßberg wurde dieser Tage begangen. Es war im Frühjahr 1759, als Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen das von den Franzosen besetzte Bergstädtchen rückte. Der hessische Oberst von Ditfurth kämpfte mit seinen Hessen tapfer gegen die Burg, die sich schließlich ergeben mußte. Von den Hessen fanden 20 Offiziere und 20 Mann den Heldentod. Aus dieser kurhessischen Truppe ist 1866 das Infanterie-Regiment Nr. 80 (Wiesbaden-Homburg) entstanden. Die früher so schöne Burg hat leider ein unrühmliches Ende gefunden, sie war im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Privatbesitz übergegangen und wurde abgebrochen. Außer dem vor 8 Jahren neu errichteten Eckturm, der als Aussichtsturm dient, sieht man nur Mauerreste. — Bei Ausschachtungsarbeiten in der Nähe des Fuldaer Doms stieß man auf eine etwa 2 m dicke alte Fundamentmauer sowie ein kreisrundes Mauerwerk von etwa 7 m Durchmesser. Vielleicht liegen hier Fundamente der früheren Salvator-Stiftskirche oder der Abtsburg.

Das fünfaktige Volksschauspiel unseres Landsmanns S. H. Mosenthal, „Der Sonnwendhof“, ist jetzt in Reclams Universalbibliothek (Nr. 5042) erschienen.

Zur Ergänzung des Artikels über das Holradfest in Meckbach in Nr. 7 des „Hessenland“ ging uns noch folgendes zu:

1. Es darf verwiesen werden auf Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, S. 143: „Hagelrad, gewöhnlich Häelrad, Haelrad, auch Hålrad gesprochen, ein mit Stroh umwickeltes Wagenrad, dergleichen im Fuldaischen für den Hutzelsonntagabend und für Johannisabend verfertigt, auf die steilsten Abhänge der Berge getragen, nach Einbruch der Dunkelheit angezündet und dann herabgerollt werden.“ Auch Grimm, Deutsches Wörterbuch, 4. Bd., 2. Abt., Sp. 147 schreibt „Hagelrad“ und bemerkt, daß in Nassau zur selben Zeit, wo das Hagelrad angezündet wird, auch das Hagelfeuer brennt, eine Art Johannisfeuer. Diese Hagelfeuer hingen, wie R. Andree, Braunschweiger Volkskunde, S. 359 behauptet, mit dem Hagel zusammen, um dessen Abwendung man bei den Flurumgängen bat. Den gleichen Zweck hatte auch die Hagelfeier, worüber Andree S. 358 schreibt: „besonders strenge wird der Hagelfeiertag gehalten; jegliche Arbeit unterbleibt an ihm, wiewohl er auf einen Wochentag fällt. Dem Land-

mann war früher kein Feiertag im Jahre so wichtig wie dieser, an dem es sich um das Wohlergehen seiner Feldfrüchte handelte. Die Saat würde nicht geraten, wenn einer an diesem Tage die geringste Arbeit verrichtet." Man wird annehmen dürfen, daß man mit dem Hagelrad — Haelrad — ebenso die Hagelschäden von den Fluren fernhalten wollte, wie durch das Hagelfeuer und die Hagelfeier. Darauf deutet auch die Aufforderung der Bauersfrau hin an die das Hälrad führenden Burschen: „Öwer min Krutländche au weg." Über solche religiöse Gebräuche und über religiöse Festzeiten unserer Vorfahren schreibt auch Baumann, Geschichte des Allgäus, 1. Bd., S. 83: „am Funkensonntag und an Ostern feierte man ein Bittopferfest, auf daß der nahende Frühling sich günstig anlasse. Überreste dieser Feste sind die schönen Feuer, die am Funkensonntag von allen Höhen weithin leuchten, das damit verbundene Verbrennen einer Strohhexe, die des Winters Großmutter versinnbildet, das Schlagen flammender Scheiben durch die Luft und das Streuen der aus dem Funkenfeuer gewonnenen Asche in die Felder, um damit dem Ungeziefer zu wehren."

Hofbieber. K. Noll.

2. Fastnachtsbräuche. Ein ähnlicher Brauch wie das in Nr. 7 geschilderte Holradfest ist in dem nicht weit davon entfernten Schenklengsfeld zu beobachten, wo am sog. Huzzelsonntag (d. i. am Sonntag vor Fastnacht) mit Vorliebe getrocknete Birnenhuzzeln gegessen und auf dem nahen Soisberg bei eintretender Dunkelheit Strohbündel angezündet werden. Vor Fastnacht sammeln die Kinder zerbrochene Töpfe; die Scherben liegen in Menge unter den zahlreich im Dorfe vorhandenen Backöfen. Auch unversehrte Milchtöpfe, die an den Staketen zum Trocknen und Lüften aufgehängt werden, verschwinden zu diesem Zweck. Am Fastnachtsdienstag werden die Scherben gegen die geschlossenen Haustüren geworfen; dreistere Kinder öffnen die Tür und werfen die Scherben in den Hausflur, besonders ausgelassene Personen füllen die Töpfe und werfen sie in die Wohnstube. Wer bei der Ausübung dieses Fastnachtsscherzes erwischt wird, wird ohne Gnade mit Ruß geschwärzt.

Kassel. G. D.

Eingegangen:

Heimkehr. Schauspiel in 3 Akten von Emil Jacobi. 83 Seiten. Dortmund 1909.

Personalien.

Verliehen: dem Generalkommissions-Präsidenten v. Baumbach-Amönau zu Kassel der Charakter als Wirklicher Geh. Oberregierungsrat mit dem Range der Räte 1. Kl.; dem Pfarrer Heldmann zu Michelbach und dem Oberlehrer a. D. Professor Dr. Rost zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Oberpfarrer Loderhose zu Wetter der Kronenorden 3. Kl.; dem Seminarlehrer Willig zu Homberg der Kronenorden 4. Kl.; dem Bürgermeister von Kupsz in Rotenburg das Ritterkreuz 2. Kl. des Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem Lehrer Kappes zu Eschwege der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Universitätsbibliothekar Dr. Kopp zu Marburg der Titel Oberbibliothekar.

Ernannt: Freiherr Schenk zu Schweinsberg, Oberleutnant im Kurhessischen Jäger-Bataillon Nr. 11, zum persönlichen Adjutanten des Landgrafen von Hessen; Pfarrer Kranepuhl zu Kirchbracht zum Pfarrer in Bruchköbel; Hilfspfarrer Horst zu Bebra zum Pfarrer in Niedenstein; der mit der Verwaltung der Kgl. Gewerbeinspektion Fulda beauftragte Gewerbeassessor Schultze zum Kgl. Gewerbeinspektor daselbst; Referendar Vial zum Gerichtsassessor.

Bestellt: der Pfarrer extr. Sopp zum Verweser der Pfarrstelle zu Roßdorf; der Pfarrer extr. Walther zum Verweser der Pfarrstelle zu Harle.

Versetzt: Gerichtsassessor Kühl zu Kassel als Amtsrichter nach Weyhers in der Rhön; Gerichtsassessor Schanze nach Posen; Postdirektor Dreisbach von Uerdingen nach Rinteln; Oberpostpraktikant Westphal von Frankfurt a. M. als Telegrapheninspektor nach Kassel.

Zur Disposition gestellt: v. Strubberg, Oberstleutnant und persönlicher Adjutant des Landgrafen von Hessen, in Genehmigung seines Abschiedsgesuches unter Verleihung des Charakters als Oberst.

In den **Ruhestand** tritt: Amtsgerichtsrat Geh. Justizrat Köhler zu Kassel zum 1. Juli.

Geboren: ein Sohn: Bauinspektor Weigelt und Frau Johanna, geb. Schelenz (Hagen, 19. April); Hans Rabe von Pappenheim und Frau Frida, geb. Braun (Wilhelmshof bei Hersfeld, 20. April); Rechtsanwalt Bartelt und Frau Erna, geb. Zimmermann (Kassel, 24. April); Pfarrer Hohmann und Frau Wilhelmine, geb. Dunkmann (Kassel-W., 28. April); — eine Tochter: Kaufmann Heinrich Köhler und Frau Else, geb. Grosch (Kassel, 17. April); Landmesser Brauer und Frau Elisabeth, geb. Keßler (Marburg, 20. April); Arzt Dr. Bettenhäuser und Frau Marie, geb. Mencke (Kassel, 23. April).

Gestorben: Oberstleutnant Julius von Bauer (Karlsruhe, 16. April); Major a. D. Friedrich Wilhelm Schmidt, 71 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 18. April); Kgl. Oberlandmesser a. D. Adolf Schoof, 69 Jahre alt (Kassel, 19. April); Kaufmann Wilhelm Holstein (Kassel, 19. April); Frau Amalie Malmus, geb. Berge, Witwe des kurfürstl. Wagenmeisters (Kassel, 20. April); Gutsbesitzer Heinrich Bingel, 89 Jahre alt (Sichertshausen bei Fronhausen, 21. April); Handarbeitslehrerin a. D. Christine Frömbling, 76 Jahre alt (Kassel, 21. April); Privatmann J. Hermann Möller, 76 Jahre alt (Kassel, 23. April); Frau Anna Katharina Eysell, geb. Schaub, Witwe des Arztes, 87 Jahre alt (Kassel, 23. April); Rentmeister a. D. Rechnungsrat Heinrich Klusmann, 71 Jahre alt (Hannover-Linden, 23. April); Frau Laurette Kleinschmidt, geb. Pfaff, Witwe des Pfarrers (Marburg, 25. April); Frau Amalie Becker, geb. Schnackenberg, Witwe des Hofrats, 95 Jahre alt (Kassel, 26. April); verw. Freifrau Henriette von Rau zu Holzhausen, geb. Müller (Kassel, 28. April); Konsistorialsekretär a. D. Rechnungsrat Gustav Pohl (Kassel, 28. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 10. 23. Jahrgang. Kassel, 18. Mai 1909.

Die hessen-kasselschen Truppen während des Winters 1702 auf 1703 und der Ursprung der sogenannten Mosel-Diversion im Spanischen Erbfolgekrieg.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Mitte Januar waren die beiden hessischen Regimenter Grenadiere und v. Schenck, sowie die drei holländischen Mietregimenter in der Umgegend von Trarbach eingetroffen und hatten mit dem hessischen Regiment Erbprinz die Einschließung von Stadt und Schloß bewirkt, die hessische Kavallerie aber stand bei Heinzerath und Morbach, beim und vorwärts vom Stumpfen Turm und bewachte in Gemeinschaft mit den Husaren die Anmarschwege von der Saar her. Gegen Birkenfeld war der Oberstleutnant v. Buttlar mit 200 Pferden vom Hessen-Homburg-Dragoner-Regiment vorgeschoben, um die Verbindung mit den Kurpfälzern zu unterhalten.

Am 18. besichtigten die Generale das Trarbach gegenüber gelegene Traben und suchten einen Platz für die Batterie aus, mittels deren man die Stadtmauer von Trarbach einzuschießen gedachte. Diese Batterie wurde in der Nacht zum 21. erbaut und eröffnete um 7 Uhr früh das Feuer, hatte aber nach 100 Schuß, die sie abgegeben, noch keine gangbare Bresche erzeugt, so daß man das Feuer einstellte und den Platz mit Sturm zu nehmen beschloß. Eine Aufforderung zur Übergabe hatte der Kommandant stolz abgelehnt.

Am 23. morgens wurden die Anstalten zum Sturm getroffen. Da die Bresche wie gesagt nicht gangbar war, so wurde gegen sie, wie auch gegen die Schottpforte nur ein Scheinangriff unternommen, der Hauptangriff aber gegen die Moselpforte gerichtet. Den Scheinangriff gegen die Bresche leitete der hessische Oberstleutnant v. Wrede, den gegen die Schottpforte der holländische Oberstleutnant Merckell, den Hauptangriff der holländische Oberst Ranck mit dem hessischen Oberstleutnant v. Lübcke und dem hessischen Major Motz. Dem Gebrauche der Zeit gemäß waren alle drei Sturmkolonnen aus Mannschaften der verschiedenen Regimenter zusammengesetzt, beim Scheinangriff gegen die Schottpforte auch 200 Mann der Hessen-Homburg-Dragoner unter Major Langavel eingeteilt.

Abends 9 Uhr gaben drei Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff, worauf die beiden Scheinangriffe sich sofort in Bewegung setzten. Als sich der Feind diesen entgegenstellte, brach auch der Hauptangriff los, sprengte die Moselpforte mittels zweier Petarden und drang in die Stadt ein. Auch der Angriff auf die Schottpforte gelang. Überall wurde der Feind überrascht und suchte sich auf das Schloß zu flüchten. Infolge der schlechten Verbindung mit letzterem wurden 3 Offiziere und 104 Mann gefangen genommen. Die Stadt wurde nun mit einer Besatzung belegt, mit dem französischen Kommandanten auf dem Schloß aber das Abkommen getroffen, daß weder von der Stadt gegen das Schloß noch umgekehrt geschossen würde, ebenso nicht von dem Schlosse gegen die Mosel, soweit der Verkehr mit kleinen Nachen stattfände. Auch sollte von der Stadt aus kein Angriff gegen das Schloß geführt werden dürfen. „Beide Teile beobachteten dieses Übereinkommen gewissenhaft und bezeigten sich alle Arten Gefälligkeiten, die nicht ihren Pflichten entgegen waren" (Bericht Tettaus an den Landgrafen).

Nunmehr hielt man es doch für geraten, die Kavallerie gegen die Saar vorzuschicken, um festzustellen, ob der Feind auf die Nachricht von der Wegnahme Trarbachs nichts zum Entsatze des Schlosses unternehmen würde. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß er bei Trier und Saarburg Truppen zusammenzöge. Nachdem die Kavallerie dann festgestellt hatte, daß der Feind nicht so stark war, als er gemeldet wurde, zog sie sich wieder hinter die Dhrone zurück. Der Generalleutnant v. Spiegel, der seit der Abreise des Erbprinzen Friedrich nach Kassel die hessischen Truppen befehligte, berichtete über die Unternehmung gegen die Saar an den Landgrafen und bemerkte dabei, wie er die Ansicht Tettaus nicht teile, daß der Feind keine Absichten auf Trarbach habe. Er hätte auch Auverquerc Nachricht von den feindlichen Bewegungen bei Trier und an der Saar zugehen lassen, aber auch dieser wolle denselben keinen Glauben schenken und keine weiteren Truppen nach der Mosel senden, beabsichtige vielmehr die holländischen Regimenter nach Koblenz zurückzuziehen. Es bliebe deshalb nichts anderes übrig als bei Annäherung stärkerer feindlicher Truppenmassen einen guten Rückzug anzutreten.

Dem Landgrafen war bereits seit einiger Zeit die Lage an der Mosel bedenklich erschienen, so daß er durch seinen Gesandten im Haag, v. Dalwigk, beim Ratspensionär Heinsius hatte darauf antragen lassen, die Truppen auf dem Hundsrück zu verstärken. Auch Tettau erhielt unter dem 31. Januar den Auftrag die holländische Generalität zu bestimmen, daß sie selbst die Aufstellung eines stärkeren Korps auf dem Hundsrück beantragen möchte. Tettau sollte, ebenso wie Dalwigk, darauf hinweisen, wie nachteilig es für den Ruhm der holländischen und hessischen Truppen sei, wenn sie bei einem feindlichen Anmarsch aus Mangel an genügender Unterstützung zurückweichen und das kaum gewonnene Trarbach wieder aufgeben müßten. Das könnte man verhüten, wenn man die Truppen genügend verstärke, wodurch dann nicht allein die künftigen Operationen erleichtert würden, sondern auch dem Feinde eine solche Diversion gemacht werde, daß er die Vereinigung mit der kurbayrischen Armee vergessen und sich auf die Verteidigung beschränken würde.

Diesen selben Gedanken einer „Diversion an der Mosel" zur Verhinderung der Vereinigung des Kurfürsten von Bayern mit den Franzosen und damit auch der Entlastung des Markgrafen von Baden am Oberrhein hatte der Landgraf bereits am 3. Januar 1703 seinem Gesandten v. d. Malsburg aufgetragen dem Kaiserlichen Hofe in Wien vorzustellen, und wir dürfen deshalb mit Fug und Recht behaupten, daß dieser Gedanke zuerst vom Landgrafen Karl ausgesprochen worden ist, ein Gedanke, den „die Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen" Bd. V, S. 60—63 für den Markgrafen von Baden im Einvernehmen mit dem Wiener Hofkriegsrat in Anspruch nehmen. Es liegt nahe, daß der vom Landgrafen bereits Anfang Januar in Wien angeregte Plan mit dem Markgrafen erörtert wurde und dann in der Sendung des Generalquartiermeisters, des Markgrafen Baron Harsch, an den Herzog von Marlborough Ende März und in der des kaiserlichen Ministers Grafen Sinzendorf ebendahin Mitte April zum Ausdruck kam. Allerdings hatte er auch bei dieser mächtigen Unterstützung keinen Erfolg. Es ist richtig, daß der Markgraf schon früher die Generalstaaten um Hülfe angegangen hatte, indes handelte es sich hierbei um eine unmittelbare Unterstützung, die dem Markgrafen auch zu Anfang des Feldzuges von 1703 zuteil wurde, während der Landgraf von vornherein an der Mosel selbst auftreten wollte, mit dem ausgesprochenen Zweck, die feindlichen Streitkräfte hier festzuhalten, um so auf mittelbarem Wege dem Markgrafen Hülfe zu bringen und die Vereinigung der Bayern und Franzosen zu hintertreiben.

Daß es nicht etwa bei dem Auftrage an den Gesandten v. d. Malsburg sein Bewenden gehabt, sondern daß dieser Auftrag auch wirklich ausgerichtet worden ist, meldete Malsburg unter dem 12. Januar mit dem Zusatz, daß er den kaiserlichen

Ministern den Vorschlag wegen des Korps auf dem Hundsrück und der Diversion an der Mosel gemacht und die Zustimmung der Minister gefunden habe. Alsdann berichtete er unter dem 3. Februar, daß auch der Reichsvizekanzler, der Kriegspräsident und der v. Consbruch mit dem in Rede stehenden Vorschlag einverstanden seien, aber die Schwierigkeiten hervorgehoben hätten, die darin beständen, daß die zur Bildung eines Korps auf dem Hundsrück in Betracht kommenden Truppen nicht zur Verfügung des Kaisers ständen. Im März bzw. April schien dem Hofkriegsrat und dem wohl von ihm beeinflußten Markgrafen dann offenbar der Augenblick gekommen, die Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen, aber es muß auch sogleich bemerkt werden, daß inzwischen der Landgraf nicht aufgehört hatte, in gleichem Sinne bei den ihm zugänglichen Stellen in England und Holland tätig zu sein.

Die Stellung des Landgrafen zu dieser Angelegenheit muß um deswillen besonders betont und die Sachlage klargelegt werden, weil an das Verhalten der hessischen Truppen bzw. des Landgrafen bei dem bald erfolgenden Vormarsch der Franzosen ein gänzlich ungerechtfertigter Vorwurf geknüpft wird.

Am 2. Februar erhielt Tettau den erneuten Befehl des Landgrafen, bei der holländischen Generalität zur Verhütung eines schädlichen Rückzuges auf genügende Unterstützung zu dringen. Wenn der Feind wirklich zu stark sein sollte, so bliebe nichts übrig, als dem Befehle Auverquercs entsprechend zurückzugehen, so ungern er, der Landgraf, das auch sehe; wenn es die Stärke des Feindes aber irgend zuließe, so sollten die Truppen standhalten und ihre Posten behaupten.

Auf Tettaus Meldung, daß Auverquerc an einen feindlichen Vormarsch nicht glauben und deshalb keine Unterstützung senden wolle, befahl der Landgraf, daß Tettau Auverquerc persönlich aufsuchen oder, wenn das nicht möglich sei, den Oberstleutnant v. Lübcke an ihn absenden solle, um nochmals auf Unterstützung zu dringen. Er befahl deshalb auch dem General v. Spiegel, die Stellungen auf alle Fälle wenigstens bis zu Eingang einer Entschließung Auverquercs zu behaupten. Wenn dieser aber bei weiterem Anrücken des Feindes trotzdem keine Verstärkung gebe, so würde das Sicherste sein, nach dessen Anordnungen auf Rheinfels und Andernach zurückzugehen, „welches Wir jedoch nur auf den Fall und anders nicht verstehen, als wenn ein stärker feindlich Korps als die Kurpfälzischen und Unsere sich gegen Trarbach ziehen, dannenhero Ihr mit dem Grafen von Leiningen hierüber fleißig zu korrespondieren, durch die Husaren von des Feindes Stärke alle nötige und sichere Nachricht einzuziehen und Euere mesures danach zu nehmen, vor allen Dingen aber der kurpfälzischen Assistenz Euch zu versichern und vom Erfolg Uns fernerhin untertänigst zu berichten habt." Tettau meldete nun unter dem 5. Februar, daß sich die gesamte holländische Generalität nach Köln begeben habe und von da zum Teil nach Wesel und dem Haag gehen würde, so daß weder er noch Lübcke zurzeit dem Befehl nachkommen könnten, zumal sie augenblicklich mit den Vorbereitungen zur Belagerung des Schlosses von Trarbach beschäftigt seien.

Inzwischen hatte sich Auverquerc entschlossen, auch das mit sechs Kompagnien besetzte Schloß von Trarbach wegzunehmen. Unter dem 26. Januar erließ er die entsprechenden Befehle an Tettau, teilte ihm mit, was der Kurfürst von Trier an Artillerie bereitstellen würde, und wies Tettau an, das Fehlende von Rheinfels herbeizuschaffen. Zu dieser Zeit, d. h. in den ersten Tagen des Februar, standen auf der kurpfälzischen Postierung die Truppen des Grafen von Leiningen: 6 Regimenter zu Pferd, das kaiserliche Husaren-Regiment Esterhazy und drei nicht ganz vollzählige Bataillone, mit ihrem rechten Flügel bei St. Wendel. Die hessische Kavallerie mit den drei Husaren-Regimentern stand wie bisher auf dem Hundsrück vorwärts des Stumpfen Turmes, mit Anlehnung an die Mosel, hinter ihr die drei holländischen und die drei hessischen Fußregimenter bei Bernkastel und Trarbach. Es betrug die Stärke der drei Husaren-Regimenter 1500, der zwei hessischen Dragoner-Regimenter 800, der zwei hessischen Reiter-Regimenter 480 Pferde, die der drei holländischen Fußregimenter 1300, der drei hessischen Fußregimenter 1700 Mann, alle zusammen 5780 Streitbare.

Die Husaren und hessischen Dragoner streiften bis an die Saar und bis unmittelbar vor Trier und stellten fest, daß in der Gegend von Saarbrücken ein feindliches Korps stände, dessen Stärke auf 15000 Mann angegeben würde, das aber wohl nur 8—10000 Mann stark sei. Dieses sollte für das Elsaß bestimmt sein. In der Gegend von Trier, bis an dessen Umfassung man herangekommen war, wurde vom Feinde nichts wahrgenommen. Man hoffte deshalb die Beschießung des Schlosses von Trarbach ungestört vornehmen zu können.

Am 1. Februar begannen die Vorbereitungen zur Belagerung des Schlosses. Tettau besichtigte das Gelände bezüglich des Batteriebaues, ließ in den Nachbarorten Faschinen binden, Schanzkörbe flechten, Kohlen zum Glühendmachen der

Kugeln, Balken und Bretter herbeischaffen; man errichtete ein Laboratorium und Magazine, um mit allem fertig zu sein, wenn die Kanonen und Mörser ankämen, die man auf dem Landwege heranschaffen mußte. In der Nacht zum 6. Februar wurde mit dem Batteriebau begonnen. Batterie I unter dem hessischen Major Heßler, im Stadtgraben vor der Schottpforte, hatte mit 3 Mörsern das Schloß mit Bomben und Brandkugeln zu bewerfen, Batterie II unter dem hessischen Kapitän Hassell, auf der Höhe zwischen Schott- und Weyerpforte, sollte mit 3 zwölfpfündigen und 5 leichten Geschützen die Dächer des Schlosses mit glühenden Kugeln beschießen und zwei feindliche Geschütze demontieren, Batterie III unter dem hessischen Major Schleenstein, auf der Höhe von Starkenburg, der sogenannten Laterne, bewarf mit 5 Mörsern das Innere des Schlosses, während Batterie IV unter dem hessischen Leutnant Uhlich mit 3 Kanonen vom Moselufer aus das Schloß gegen die Stadt hin unter Feuer hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Rekonstruktion der alten Stadtmauer am Klausturm in Hersfeld.

(Nach beistehender Zeichnung.)

Wer öfter nach Hersfeld kommt, sieht mit Befriedigung, wie sich, dank seiner regen Bürgerschaft, das äußere Stadtbild täglich verschönt. Nicht zum wenigsten ist es das Lullusbad, das seinen modernisierenden Einfluß geltend macht.

Nicht immer kommt das alte historische Stadtbild hierbei zu seinem Rechte, denn meistens will das „neue aufblühende Leben die Ruinen stürzen", weil sie angeblich nicht gut genug aussehen und im Wege stehen.



Auch in Hersfeld sind bereits die meisten Strecken des alten Stadtmauerzuges längst niedergelegt; nur am „Finstertal", hinter der alten Abtei und an der Seite des Bahnhofs stehen noch namhafte Reste. Von diesen letzteren kann man nun nicht sagen, daß sie sich dem neuen Stadtbilde gut einfügten, im Gegenteil, ihr halb ruinenhafter Zustand gibt zu manchem berechtigten Tadel Veranlassung.

Neben dem neuen Gebäude des Vorschuß-Vereins ist die Mauer so niedrig, daß sie als erstes Bild dem vom Bahnhof eintretenden Reisenden einen Einblick in häßliche verräucherte Hinterhöfe, auf Lattenbuden usw. gewährt. So lag es denn nahe, daß sich bereits Stimmen regten, die eine Beseitigung der „alten" Mauer verlangten, um Raum für moderne Gebäude zu schaffen, die alle genannten Mängel beseitigen bzw. verdecken würden.

Darum muß jenen Hersfelder Bürgern und besonders dem Verschönerungsverein daselbst gedankt werden, die für eine würdige Rekonstruktion und gegen das Abtragen der alten historischen Mauer ernsthaft eintreten. Ihren Bemühungen ist es gelungen, die ersten Verhandlungen bzw. Vorarbeiten einzuleiten und so zu dirigieren, daß eine teilweise, vollständige Rekonstruktion der ganzen Mauer um den Klausenturm, mit hölzernem Wehrgang, dessen Ziegelbedachung usw. in Aussicht steht. Der weitere Verlauf der Mauer ist ruinenhaft gedacht und soll hauptsächlich die genannten häßlichen Ansichten verdecken. Erfreulich ist es zu vernehmen, daß auch der Magistrat dem Projekte wohlwollend gegenübersteht und event. wohl auch mit seinen Mitteln nicht zurückhalten wird.

Happel.

Ernst Koch-Funde.

Von Max Rubensohn.

(Schluß.)

XII. — 15. Nov. Nr. 10, S. 38.

„Bilder ...: Allerhand Herren und Damen." Die Anekdote von dem weggebürsteten Frack und die Beschreibung der Teegesellschaft: Prinz K. 17 (S. 83 ff.).

XIII. — S. 40.

„Die Bitte" (8 Str.): Prinz K. 17 (S. 86 f.).

XIV. — 18. Nov. Nr. 11, S. 43.

„Bilder ...: Tyroler." Der Abend im Berggarten: Prinz K. 23 (S. 114 f.); das Gespräch über die Tanzmusik: K. 17 (S. 85 f.), stark gekürzt.

XV. — 25. Nov. Nr. 13, S. 52.

„Zueignung" (4 Str.): Prinz K. 20 (S. 98), verändert.

XVI. — 29. Nov. Nr. 14, S. 55 f.

„Erklärung."

Den Herrn Kandidaten hat der Hochmutsteufel geritten, und er hat eines preußischen Geheimen Hofrats Visitenkarte, d. h. die Rückseite, für sich benutzt; so wird jener nun als der arme Skribler aufgezogen. Hubertus ist aber kein Windbeutel und will den Leuten mit seinem Namen nicht Sand in die Augen streuen.

XVII. — S. 56.

„An ein spielendes Kind." Kochs Gedichte (Luxemburg, 1859) S. 16.

XVIII. — S. 56.

Sühne.

Gott grüß dich, mein Liebchen!
Tut's Herz noch weh?
Was blickst du so jammernd
Zur Himmelshöh'?

Du hast ja versöhnet
Die Götter mit Blut, —
Du hast ja geopfert
Dein liebstes Gut!

Hast du nicht mein Herz
Zur Sühne gebracht?
O Mädchen, o Mädchen!
Was hast du gemacht.

XIX. — 6. Dez. Nr. 16, S. 64.

„Mein Asyl" (7 Str.): Hessenland, 1908, S. 152.

XX. — 13. Dez. Nr. 18, S. 71.

„Wie sie hinter dem Candidaten Hubertus her sind." Pfui, Pfui! was wäre dann irgend noch an mir, wenn ich im Hubertus nur meine eigne Geschichte vor der Welt ausposaunte! Suchet doch nicht hinter jedem Worte eine schlechte Persönlichkeit!

XXI. — 16. u. 20. Dez. Nr. 19 u. 20, S. 75 u. 79.

„Bilder aus L. E. Huberts Tagebuch. Geistliche Bilder." P. u. B. S. 166—175, nur fehlt bezeichnenderweise — Henriettens wegen — die Anspielung auf den Engel mit braunem Haar, Maria, Kochs frühere Geliebte, die im „Prinzen" als Gabelstichs Mädchen erscheint, s. u. — Die Betrachtung über die Kirchengänger und Predigt: Prinz 4. K. (S. 26 ff.), sehr gekürzt.

XXII. W. U. 1831. 24. Dez. Nr. 20, S. 86.

„Die Rebellion zu Krähwinkel." Dieser ulkige Feldzug gegen den „Kravall" ist eine (später allerdings nicht benutzte) Vorarbeit zur Schinkenburgiade. Von Henrion, der sonst die W. U. benutzt hat, übersehen. Kass. Allg. Zt. (Beilage). 7. März 1909.

XXIII. K. Bl. 1831. 30. Dez. Nr. 22, S. 87.

„Weihnachtsabend." Gedichte S. 109. Dies im Wettstreit mit Rückerts „Des fremden Kindes heiliger Christ" verfaßte Gedicht ist also nicht erst 1850 (so Henrion S. 47) erschienen.

XXIV. — S. 88.

„Am Geburtstage des Herrn Deputirten Sylvester Jordan am 30. Dez. 1831", (4 Str.), bei dem berühmten Festmahl von Koch selbst vorgetragen. P. u. B. S. 141, Henrion S. 20; selbständiger Druck in den W. U. 1831. 31. Dez. Beilage.

XXV. Der Verfassungsfreund. 1832. 7. Jan. Nr. 2, S. 13 f.

„Poesie und Politik." Auszug im T. Bl. 24. Nov. Theoretische Begründung der politischen Poesie Kochs; auch dies Henrion entgangen.

XXVI. K. Bl. 1832. 10. Jan. Nr. 3, S. 12.

„Zweite Erklärung." Ergänzung zu XVI. Andere Zeitungsschreiber haben viel mehr Glück mit ihrem Winde.

XXVII. — 24. Jan. Nr. 7, S. 28.

Der Gram.

Es nagt in mir, es gräbt sich ein,
Ich kann dessen nimmer ledig sein;
An meines Herzen tiefstem Ort
Arbeitet's immer und immer fort.

Und wo ich geh, und wo ich steh,
Begleitet mich immer das bange Weh.
In stiller Nacht, bei des Tages Licht,
All überall verläßt's mich nicht.

Und rauscht um mich her die fröhliche Luft,
Schleicht's heimlich heran in meiner Brust,
Es erfaßt so süß, so lieblich mein Herz,
Und doch, und doch ist's bittrer Schmerz.

Ich mag nicht! lasset die Flasche nur zu!
Gießt mir in die Seele dafür die Ruh!
Trinkt immerhin! laßt euch's wohl ergehen!
Ich will nach Hause und schlafen gehen.

XXVIII. — 3. Febr. Nr. 10, S. 40.

„Todtenlied" (4 Str.): T. Bl. 26. Nov. 3. Str.:

Sonder Rast unsre Last
Tragen wir zum Ziele:
Friede nicht, wenig Licht
Und der Thränen viele.

XXIX. — 10. Febr. Nr. 12, S. 48.

„Der Toast" (3 Str.): T. Bl. 24. Nov. Das erste und zugleich eines der innigsten Lieder auf Henriette. Schluß:

Nennet ihn noch einmal wieder,
Ihren Namen, traute Brüder!
Ha! schon wird das Auge naß —
Jetzt hinab das volle Glas!

XXX. — 14. Febr. Nr. 13, S. 52.

„Polnisches Sensenlied." Schon viel früher eingesendet; ohne Chiffre, aber bezeugt durch P. u. B. S. 142. Henrion S. 11. T. Bl. 3. Juni.

XXXI. — 21. Febr. Nr. 15, S. 59.

„Märchen." Die 28 Verse dieses Gedichtes, die Kochs unglückliche Liebe zu Marie behandeln (siehe zu XXI), sind nachher, im Prinzen K. 20 (S. 100), zu dem in seiner wehmütig humoristischen Form tief ergreifenden prosaischen Bericht (knapp 10 Zeilen!) über Gabelstichs unerwiderte Neigung zu Marie umgeformt worden. Vgl.:

Das Herz behielt sie, spielte
Damit wohl manchen Tag,
Wie Kinder thun, bis endlich
Entzwei das Spielwerk brach.

XXXII. — 28. Febr. Nr. 17, S. 68.

„An Laura". 8 von den 16 Versen P. u. B. S. 154.

XXXIII. — S. 68.

An ...... (Henriette von Bosse).

Z. 9. Und als nun der Winter wieder kam
Und die Vöglein alle zerstreute
Und mir alle meine Blumen und Blüthen nahm
Und alle meine Lust und Freude,
Da hab' ich daheim im Stübchen gesessen
Und Blumen und Blüthen und Winter vergessen,
Ich habe, o Freundin, an dich gedacht,
Da hat mir ein Frühling im Herzen gelacht.

XXXIV. — 20. März. Nr. 23, S. 91.

„Aus Leonhard Emil Huberts Tagebuch." Ausflug nach Schwarzenborn zum Türmer Cyriacus Calmus (s. u.), der in den „Herzblättern" während der Abwesenheit des Kandidaten (der schrieb inzwischen für die W. U.) mit seinem teuflischen Lügengewebe sein Wesen trieb.

XXXV. — 10. April. Nr. 29, S. 116.

„Vaucluse. (Nach einem Kupferstich.) Sonett." Der Text auch P. u. B. S. 150. Henrion S. 24.

XXXVI. — 17. April. Nr. 31, S. 124.

„Waldmühle." Kochs Gedichte S. 38. Also nicht erst 1856 (!, so Henrion S. 49) gedichtet.

XXXVII. — 27. April. Nr. 35, S. 137.

„Der Frau Kurfürstin von Hessen. An ihrem Geburtstage 1832." P. u. B. S. 179. Henrion S. 25.

XXXVIII. — 8. Juni. Nr. 46, S. 187.

„Studien von Leonhard Emil Hubert, dem Cyriakus Calmus gewidmet. — Du hast, lieber Leser, allerlei zu erwarten: Landschaftstudien, Köpfe von Menschen und andern Geschöpfen, Karikaturen, Familienscenen, Arabesken u. dgl. leichte Federzeichnungen und Gruppirungen aus meinem Taschenbuche.[1] Schenke diesen bescheidenen Blüthen meiner Kunst ein freundliches Auge!

Erstes Blatt.
(Morgenlandschaft.)

Ich sitze auf einer bekannten Höhe vor dem Frankfurter Thore und habe einen goldnen, heiligen, singenden Frühlingsmorgen vor mir. ..."

Und nun folgt — wohl die größte Überraschung, die uns und vermutlich auch den Lesern die „Herzblätter" bereitet haben — jene „prachtvolle Jubelouverture" des Prinzen, der Morgen auf dem Felsenkeller. Für die Sicherheit der Formgebung, für die Festigkeit des Stiles des jungen Dichters spricht, daß, als er zwei Jahre später (1834) mit diesem Kapitel seinen Prinzen so herrlich eröffnete, er fast nichts zu ändern brauchte. Anführen will ich nur eines: Von der Löwenburg sagt er 1832, sie liege da, halb versteckt und bescheiden, „wie eine an den Busen gesteckte Blume liebender Erinnerung", während später aus dem hier nur zart angedeuteten Vergleich die voll ausgeführte Metapher wird, denn 1834 heißt es: Die Löwenburg liege da wie eine an den Busen von Wilhelmshöhe gesteckte verwelkte Blume liebender Erinnerung. Der Leser wähle nun selbst zwischen beiden Fassungen!

XXXIX. — 10. Juli. Nr. 55, S. 226.

„Der Abend auf der Alp. In Musik gesetzt von A. Herstell." Dies am 6. Juli zu Ehren von Jordan bei einer von A. Herstell im Freien veranstalteten musikalischen Abendunterhaltung gesungene Lied stammt, wie wir aus P. u. B. S. 153 entnehmen, von Koch.

Er hatte das Lied schon zu Beginn des Jahres gedichtet, wie denn mit seinem Eintritt ins Ministerium, Sommer 1832, seine Tätigkeit für die Kasseler Wochenschriften vollständig aufhörte und das schöne Programm, das er in Nr. XXXVIII entwickelt und

[1] Das ist wohl schon das von Henriette auf Rosastramin mit der Figur des persischen Prinzen gestickte Notizbuch.

das von Hahndorf mit vieler Begeisterung aufgegriffen wurde, eben ein Programm blieb, so weit nicht etwa die Landschaftsbilder, die Schinkenburgiade, die Szene beim alten Gabelstich in der Studentennovelle und andere Kapitel des Prinzen als eine Art Verwirklichung gelten können. Für Koch wurden die Kasseler Wochenschriften durch ihre scharfen politischen Angriffe und dann (1834) durch ihre verständnislosen, ja gehässigen und verletzenden Kritiken seines Prinzen eine Quelle seelischer Qualen und Verstimmungen.[2]) So dankte man dem einstigen vergötterten Liebling und viel umworbenen Mitarbeiter.

Nachtrag.

Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn **Hermann Kranz**, des Enkels des Pfarrers Heinrich Kranz (1802—1875), der mit Ernst Koch befreundet und einer der Mitarbeiter an den Hahndorfschen „Blättern für Herz und Geist“ war, erhielt ich Anfang dieses Jahres ein Exemplar der Nr. 6933 der „Casseler Tagespost“ vom 30. März 1882, in der Hahndorf in aller Kürze seine äußerst wertvollen, ja für die Entstehungsgeschichte des „Prinzen“ grundlegenden Erinnerungen an Koch und die mit ihm gemeinsam getriebenen literarischen Arbeiten niedergelegt hat („Wo und wann ist Prinz Rosa-Stramin geschrieben“). Der Aufsatz — wie das ja bei Zeitungsartikeln so leicht geschieht — ist von der Forschung nicht beachtet worden, aber in den hessischen Familien, die das Andenken an Koch pflegten, hob man das Erinnerungsblatt auf oder verfertigte daraus Auszüge. Ein solcher Auszug ist es nun, den Hermann Kranz im „Hessenland“ zum 50. Todestag des Dichters veröffentlicht hat (1908, Seite 331), und zwar ohne Angabe des Verfassers, da das betreffende Manuskript keinen Autor bezeichnete. Wie er mir mündlich mitteilte, hielt er seinen Großvater, den Pfarrer Kranz, für den Verfasser. Erst durch die Auffindung des Exemplars der Tagespost konnte die Sachlage aufgeklärt, also festgestellt werden, daß wir es mit einem wenn auch ziemlich ausführlichen, aber doch das Original durchaus nicht ersetzenden Auszug aus dem Hahndorfschen Artikel zu tun haben.

Für unsere Zwecke wird es genügen, denjenigen Teil jener Erinnerungen mitzuteilen, der sich auf das zweite Kapitel des „Prinzen“ bezieht (oben XXXVIII), den Morgen auf dem Felsenkeller, wobei ich nur die wenigen Partien weglasse, die wörtlich in den Auszug herübergenommen sind.

„Zu Anfang Juni 1832 brachte mir Koch ein großes Paket mit Manuskript: ‚es wären hauptsächlich humoristische Aufsätze, die ich gegen unseres Cyriakus (Wiedemann-Schmalkalden) ‚Lügen‘ nach und nach aufnehmen sollte, da er selbst so oft nicht mehr kommen könnte, denn sein Vater sowohl wie auch der erste Landtagskommissar Meisterlin (Kochs Vater war zweiter Kommissar) bürdeten ihm zuviel Arbeit auf, und wenn er diese mit Hülfe der Nächte bewältigt habe, dann komme Minister Hassenpflug mit weiteren Auflagen. Diese drei hätten sich gegen ihn verschworen; er werde geistig und körperlich ruiniert.‘[3]) Wir ahndeten, daß eine furchtbare Reaktion hereinbrechen werde, weil der Bundestag, durch die Vorgänge in Hambach (das Hambacher Fest 27. Mai 1832) aufgerüttelt, gegen die freiheitlichen Bestrebungen auftreten werde. Wir verpflichteten uns gegenseitig, auf der betretenen Bahn auszuharren. Aber was bedeuten solche Vorsätze? ...

Am 8. Juni 1832 hatte ich mit der Veröffentlichung des mir von Koch behändigten Manuskripts ‚Studien‘ begonnen (s. o.) ... Es ist das **erste** und auch das **letzte** Blatt geblieben. Denn anderen Tages, als ich in die Sitzung der Ständeversammlung kam, ließ mich der Herr Regierungsrat Koch hinausrufen, und als ich mich mit dem Herrn allein befand, brach er in ein greuliches Donnerwetter aus, das mir noch vorschwebt, weil ich vom **Ernst** *seinem (!) sentimental sein sollenden* **Gedusel** aufgenommen habe. ... Das **Zeitungsgewäsch** müsse aufhören. ...“

Mit dieser väterlichen Charakteristik eben jenes Kapitels des „Prinzen“, das H. Altmüller (Hessenland 1908, S. 152) mit Recht „die mit glänzenden Farben spielende Einleitung, die prachtvolle Jubelouverture des Ganzen nennt, so schön, daß man schon gar nichts weiter möchte und immer stehen bleiben und sich in dies leuchtende Panorama vertiefen“, mit diesem verständnisvollen väterlichen Urteil also wollen wir unsere Mitteilung aus Hahndorfs Erinnerungen schließen. Aus dem „Gedusel“ und dem „Gewäsch“ entnehmen wir mehr über die Tragik dieses Dichterlebens als aus langen biographischen Schilderungen.

---

[2]) „O, Henriette, verzeihe, aber ich möchte hinaus in das Leben, in die Welt, Kassel ist schrecklich — —“, schreibt er unter dem Eindrucke dieser Kritiken (P. u. B. S. 266).

[3]) Ähnliche Klagen auch in den Briefen an Henriette.

Ein Gedenktag.

(1809 — 13. Mai — 1909.)

Zu unsres Forstes grünem Wiesenplan
Lenkt' ich den Schritt im frühen Morgenstrahl;
Die Lerche schwang sich zwitschernd himmelan,
Im Sonnenglanze lag das weite Tal.

So kam ich zu dem alten Eichenbaum,
Dem Wächter an der edlen Helden Gruft:
Die starren Äste ragten in den Raum,
Ihr junges Laub erzittert' in der Luft.

Und an dem Grab, vom Gitterzaun umhegt,
Ließ wieder rasten ich den raschen Fuß
Und weihte — wie ich öfters schon gepflegt —
Den Toten drunten einen Ehrengruß.

Ich las den Namen dort: von Hasserodt —
Das Datum auch, an dem der Wackre fiel,
Von fränk'schen Kugeln hier erlitt den Tod —:
Las ich denn recht? Welch seltsam Zufallsspiel!

Vor hundert Jahren — an dem gleichen Tag,
Am gleichen Platz, zur gleichen Stund' vielleicht,
Hier, wo ich stand, — in seinem Blute lag
Der junge Held, vom Todesblei erreicht!

Ein kalter Schauer rann mir durchs Gebein,
Als ob mich eine Geisterhand berührt —
Ich las der andern Namen auf dem Stein,
Die man zu gleichem Schicksal hergeführt.

Hier starben sie! — Der Freiheit Ideal,
Für das sie Gut und Leben eingesetzt,
Bezahlten sie mit herber Todesqual
Für unsres Hessenlandes Ehr' — und jetzt?! — —

Es ist so einsam auf der weiten Flur —
Wer geht wohl heute zu der Tapfern Gruft? —
Es ist so still — allein die Lerche nur
Singt fern ihr Lied in blauer Frühlingsluft.

Kassel. R. Trömner.

Bauliches und Kunstgewerbliches.

Von Ernst Zöllner, Kassel.

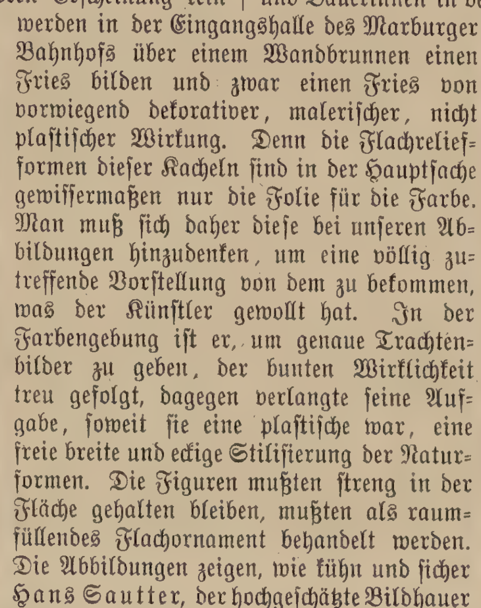
Mit zwei Abbildungen Marburger Wandplatten von Hans Sautter, Kassel.

Die kleinen Bahnhöfe (Empfangsgebäude) im Bereiche der preußisch-hessischen Eisenbahnen sind mit verschwindend wenig Ausnahmen Stiefkinder der Architektur.*) Einer gleicht dem anderen oft zum Verwechseln und alle sehen traurig und kümmerlich, frostig und nüchtern, öde und langweilig aus. Fremd steht der kleine Bahnhof in der Landschaft. Er weiß nichts von dem Boden, auf den man ihn hingesetzt hat, er besitzt nichts, was für das Land, dessen Eingangspforte er doch gewissermaßen bildet, charakteristisch wäre. Er ist charakterlos außen und innen. Seine Erscheinung klagt seine Erbauer der Gefühllosigkeit an. Aber der kleine Bahnhof ist nicht nur kulturlos, er ist mit seinem Aufputz von verkümmerten und mißverstandenen italienischen Formenelementen zugleich das undeutscheste Bauwerk, das je deutsche Landschaftsbilder verunziert hat. Er ist eine Roheit, gegen die sich die Heimatschutzbewegung mit allem Nachdruck richten sollte. Man beklagt es häufig, daß das jämmerliche Muster der vorstädtischen Backsteinkiste auf dem Lande Nachahmung findet, daß der Landmann die Freude an der ursprünglichen Bauweise seiner Gegend verliert, daß die alten, traulichen, aus charaktervollen Bauernhäusern zusammengewachsenen Ortschaften durch nichtssagende Neubauten immer mehr verunstaltet werden. Nun, ein Teil der Schuld trifft ohne Zweifel den Staat, denselben Staat, in dem mit vieler Mühe ein Gesetz gegen solche Verunstaltungen zustande gekommen ist. Er geht mit schlechtem Beispiel voran. Das Programmwort „Heimatkunst“ steht noch nicht auf seinem Programm. Und doch war unsere nationale Architektur (die höfische gehört bekanntlich nicht dazu) von altersher eine landschaftliche Kunst: man baute im Norden anders wie im Süden, in der Ebene anders wie in den Bergen, im Backsteingebiet anders wie im Sandsteingebiet und so fort. Das war das Natürliche, und darum muten uns so manche alte Bauten an, als ob sie — vergleichbar mit einem Produkt der umgebenden Natur — aus dem Boden herausgewachsen wären. Heute kann man lange suchen, ehe man einen Neubau findet, der diesen Eindruck erweckt. Dafür haben wir es aber auch sehr viel weiter gebracht. Wir

*) Einige jüngst entstandene Ausnahmen, die der Bezirk Kassel dem Landbauinspektor Dr. Dr. Holtmeyer verdankt, sollen demnächst in einem besonderen Aufsatze behandelt werden. D. Red.

besitzen z. B. so viele schöne, gelehrte Vorlagewerke, mit deren Hilfe man ohne jeden Aufwand von Geist, Gefühl und Phantasie im Bureau, am Zeichentisch bequem in allen Stilen Alles bauen kann, was verlangt wird. Und für unsere kleinen Bahnhöfe haben wir längst unseren „Stil". Ob sie in das hessische Berg- und Hügelland oder in die norddeutsche Tiefebene zu stehen kommen, ist ziemlich einerlei. Sie sind uniform, sie „passen" überall hin, und ich bin überzeugt, wenn es nicht etwas umständlich wäre, würde man sie öfters versetzen, so wie die Staatsbeamten öfters versetzt werden.

Gegenwärtig wird in Marburg ein neues Eisenbahnempfangsgebäude errichtet. Es ist kaum zu hoffen, daß es in seiner äußeren Erscheinung kein schematischer, kein landfremder Bau sein wird, aber im Innern, in der Eingangshalle wird es ausnahmsweise einen Schmuck erhalten, der keine Allerweltsfabrikware, der neu und originell ist und nicht ebensogut irgendwo anders sein könnte, sondern für die oberhessische Gegend und speziell für Marburg charakteristische und typische Bedeutung besitzt. Wer die letzte Ausstellung des Kasseler Kunstvereins besucht hat, wird wissen, worum es sich handelt. Man konnte dort die Modelle von zwölf Wandplatten oder Kacheln sehen, die auf gelbem Grunde in bunten lebhaften Farben gehaltene figürliche Darstellungen zeigten: typische Erscheinungen aus dem oberhessischen Volke, alte und junge Bauern und Bäuerinnen in den Landestrachten. Die Kacheln werden in der Eingangshalle des Marburger Bahnhofs über einem Wandbrunnen einen Fries bilden und zwar einen Fries von vorwiegend dekorativer, malerischer, nicht plastischer Wirkung. Denn die Flachreliefformen dieser Kacheln sind in der Hauptsache gewissermaßen nur die Folie für die Farbe. Man muß sich daher diese bei unseren Abbildungen hinzudenken, um eine völlig zutreffende Vorstellung von dem zu bekommen, was der Künstler gewollt hat. In der Farbengebung ist er, um genaue Trachtenbilder zu geben, der bunten Wirklichkeit treu gefolgt, dagegen verlangte seine Aufgabe, soweit sie eine plastische war, eine freie breite und eckige Stilisierung der Naturformen. Die Figuren mußten streng in der Fläche gehalten bleiben, mußten als raumfüllendes Flachornament behandelt werden. Die Abbildungen zeigen, wie kühn und sicher Hans Sautter, der hochgeschätzte Bildhauer und Lehrer der Kasseler Kunstgewerbeschule, das schwierige Problem der Übersetzung der Rundform in das Flachrelief auch da gelöst hat, wo er Figuren völlig en face wiedergegeben hat. Seine Arbeiten sind ein Stück frischer, echt volkstümlicher, bodenwüchsiger Kunst, wie man sie bisher in Bahnhöfen vergeblich suchte. Die Ausführung der Kacheln erfolgt in Marburger Töpfereien. Der Fremde, der künftig in Marburg aussteigt, bekommt also gleich bei seiner Ankunft etwas zu sehen, das für den Boden, den er betritt, charakteristisch und eigentümlich ist. Die Kunst des Landes entbietet ihm bei seinem Eintritt ihren Gruß und sagt ihm freundlicher, wie die nüchternen Lettern des Stationsschilds, wo er angekommen ist. Der Marburger Keramik aber wäre es dringend zu wünschen, daß sie mehr wie bisher vor neue Aufgaben wie die vorliegende gestellt würde.





Während die Kunst des Töpfers in Darmstadt unter Scharvogels Leitung, in Baden unter der Führung von Professor Läuger, Frau Schmid-Pecht und anderen einen hocherfreulichen Aufschwung genommen hat, ist die Marburger Keramik bei den einfachen Bauerntöpfereien stehen geblieben. Die Äcker des Handwerks sind immer dürr, sie bedürfen stets des befruchtenden Stromes der Kunst. Bei dem wachsenden Interesse, das den keramischen Erzeugnissen entgegengebracht wird, bei der zunehmenden Verwendung, die sie an Bauten, in Gärten und Innenräumen finden, würde sich auch für die alte Marburger Keramik ein neues, weites Feld dankbarer Betätigung eröffnen, wenn schöpferische Kunst ihre Führerin würde. Darmstadt und Baden haben uns gelehrt, wie man es angreifen muß; der Weg liegt vor uns, wir müssen ihn erkennen und müssen folgen.

Die Trillereiche.

Eine Dorfgeschichte von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Heiligabend in Ziegenrode. In stillem Lauschen liegt das Dorf. An höchster Stelle steht das Kirchlein. Das Türmchen erscheint gedrückt unter der Schneelast. Wo Berge zum Himmel ragen, bedarf es keines Turmes. Das schwarze Auge des Schallloches lugt träumend ins Dorf, ob noch niemand komme.

Da singt die Kirchentür ihre Leier. Durch die blinden Scheiben der beiden Bogenfenster zittert Lichterglanz. Wie Sterne steigt es auf: eins, zwei, drei —. Nun flutet schon eine wahre Fülle von Licht an den weißgetünchten Wänden des Gotteshauses empor. Auch auf die Gräber und morschen Holzkreuze da draußen fällt ein verklärender Schein.

Vor den Haustüren stehen vermummte Gestalten. Stumm starren sie nach der Kirche. Kindergruppen hüpfen durch den Schnee, wo er am tiefsten ist, immer dem Lichte zu. — Jetzt stehen sie an der offenen Kirchtür und staunen. Die Helle malt ihre glanzumflossenen Gesichter auf die Dunkelheit wie Rafael die Heiligen. Gabengierige Hände langen nach den Wundern des Baumes.

Des Turmes eherne Stimme hebt an. Die Ziegenröder kommen in Scharen. Höher recken die nahen Hügel ihre Häupter. Durch die Fenster sehen sie alle sitzen, einen jeglichen an seinem Platz. Wer sich hier keinen löst, bekommt droben keinen. Das ist ihre Meinung.

Wie manchmal haben die Berge nun dieses Leuchten gesehn! Wenn sie rückwärts dachten an die Zeiten, da kein Kirchlein da war und kein Ziegenrode, nur Wald, nichts als Wald, und droben auf dem Fels über der Kirche, am Wolfstisch, das Opferfeuer loderte, dann wollte es ihnen ein wenig durcheinander laufen wie dem Urgroßvater, wenn er seiner Kindheit sich erinnert. Und sie schüttelten die weißen Häupter und sagten zu einander: „Sie suchen das Licht wie einst, nichts mehr!"

Oben auf der Empore, daran die Totenkränze hingen, stand mitten unter den Burschen Karl Heß. Die vertrauten Klänge rauschten an seinem Ohre vorbei. Er konnte nicht einstimmen. Der Pfarrer redete vom Frieden. Die milden Worte regten ihn auf. Wohin war sein Frieden?

Der Gottesdienst war zu Ende. Berghöfers saßen beim Abendbrot. Da ging die Tür. Es rauschte herein.

„Schönen Gruß vom Herrn Förster, und er schickte hier den Christbaum."

Es war ein ausgesuchtes, feines Stück. Alle sahen sich verwundert an. Nur Karl blickte stumm vor sich. Der Knabe stellte den Baum an die Bank und ging. Niemand fand ein Wort.

Lichterlos stand der fremde Gast die Feiertage über in der Ecke, bis ihn Märten mit hinausnahm.

III.

Am Roßberge über Ziegenrode saß der Lenz. Schon Wochen saß er da, sich streitend mit dem Winter, der immer noch seine Wäsche im Reviere zur Bleiche breitete. Endlich war dem griesgrämigen Gesellen das Dasein verleidet. Der Lenz war Herr im Haus. Unter dem Hagedorn saß er und blickte unaufhörlich in sprießendes Gras und knospendes Scharbockskraut. Da hob es aus Moos und Moder weiß zu schimmern an. Wurden da Wickelkinder zur Taufe getragen? Niedliche Windröschen kamen herauf. Über dem grünbraunen Mäntelchen baumelte noch matt das zarte Köpfchen. Kranzmädchen in blauer Seide warteten am Raine. Die Hundsveilchen wollten Zeugen sein. Und der Lenz erhob sich. Sein Stab blühte voller Silberkätzchen. Das blaue Band seines Hutes flatterte lustig im Winde. Überall blieb er stehen und lächelnd segnete er, was ihn grüßte. Schon wieder ließ er sich nieder auf dem bemoosten Steine. Die Schalmei holte er hervor. Hei, wie die Töne quollen! Die Lerchen erwachten und fielen ein.

Das war ein Singen und Klingen in der Frühe. Doch der da hinter den Ochsen herschlenderte, der merkte nichts davon. Furche reihte sich an Furche. Nur wenn er jedesmal auf der Höhe war, schaute er auf und hinüber zum Walde. Einen Augenblick mußte er stille halten. Es mochte ihm sein wie der Königstochter: „Sie konnten beisammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief."

Aber dann hob er die Peitsche. Zornig fuhr er die trägen Tiere an. Die taten einen Anlauf, und Karls Auge hing dann unaufhörlich an der braunen Scholle, die zu seinen Füßen barst.

Tag um Tag ruft wieder die Erde den Landmann. Der folgt unwiderstehlich. Mit unsichtbaren Fingern klammert sie sich an seine Füße und Hände und macht ihm zu schaffen. Sie erfüllt seine Gedankenwelt. Wo er sein Schweigen bricht, drängt sie sich auf seine Zunge, beim Kindtaufsschmauß und Leichenmahl, beim Kirmeßbier und Hochzeitsjubel. An seinem Ackerboden klebt sein Herz, wenn die letzte Herbstsonne die zarten Keime emporzieht. Betend gleiten dann die Augen darüber hin. In Geduld hüllt sich sein Hoffen, wenn die weiße Decke den zukünftigen Lohn seiner Arbeit verbirgt. Aber

bald steigen die Siegesſänge der Lerchen. Wie ein König ſchreitet der Bauer über das Feld und grüßt, was dem Tode getrotzt. Nicht lange, dann umrauſcht ein wogend Meer ſchwellender Ähren den ſchweigenden Sämann in der Sonntagsfrühe. Das göttliche Wunder, im Boden drunten gewirkt, iſt ihm Evangelium, er glaubt es. — Kommt endlich der Erntetag, dann nimmt er der Garben göttliche Geſchenke auf ſeine Arme und trägt ſie dankbar heim. In ſtiller Sehnſucht treibt es ihn zurück zum leeren Stoppelfelde. Furche an Furche ritzt wieder der blanke Stahl. Wieder ſät er ſein Hoffen hinein, um Frucht des Glaubens und der Liebe emporwachſen zu ſehen. Es iſt ein ewiges Geben und Nehmen.

Seit Jahrhunderten haben Menſchen dieſem Grunde den Ertrag abgerungen. Wieviel Geſchlechter ſind darüberhin geſtolpert, jedes in ſeinen abſonderlichen Gedanken! Wieviel heimliches Sorgen iſt hier neben dem Hoffen in die Furchen gelegt! Das ſind die Steine, die immer und immer wieder emporkommen. — Jeder Triller hat wohl hier ſeine Steine. —

Aber mit der Zeit zerbröckelt auch der Stein. Sonne und Regen laſſen ihn verwittern. Seine Teile und Teilchen mengen ſich mit der Erde. Da ſenkt ſich ein Würzelchen hinab. Mit ſeinen winzigen Fingern umfängt es das Harte und zwingt es in ſeinen Dienſt. Tote Steine wandeln ſich in neues Leben. —

Ob auch aus Sorgen Segen wächſt? — Sorgen treiben zur Arbeit. Arbeit baut Neues. So muß man Gott danken auch für die Sorgenſteine.

Ehemals muß auch hier Waldboden geweſen ſein. Wer hat ihn beſeſſen? Ein Triller?

In den leuchtenden Kronen der Buchen wühlte der Lenzwind. Klagetöne trug er herüber an Karls Ohr. Dort in jener Lücke ſtand ehemals die Trillereiche. Nun ruht ſie ſchon lange unter dem Schuppen im Berghof und wartet auf ihr letztes Stündlein.

Und Karl ſah einen Sarg vor ſich und dachte an ſeine Mutter. Sein Herz ſchnürte ſich zuſammen. Eine Träne trank die Furche.

Da flog dicht neben ihm eine Lerche auf. Sie umkreiſte ihn und jubilierte. Karl ſah ihr nach, bis die Liederranken im Blau ſich verloren. Verwirrt ſchaute er in die Furche.

Warum ſingſt du nicht auch? Die Scholle trinkt alles, — Tränen und Lieder. Lieder ſteigen nicht ohne Liederſaat.

So raunte der Boden. Und Karl horchte lange auf ein Lied, das durch ſeine Sorge klang und lächelte.

„Willſt Du denn heute gar nicht frühſtücken?“ rief auf einmal eine helle Stimme vom nahen Kleeacker herüber. Karl ſah auf. Trinchen Rehm kam auf ihn zu.

Sie hatte beim Steineleſen wiederholt nach dem ſtillen Pflüger hingeſchaut. Der ſchien keine Augen für ſie zu haben. Bedächtigen Schrittes kam ſie kauend über das friſch geackerte Land. Zwei dicke flachshelle Zöpfe umrahmten ein breites, friſches Geſicht mit etwas männlichen Zügen.

„Es iſt hohe Zeit, haſt recht“, ſagte Karl, band die Zugleine an den Pflugſterz und holte ſein Stück Brot aus der Bruſttaſche. So ſaßen ſie da nebeneinander auf dem Pfluge.

Trinchen war die einzige Tochter der Witwe Rehm, deren Beſitztum an den Berghof ſtieß. Die beiden großen Grasgärten ſchied eine gewaltige Hecke von Weißdorn und Syringen.

Der Rehmshof war ein wenig verfallen. Aber eins hatte er dem Berghof voraus: er war ſchuldenfrei. —

Trinchen war um ſieben Jahre älter als Karl. Sie war auf ſeiner Taufe geweſen und wußte noch genau, wie ſein Taufkleid ausgeſehen. Unter dem Nußbaum hatte ſie ihn umhergeſchleppt, manch' Liedlein geſungen und ihm die Blätter zum Spielen gereicht.

Einmal war ſie ſogar ſeine Lebensretterin geweſen. Der dreijährige Karl hatte am Dorfbach die Hand nach den Kaulquappen ausgeſtreckt und dabei das Übergewicht bekommen. Trinchen, die eben aus der Schule kam, zerrte ihn noch glücklich heraus.

Das Mädchen hatte ſchon manches mit durchgemacht. Nicht lange nach des Vaters Tode zog der ältere Bruder in den Krieg und kehrte nicht wieder. Da lernte ſie zufaſſen wie ein Mann. „Wie Rehms Trinchen“ ſagten die Leute im Dorfe, wenn ſie von ſtarken Frauen redeten. Sie verſtand das Pflügen wie das Säen, das Mähen wie das Binden und lud ein Fuder Heu ſicher und feſt. Und das iſt bei den Bauern keine geringe Kunſt.

Von ihrem letzten ſchweren Verluſte erzählte das ſchwarze Tuch, das ſie ſich um die Schultern gebunden. Vor zwei Jahren war ihr Bräutigam, ein braver Bauernburſch, bei der Dreſchmaſchine verunglückt. Karl hatte es geſehen, wie ſie an der Leiche gelegen. Durch Mark und Bein ging den Leuten ihr Wehgeſchrei. Seit jener Zeit betrachtete ſie Karl mit Ehrfurcht.

Einen Knecht hatten ſie immer im Hauſe gehabt. Im Augenblick war das der Heiner aus Walldorf, ein großer breitſchulteriger Burſch. Der verſtand die Landwirtſchaft. Das ganze Dorf wußte, er hatte den Rehmshof in die Art gebracht.

Doch wenn er ſich ſo mächtig Mühe gab, hatte das ſeinen guten Grund. Seine ſchwarzen Augen ſchauten immer nach den Flachszöpfen. Erſchienen

die ihm, dann drehte er unaufhörlich an seinem Schnurrbart und warf sich in die Brust, als stände er noch bei den Ulanen in Potsdam. Denn er dachte: Besser wäre dir nicht gedient, als wenn du dich hier in das gemachte Bett legen könntest.

Doch eines Tages war über den Heiner ein übel Gericht nach Ziegenrode gekommen. Derhalben hielt sich Trinchen den Knecht vom Leibe.

Die Ziegenröder glaubten aber doch, das Trinchen würde sich endlich ans Ohr schlagen und dem Heiner die Hand reichen.

Wie die beiden so eine Weile stumm nebeneinander saßen, fing Karl auf einmal an: „Na, Trinchen, kann man denn bald gratulieren?“

„Wozu denn?“

„Wirf es nur nicht so weit. Zwischen Dir und dem Heiner ist es doch bald richtig.“

Trinchen lachte hell auf.

„Richtig ist es schon zwischen uns. Ein jeder weiß, wo er dran ist. Wir bleiben geschiedene Leute.“

„Was Du sagst! Warum denn? — Der Heiner ist so ein braver Kerl, hat Euer Werk in Schwung gebracht. Hübsch ist er auch. Was willst Du mehr?“

Da traf ihn ein langer, warmer Blick. Verlegen wich Karl aus.

„Ich kann warten, Karl, — will noch warten.“

Ein Rabe war vor den Ochsen aufgeflogen. Die Tiere zogen erschrocken den Pflug an. Beide sprangen auf. Karl langte nach der Leine. Er brauchte viele Mühe, die Tiere zu bannen.

Trinchen Rehm ging wieder zu ihrem Kleeacker. Wenn Karl auf die Höhe kam, mußte er immer hinübersehen. Es war eine Augenweide, wie sie die Hände regte.

Auch das Mädchen richtete sich von Zeit zu Zeit auf und folgte mit den Augen dem stillen Pflüger.

Mittag war es geworden und das Mädchen längst daheim. Endlich kam auch Karl mit seiner Arbeit zu Ende. Da band er die Ochsen an den Wagen und ging hinüber zum Walde. Durch dürres Laub raschelten seine Schritte. Am Stumpf der Eiche blieb er stehen. Der blutete noch immer. Weit umher lagen Spähne und zerbrochene Zweige.

Zahllose junge Eichen lugten neugierig empor. Das Laub wegscharrend, zog er sein Taschenmesser hervor, bückte sich und grub aus dem lockeren Waldmoder zwei junge Eichpflänzchen. Die Erdballen zusammendrückend, hüllte er sie sorglich in Moos. Frohen Mutes trug er sie hinüber zu seinem Acker.

Dicht unter den Hagedorn an dem Ackerrain pflanzte er sie und bettete sie warm wie kleine Kinder.

Als er mit seinem Gespann hinwegzog, sah er sich noch einmal um. Da saß der Lenz unter dem Hagedorn. Sein blaues Band flatterte über den beiden Waldwildlingen, und die Töne seiner Schalmei gab des Waldes Echo lieblich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Fuldaer Geschichtsverein. Die letzte Versammlung der diesjährigen Wintersaison am 28. April cr. im großen Stadtsaale war zugleich — dem Beispiele anderer Geschichtsvereine folgend — der erste Unterhaltungsabend seit Gründung unseres Vereins (1896). In seiner Begrüßungsansprache konnte der Vorsitzende, Oberbürgermeister Dr. Antoni, feststellen, daß der Verein gegenwärtig 143 Mitglieder zählt und ihm auch verschiedene Städte, wie Schlitz, Hünfeld und Geisa beigetreten sind. Den Reigen der Darbietungen eröffnete dann Kunsthistoriker Wenzel, der im Auftrage des Landeshauptmanns in Hessen ein Inventarium der Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Fulda aufnimmt. Er hatte eine reichhaltige Sammlung von Zeichnungen ausgestellt, die das Interesse der Anwesenden schon vor Beginn der Versammlung lebhaft in Anspruch nahmen. Bemerkenswert waren u. a. die alten Bauten in Neuenberg, das Dr. Raabesche Haus am Buttermarkt mit jetzt veränderter Schauseite, das Hasenpflugsche Haus, eine alte Ansicht des Kaufmann Freeseschen Hauses, Reste von der Stadtbefestigung, darunter das Peterstor, das Jungferntor mit Turm an der Kanalstraße, noch mit Dach versehen, älteste Überreste der Stadtmauer, alte nicht ausgeführte Entwürfe zu der Stadtpfarrkirche, das alte Rathaus, Bauten von Großenlüder, das Schlößchen Giesel und vieles andere. Die Sammlung, die von Herrn Wenzel erläutert wurde und veröffentlicht wird, bildet einen Teil der für den ganzen Regierungsbezirk vorgenommenen Inventarisation der Baudenkmäler. Pfarrer Rübsam von Petersberg zeigte photographische Aufnahmen von Bildern aus dem Werk von Kaspar Liebler (1683), der das Leben der hl. Lioba geschildert hat. Es befanden sich darunter das alte Bild der Petersberger Kirche mit der ausgebauten Propstei, der sog. Schreistein, St. Lioba als Patronin gegen Blitz- und Wassergefahr. Viel Interesse fand auch ein altes Bildchen mit den Patronen der Stadt Fulda. Professor Dr. Haas teilte dann einiges über den Stand der vom Verein in Angriff genommenen Flurnamen-

forschung mit. Um für die umfangreiche Arbeit Erfahrungen zu sammeln, aus denen sich für die einzelnen Bearbeiter der verschiedenen Gemarkungen Vorbilder und Muster gewinnen lassen, werden zunächst als Stichproben die Flurnamen im Bezirk der Stadt Fulda und in der Gemarkung Pilgerzell gesammelt. Die Arbeit ist nicht leicht, da heute namentlich in der Stadt viele Namen verschwunden sind, die noch vor wenigen Jahrzehnten geläufig waren. Die Sammler werden wohl im Laufe des Sommers mit ihrer Arbeit fertig werden, so daß im Winter die Sammeltätigkeit in größerem Umfange aufgenommen werden kann. Professor Haas selbst ist mit der Feststellung der Flurnamen beschäftigt, die sich in den lateinischen Klosterurkunden vorfinden. Die Arbeit hat vielfach zu interessanten Ergebnissen geführt. So hat sich z. B. gezeigt, daß der Sengersberg bei Salzschlirf in den Urkunden Sinteresberc und Sinteresburc genannt wird, d. h. Schlackenberg, bzw. Schlackenburg. Es geht daraus hervor, daß der Berg zur Zeit der Namengebung noch ansehnliche Reste der von Professor Vonderau vor einigen Jahren aufgefundenen vorzeitlichen Befestigungsanlage getragen haben muß. Oberbürgermeister Dr. Antoni teilt mit, daß er versucht habe, einigermaßen die alten Namen in der Benennung der Straßen festzuhalten, so in der Bezeichnung am Kessel, an Vierzehn Heiligen. Leider sei es nicht überall gelungen, die alten Namen durchzusetzen, so den Hitzeplan, aus dem man den Kaiserplatz gemacht habe. Professor Marxhausen regte später an, in den Straßen, die nach geschichtlichen Persönlichkeiten genannt sind, unter den Straßenschildern Schilder anzubringen mit den wichtigsten Daten aus dem Leben der betreffenden Persönlichkeit. So diene man der Weckung geschichtlichen Sinns und erreiche auch, was mit der Namengebung beabsichtigt sei, die Ehrung der betreffenden Männer. Die Anregung soll im Auge behalten werden. Über Bereicherungen, die unser Museum durch Münzsammlung erfahren hat, berichtete Professor Vonderau. Er zeigte eine Anzahl sog. Karolinen aus dem 18. Jahrhundert vor, die am Sülzhof bei Weyhers gefunden wurden, ferner die Stempel zu einer Konsekrationsmedaille, die von Adolf von Dalberg herrühren, schließlich 70 sog. Turnosen, Münzen der Stadt Tours aus den Jahren 1285—1314, die im Kreise Fulda gefunden wurden; sie sind bemerkenswert durch die Geheimzeichen, die sie aufweisen. Von dem Michelsberger Münzfund (1908) gelang es Herrn Vonderau, 24 verschlagene Münzen für das Museum zu erwerben. Aus älteren Programmen des Kgl. Gymnasiums zu Fulda teilte Professor Marxhausen als Kuriosität die in 17 Nummern abgestuften Zeugniszensuren mit, ferner Einzelheiten über den Dichter Franz Dingelstedt, der von 1838—1841 als Lehrer am Gymnasium wirkte. Von einer uralten Wasserleitung aus dem 12. Jahrhundert berichtete Professor Dr. Haas. Er teilte aus den Gesta Marcardi abbatis eine Stelle mit, aus der sich ergibt, daß der Abt eine damals schon bestehende Druckwasserleitung zur Abtei mit Bleirohren wieder hatte instand setzen lassen, auch einen großen steinernen Brunnen in der Stadt aufgestellt und an die Wasserleitung angeschlossen hatte. Vermutlich handelt es sich um dieselbe Leitung, die bis vor wenigen Jahren das Schloß und den Kurfürstenbrunnen versorgte und deren Kammer am Fuße des Rauschenberges gelegen ist. Weiter zeigte Professor Haas eine Karte des Gebietes des Freiherrn Riedesel von Eisenbach (1582), die eine ganze Reihe jagdbarer Tiere in Wald und Feld aufweist, darunter auch einen Bären. Noch 50 Jahre später gab es in unserer Gegend ganze Rudel Wölfe, worüber der Chronist Gangolf Hartung zum Jahre 1628 näheres berichtet. Die durch den jüngsten Vortrag des stud. Hohmann angeregte Frage, ob in unserer Gegend früher Weinberge vorhanden gewesen, beantwortete der Redner dahin, daß es deren nur ganz vereinzelte gegeben habe, so auf dem Gelände der jetzigen Orangerie und in Herolz bei Schlüchtern. Die vielen Flurnamen Weinberg deuten nicht auf wirkliche Weinberge hin. Diese mittelalterlichen „Weinberge" waren vielmehr Weideberge. Der einheimische Wein mußte durch Zuckerung genießbar gemacht werden, außerdem wurde er mit Zimmt gewürzt, der damals außerordentlich teuer war: ein Lot kostete 1662 einen Gulden, ein fetter Ochse, wie vergleichsweise mitgeteilt wurde, nur 15 Gulden. Der Mostwein wurde meist aus Franken und dem Rheingau bezogen. Professor Vonderau berichtete, daß man beim Bau der Kasernen mächtige Eichenstämme in Moorgrund gefunden habe, die auch schon für 1498 bezeugt sind, als dort Goldgräber nach Gold suchten, und nachdem sie 46 Klafter tief gegraben hatten, auf alte Balken stießen, die „von der Sündflut herrührten", wie der Chronist meinte. Im Anschluß an die Mitteilungen von Professor Haas über die alte Wasserleitung erinnerte Professor Vonderau daran, daß bei der Anlage der Kanalisation eine alte Wasserleitung freigelegt wurde, die in hölzernen Rohren von der Kronhofstraße in die Abtei gelegt war; eine andere Leitung wurde in der Ohm freigelegt und eine dritte am Michelsberge; von dieser werden noch guterhaltene Rohre mit eisernen Muffen im Museum aufbewahrt. Wie zum Schluß Oberbürgermeister Dr. Antoni ankündigte, wird demnächst, einer von Pfarrer Rübsam gemachten Einladung folgend, der Verein einen

Besuch in Petersberg zur Besichtigung der dortigen Altertümer veranstalten. Als Ziel des Sommerausfluges ist Rasdorf mit seiner alten Kirche in Aussicht genommen.

Philippsstift. Am 15. Mai fand zu Immenhausen die Weihe des zur Erinnerung an Philipp den Großmütigen errichteten und zur Aufnahme von Tuberkulösen und mit Geschwülsten Behafteten bestimmten Philippsstiftes statt. Die Festrede hielt der Vorsitzende des Vorstandes der Philippsstiftung Pfarrer D. Sardemann, weitere Ansprachen Oberpräsident Exz. Hengstenberg, Landeshauptmann Freiherr Riedesel zu Eisenbach, Superintendent D. Klingender, Bürgermeister Schäfer und Pfarrer Dippel. Kommerzienrat Rosenzweig erhielt wegen seiner besonderen Verdienste um das Zustandekommen des von den Architekten Eubell und Rieck geschaffenen Baues den Roten Adlerorden 4. Kl.

Erinnerungsfeier. Im Herbst soll in Immenhausen das 500jährige Bestehen der dortigen evangelischen Kirche festlich begangen werden. In dieser Kirche ließ Philipp der Großmütige bekanntlich durch Johann v. Campis den ersten evangelischen Gottesdienst in Hessen abhalten.

100jähriges Geschäftsjubiläum. Am 1. Mai konnte eine der ältesten Fabriken Hessens, die Dampfseifenfabrik von Diemar & Heller in Kassel, auf ein 100jähriges Bestehen in Händen ein und derselben Familie zurückblicken. Der Gründer des Geschäfts war der zu Göttingen am 29. Mai 1780 geborene Seifensieder und Lichterzieher Heinr. Friedr. Schepeler, der Urgroßvater der jetzigen Inhaber. Ihm wurde am 1. Mai 1809, gegen Zahlung von 31 Francs 50 Centimes durch die „Direktion der directen Steueren in dem Fulda-Departement, District Cassel, Canton Cassel, des Königreichs Westphalen“ ein, vom 1. April 1809 datiertes „Patent zur Ausübung des Gewerbes als Seifensieder und Lichterzieher“ erteilt. Dieses Patent, unterzeichnet: Mallinckrodt, war giltig für 1809 und ist in den nächstfolgenden Jahren jedesmal gegen Zahlung von 12 Francs 60 Centimes erneuert worden. Schepeler war zuvor, nachdem er in Göttingen bei Meister Heinrich Christoph Schuhmacher zünftig gelernt hatte, seit dem 25. November 1799 auf der Wanderschaft gewesen, die ihn nach Nord und Süd, u. a. auch nach Böhmen und Polen führte. Er legte im ganzen 1205 Meilen zurück und langte erst am 28. Juni 1808 wieder in seiner Heimat Göttingen an. Noch im selben Jahre siedelte er nach Kassel über und erwarb hier das Bürgerrecht, lt. Zertifikat des Maire der Residenz, unterzeichnet: Freih. von Canstein, vom 16. Januar 1809. Am 26. Januar legte er den Bürgereid ab. Sein damals begründetes Geschäft betrieb er in eigenem Hause am Pferdemarkt (jetzt Nr. 26). Am 2. März 1814 wurde er als auswärtiger Meister in die Göttinger Seifensiederzunft aufgenommen, da eine solche in Kassel wohl nicht bestand. Kurfürst Wilhelm I. erteilte ihm am 10. März 1820 auf zehn Jahre ein „Privilegium zur Bereitung von schwarzer Seife“, unter der Begünstigung, „das aus dem Ausland dazu benöthigte Thran und Oel licentfrey einführen zu dürfen“. Schepeler starb am 6. April 1835 zu Kassel. Da er keinen Sohn besaß ging das Geschäft auf seinen Schwiegersohn Kaufmann Joh. Heinr. Diemar, geb. zu Kassel am 3. Dezember 1803 als Sohn des Stadtbänders, Aichmeisters und herrschaftlichen Visierers Johannes Heinrich Diemar, über, der es nach seinen Häusern am Martinsplatz und Mittelgasse (damals Dyonisienstraße) verlegte, wo sich ein Teil des Geschäftes noch heute befindet. Als J. H. Diemar bereits am 2. September 1850 starb, wurde die Fabrik von seiner Witwe weitergeführt unter Beihülfe ihres ältesten Sohnes Friedrich Heinrich Diemar, der zuvor zünftig als Seifensieder gelernt hatte und auch auf der Wanderschaft gewesen war. Dieser übernahm dann die Fabrik im Jahre 1857, gemeinsam mit dem Gatten seiner Schwester, dem Kaufmann Wilhelm Heller. Die bisherige Firma J. H. Diemar wurde im Jahre 1859 in Diemar & Heller geändert, so daß sie in dieser Form jetzt gerade ein halbes Jahrhundert besteht. Allmählich entwickelte sich das Geschäft immer mehr zum Großbetrieb, für den sich die alten Räumlichkeiten als ungenügend erwiesen, und so wurde die eigentliche Fabrik im Jahre 1883 nach dem Agathofe bei Bettenhausen verlegt.*) Seit dem 1. Juli 1899 besitzen die Seifenfabrik von Diemar & Heller, die heute eine der bedeutendsten Mitteldeutschlands ist, in vierter Generation die Söhne der Obengenannten, Carl Diemar und Max Heller.

*) Wir beginnen in einer der nächsten Nummern einen größeren Aufsatz über die Geschichte des Agathofes.
Die Redaktion.

Marburger Hochschulnachrichten. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Mannkopf beging am 1. Mai den Tag, an dem er vor 50 Jahren in die preußische Armee eingetreten war. — Zum erstenmal ist die Zahl der Studierenden über 2000. Der 2000. Student, stud. jur. Eller aus Marburg, war bereits der Gegenstand lebhafter Ovationen. Die Stadt ließ vom prächtig illuminierten Schloß unter Böllerschüssen ein Feuerwerk abbrennen und hat sich noch eine besondere Feier vorbehalten. 1867

zählte Marburg 290 Studenten, 1887 konnte es das Fest des 1000. Studenten, eines Russen, begehen.

Jubiläen. Unserm Mitarbeiter Rektor Schenk in Frankenberg wurde aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Rote Adlerorden 4. Klasse mit der Zahl 50 verliehen. Schenk wurde 1836 zu Obergrenzebach in der Schwalm geboren, diente als hessischer Gardist und kam 1861 zur Versehung des lutherischen Rektorates, das ihm 1878 übertragen wurde, nach Frankenberg. Er hat noch — mit 4 Talern monatlichen Anfangsgehalt — die mageren Jahre des Lehrerstandes mitgemacht, sein erstes in Frankenberg bezogenes Gehalt betrug 87 Taler. — Am 1. Mai war der Oberlehrer am Kasseler Realgymnasium, Professor Stange, 40 Jahre im städtischen Schuldienst. — Am 7. Mai beging der Senior des aktiven Lehrkörpers der Universität Straßburg, Professor Dr. Georg Gerland, die 50. Wiederkehr des Tages, an dem er an der Universität Marburg zum Doktor der Philosophie promovierte. Vor fünf Jahren wurde er zu seinem 70. Geburtstag — Gerland wurde am 29. Januar 1833 in Kassel geboren — von der Studentenschaft durch einen Fackelzug geehrt, vor zwei Jahren beging er sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der Kurator der Universität überbrachte dem Jubilar die Glückwünsche des Kaiserlichen Statthalters und überreichte ihm den ihm vom Kaiser verliehenen Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und der Zahl 50. Rektor und Dekan übergaben und verlasen Adressen des Senates und der philosophischen Fakultät, in denen die wissenschaftliche Eigenart des greisen Gelehrten gewürdigt wurde. Gerland wirkt seit 1875 als ordentlicher Professor der Geographie an der Straßburger Universität. Besonders bedeutsam sind seine Studien auf dem modernen Gebiete der Erdbebenforschung geworden, wie denn auch die von dem deutschen Reich begründete Hauptstation für Erdbebenforschung in Straßburg errichtet und Gerland zu deren Direktor ernannt wurde, eine Stellung, die er seit fünf Jahren neben seinem Hauptamt inne hat. — Am 14. Mai blickte unsere langjährige geschätzte Mitarbeiterin, Fräulein Helene Brehm, auf eine 25jährige Tätigkeit als Lehrerin an der Stadtschule zu Rinteln zurück, aus welchem Anlaß ihr die „Schaumburger Zeitung“ Worte herzlichen Gedenkens widmet. 1862 zu Abterode als Tochter des dortigen Bürgermeisters geboren, war sie seit 1882 als Lehrerin an der Höheren Töchterschule zu Homburg v. d. H. und seit Mai desselben Jahres an der Stadtschule zu Rinteln tätig. Helene Brehms Begabung auf lyrischem und novellistischem Gebiete ist unseren Lesern bekannt; noch vor wenigen Tagen wurde sie bei den Kölner Blumenspielen durch Verleihung einer goldenen Brosche für ein Kinderliedchen ausgezeichnet. Auch zur hessischen Volkskunde hat Helene Brehm schon manchen beachtenswerten Beitrag geliefert.

Todesfall. Am 7. Mai starb zu Marburg, fast 85 Jahre alt, der Oberlehrer a. D. Leimbach, der seit 1857 der hessischen Realschule und bis zum Herbst 1895 dem aus dieser entstandenen Realgymnasium in Marburg als Lehrer angehört hatte. Er war am 19. August 1820 in Treysa geboren, wirkte als Lehrer in Neukirchen, Treysa und Schlüchtern, bis er in Marburg die Leitung der Knabenschule übernahm und dann in die Realschule übertrat. 1890 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Auf dem Hessischen Städtetag, der vom 24.—26. Juni zu Biebrich gemeinsam mit dem Nassauischen stattfindet, wird u. a. Stadtrat Boedicker-Kassel über Einnahmequellen für die Stadtverwaltungen, Oberbürgermeister a. D. Roeßler-Schmalkalden über örtliche Verschönerungen in den Straßen reden.

Die für die Marienkirche in Gelnhausen zu Apolda gegossenen neuen Glocken wurden am 13. Mai unter festlicher Anteilnahme der Bevölkerung feierlich eingeholt. An der am Himmelfahrtstage stattfindenden kirchlichen Weihe wird General v. Deines-Hanau im Auftrage des Kaisers teilnehmen. Die Kaiserglocke wiegt 69 Zentner, von den beiden anderen von der Bürgerschaft gestifteten Glocken wiegt die Lutherglocke 39, die Friedensglocke 27 Zentner.

Funde. Eine der großartigsten vorgeschichtlichen Siedelungen des Vogelsberges hat man bei den Ausgrabungen im oberen Schwalmtal bei Wadenrod und Storndorf aufgedeckt; unter sachkundiger Leitung wurde ein großes Gräberfeld aus der Hallstattzeit mit fast 200 Gräbern freigelegt. Aufgetürmte Steinhaufen, Mauerreste, Wasserstellen und eingesunkene Grabhügel lassen den Umfang der ehemaligen Siedelung genau erkennen. — Über die in den Gemarkungen Butterstadt und Baiersröderhof erfolgten Ausgrabungen gab Professor Dr. Wolff-Frankfurt in der Jahresversammlung des Hanauer Geschichtsvereins näheren Aufschluß. Eines der aufgefundenen Gräber wurde mit seinem ganzen Inhalt und mit der es umgebenden Erde gehoben und wohlverpackt nach Göttingen übersandt, wo es aufgedeckt und ausgebeutet werden soll. — In derselben Sandgrube am Dorfberg bei Unter-

rieden, in der vor einiger Zeit eine Urne aus der Eisenzeit gefunden wurde, wurden jetzt abermals Urnen und verschiedene andere Gegenstände gefunden.

Verschiedenes. Der mit der amtlichen Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Herrschaft Schmalkalden beauftragte Prof. Dr. Weber-Jena hat auf Schloß Wilhelmsburg Quartier genommen und wird von dort aus den ganzen Kreis bereisen. — Eine Büste soll dem bekannten Erbauer der Marburger Universität, Schäfer, im Lichthofe der Technischen Hochschule zu Berlin errichtet werden, an der er vor seiner Berufung nach Karlsruhe wirkte. — Am Fritzlarer Dom nimmt der Staat nach dreißigjähriger Unterbrechung die Herstellungsarbeiten wieder auf. Noch in diesem Jahre soll das südliche Seitenschiff ein neues, mit Kupferplatten eingedecktes Dach erhalten. Hoffentlich werden sich hieran recht bald weitere Arbeiten anschließen, damit dieses ehrwürdige Baudenkmal recht bald seinem trostlosen Zustande entzogen wird. Auch die am Mühlengraben gelegene aus 1309 stammende Hospitalskapelle zum hl. Geist, die bisher als Materialschuppen diente und jetzt von der Stadt an die Katholische Gemeinde abgetreten wurde, wird jetzt durch Reg.-Baumeister Kegel renoviert werden, ebenso sollen ihre aus dem 15. Jahrhundert stammenden wertvollen figurischen Wandgemälde von Künstlerhand wieder hergestellt werden. Das mit dem Dom in Verbindung stehende alte Stiftungsgebäude, das sich seit der Säkularisation über 100 Jahre im Besitz des Staates befand und zuletzt als Amtsgericht diente, ist durch Kauf wieder in Besitz des Domes übergegangen. — Am 1 Mai stürzte in Biedenkopf unter starkem Getöse ein Teil der alten Stadtmauer ein. — In Klein-Steinheim wurde am 8. und 9. Mai die 600-Jahrfeier der Konuz-Wallfahrt begangen.

Eingegangen:

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Kinderheilanstalt zu Bad Orb (23. Mai 1909), hrsgeg. von Pfarrer Friedrich Hufnagel in Hanau-Kesselstadt. 110 Seiten.

Leo Hamburger, Frankfurt a. M. Münz-Auktion Juni 1909. Sammlung C. David Wolff u. a. 2615 Nrn.

Louis Wolff-Kassel, Die Nation Goethes. 174 Seiten. Leipzig (Theodor Thomas).

Personalien.

Verliehen: dem Kommerzienrat Rosenzweig zu Kassel, den Professoren Wenzel zu Marburg und Macke zu Wiesbaden, bisher in Hanau, sowie den Pfarrern Lohrmann zu Homberg, Münch zu Bruchköbel und Eckhard zu Calden der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Oberzollinspektor a. D. Zollrat Berg zu Marburg der Kronenorden 3. Kl.; dem Gütervorsteher a. D. Kott zu Kassel, den Oberbahnassistenten a. D. Mai und Schimmel zu Kassel, Waßmann zu Holzminden und Scheibel zu Gelnhausen der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer Heinmüller zu Asterode der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Amtsgerichtssekretär Hucke zu Schmalkalden der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Prälat Dr. Gutberlet zu Fulda zum Ehrendoktor der Universität Löwen; Pfarrer Horn zu Germerode zum Pfarrer in Vollmarshausen; Forstassessor Großcurth zu Veckerhagen zum Oberförster.

Versetzt: Baugewerkschul-Oberlehrer Koller von Stettin nach Kassel.

Übertragen: dem Generalleutnant z. D. von Bornstedt die Geschäfte des Brunnendirektors in Bad Nenndorf für Mai bis September; dem Baurat Trimborn zu Kassel eine Landbauinspektorstelle bei der kgl. Regierung daselbst; dem Gewerbeinspektor Dr. Schröder die Verwaltung der Gewerbeinspektion in Hanau; dem Gewerbeassessor Schultze die Verwaltung der Gewerbeinspektion in Fulda.

Überwiesen: Regierungsassessor Siemon aus Hanau der Kgl. Regierung in Düsseldorf.

In den **Ruhestand** versetzt: Amtsgerichtsrat Sommerfeld zu Frankenberg.

Verlobt: Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek zu Berlin Dr. Philipp Losch in Steglitz mit Fräulein Cläre Schmitt in Friedenau.

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Dr. H. Rocholl und Frau Gerda, geb. Osius (Kassel, 27. April); Oberzollsekretär Kühn und Frau Ottilie, geb. Leist (Kassel, 30. April); Hermann v. Hundelshausen und Frau, geb. Sachse (Harleshausen, 1. Mai); Pfarrer Otto und Frau (Harleshausen, 6. Mai); Karl Bopp und Frau (Kleinseelheim, 10. Mai); — eine Tochter: Leutnant Harry von Colomb und Frau Elsa, geb. Freiin von Schlotheim (Berlin, 27. April); Pfarrer Adolf Münch und Frau Luise, geb. Schimmelpfeng (Rengshausen, 29. April); Buchdruckereibesitzer Albert Weidemeyer und Frau Dora, geb. Möller (Kassel, 4. Mai); Professor Dr. Blauel und Frau, geb. Borntraeger (Tübingen, 9. Mai).

Gestorben: Kaiserlicher Vizekonsul a. D. Friedrich Eckhardt, 59 Jahre alt (Marburg, 1. Mai); Hofrat Bensing von der landgräflichen Hofverwaltung, 71 Jahre alt (Hanau, 1. Mai); Eisenbahnhauptkassen-Rendant a. D. Franz Uhen, 68 Jahre alt (Kassel, 2. Mai); Lehrer Heinrich Stiefel, 54 Jahre alt (Kassel, 5. Mai); Rechtsanwalt und Notar Ludwig Suntheim, 47 Jahre alt (Hersfeld, 7. Mai); Oberlehrer a. D. Johann Heinrich Leimbach, 88 Jahre alt (Marburg, 7. Mai); Tambour Johannes Sinning, der letzte Schloßsoldat der Veste Spangenberg, 86 Jahre alt (Spangenberg, 7. Mai); Kanzleisekretär Georg Wenderoth, 60 Jahre alt (Kassel, 7. Mai); Pfarrer und Anstaltsleiter Schenck, 76 Jahre alt (Ziegenhain, 9. Mai); verw. Frau Pauline Fehrenberg, geb. Feige, 89 Jahre alt (Kassel, 9. Mai); Regierungssekretär August Wiedemann (Kassel, 10. Mai); Stadtverordnetenvorsteher Rentier Georg Reichenbach, 61 Jahre alt (Neustadt, Kreis Kirchhain, 12. Mai); Bürgermeister Heinrich Wagner (Holzhausen, Kreis Kirchhain, 13. Mai); Pfarrer a. D. Weiß (Obermöllrich, 13. Mai); Kgl. Landmesser Hermann Reinhart, 52 Jahre alt (Hersfeld, 14. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 11. 23. Jahrgang. Kassel, 3. Juni 1909.

Zur Erinnerung an Johannes von Müller, den ersten Ministerpräsidenten des ehemaligen Königreichs Westfalen.

Von Karl Knabe-Marburg.

Am Montag, 29. Mai 1809, morgens 4 ¾ Uhr, entschlief in Kassel nach 11tägigem Krankenlager der bekannte schweizerische Geschichtsschreiber Johannes von Müller. Weder die Kunst des Kasseler Arztes Richard Harnier, noch diejenige des Göttinger Hofrats Richter vermochten sein Leben zu erhalten. Am 31. Mai wurde sein Leichnam auf dem Kirchhofe der reformierten französischen Gemeinde zu Kassel mit großem Gepränge bestattet, wobei der westfälische Minister der Justiz und des Innern Siméon eine ergreifende Rede hielt, von der Reinhard an Goethe schrieb: Er hat wie ein Deutscher zu Deutschen gesprochen. „Die Gelehrsamkeit", so schloß er, „verliert in Müller einen ihrer treuesten Günstlinge, die schönen Wissenschaften einen Mann, der ihnen neuen Glanz mitteilte, der König einen treuen Diener, wir einen Freund und Kollegen, aber sein Andenken und seine Werke werden ihn uns wiedergeben, ... er stirbt nicht ganz." Der nachmalige König Ludwig I. von Bayern, dem Müller bei seinem Plane der Walhalla bei Regensburg mit Rat beistand, ließ ihm ein schönes Denkmal mit der Inschrift errichten: „Was Thukydides Griechenland, was Tacitus Rom, das war er seinem Vaterlande." Dies Grabmal steht noch jetzt auf dem schönen Platze unweit des Turmes der neuen lutherischen Kirche zu Kassel.

Ein an Arbeit, an Erfolgen und auch an wechselvollen Schicksalen außerordentlich reiches Leben fand hiermit seinen Abschluß. Hier kommt es nicht darauf an, seine Leistungen und seinen Lebenslauf ausführlich zu schildern, sondern seine letzte Lebenszeit, in der er zur aktiven Mitarbeit an dem Reiche des Königs Hieronymus Napoleon, gewöhnlich Jérôme genannt, berufen war, soll mit einigen Strichen gezeichnet werden, wobei wir uns in die schwere trübe Zeit, die vor 100 Jahren über unser Vaterland hereingebrochen war, versetzen. Deshalb sei nur kurz erwähnt, daß Johannes Müller am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen geboren war, in Göttingen studiert hatte, darauf von 1772 an zwei Jahre Gymnasialprofessor in seiner Heimatstadt und dann Privatlehrer in Genf war. Vom Mai 1781 an wirkte er auf Veranlassung des hessischen Staatsministers Generals von Schlieffen als Professor der Sta-

tistik (d. h. Staatslehre) am Collegium Carolinum in Kassel, aber 1783 ging er wieder nach Genf, um seine „Geschichte der Schweizer" weiter zu bearbeiten. Im Februar 1786 wurde er als Bibliothekar von dem Kurfürsten-Erzbischof Karl Joseph nach Mainz berufen. Hier wurde er dann auch im Staatsdienste beschäftigt und 1791 unter dem Namen von Müller zu Sylvelden in den Reichsritterstand erhoben. Nach der Besitzergreifung von Mainz durch die Franzosen ging er 1792 nach Wien, wo er erst in der Staatskanzlei und dann in der Kaiserlichen Bibliothek angestellt war. Da ihm aber sein Festhalten an dem evangelischen Bekenntnisse jede Aussicht auf Beförderung verschloß, so nahm er gern einen Ruf als Historiograph in Preußen im Jahre 1804 an, wo er sich namentlich mit der Herausgabe der Werke Herders beschäftigte. Während des Zusammenbruchs Preußens berief ihn Napoleon am 20. November 1806 zu einer Unterredung in Berlin, die den Erfolg hatte, daß Müller, der für bedeutende Naturen wie Cäsar und Friedrich den Großen eine lebhafte Verehrung empfand, auch von Bewunderung gegen den ersten französischen Kaiser ergriffen wurde. Das verschaffte ihm natürlich in Berlin viele Feinde, auch konnte man ihn in Preußen, das aller Mittel entblößt war, nicht mehr halten. Da kam ihm im Oktober 1807 wie eine Erlösung ein Ruf zu als Professor an die Universität Tübingen; hier hoffte er seine Studien in vollem Umfange wieder aufnehmen zu können. Aber auf der Reise dahin überraschte ihn am 5. November abends 11 Uhr in Frankfurt a. M. ein französischer Kurier mit der Einladung Napoleons, sofort nach Fontainebleau zu kommen. Er leistete Folge, kam am 12. November dort an und erhielt am 17. das Dekret als westfälischer Minister-Staatssekretär, d. h. Minister-Präsident. Eine derartige Stellung hatte Müller nie gewünscht, und er hat sie nur angenommen, weil ihm nach 3 bis 4 Jahren, wenn das neue Königreich in Ordnung gebracht sei, auf eine ruhige, schöne Stelle Hoffnung gemacht wurde, in der er erwarten konnte, die neuen Erfahrungen zu seinen Studien zu verwenden; es reizte den Geschichtsschreiber, auch einmal eine Zeit lang Geschichte zu machen. Aber bald sah er ein, daß dieses Amt doch nicht für ihn paßte, und so bat er den Kaiser um Abnahme der Würde und Bürde, aber vergeblich. Am 7. Dezember wurde die Konstitution des Königreichs Westfalen amtlich bekannt gegeben, auch die Namen der provisorischen Minister, aber ohne den des Minister-Staatssekretärs, veröffentlicht. Eigentümlicherweise ist in dem offiziellen Gesetz-Bulletin des Königreichs Westfalen weder Müllers Ernennung noch seine Entlassung erwähnt.

Am 19. Dezember 1807 traf Müller in Kassel ein. Aber hier merkte er noch mehr, daß diese Stellung sich für ihn nicht eignete, besonders weil er nun als einziger Deutscher im Ministerium (die anderen Minister waren die französischen Staatsräte Siméon, Beugnot, Jollivet und der Divisions-General Lagrange) ungemein viel mit Bitten, Anfragen, Beschwerden und dgl. überhäuft wurde. Demnach reichte er schon am 28. Dezember beim König Hieronymus seine Entlassung ein. Da dieser jedoch davon durchaus nichts wissen wollte, so wurde für ihn nach seinem eigenen Plane die Stelle eines Generaldirektors der Studien mit 30 000 Livr. Gehalt unter dem Minister des Innern geschaffen, die er mit dem 21. Januar 1808 übernahm. Aber auch jetzt fand Müller keine Muße zur Fortsetzung seiner Studien, auch mancherlei Ärger und Sorge bedrückten ihn sehr, so daß er einst schrieb: „Ich gehe wie Sisyphus meinen Stein rollen, ... dabei zur Erfrischung den Kelch trinken, den fremde Unwissenheit, Immoralität und Eigendünkel mir etwa heute zubringen mag."

Tatsächlich war ja sein Wirkungskreis ein recht schwieriger und bedeutender. Zum Königreich Westfalen gehörten 5 Universitäten, über 30 Lyceen und 3000 Schulen, und ihre Einrichtungen waren den französischen völlig ungleich und daher den Beamten durchaus unverständlich. Besonders hatte Müller wegen der Universitäten große Sorgen, da ihre selbständige Gerichtsbarkeit und das besonders in Göttingen und auch in Marburg öfter hervortretende freie und ungebundene Benehmen der Studenten nicht nur Unzufriedenheit, sondern auch Besorgnisse vor revolutionären Umtrieben erregte. Selbstverständlich war auch für die Finanzkraft und das Bildungsbedürfnis des Königreichs die Anzahl von 5 Universitäten zu groß, so daß Müllers Sorgen und Mühen zunächst dahin ging, so viele von ihnen, wie irgend möglich war, zu erhalten. So ist es begreiflich, daß er oft über das Wohl seiner fünf Töchter lebhafte Klage führte; diese waren „die Georgia Augusta in Göttingen, die noch ganz hübsch blühte, die Philippina in ihrem Marburger Felsenneste, ein frommes, anständiges Mädchen, die kleine Ernestina in Rinteln, ganz demütig, die Helmstädter Julia mit einem gewissen alten Stolze auf ihre Conringe, Calixte, Meibome und Mosheime, endlich die arme Friederike in Halle, seit dem 14. Oktober 1806 vom Schlage getroffen und fast hoffnungslos". Zunächst gelang es, die Universität Göttingen zu retten, was der König Jérôme auf einer Reise

durch das Land im Mai 1808 in Göttingen zusagte. Im März 1809 war auch das Weiterbestehen der Universität zu Halle gesichert, dagegen der Untergang von Rinteln beschlossen. Im folgenden Monat gelang es auch, die Philippina in Marburg zu sichern, der sich im Staatsrate der frühere Präfekt zu Marburg, Ludwig von Berlepsch, mit großem Eifer angenommen hatte; auch hatte Müller noch Hoffnungen wegen Helmstädt, aber schließlich doch vergebens, da die Universitäten Helmstädt und Rinteln durch ein königliches Dekret vom 10. Dezember 1809 zusammen mit dem Pädagogium zu Klosterbergen bei Magdeburg und dem Seminar zu Riddaghausen aufgelöst wurden.

Ganz besonders waren die Bemühungen um die Universitäten dadurch erschwert worden, daß ihre eigenen Mittel als Allodial-Domänen der Fürsten angesehen und demnach nach dem 2. Artikel der Konstitution zur Hälfte dem Kaiser Napoleon behufs Belohnungen für verdiente Offiziere, zur andern Hälfte aber dem König Jérôme nach Artikel 9 als Kronschatz zufielen. So hatte denn im März 1808 Göttingen einen Zuschuß von 32 000, Halle von 11 000 Talern nötig, während die Franckeschen Stiftungen dortselbst sogar ein Defizit von 14 441 Talern aufwiesen. Aus der Aufhebung der Universität Helmstädt hoffte man 40 000, aus derjenigen von Marburg 40 000 bis 50 000, aus der von Rinteln 15 000 bis 20 000 Taler zu erzielen, die zur Erhaltung und Verbesserung der Universitäten zu Halle und Göttingen erforderlich waren. Nach Müllers Berechnung brauchte er für die Universitäten 418 000, für die Franckeschen Stiftungen in Halle über 68 000, für die Lyceen oder Gymnasien etwas über 100 000 und für die anderen Schulen doch wohl auch 70 000 bis 80 000, also im ganzen 656 000 Frcs., während eine Kalenderpacht, an deren Einführung er dachte, kaum 10 000 Taler einbringen würde. Da also alle Universitäten nicht erhalten werden konnten, so erörterte er auch den Plan, Göttingen als Universität und die anderen Hochschulen als Akademien zu organisieren. Aber auch dies ließ sich nicht ausführen, und so mußte er sich mit schwerem Herzen in die Auflösung einiger Hochschulen fügen.

Unterdessen war Müller auch an die Ordnung des westfälischen Schulwesens herangegangen. Zunächst mußte natürlich ein Überblick gewonnen und Material beschafft werden. Deshalb veranlaßte er im Mai 1808 den Minister des Innern und der Justiz Siméon zu einer Verfügung in alle Departements, um die Namen der Schulen und Lehrer, die Zahl der Schüler, die Lehrbücher, die Fonds, die Ernennungsweise und dgl. festzustellen. Erst unter dem 30. November 1808 erging eine Präfektur-Verfügung (gez. von Reimann) an den Maire von Kassel, Freiherrn von Canstein, der nun am 7. Dezember sämtliche Prediger der Stadt aufforderte, Verzeichnisse von allen vorhandenen höheren und niederen Schulen, sowie von allen Erziehungsanstalten und Pensionen für die männliche und weibliche Jugend mit genauen Angaben über Besuch, Mittel, Lehrkräfte und dgl. einzusenden. In der Hauptstadt Kassel kam dies Verzeichnis Ende des Jahres 1810 unter Müllers Nachfolger zustande. Es enthielt an öffentlichen Schulen:

1. Lyceum Fridericianum verbunden mit einem Lehrerseminar mit 220 Schülern und 30 Seminaristen,
2. die Freischulen, je 3 Klassen mit 176 Knaben und 140 Mädchen,
3. die Garnisonschule mit 2 Klassen und 178 Kindern,
4. die Unterneustädter Schule mit 40 Kindern,
5. die am 15. August 1809 eröffnete israelitische Schule mit 96 und
6. die am 21. Juni 1810 gegründete katholische Schule mit 70 Kindern,

ferner 18 Privatschulen für Knaben und 10 für Mädchen, darunter viele französische.

Nach Müllers umfassendem Plane sollten diese Ermittelungen einzeln bearbeitet, alle Schulen in ihren verschiedenen Abstufungen einem aus Geistlichen und Laien bestehenden Schulrate im Hauptorte, und diese einem Oberschulrate in der Hauptstadt des Königreichs untergeordnet werden. Dann wollte er für anständigen Gehalt aus den vorhandenen Fonds oder durch Bettelei bei bemittelten Gemeinden und für gute Schulbücher Sorge tragen. Auch bei diesem Plane fand er große Gegnerschaft, da die französischen Gewalthaber alles, auch das ganze Schulwesen, durch Präfekten, Unterpräfekten und Maires verwalten lassen wollten. Auch daß alle Einkünfte nicht mehr zu dem ihnen bestimmten Zwecke verwendet wurden, sondern sämtlich in „das Danaidenfaß", den Trésor public, kamen, erschwerte ihm seine Arbeit ungemein.

Dazu kam noch mancherlei persönliche Unbequemlichkeit. Aus manchem Schreiben Müllers ertönen Klagen über die große Arbeitslast, die auf ihm ruhte und ihn gar nicht zu seinen Studien gelangen ließ, nur von 8 Uhr abends an nahm er sich später die Zeit, etwas zu lesen. Auch bedeutende Ausgaben hatte ihm sein Amt gebracht. Die Reise nach Paris und der Aufenthalt daselbst, die Amts- und Ordenskleider u. m. a. hatten

ihn dermaßen in Schulden gestürzt, daß er nach seiner eigenen Angabe erst mit dem März 1809 in den Bezug seines vollen Gehalts eintreten konnte. Ganz besonders Geld und Zeit raubend war auch die ungeheuere Brieflast, meist amtlichen Charakters, wofür er nicht portofrei war, so daß er unter dem 25. März 1809 sich in den Zeitungen wegen Nichtbeantwortung von Schreiben entschuldigte. Aber auch manche Beschwerde über Mißverständnis und Übelwollen lesen wir von ihm, die ihm großen Ärger bereitete. Noch kurz vor seinem Ende traf ihn in der letzten Staatsratssitzung, an der er am 11. Mai teilnahm, ein schwerer Kummer. Als er seine Vorschläge über den Zweig seiner Verwaltung gemacht hatte, fuhr ihn nach der Aussage glaubhafter Männer der König mit den Worten an: „Je n'ai besoin que de soldats et d'ignorants, et Vous, Monsieur, Vous n'êtes ni l'un ni l'autre.“ Achtzehn Tage später starb er. Eine Büste von ihm befindet sich in der Murhardschen Bibliothek zu Kassel.

So hat das reiche Leben dieses bedeutenden Gelehrten und Geschichtsschreibers einen unharmonischen Abschluß gefunden. Sein eiserner Fleiß und seine umfassende Arbeitskraft werden stets anerkannt bleiben. Bedauerlich ist es, daß er sich durch Napoleons Genie aus der Gelehrtenstube in eine Bahn drängen ließ, für die ihm die Vorbereitung und die Geschicklichkeit, vor allem wohl die Energie, fehlte. Die Nachwelt würde noch mehr von ihm gehabt haben, wenn er seine Reise nach Tübingen hätte unbehindert ausführen und an der dortigen Universität hätte wirken können. Aber das Zeugnis muß man ihm wohl ausstellen, daß er auch in seinem westfälischen Staatsamte geleistet hat, was ihm irgend möglich war.

Die hessen-kasselschen Truppen während des Winters 1702 auf 1703 und der Ursprung der sogenannten Mosel-Diversion im Spanischen Erbfolgekrieg.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Bis zum 9. arbeitete man an diesen Batterien unter dem feindlichen Gewehrfeuer. Der Leutnant der Trierer Artillerie wurde getötet, sonst hatte man wenig Verluste. Am genannten Tage eröffneten die Batterien das Feuer, nachdem der Kommandant vergeblich zur Übergabe aufgefordert worden war. Da das Schloß sehr eng war, so wurde es nur von zwei Drittel der Bomben getroffen, aber gänzlich zerstört, ein Teil der Bomben rollte den Berg hinab in die Stadt und tötete und verwundete mehrere der eigenen Leute.

In den Nächten zum 11. und 12. erbaute man noch eine Batterie, Nr. V, gegenüber der Kirche, aber außerhalb der Stadt, um einen Turm zu breschieren, der in der Mauer zwischen Schottpforte und Schloß stand und von dem Belagerten besetzt war. Dieser verließ indes den Turm und ein gegen die Stadt vorgeschobenes Werk, ehe es zum Sturme kam. Da man jedoch die starken Mauern des Schlosses mit den zur Verfügung stehenden Geschützen nicht breschieren, auch der in den Kellern des Schlosses sitzenden Besatzung nicht beikommen konnte, so hob man die Belagerung auf; am 18. gingen Geschütze und Munition zu Wasser nach Koblenz und Rheinfels zurück. Der Landgraf behielt damit recht, der von vornherein der Meinung gewesen war, daß man Kartaunen herbeischaffen müsse, um den Kommandanten „zur raison“ zu bringen. Die Beschießung hatte die Hessen den Kapitän Pötter vom Grenadier-Regiment, sowie weitere 5 Tote und 12 Verwundete gekostet, die Holländer aber 4 Tote und 3 Verwundete.

Nachdem die Beschießung des Schlosses eingestellt worden war, sandte Tettau, dem früheren Befehl des Landgrafen entsprechend, den Oberstleutnant v. Lübcke zu Auverquerc, um auch diesen für die vom Landgrafen angeregte Diversion an der Mosel zu erwärmen. Auverquerc erklärte sich in dieser Frage nicht für zuständig, so daß Lübcke nun angewiesen wurde, nach dem Haag zu reisen, um in Gemeinschaft mit dem Gesandten v. Dalwigk den Plan des Landgrafen bei den Generalstaaten zu betreiben. Der Ratspensionär erwiderte dann Lübcke auf seinen Vortrag, daß inzwischen Vorsorge wegen der Sicherheit der Truppen auf dem Hundsrück und an der Mosel getroffen und Auverquerc mit Anweisung versehen sei. Die Nachricht von dem inzwischen erfolgten Vormarsch der Franzosen gegen Trarbach lag damals im Haag noch nicht vor. Der Ratspensionär glaubte, daß die Zusammenziehung

feindlicher Truppen bei Trier nur eine Finte sei und den Zweck habe, zu verhindern, daß seitens der Verbündeten Truppen an den Oberrhein gesandt würden. Seine Meinung wäre auch gewesen, äußerte er gegen Lübcke, ein Korps an die Mosel zu senden, wenn man nur die Truppen dazu gehabt hätte. Da nun der Übergang der Franzosen über den Oberrhein und ihre beabsichtigte Vereinigung mit den Bayern es nötig mache, andere Pläne aufzustellen, so wisse er zurzeit noch nicht, was man beschließen würde und ob man an der Mosel etwas tun könnte.

Der vom Landgrafen angeregte Plan einer Diversion an der Mosel wurde also bereits Ende Februar im Haag gewissermaßen zu Grabe getragen, vier Wochen früher als er seitens des Markgrafen von Baden im Einverständnis mit dem kaiserlichen Hofe dort überhaupt angeregt wurde. Gleichwohl hörte der Landgraf nicht auf, für eine Diversion an der Mosel zu wirken, der er nun die Eroberung von Diedenhofen und Metz als Ziel setzte.

Am 19. Februar war Tallard mit 12 Bataillonen und 24 Geschützen zu Trier angekommen, zu denen am folgenden Tage 4 Reiter- und 4 Dragoner-Regimenter stießen. Man hatte dies sogleich zu Trarbach erfahren und noch am 20. Nachricht darüber an Auverquerc geschickt. Er antwortete am 23., daß der Generalmajor v. Gohr mit 7 Bataillonen aufbrechen und über Ahrweiler auf Cochem marschieren würde. Während man sich anfangs der Hoffnung hingab, daß der Feind bloß Trier besetzen wolle, mußte man sich schon am 22. überzeugen, daß er andere Absichten habe, denn er brach an diesem Tage auf, um nach Schweich zu marschieren. Dieser Marsch alarmierte die Truppen bei Trarbach jedoch noch nicht, die Kavallerie blieb in ihrer Stellung von Dusemond bis zum Stumpfen Turm, die holländische Infanterie in und um Bernkastel, die drei hessischen Fußregimenter in und um Trarbach. Das Husaren-Regiment Csonga Beg hatte Auverquerc schon vor dem 18. auf das linke Moselufer nach Kerpen und Aremberg, der Markgraf von Baden aber die pfälzischen Fußregimenter und 1400 Reiter an den Oberrhein gezogen, so daß der zurückgebliebene General v. Venningen nur noch 250 Reiter zur Verfügung hatte, die aber über Baumholder nicht hinausgekommen zu sein scheinen. Auf Verlangen Spiegels zog nun Tettau auch noch das Regiment v. Schöpping und 6 Feldgeschütze aus Rheinfels heran, wogegen er alle weniger diensttauglichen Leute der drei Fußregimenter nach Rheinfels sandte, um dort den Garnisondienst zu versehen.

Die beiden Husaren-Regimenter vereinigten sich nun mit der hessischen Kavallerie, und der Generalleutnant v. Spiegel ging mit ihnen am 23. zu einer Erkundung zwischen Trier und Bernkastel vor. Er stellte fest, daß der Feind zwar mit seiner Hauptmacht diesen Tag in der Nähe von Schweich stehen geblieben sei, aber mit Vortruppen bei Neumagen Stellung genommen hatte. Spiegel schickte den Major v. Meysenbug vom Dragoner-Regiment Erbprinz mit 200 Dragonern ab, um diese Vortruppen zu vertreiben, der Feind zog sich indes, ohne einen Angriff abzuwarten, über die Mosel zurück. Am 24. meldete ein hessischer Wachtmeister, der den Marsch des Feindes begleitet hatte, daß dieser auf dem rechten Moselufer gegen Büdlich marschiere, etwa 14000 Mann stark sei und 18 Geschütze mit sich führe. Diese Meldung wurde von den Husaren bestätigt, und endlich kam gegen Mittag ein Überläufer mit der Nachricht, daß der Feind 12 Bataillone, 4 Reiter- und 4 Dragoner-Regimenter mit 18 Geschützen stark sei. Diesen Truppen hatte der Generalleutnant v. Spiegel höchstens 5580 Mann entgegenzustellen, so daß der Feind fast dreifach überlegen war.

Es war nun nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Absicht des Feindes dahin ging, Trarbach zu entsetzen und die Verbündeten von der Mosel zu vertreiben, mit welcher Absicht der Gegner dann noch andere Zwecke verbinden mochte. Noch glaubte der Generalleutnant v. Spiegel sich halten zu können, ging selbst in Person mit der Kavallerie vor, um den feindlichen Anmarsch zu beobachten, erhielt aber bald Meldung von den Husaren, daß sich der Feind gegen den Stumpfen Turm zöge, um die verbündeten Truppen zu umgehen und von der Höhe des Hundsrück abzuschneiden. Dies mußte unter allen Umständen vermieden werden, weil man sonst gegen die Mosel und in ein höchst schwieriges Gelände gedrängt worden wäre. Somit wurde es nun unmöglich, sich mit den sechs schwachen Bataillonen in Bernkastel und Trarbach zu behaupten, die Kavallerie konnte aber auch nicht der Übermacht gegenüber das Feld halten, umsoweniger als die Husaren in ihre Quartiere gehen mußten, um ihre Bagage abzuholen. Es wurde deshalb befohlen, daß die Infanterie in der Frühe des 26. aufbrechen und sich über die Höhe gegen Cappel zurückziehen solle, was dann auch in Ruhe und mit guter Ordnung geschah. Die Kavallerie stand während des Tages, den Rückzug deckend, beim Stumpfen Turm, bis die Infanterie auf der Höhe gegen Cappel abmarschiert war, dann ging sie ebenfalls ihre Bagage holen und folgte der Infanterie nach.

Der Feind gelangte an diesem Tage bis Hundheim und Morbach. Von einem übereilten Rückzug kann also keine Rede sein.

Über alle diese Bewegungen wurde der General v. Auverquerc ständig auf dem Laufenden erhalten, man sandte auch fortgesetzt Patrouillen aus, um nach der versprochenen Hülfe auszuschauen. An diesem 26. standen die 3 holländischen Fußregimenter zu Zell, die Erbprinz-Dragoner zu Blankenrath, die Hessen-Homburg-Dragoner zu Kirchberg, ein hessisches Fußregiment zu Simmern, ein solches und das Leib-Regiment zu Pferd in den Dörfern zwischen Simmern und Kastellaun, das Regiment zu Pferd v. Spiegel zu Bell und ein hessisches Fußregiment zu Kastellaun. Wo die Husaren geblieben waren, ließ sich nicht ermitteln, aller Wahrscheinlichkeit nach befanden sie sich wie bisher dicht am Feinde.

Am 23 war an die Regimenter Leibgarde zu Fuß, K. v. Wartensleben, Prinz Wilhelm und v. Schöpping der Befehl ergangen, sich an das Spiegelsche Korps heranzuziehen, mit welcher Maßregel sich der Landgraf ausdrücklich einverstanden erklärte. Am 26. wurden dann die drei erstgenannten Regimenter angewiesen, in der Gegend der Abtei Laach oder wo es in der Richtung auf Koblenz am bequemsten sei, stehen zu bleiben, bis sie in Erfahrung gebracht hätten, von wo der Generalmajor v. Gohr heranmarschiere, der mit den sieben holländischen Bataillonen zu Ahrweiler gestanden hatte und den Weg auf Cochem nehmen wollte, nun aber wohl seinen Marsch mehr gegen Koblenz richten mußte.

Aber die Gohrsche Unterstützung blieb eben aus, weshalb, werden wir gleich sehen. Die drei hessischen Regimenter dagegen langten am 27. bei Alken an der Mosel an, überschritten diese und bezogen Quartier bei Buchholz südwestlich von Boppard. Der am 23. abgeschickte Oberadjutant kam an diesem Tage zurück und brachte die Nachricht, daß Auverquerc am 26. zu Rheinbach angelangt sei, am 27. dort rasten und am 28. den Generalmajor v. Gohr mit den sieben Bataillonen und den Generalmajor v. Hompesch mit 1000 Pferden gegen Ahrweiler vormarschieren lassen wolle. Desgleichen kam die Nachricht, daß der Feind nach Lieser, oberhalb Bernkastel zurückmarschiert sei und hier einen Teil seiner Kavallerie über die Mosel gehen ließe. Hiervon wurde Auverquerc sofort Nachricht gegeben und umständlich berichtet, daß man sich habe zurückziehen müssen, weil die in Aussicht gestellte Hülfe ausgeblieben sei. Auverquerc erkannte die getroffenen Maßnahmen, Spiegel gegenüber, ausdrücklich als richtig an und ersuchte ihn, sich bis zu seiner, Auverquercs, Ankunft in der Gegend von Castellaun zu halten.

(Schluß folgt.)

Volkstümliches aus Abterode.

Von Helene Brehm.

Wenn Fritz Reuter die Befürchtung ausgesprochen hat, daß die Mundart allmählich verschwinden würde, so scheint diese Annahme nicht unbegründet zu sein, kann man doch selbst beobachten, daß sich auf dem Lande das Hochdeutsch immer größere Gebiete erobert.

Wie sich das Volk seiner Landestracht entäußert, ja sich zu schämen scheint, noch in bäuerlichem Kleide zu erscheinen, wie es seinen „Urväterhausrat" unbedenklich gegen moderne Fabrik-Dutzendware dahingibt, so legt es auch mehr und mehr seine Mundart ab. Es dünkt sich wohl dadurch gebildeter, wenn auch den seine Sprechorgane auf Hochdeutsch Einstellenden der Bauer immer wieder in den Nacken schlägt.

Es ist ja nur zu begreiflich, daß bei den heutigen Verkehrsverhältnissen und Kulturfortschritten, bei dem Zug zur Stadt, der im Landvolk lebendig geworden ist, viel von dessen Eigenart auf allen Gebieten verloren geht, wie viel mehr also auch von der Mundart, ganz abgesehen davon, daß die Sprache an sich schon „ein wandelbar Ding" ist. Um so erfreulicher ist es deshalb, zu beobachten, wie man sich allerorten rührt, um den modernen Anstrich vom ursprünglichen Volkstum nach Kräften wieder herunterzulaugen und zu retten, was von der alten Schönheit an Tracht, Sitte, Hausrat, Gebräuchen, Mundart usw. etwa noch unter Tünche und Schutt zu finden ist.

Der Wunsch, an meinem Teil ein wenig bei diesen Bestrebungen mitzuhelfen, und die Liebe zur hessischen Heimat veranlaßt mich, niederzuschreiben, was mir von allerlei volklichen Eigentümlichkeiten, wie ich sie in Kindheit und Jugendzeit wahrnahm, in Erinnerung blieb. Vieles von dem, was ich erwähnen will, sei es in bezug auf Gewohnheiten, Sprache oder dergleichen, mag heute in meinem Geburtsort Abterode noch zu finden sein, anderes wieder ist im Aussterben begriffen oder dem jungen Nachwuchs schon ganz unbekannt.

Die Fachwerkhäuser von Abterode, zu deren Bau Leimen (Lehm) verwandt wurde, zeigten früher noch vielfach die in Unter- und Obertür geteilte Hanstür, die aber bei den Häusern der Neuzeit der einteiligen Tür hat weichen müssen. Der Hausboden hieß die Leiwen (= läube, vgl. Vilmars Idiotikon S. 238). Die Deise war die Fleisch- oder Wurstdörre im oder am Schornstein (nach Weigand), ein Ausdruck, der sich noch in dem Vers erhalten hat:

„Dibchen (Täubchen) auf der Deise,
Beißt dich denn der Rauch?
Er beißt dich nicht alleine,
Er beißt die andern auch."

Aus der Tracht der Männer ist der blauleinene Kittel fast verschwunden, ebenso aus der Frauentracht das Betzelchen als Bedeckung des Haarschduhzes, die bequemen ausgeschnittenen Schuhe, Commoden genannt, der Begeschenrock aus braunem Wollstoff, mit einem Sammetstreifen (Pekesche?) besetzt, der Beiderwandrock und der weite Tuchrock mit seinem unter der Schürze angebrachten Sparsamkeitsflicken aus billigerem Stoffe, dem Ihwest. Auch das Nuster, ein aus zusammengerollten und aufgereihten Silbermünzen und Silberperlen bestehender Halsschmuck, der wohl seine Benennung seiner Ähnlichkeit mit dem katholischen Rosenkranz — Pater noster — zu danken hat, ist nicht mehr zu finden.

Der Küchenzettel der Bauern wies als Hauptgerichte auf: Dibbenkoachen — Kartoffelklöße —, gesottene Kartoffeln mit Duckefett — zerlassener Speck mit gebratenen Zwiebeln —, saure Milch mit in Salz gestippten Kartoffeln, Kaffee, mit Zusatz aus Rübenmehl, und Steinkuchen. Diese sind ein Gericht aus Mehl, Milch und Eiern, das in einer runden, flachen Eisenpfanne, die man mit einer Speckschwarte „schmierte", gebacken wurde. Zum Umdrehen bediente man sich der „Schwinge". Das Ende des Brotleibes heißt Knuhst; an schwer kaulichen Speisen hat man zu kätschelen, wer ohne Appetit ißt, mährt am Essen, doch mährt auch ein langweilig Erzählender. Läuft die Milch zusammen, so hobbelt sie.

Aus der Küche ist die offene Herdstatt mit dem darüber angebrachten Rauchfang, dessen beweglicher Holzarm mit seiner Kette, an welcher der Kaffeekessel oder mit einem Bügel versehene Kochtöpfe über das Feuer gehängt wurden, der eiserne Dreifuß, auf dem man auch die Kochtöpfe in die Herdflamme stellte, verschwunden. Auch das blecherne Hohlmaß Nösel kennt man kaum noch. Die Salzmeste, welches Wort slawischen Ursprungs ist, heißt merkwürdigerweise Salzmiste, der zweihenkelige irdene, sich nach oben verengende Milchtopf Remwes. Als Beleuchtungskörper kannte man früher nur das antik anmutende eiserne Hängelicht, das von seinem mit Kimmen versehenen Holzständer aus, an dem es nach Bedarf hoch oder niedrig gehängt werden konnte, die Stube, freilich nur als trübe Funsel, die noch dazu oft schwadete, erleuchtete. Sparöl war das Brennmaterial. Der über der Stubentür angebrachte Kammbank — wohl richtiger Kannbank —, auf welchem Bibel, Gesangbuch und sonst mancherlei aufbewahrt wurde, ist nicht mehr modern, wie auch das riesige Himmelbett nicht mehr häufig in den Stuben anzutreffen ist. Die Hotze – Wiege – hat dem feststehenden Kinderbett oder dem Kinderwagen weichen müssen. Auch die mächtige hölzerne Lade — Truhe — wird nicht mehr allzu häufig als Aufbewahrungsort für Leinen, Sonntagskleider usw. benutzt. Die Budde, in der früher das Wasser auf dem Rücken vom Brunnen geholt wurde, ist ziemlich außer Gebrauch. Das Wasser bewahrte man in der Bornstande auf. Beim Waschen bedient man sich einer Gelde — Holzzuber —, die bei großer Wärme lech wird. Die Wäsche wird nicht begossen, sondern geleckt, wobei leicht Wasser verschwickt wird.

Die Bäuerin näht mit der Noaljen, wobei sie früher den Nehrinken, später den Nehhoat, jetzt wohl den Fingerhoat auf den Mittelfinger setzte. Soll ein Kleidungsstück verändert werden, so muß man es vorher aufdermen. Steifes, unnachgiebiges Zeug ist sträb. Wird der Stoff verschnitten, so ist er vermutzt. Ein Zipfel ist ein Schlibben. Festgesteckt wird mit der Schbennel. Sitzt die Näherin eifrig bei der Arbeit und wird sie auf den Schdutz — plötzlich — abgerufen, so steht sie nur bitterniede — sehr ungern — auf. Verwirrt sich beim Sticken das Garn, so ist es verkibbelt, macht die Strickerin einen Fehler, so ist das eine Fautschel. Im Hause zieht man gern Loatschen — Klapp-Pantoffeln — an; von ihnen auch der Ausdruck umherloatschen. Schwere, unförmige Schuhe heißen Dolken.

Als Farbenbezeichnungen werden die Ausdrücke gebraucht: Kesselschwarz, schlohwiß, brizzebruhne, rizzerot, ginselgähl, blitzebloa, grizzegroa. — Die unbestimmte Menge einzeln zählbarer Dinge wird durch ein Butzen bezeichnet, z. B. „änn Butzen Joahre", während ein Teil einer zusammenhängenden Masse änn Kutz, auch wohl änn Klitschchen oder Klickchen genannt wird, z. B. ein Kutz Werg oder Heu. — Sind feste Gegenstände in einem Hohlmaß gut gemessen, so ist ein Hucken — Haufen — darauf gelegt, oder das Maß ist gereckt (gerecht?) voll. Will man etwas auf

dem Rücken tragen, so wird es aufgehuckelt. Kleine Kinder saiweren und man bindet ihnen ein Saiwerlätzchen vor. Sie krausen oder krätschelen, wenn sie auf allen Vieren kriechen, hookeren auf Stuhl und Bank herum, drußbelen, wenn sie mit Laufen beginnen, und dußberen — schwanken — hin und her dabei (eine zitterige alte Frau ist ein Dußberchen). Sie sind kregel, wenn sie lebhaft und gesund sind. Dicke Kinder haben mackeliges Fleisch. Wird ein Kind getragen und es will auf die Füße gestellt sein, so schdäwwelt es sich (was auch der Wurm tut). Will das Kind schlafen, so will es sich lunken, auch wohl Lunkelunkchen machen. Das Kind weint nicht, sondern es kreischt. Kinder unter sich balmen — flegeln —, ickeren und itzelen sich, rammelen sich durch oder rammelen sich auch auf der Erde herum, wobei dann manchmal das Haar hullerich, wullerich oder kutzelig wird (eine Klette heißt Kutzelkopf). Auch zisselen sie sich an den Haaren, geben sich „eine“ in die Anke, auf die Schledde oder die Schnude. (Ein einzelnes Haar ist eine Haare.) Ein bausbackiges Kind ist ein dicker Blutzer, ein dreistes ein frecher Hubbich, ein lang aufgeschossener Junge ein großer Schlacks. Kann sich ein Kind noch nicht allein helfen, so ist es unbedarwet.

Häufiges Aus- und Einlaufen in die oder aus der Stube heißt britschen (doch macht auch das Kind ein Britschchen, wenn es schmollend oder weinend die Unterlippe vorschiebt). Türenschlagen ist blatzen oder baafen, die Tür anlegen ist bei machen; sich verstecken dagegen sich bei tun. Naseweis, frech oder unverschämt im Reden wird durch kiem bezeichnet, sich auf den Boden kauern ist kuhzen, vergnügt schreien, juchzen ist schuhchzen, sich oder einen Gegenstand kugeln ist kubbelen. Die Tätigkeit des Essens wird scherzhaft durch achelen oder muffelen bezeichnet. Wer Schmerzen hat, ankt (doch bedeutet die Anke der Nacken); wird eine Wunde verunreinigt, so ebbet sie. Will man jemand herbeirufen, so muß man beeken, was aber auch das hungrige Vieh tut. Lärmend schreien heißt balaaken. Ein Kind, das viel weint, oder auch ein Erwachsener, der sich körperlich unbehaglich fühlt und deshalb mit allem unzufrieden ist, ist kribbelig. Ein Reizbarer wird leicht atzelig. Halblaut schelten heißt brubbelen. Ein Kosename für ein Kind ist kleiner Racker, doch bedeutet sich abrackern sich abarbeiten, abquälen oder ähnliches. Ein Mensch, der allerlei körperliche oder geistige Vorzüge besitzt, einerlei, welchem Geschlecht oder Lebensalter er angehört, ist ein echter Mensch.

(Schluß folgt.)

Das neue Kasseler Rathaus.

Anfang 1905 wurde der Bau des neuen Rathauses begonnen und schon im Oktober 1908 war er soweit gediehen, daß ein Teil der Verwaltung einziehen konnte. Die übrigen Dienststellen sind im Laufe d. Js. gefolgt, und am 9. Juni wird die Bürgerschaft Kassels ihrem neuen Rathause die Weihe geben.

Ideelle und praktische Motive waren für den Neubau maßgebend. Das alte im 18. Jahrhundert von Ludwig Simon du Ry, dem berühmten Architekten des Landgrafen Karl, für die oberneustädtische Gemeinde errichtete Rathaus entsprach längst nicht mehr der Bedeutung einer Stadt, deren Einwohnerzahl inzwischen auf annähernd 150 000 Einwohner gestiegen, deren Gebiet auf fast 4000 Hektar angewachsen ist und deren Verwaltung heute Aufgaben zu bewältigen hat, von denen man sich vor hundert Jahren noch nichts hat träumen lassen. Das alte Rathaus genügte nicht mehr und war zudem seinem Aussehen nach wahrhaftig kein Palladium städtischer Freiheit, vielmehr ein kalter, nüchterner Bau, der wie es zutreffend in der Urkunde des neuen Rathauses heißt „dem Geist der Zeit entsprach, in der er entstanden ist, dem Geiste der vom Fürsten abhängigen, nach unten bevormundenden Amtsgewalt.“ Wesentlich anders stellt sich das neue Rathaus dar. Es ist ein durchaus zweckmäßig angelegtes, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechendes und in Zukunft noch vergrößerungsfähiges städtisches Geschäftshaus und zugleich der Palast der Bürgerschaft, ein Bauwerk, das auch nach außenhin die Würde der bürgerlichen Selbstverwaltung in einer monumentalen Sprache zum Ausdruck bringt.

Das neue Kasseler Rathaus ist ein Werk des Architekten Karl Roth, der s. Z. Assistent an der Technischen Hochschule in Darmstadt war und gegenwärtig das Rathaus in Dresden erbaut. Sein Entwurf ist unter 119 Konkurrenzentwürfen gewählt und unter Berücksichtigung einer, allerdings nicht unwesentlichen, von dem Preisrichter Prof. v. Thiersch-München vorgeschlagenen Änderung im Grundriß mit einem Kostenaufwand von 2 650 000 Mark für den Bau und 340 500 Mark für die innere Einrichtung ausgeführt worden. Roth selbst wurde mit der künstlerischen Bauleitung betraut, die Bau-



Das neue Rathaus in Kassel.

ausführung geschah durch das Stadtbauamt unter Leitung des Stadtbaurats Höpfner und des Stadtbaumeisters Arnolt.

Eine allseitig freie, von mäßig breiten Straßen begrenzte Lage, ein einfacher, regelmäßiger, in den Fassaden klar zum Ausdruck kommender Grundriß in dieser Form |———| und eine wuchtige strenge Barockarchitektur unter niederländischen Einflüssen bestimmen das Gesamtbild des neuen Rathauses. Bedeutet es auch hinsichtlich seiner Formensprache keine absolute künstlerische Neuschöpfung, so ist doch anzuerkennen, daß die Elemente des Barocks nur als Grundlage genommen und mit einer gewissen Freiheit und Selbständigkeit entwickelt und ausgebildet sind. Der 110,40 Meter lange zurückgeschobene Mittelbau und die beiden bis zur Königsstraße vorgezogenen 67 1/2 Meter tiefen Seitenflügel bilden einen weiträumigen monumentalen Vorhof, der eine schöne Gliederung und reizvolle Überschneidungen aufzuweisen hat. An der Seite, wo die Königsstraße abfällt, ist er terrassenförmig erhöht und mit einer Ballustrade abgegrenzt. In den Zieraten des Vorhofs, die zum Teil aus Stiftungen herrühren, ist manches verfehlt. Die Kentaurengruppe von Prof. W. Wiedemann=Berlin ist kein Schmuck, der in seiner Formengebung und Linienführung mit der strengen Architektur des Ganzen im Einklang steht. Der vom Erbauer des Rathauses selbst geschaffene, von dem Geh. Kommerzienrat Aschrott gestiftete Architekturbrunnen, dessen hohe spitze Sandsteinpyramide auf kleinen vergoldeten Metallkugeln steht, als ob sie zum Fortrollen eingerichtet wäre, ist eine barocke Spielerei, die angesichts der sonstigen Leistungen Roths entschieden befremdet. Am schlimmsten steht es aber mit den schildtragenden vergoldeten Löwen auf der Freitreppe. Hier ist vor allem eine unverzeihliche Sünde wider das Material begangen worden und es zeigt sich klar (was man vorher hätte wissen müssen), daß es unmöglich ist, Originalschöpfungen aus Stein in Bronze nachzumachen, ohne eine Geschmacklosigkeit zu begehen. Glücklicherweise aber sprechen diese anfechtbaren „Zier"=Stücke bei dem Eindruck des Ganzen nicht viel mit und dieses Ganze ist zweifellos ein Bauwerk, auf das die Bürgerschaft stolz sein kann. Kassel hat sich aus eigener Kraft ein Rathaus geschaffen, das selbst einen Vergleich mit den neueren Rathäusern weit größerer Städte nicht zu scheuen braucht. Es ist mit lebendigem Sinn für schöne Verhältnisse gestaltet, die Bauteile und Flächen sind großzügig zu einer klar übersehbaren Einheit zusammengefaßt, das Äußere ist logisch und schlicht aus der Einteilung im Innern entwickelt, das Detail aus dem Ganzen erwachsen. Ein Wechsel von vor= und zurücktretenden Teilen, Balkone und Altane, die sich unmittelbar aus dem Aufbau ergeben, kräftige Gesimse, erkerartige Ausbauten der Seitenflügel u. a. m. bringen trotz der strengen Symmetrie des Grundrisses eine gewisse malerische Wirkung hervor, die sich übrigens leicht durch geschickt auf den Veranden und Balkonen verteilte Lorbeerbäume noch wesentlich steigern ließe. Ein grüner Blätterhintergrund würde auch dem Wiedemannschen Kentaur sehr zu statten kommen.

Ein großartiger Gedanke Roths, dessen Projekt der schönen Außenarchitektur wegen gewählt worden ist, war die Anlage der von unten auf vortretenden Giebelpartie. Sie ist das Zentrum des Hauses und als solches hervorragend künstlerisch charakterisiert durch die vorgelagerte Freitreppe, die zehn kräftigen bis zum ersten Dachgeschoß reichenden Säulen, die darüber angeordneten dekorativen Figuren, schließlich durch den Dachreiter mit dunklem Kupferhelm, der den Mittelbau bekrönt. Die übrigen Fassaden geben sich absichtlich schlichter. Die Schönheit des Materials, eines gelblichen Sandsteins aus Zapfendorf bei Bamberg, ist ihnen genügender Schmuck. Nur die nach der Wilhelmstraße und Fünffensterstraße überstehenden Giebel der Seitenflügel weisen noch reichere Zierformen auf; desgleichen einzelne Portale, wie der zur Aufnahme des Hauptverkehrs bestimmte Eingang an der Wilhelmstraße, der durch eine Doppelsäulenstellung mit Puttengruppen von Prof. Vernewitz besonders hervorgehoben ist.

Im Innern des sechsgeschossigen Hauses, dessen Höhe bis zum Dachfirst 41 und bis zur äußersten Dachreiterspitze 58 Meter beträgt, zeigen sich die Vorzüge der Rothschen Grundrißlösungen im schönsten Lichte. Überall empfängt man den wohltuenden Eindruck einer klaren Sachlichkeit. Die Räume sind zweckmäßig und übersichtlich gruppiert und geschickt auf die einzelnen Geschosse und Flügel verteilt. Trotz der Weitläufigkeit des Hauses orientiert man sich rasch und leicht. Die Anlage der Verkehrswege im Innern ist mustergültig gelöst. Drei Treppen, eine breite dreiläufige Haupttreppe, zwei kreisrunde mit vier Mittelpfeilern konstruierte Wendeltreppen und ein Personenaufzug verbinden die Geschosse miteinander. Die 42,80 Meter hohe Plattform des Dachreiters ist mittelst einer vierarmigen Wendeltreppe vom Mansardengeschoß aus zu erreichen. Helle geräumige Korridore stellen die Verbindung zwischen den Flügeln her. Aus einer großen Vorhalle im Mittelbau, in der über den Bekanntmachungstafeln Alt=Kasseler Ansichten von Prof. Holzapfel, Hans Meyer und Th. Matthei hängen, gelangt man zum Haupttreppenaufgang und von hier aus, vorbeischreitend an einer großen symbolischen Figurengruppe von Prof. Vernewitz („Chasalla" an „Germania" sich anlehnend) zur großen doppelschiffigen Haupt=

halle, die schon aus ästhetischen Gründen sehr notwendig ist. Durch ihre Weiträumigkeit erfüllt sie die Erwartung, daß das Rathaus sich gleichwie in der äußeren Gestalt, so auch im Innern als ein monumentales Bauwerk präsentiert. Die Pfeiler, die die Gewölbe der Haupthalle stützen und den Raum gliedern, sind ebenso wie die gesamte übrige Steinarchitektur des Innern farbig behandelt, ein Verfahren, das meines Erachtens vielfach zu Unrecht getadelt worden ist. Denn durch den stumpfen farbigen Anstrich wird zwar der ursprüngliche Ton des Steinmaterials verändert, aber sein Charakter doch soweit gewahrt, daß nirgends der Vorwurf einer Materialtäuschung erhoben werden kann. Mit durchaus richtigem und sicherem ästhetischen Empfinden ist dem Stein durch die Farbe nicht mehr zugemutet worden, als er vertragen kann, und der Baumeister darf sich hier bei seinem Vorgehen auf die besten Beispiele aus der gotischen und aus anderen Blüteperioden deutscher Architektur berufen. Die Wiedereroberung der Farbe, die unsere Malerei vollzogen hat, ist auch bis zum einem gewissen Grade ein erstrebenswertes Ziel unserer Baukunst. Ein malerischer Grundzug ist ja von jeher das Charakteristikum germanisch-deutscher Kunst gewesen, und je mehr dieser alte Urstrom malerischer Begabung hervortritt, umsomehr nähern wir uns wieder einer nationalen Kunst. Schon deshalb ist es erfreulich, wenn ein deutscher Baumeister unserer Zeit auch einmal bei seiner Steinarchitektur mutig zur Farbe greift. Es wäre sogar verständlich und verzeihlich, wenn er dabei über das Ziel hinausgeschossen hätte. Aber das hat Roth nicht einmal getan. Die Steinpfeiler der Haupthalle und die Steinarchitekturen der übrigen Hallen und der Korridore sind mit einem diskreten Grau gestrichen und nur mit Weiß und Schwarz abgesetzt. Aber welche lebendige Wirkung bringen diese wenigen einfache Töne hervor! Namentlich der Ornamentik der Pfeiler kommen sie außerordentlich zu Gute. Der Ratskeller, der den gesamten Mittelbau des Sockelgeschosses einnimmt, verdankt seine eigenartige Stimmung im Wesentlichen dem intensiven mit Weiß und Schwarz abgesetzten Rot seiner Steinarchitektur, das vortrefflich mit dem Dunkelbraun der Tannenholzvertäfelung harmoniert. In einzelnen Räumen des Hauptgeschosses, die durch Zurücksetzung der Frontwand des Obergeschosses hübsche Nischenbildungen erhalten haben, sind die freistehenden durch Bogen verbundenen Steinpfeiler in der Farbe der Wandvertäfelung gehalten und in ihrem bildnerischen Schmuck entsprechend den Tönen der Holzeinlagen abgesetzt worden. An der erwähnten großen Halle des Hauptgeschosses erstreckt sich die Flucht der Sitzungssäle, die zugleich als Festsäle gedacht sind. Bei der schweren Steinumrahmung ihrer Portale ist der Baumeister mit der Farbe noch einen Schritt weitergegangen. Er hat lebhafte koloristische Wirkungen angestrebt und der Erfolg spricht für ihn. Die Abtönung in Schwarz, Weiß, Gold und Rot gibt z. B. dem grauen wuchtigen Steinportal des Stadtverordnetensitzungssaales mit seinen Doppelsäulen und schweren Blumenfestons ein durchaus vornehmes festliches Gepräge. Ähnlich sind die Eingänge der anstoßenden Kommissionssäle und des Magistratssaales durchgebildet. Für die innere Ausstattung dieser Räume war erschwerend ihre Doppelbestimmung: sie sollen Arbeits- und Festräume zugleich sein, sie sollen zwei Gesichter zeigen. Das ist nicht möglich. Sie werden Arbeitsräume sein, wenn sich hier Menschen versammeln, die sie zum Arbeiten benützen, aber in ihrer Ausstattung können sie immer nur die festliche Bestimmung zum Ausdruck bringen. Das ist mit zweierlei Mitteln erreicht worden, einmal durch die natürliche Schönheit der handwerklich verwendeten Materialien, sodann durch Ausdrucksmittel der Künste, durch Malereien, plastischen Schmuck, Schnitzereien und dgl. mehr. Am meisten von alledem hat der Stadtverordnetensitzungssaal mitbekommen. Seine dunkelbraun gebeizten, in einen ornamental geschnitzten Fries auslaufenden Wandvertäfelungen werden von marmornen Doppelsäulen in „Deutsch-Rot" gegliedert. Über dem Fries setzen Flächen aus bläulich-weißem Kunstmarmor an. Dann folgt ein Kranz von ornamentalen Stuckantragarbeiten, der den Rahmen zu dem Deckengemälde des Professors Kolmsperger abgibt. Der Künstler hat seine Aufgabe gelöst, wie eben derartige Aufgaben gelöst zu werden pflegen. Allegorische und historische Figuren bilden den Inhalt seiner Malerei, die sich nach Möglichkeit der Architektur anschließt. Die gebundene Marschroute, die der Auftrag dem Künstler gab, setzt auch der Kritik Schranken. Außer den Sitzungs- und Festsälen des Mittelbaues haben noch diejenigen Amtszimmer eine reichere Ausstattung erhalten, die zugleich der Repräsentation dienen, so die Räume des Oberbürgermeisters und der Dezernenten, schließlich das Wartezimmer und der Trausaal des Standesamtes im Erdgeschoß.

Es war nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Betrachtung auf alle Einzelheiten einzugehen, ich mußte mich darauf beschränken, die wesentlichen Züge zu kennzeichnen, die dem neuen Kasseler Rathaus im Äußeren und Inneren das charakteristische Gepräge geben, die praktischen Momente, die bei seiner Ausgestaltung zum Geschäftshause mitgesprochen haben, die künstlerischen Gesichtspunkte, die maßgebend waren, um das Rathaus bedeutungsvoll als würdigen Mittelpunkt eines großen Gemeinwesens zu charakterisieren. Geben auch, wie wir

gesehen haben, manche Einzelheiten zur Kritik Anlaß, so darf sich die Bürgerschaft Kassels doch des Ganzen als eines wohlgelungenen Werkes freuen, auf das die lebenden und die kommenden Generationen mit Stolz und Liebe blicken dürfen.

F. V.

Die Trillereiche.

Eine Dorfgeschichte von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Sommer war kühl und naß. Die Bauern mußten ihre Früchte wegstehlen. Ein endloses Hangen und Bangen war diese Ernte. Auch der Stärkste wurde da am Ende mutlos und matt. Mit hartem Finger schrieb es Gott wieder einmal auf die betrübten Gesichter: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen. Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebelang!“ — Da vergaßen sie oft, den kargen Bissen zum Munde zu führen. Wie Kranke schlichen sie umher, wenn der Regen ihre Garben verdarb.

Ja, der Bauer wandelt viel im finstern Tale: hüben Betrübnis und drüben Bangigkeit, oben den Himmel, den wolkendüsteren Himmel! Seine Mahlzeit heißt manchen Tag Entbehrung, und seine Schlafdecke ist manche Nacht die Unruhe. Wer mag sich da noch wundern über den ernsten Blick?

Septembernachmittag. Karl stand in der offenen Kammertür. Der Weizen war glücklich unter Dach. Der Hafer wartete noch in Garben auf Sonnenschein. Heute war der letzte Schnitt Esparsett gemäht. Karl war müde. Seit vierzehn Tagen lag die Mutter dauernd zu Bette. Solch Erntewetter setzte auch der Kranken arg zu. Sie verzehrte sich in Sorgen um jede Arbeit und entbehrte oft das Notwendigste. Wie hätte gerade jetzt eine gute Pflege nötig getan! Aber wer konnte sie übernehmen? Zum Kranksein ist beim Bauern in der Ernte keine Zeit. Der Arzt untersagte jede Aufregung. Fragte Karl, wie es stehe, dann zuckte er die Achsel. Ein Medizinglas nach dem anderen wurde leer, aber Besserung war nicht zu spüren.

Der alte Berghöfer hatte in letzter Zeit ein scheues Wesen angenommen. Selten gab er Antwort, wenn er gefragt wurde. Stundenlang konnte er, die Ellenbogen auf das Knie gestützt, vor sich hinstarren. Während Karl und Märten sich mit der Feldarbeit abmühten, versorgte er mit Achen und Krachen die Kranke und das Vieh.

Als die Berghöferin heute früh wiederholt um einen Trunk bat, fuhr er sie ärgerlich an: „Keinen Augenblick hab ich Ruh vor Dir!“ — Er las gerade von der treuen Penelope, der Gattin des Odysseus. —

Nachlässig stand Karl am Pfosten mit übergeschlagenen Beinen. Der Kopf hing matt auf der Brust. Seine Mutter betrachtete ihn eine Weile von der Seite und seufzte laut. Seine ohnehin nicht vollen Backen schienen noch schmaler geworden. Dazu die gefurchte Stirn, das matte Auge! —

„Junge, tu Dir in der sauren Zeit etwas zugute. Weißt doch, wo Milch und Eier zu haben sind! — Tu mir's zuliebe! Du mußt stark sein!“ —

Karl reckte sich rasch empor. Er hatte sich unbeobachtet geglaubt. Mit erzwungen freundlicher Miene begegnete er der Mutter. „Vom Mähen ist's, das ist alles. Ängstige Dich nicht um mich, und denke Du immer an Dich!“ —

„Das wird nichts mehr nützen, Karl. Mit mir geht es bald zu Ende.“

Karl war näher getreten. Ihre ausgestreckte Hand hielt er fest. Sie zog ihn zu sich, dicht an den Mund: „Die Eiche laß schneiden, es wird Zeit.“ —

„Mutter, Du sprichst immer so gewiß vom Tode, Du wirst noch nicht sterben. Es geht wieder vorüber. Wenn wieder schönes Wetter kommt und alles im Hause ist, wird Dir wohl.“ —

Es fiel ihm ungemein schwer, das zu sagen, denn die Tränen wollten hervor.

„Könntest einmal das Trinchen rufen“, fuhr sie nach einer Weile fort. „Bei dem Regenwetter wird es daheim sein.“ —

Karl zögerte noch eine Weile in der Stube. Dann ging er. Unter dem tropfenden Nußbaume hinweg schritt er durch den Grasgarten. Über eine Zaunlücke setzend, betrat er den Rehmshof.

Trinchen fütterte gerade die Kühe. Karl trat in die offene Stalltür und rief ihr zu: „Möchtest einmal zu meiner Mutter kommen!“ —

Das Mädchen, das ihn nicht früher bemerkt, schoß in die Höhe. Einen Augenblick staunte sie mit rotem Gesicht den Sprecher an. Den kurzen Hemdärmeln entquollen die kräftigen, sonnenverbrannten Arme. An den Fingern klebten noch Klumpen von Kleie, die sie eben ins Gespül getan. Die sackartige Futterschürze umgab sie gleich einem Panzer.

So stand sie da — lauter Arbeit.

Da bekam er Mut, zu fragen: „Willst Du?“ —

„Gleich will ich kommen“, erwiderte sie kurz, bückte sich rasch zu den Eimern nieder, ihre Arbeit zu beschleunigen.

Mit fahlem Scheine ging die Sonne unter ohne strahlenden Gruß. Niemand sah nach ihr. In den Stubenecken hockte bereits die Dämmerung.

Am Vorhangsbett, dicht an dem vielfältigen blau-weiß karierten Leinenvorhang, saß Trinchen Rehm. Ihre gefalteten Finger spielten mit dem Schürzenbande.

Sie hatte die Kranke eingerieben und ihr die Kissen gerückt. Von dem, was sie ihr dabei ins Ohr geflüstert, war sie ganz verlegen geworden. Bange war es ihr ordentlich ums Herz.

„Trinchen," hatte sie gesagt, „Du wärest die rechte Frau für unsern Karl. — Ich verfalle bald. — Es ist mir eine rechte Sorge, daß ich den Jungen in guten Händen weiß. — Du kennst ihn ja. — Es ist kein falsch Haar an ihm. — Ich meine, Du paßtest zu ihm. — Hast ihn immer so hübsch verwahrt, da er noch klein war. — Gern hat er Dich immer gehabt, ich weiß es. Wenn einmal die Not über ihn käme und ich wüßte, Kind, er hätte Dich — Trinchen, ich wollte gerne sterben. — Sag, Mädchen, willst Du?" —

Das Herz stand ihr still. — „Wenn Gott will — ja." —

Eine kranke Hand suchte die ihre und drückte sie heiß. — Eine Pause entstand.

Karl kam herein. Er dankte ihr, daß sie gekommen.

Darauf sprachen sie vom Wetter und von der Ernte und seufzten dazwischen. Seine Gedanken aber spann ein jedes für sich weiter.

Im Frühnebel eines Septembertages fuhr Karl die Trillereiche zur Schneidemühle im nächsten Orte. Geleitete er eine Tote? Hin und wieder wallten die Nebel über den Stamm. Es war, als flatterten die grauen Falten des Leichentuches. Wenn der Vorderwagen in eine Krümmung einbog, ließ sich jedesmal ein markerschütternder Ton hören. Karl wußte, daß das vom Wagen kam. Dennoch bildete er sich ein, die Eiche seufze so. Dann preßte sich ihm das Herz zusammen.

Der Baum war abgeladen. Wie ein anderer Stamm lag er da neben anderen Hölzern. Wie ein anderer Baum? —

Karl holte Notizbuch und Meterstab hervor. Er maß und schrieb und schrieb und maß. Der Müllerbursch stand in der Tür und sah verwundert, wie Karl sich so lange bei der Eiche aufhielt.

Endlich ging er zu seinen Ochsen. Hart rief er sie an. Er knallte, daß der Mühlberg hallte und zog davon. So dachte er sein Herzeleid zu übertönen. Die Augenwimpern waren ihm so feucht. Kam das vom Nebel?

Am Wegrande nach Ziegenrode standen stattliche Eichen. Aus den umnebelten Kronen tropfte es schwer dem einsamen Fuhrmann auf Hut und Hand. Er sah hinauf. Ein Trauerflor hing in den Wipfeln. Die Tropfen brannten auf seiner Hand. Waren es Tränen um die verlorene Schwester? —

V.

Der Herbst verstrich. Der Winter kam und fand die Berghöferin immer noch auf dem Siechbett. Auch der Frühling noch.

Alle Leute hielten Karl an: „Junge, Junge, wie schlecht siehst Du aus? — Das setzest Du nicht durch."

Der Arzt war am Ende mit seiner Kunst.

Eines schönen Morgens im Februar hielt Märten Karl an der Jacke fest und zerrte ihn zurück in den Stall. Verwundert sah Karl auf die etwas verwachsene Gestalt herab. Die klugen Augen sahen ihn innig an. Die sonst so rauhe Stimme nahm einen weichen Klang an.

„Wenn Du doch die alte Fresen mal zu Rate zögest! — Die Jugend will ja nichts mehr von derlei Sachen wissen. Aber guck doch den Schäferhannes an. Weißt ja, wie elend der war. Läuft er nicht wie ein Wiesel, der Vierundachtzigjährige! Und wem verdankt er's? Nur der alten Fresen. — Wär ich an Deiner Stelle, ich versuchte es einmal." —

Karl blickte in zwei treue Augen. „Meinst Du, daß die noch helfen könnte?" Ratlos rang er die Hände und schüttelte den Kopf.

„Glaubst Du, daß Gott durch den Doktor hilft, warum soll er nicht durch die Fresen helfen können?"

„Ich will's versuchen, Märten, es ist meine Mutter."

Wie der Schiffbrüchige nach dem Strohhalm greift, von dem er weiß, daß er ihn nicht retten kann, so tastete Karl einen Weg, von dem ihm sein Verstand sagte, er führt nicht zum Ziele. Dennoch ging er ihn.

Die alte Fresen hatte das Gerücht. Die wunderlichsten Geschichten kreisten über sie. Der leibhaftige Gottseibeiuns sollte oft sie besuchen und seine feurige Einfahrt durch den Schornstein halten. Kühe und Schweine könne sie behexen, die Menschen mit Ungeziefer beladen oder davon befreien. Sie blies die Blattern aus den Augen, stillte das Blut, besprach Wunden. Alle heilkräftigen Kräuter der Umgegend waren ihr bekannt. Daraus verstand sie manch wirksamen Trank zu brauen.

Unter Erlen und Pappeln versteckt, stand ihr Häuschen am Ende des Dorfes. Manche Leute gingen zur Nachtzeit nicht gern daran vorüber. Wer aus der Mühle Milch holte, ließ sich immer etwas Salz hinein streuen, das brach die Macht der Hexe. Und die Ziegenröder Frauen sagten, wenn sie dort vorbei ins Feld gingen: „In Gottes Namen."

Eines Abends ließ Karl die Frau rufen. Sie in ihrem Hause aufzusuchen, wurde übel gedeutet.

An einem Sonnabendabend zwischen elf und zwölf sollte sich Karl droben am Wolfstisch einfinden, das Heilmittel in Empfang zu nehmen. Mit Absicht

wählte die Frau solch unheimlichen Ort. Zeit und Umgebung mußten die Wirkung ihrer Kunst verstärken helfen.

Karl wechselte mit seinem Vater in der Nachtwache ab. In der Dämmerstunde jenes Sonnabends saß er am Bett der Mutter.

Heute fühlte sie sich ausnehmend wohl.

„Ich bin so froh, daß Du die Nacht wieder einmal ausschlafen kannst. Und morgen ist Sonntag dazu. Wie gönne ich Dir's!" —

„Sprich nicht soviel, Mutter, Du weißt, es greift Dich so sehr an." —

„Gar nicht, Karl, mir ist, als könnte ich morgen aufstehen."

„Wollte Gott, es wäre wahr. Du spaßest." — Sie nickte und verzog seit langer, langer Zeit den Mund zu einem sanften Lächeln.

Sie haschte nach seiner Hand und sagte:

„Junge, hast Du denn noch nicht ans Heiraten gedacht? Bist zwar noch jung — aber wenn ich sterbe, bleibt Dir nichts anderes übrig." —

Karl entzog ihr unwirsch seine Hand:

„Ach, Mutter, warum sprichst Du davon? Noch bist Du da, und wenn Du Dich wieder wohler fühlst, —"

„Das Trinchen nähme Dich gern, ich weiß es."

„Mutter, sag das nicht! — Zu alt ist sie für mich." —

„Das ist so schlimm nicht mit dem Altersunterschied. Auch ich war sieben Jahre älter als Dein Vater. Überleg Dir mal die Sache. Dem Berghof wär geholfen." —

„Ich werde mir's überlegen, Mutter. Aber ich muß doch auch Soldat spielen. Wie kann ich da schon ans Heiraten denken?"

„Das geht unmöglich, Du bleibst daheim. Was sollten wir anfangen? Reklamieren muß Dein Vater."

„Das wird nicht so gehen wie Ihr wünscht, Mutter. Aber abwarten wollen wir's. Wie's dann kommt, so müssen wir's nehmen."

„Ja, ja — aber das Trinchen, das Trinchen, behalt es hübsch in Acht, was ich Dir sage." —

Der Berghöfer kam herein. Da schwiegen sie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 15. Mai unternahm der Kasseler Geschichtsverein über Borken und Marienrode einen Ausflug nach Nassenerfurth mit seinen ehemals von der Familie Holzsadel bewohnten, seit 1598 von Baumbachschen Fideikommiß, wo General Eisentraut einen Vortrag über die durch Wallgraben befestigte Burg und das im 30 jährigen Krieg hart mitgenommene Dorf mit seiner 1512 erbauten Kirche, sowie über den trefflichen General von Wutginau hielt, dessen zwei Kinder in dieser Kirche begraben liegen. Die Rückfahrt wurde von den zahlreichen und hochbefriedigten Teilnehmern über Zimmersrode angetreten. — Der Marburger Geschichtsverein unternahm am 26. Mai einen Sommerausflug nach Melnau und Wetter. Vom Bahnhof Wetter aus begaben sich die Teilnehmer teils zu Wagen, teils zu Fuß nach der schön gelegenen Melnau zur Besichtigung der stattlichen Burgruine. Im Burghof schilderte Archivassistent Dr. Schultze die Schicksale der alten mainzischen Feste Elnhoug (wie sie ursprünglich hieß) und die blutigen Kämpfe, die um sie zwischen Hessen und Mainz seit ihrer Gründung um das Jahr 1248 bis zu ihrem Anfall an Hessen 1464 ausgefochten wurden, und erläuterte die vorhandenen Baureste an der Hand der überlieferten Nachrichten. Dem Rückwege nach Wetter folgte die Besichtigung der interessanten Stiftskirche des alten Kanonissenstiftes in Wetter unter Führung des Archivars Dr. Rosenfeld. In der Kirche begrüßte Oberpfarrer Loderhose die Anwesenden und beteiligte sich in entgegenkommendster Weise an der Erläuterung des edlen Bauwerks, seiner Teile und Kunstschätze.

Hochschulnachrichten. Marburg: Justizrat Professor Dr. Westerkamp wurde zu seinem 70. Geburtstag von der juristischen Fakultät eine Tabula gratulatoria überreicht. — Dem Privatdozenten Dr. med. Lohmann wurde der Professortitel verliehen. — Dr. Alfred Rühl habilitierte sich am 14. Mai in der philosophischen Fakultät mit einer Vorlesung über „Die Niederschlagstypen und ihre geographische Bedeutung". — Die Zahl der Studierenden beträgt 2134. Die zum Hören von Vorlesungen Berechtigten sind in dieser Zahl nicht einbegriffen. — Dem Universitätskurator Geh. Justizrat Dr. Schollmeyer wurde der Charakter als Geh. Oberregierungsrat mit dem Rang der Räte 2. Klasse, dem ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Geßner der Charakter als Geh. Regierungsrat verliehen. — Gießen: Hier sind bis jetzt 1261 Studierende immatrikuliert.

Der Salonwagen des Kurfürsten. Vor etwa Jahresfrist berichtete die „Hessische Post", daß der Eisenbahn-Salonwagen des letzten Kurfürsten von Hessen, seines äußeren Schmuckes wie der inneren Ausstattung entkleidet, in der Nähe des Bahndreieckes

aufgestellt sei und als Weichenstellerbude diene. Der Hessenverein zu Kassel hatte aus dieser Notiz Veranlassung genommen, die Kgl. Eisenbahndirektion in einer Eingabe zu ersuchen, daß der historische Wagen, den der Kurfürst zuletzt im Jahre 1863 benutzt hat, als er nach Frankfurt a. M. zum Fürstenkongreß reiste, eine würdigere Bestimmung erhalte. Die genannte Verwaltungsbehörde war auch kulant genug, dem Gesuche zu entsprechen; der Wagen wurde nach eingeholter Genehmigung des Ministers in die Reparaturwerkstätte zurückgebracht und dort im Innern wie auch im Äußeren wieder auf seinen früheren Stand gebracht und soll nun nach Berlin gesandt und dort dem Eisenbahnmuseum einverleibt werden.

Ein hessischer Marsch. Im Hinblick auf die Tausendjahrfeier der Stadt Kassel hat Johann Lewalter einen hessischen Marsch „Schurri" für mittelalterliche Feldtrompeten mit Orchesterbegleitung komponiert. Der Marsch, den Lewalter für Militärmusik instrumentiert hat, ist dem Kasseler Kapellmeister Georg Henkel gewidmet.

Ehrung Kasseler Künstler. Der Architekt Rudolf Zahn in Berlin wurde vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha zum Herzogl. Hofbaurat ernannt. — Dem Schöpfer des Wißmann-Denkmals in Dar-es-Salaam, Bildhauer Adolf Kürle, wurde der Orden Heinrichs des Löwen verliehen.

Der Gräfin Rosalie Sauerma, geb. Spohr der Nichte Louis Spohrs, die am 22. Januar ihren 80. Geburtstag beging, widmet das „Braunschweigische Magazin" in ihrer Mainummer einen Aufsatz, der auch ein Jugendbildnis der Künstlerin aus dem Jahre 1849 enthält.

Kirchenrat Friedr. Aug. Roeschen †. Am 21. Mai wurde der Senior der hessen-darmstädtischen Geistlichkeit, Kirchenrat F. A. Roeschen in Winnerod bei Gießen, zur letzten Ruhe bestattet unter ungewöhnlich zahlreicher Beteiligung aus Nah und Fern. Unerschütterliche Treue pries der Geistliche als Grundzug seines Charakters. Außer dem Kirchen- und Ortsvorstande, sowie dem Krieger-Verein legten unter Ansprachen Vertreter der lutherischen Konferenz für Oberhessen und des hessischen Pfarrvereins, für die der Verblichene stets eifrig gewirkt hatte, Kränze am Sarge nieder. — F. A. Roeschen war den 7. Dezember 1826 zu Ober-Roßbach geboren. Seine Familie entstammte der Mark Brandenburg; sein Großvater fiel 1793 als preußischer Hauptmann bei Kaiserslautern, sein Vater, ein Kämpfer von Jena und Waterloo (als Jägerleutnant), fand 1818 Anstellung als Oberförster in hessischen Diensten; er wurde 1836 von Wilddieben erschlagen. Außer in der Kirche wirkte F. A. Roeschen auch pädagogisch; er leitete mit gutem Erfolge ein gutbesuchtes Lehrinstitut. Viele Schüler hat er direkt zur Reifeprüfung vorbereitet. Literarisch ist er durch Herausgabe von Urkunden von Winnerod (Gießen 1883) und durch Beiträge zur Geschichte der Zauberei (Gütersloh 1886) hervorgetreten. Von 1897—98 gab er reizende Kompositionen (Texte und Melodien) bei F. A. Perthes-Gotha, Illustr. Monatsschr., heraus. 55 Jahre hat er, ununterbrochen aktiv, in Winnerod gewirkt. Am 17. Mai entschlief er sanft und schmerzlos. Nun ruht er unter den Ulmen des stillen Gottesackers. Sein Gedächnis aber wird allezeit gesegnet sein. Az.

Todesfälle. Am 18. Mai starb zu Kassel der 1854 ebendort geborene Kgl. Provinzialschulrat Professor Dr. Christian Baier. Nach dem Besuch des Kasseler Gymnasiums und der Universitäten Berlin und Bonn wirkte er an den Gymnasien zu Elberfeld und Frankfurt a. M., wo ihm 1897 das Direktoriat des Lessinggymnasiums übertragen wurde. 1905 kam er als Provinzialschulrat in seine Vaterstadt zurück, in welcher Stellung er sich die wärmsten Sympathien zu erwerben verstanden hat.

Am 27. Mai verstarb in Kassel der Kgl. Hofspediteur Karl Herwig. Er war lange Jahre Vorsitzender des Kasseler Fremdenverkehrvereins und hat sich als solcher besondere Verdienste erworben.

Am 28. Mai verschied einer der ältesten und seines schlichten Wesens wegen beliebtesten Kasseler Anwälte, der Geh. Justizrat Friedrich Wilhelm Gervinus. Er war in Borken 1834 geboren, besuchte das Kasseler Gymnasium und wurde nach beendetem Studium 1858 Referendar und 1868 beim Kasseler Amtsgericht, 1879 beim Landgericht als Anwalt zugelassen. 1892 wurde er zum Notar bestellt und schied 1907 aus dem Justizdienst.

Verschiedenes. Die Auffindung von 30 Brandgräbern in der Nähe von Marköbel ist deshalb besonders wichtig, weil man bisher in Westdeutschland noch keine Brandgräber aus der Steinzeit gefunden und deshalb angenommen hatte, daß die Sitte des Verbrennens der Toten erst in der Metallzeit aufgekommen sei. — Die römisch-germanische Kommission hat beschlossen, in Gemeinschaft mit dem Hanauer und Friedberger Geschichtsverein die Herstellung einer archäologoischen Karte der Südwetterau in großem Maßstabe ins Auge zu fassen. — Gelegentlich der Ausgrabung des Steinkreuzes unter der Bärenlinde in der Rhön fand Bibliothekssekretär Jakobi ein prähistorisches Grab auf. Nachdem

dieses auch durch Museumsdirektor Dr. Boehlau inzwischen besichtigt wurde, wird voraussichtlich bald die Aufschließung der Grabstätte in Angriff genommen werden. — Graf von Hutten-Czapski, Mitglied des Herrenhauses, will dem Kreis Schlüchtern zum Schmuck des Kreistagsaales die Wappen aller Staaten stiften, die im Laufe der Zeit über den Kreis Schlüchtern oder seine einzelnen Teile geherrscht haben. — Das Knabeninstitut des Präzeptors Julius Luzius im ehemaligen landgräflich hessischen Jagdschloß bei Bingenheim begeht in diesem Jahr sein 100jähriges Bestehen.

Eingegangen:

Angebliche Seitenzweige des Hauses Brabant in den Niederlanden. Von Archivdirektor Dr. G. Freiherrn Schenk zu Schweinsberg. Sonderdruck aus der Zeitschrift „Der deutsche Herold" 1909, Nr. 5.

Hessische Blätter für Volkskunde. Herausg. von K. Helm und H. Hepding. Band VIII, Heft 1. Leipzig (B. G. Teubner) 1909.

Alt-Frankfurt. Vierteljahrschrift für seine Geschichte und Kunst. Redigiert von R. Welcker. Verlag H. Minjon, Frankfurt a. M. 1. Heft.

Kuno und Else. Ein deutsches Sagenspiel in 5 Akten von Karl Engelhard. 142 Seiten. Straßburg i. E. und Leipzig (J. Singer, Hofbuchhandlung) 1909.

Der Totenschädel. Ein Gedichtbuch von Karl Kohlhepp. 80 Seiten. Leipzig-Gohlis (Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung) 1909.

Lustige Verse zu den Fresken im Muschelsaal des Wiesbadener Kurhauses von Karl Heinz Hill. 31 Seiten. Wiesbaden (Verlag von Wilhelm Herz) 1909.

Personalien.

Verliehen: dem Standesherrn Grafen v. Schlitz gen. v. Görtz auf Schlitz das Kreuz der Großkomture des Königlichen Hausordens von Hohenzollern; anläßlich des 25jährigen Bestehens der Kinderheilanstalt Bad Orb dem Gründer der Anstalt Pfarrer Hufnagel-Hanau-Kesselstadt der Wilhelmsorden, dem leitenden Anstaltsarzt Dr. Hufnagel-Orb der Charakter als Geh. Sanitätsrat; dem Rechtsanwalt und Notar Dr. Weis zu Kassel der Charakter als Justizrat; dem Sanitätsrat Dr. Hartmann zu Hanau der Charakter als Geh. Sanitätsrat; dem Arzt Dr. Schidlowsky zu Fulda der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Landgerichtspräsident Muhl in Memel zum Präsidenten des Landgerichts in Marburg; Landgerichtsrat Avenarius zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrat in Celle; Landrichter Volz in Hildesheim (Sohn des verstorbenen Landgerichtsdirektors) zum Kammergerichtsrat in Berlin; Gerichtsassessor Dr. Beyer zum Landrichter in Saarbrücken; Gerichtsassessor Suntheim zum Amtsrichter in Lichtenberg bei Berlin; die Referendare Ebersbach und Dr. Ruhl zu Gerichtsassessoren; Pfarrer extr. Baumgard zu Fritzlar zum Pfarrer in Hombressen; Pfarrer extr. Plannet zum Inspektor des Predigerseminars in Hofgeismar und zum Hilfspfarrer der Parochie Gesundbrunnen.

Bestellt: der Pfarrer extr. Hartwig zum Gehilfen des Pfarrers Herwig in Mörshausen.

Beauftragt: der Pfarrer extr. Möller mit der Versehung der Hilfspfarrei Asmushausen; der Pfarrer extr. Bötte als Gehilfe des Superintendenten Schüler in Oberkaufungen; der Pfarrer extr. Weiß als Gehilfe des Pfarres Hildebrandt in Oberellenbach.

Versetzt: Postdirektor Richter von Gelsenkirchen nach Kassel; Amtsrichter Gellner in Brotterode als Landrichter nach Kassel; Oberförster Flindt in Escherode auf die Oberförsterstelle in Wanfried.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Rechtsanwalt Steinmetz bei dem Amtsgericht in Fulda. — Gelöscht: Rechtsanwalt Born bei dem Amtsgericht in Kassel.

In den **Ruhestand** versetzt: Oberförster Strauß in Wanfried.

Geboren: ein Sohn: Kgl. Kammermusiker Fritz Keller und Frau Käthe, geb. Lotz (Kassel, 16. Mai); Hauptmann v. Stockhausen und Frau, geb. v. Baumbach (Altona, 18. Mai); Dr. med. August Jorns und Frau Martha, geb. Greve (Kassel, 20. Mai); Adolf Ebel und Frau Sophie, geb. Oeser (Marburg, 20. Mai); Amtsgerichtssekretär C. Sturm und Frau Agnes, geb. Breitbarth (Eiterfeld, 20. Mai); Kaufmann Julius Reuffurth und Frau Tina, geb. Braun (Kassel, 24. Mai); Tierarzt Hartmann und Frau Else, geb. Allmeroth (Corbach, 25. Mai); — eine Tochter: Ludwig von Kutzleben und Frau Josephine, geb. Antoni (Gelnhausen, 8. Mai); Dr. med. Kölle und Frau Anna, geb. Meurer (Kassel, 16. Mai); Apotheker Dr. Hardt und Frau Minna, geb. Leister (Wolfhagen, 26. Mai); Oberzollkontrolleur Badenhausen und Frau Helene, geb. Schirg (Leer, Ostfr., 27. Mai).

Gestorben: Rendant Martin Nückel, 57 Jahre alt (Marburg, 14. Mai); Theodor Raacke, 70 Jahre alt (Grebenstein, 17. Mai); Kgl. Provinzialschulrat Professor Dr. Christian Baier, 55 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); Regierungsbauinspektor Ernst Bechtel, 54 Jahre alt, (Kassel, 20. Mai); Frau Dorothea Sangmeister, geb. Lamm, Witwe des Pfarrers, 88 Jahre alt (Kassel, 20. Mai); Färbereibesitzer Stadtrat Karl Liebaug (Schmalkalden, 20. Mai): Pfarrer Heinrich Paul, 46 Jahre alt (Geismar, 23. Mai); Privatdozent der Geologie Dr. Theodor Lorenz (Marburg, 24. Mai); Lehrer a. D. Daniel Dilcher, 77 Jahre alt (Waldkappel, 24. Mai); Rentner Heinrich Wilhelm Heerdt, 67 Jahre alt (Kassel, 25. Mai); Oberbahnhofsvorsteher Rechnungsrat Friedrich Riebeling (Ems, 25. Mai); Rittergutsbesitzer Richard Braun (Oberode bei Hersfeld, 26. Mai); Frau Philippine Schraub, geb. Engelhard, Witwe des Arztes, 89 Jahre alt (Kassel, 26. Mai); Kgl. Hofspediteur Jakob Herwig, 70 Jahr alt (Kassel, 27. Mai); Geh. Justizrat Friedrich Wilhelm Gervinus, 74 Jahre alt (Kassel, 28. Mai); Frau Gertrude Briebach, geb. Hahn, Witwe des Zimmermeisters, 80 Jahre alt (Kassel, 28. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 12. 23. Jahrgang. Kassel, 18. Juni 1909.

Studierende Hessen in Königsberg.

Von Dr. O. Grotefend-Stettin.

Die Matrikel der Universität Königsberg i. Pr., von deren 1. Bande das 1. Heft kürzlich (1908) durch Herrn Professor Dr. G. Erler zu Münster i. W. als Publikation des Vereins für Ost- und Westpreußen herausgegeben worden ist, enthält auch eine Reihe Namen Angehöriger des Hessenlandes. So nennt uns der bisher erschienene Teil, der die Zeit vom Gründungsjahr 1544 an bis zum 26. September 1630 umfaßt, 48 Studenten, die aus den Gebieten der jetzigen Provinz Hessen-Nassau, des Großherzogtums Hessen und des Fürstentums Waldeck nach der so fernen Universität im Osten gezogen sind. Ihre Namen sollen in den folgenden Zeilen wiedergegeben werden; vorher aber seien einige erläuternde Worte gebracht.

27 Städte und Ortschaften erscheinen in dieser Zusammenstellung, und zwar kamen aus Adorf (im Waldeckschen?) 1 Student (Nr. 7), 4 (Nr. 35, 37, 38 und 40) aus Allendorf a. W., je 1 aus Darmstadt (Nr. 41) und Dörnberg (Nr. 27), 2 (Nr. 30 und 36) aus Eschwege, 1 (Nr. 29) aus Frankenberg, 3 oder 4, vielleicht auch 5 (Nr. 3, 6?, 21?, 23 und 42) aus Frankfurt am Main, 3 (Nr. 8, 9 und 11) aus Fulda, je 1 aus Gießen (Nr. 47) Grebenstein (Nr. 18), Grünberg (Nr. 16), Haige (Nr. 25), Hanau (Nr. 1), Hersfeld (Nr. 45), Hessisch-Oldendorf (Nr. 12), Kassel (Nr. 19), Kaub am Rhein (Nr. 31), Korbach (Nr. 34), Laubach (Nr. 21?), Marburg (Nr. 14), Rauschenberg (Nr. 46) und Rosenthal (Nr. 13), 2 (Nr. 10 und 43) aus Rotenburg, 1 (Nr. 44) aus Sachsenhausen im Waldeckischen, 4 (Nr. 20, 22, 32 und 39) aus Schmalkalden, endlich je 1 aus Wetter (Nr. 15) und Witzenhausen (Nr. 2); von 4 Studenten (Nr. 4, 17, 33 und 48) erfahren wir nur, daß sie aus der Grafschaft Schaumburg stammen, während 4 andere (Nr. 5, 24, 26 und 28) einfach als „Hessen“ bezeichnet werden. Fast hinter jedem Namen ist die Summe angegeben, die bei der Einschreibung bezahlt werden mußte, die aber ehren- oder armutshalber erlassen werden konnte. Der letztere Fall liegt bei den hessischen Studenten jener Zeit in Königsberg mehrfach vor; vielleicht galt für diese „Armen“ auch der Grund, den ein süddeutscher Student einmal zur Entschuldigung für seine Zahlungsunfähigkeit vorbringt: er sei durch die Länge seines Reiseweges von allen Mitteln entblößt worden. Wie mancher Jüngling mag sich damals mühsam durch den unwirtlichen Osten Deutschlands bis zur Hochschule am Pregel durchgefochten haben! —

Volljährige Studenten leisteten bei der Inskription den Eid, gehorsam den Gesetzen und fleißig beim Studium zu sein, minderjährige erhärteten dies Versprechen nur durch Handschlag; hierauf beziehen sich die entsprechenden Bemerkungen bei den Namen.

Nicht unwillkommen sind vielleicht die Personalnachrichten, die ich einigen Namen beigefügt habe; zur Unterscheidung von den der Matrikel selbst entnommenen Zusätzen sind sie in eckige Klammern eingeschlossen. Für die Bemerkungen aus den Marburger Matrikeln, Strieders Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, Stölzels Studierende aus Hessen, Geisthirts Werken über Schmalkalden und hessischen Archivalien bin ich meinem lieben Freund und Kollegen Dr. Knetsch in Marburg zu Dank verpflichtet, mir selbst fehlten zu diesen Ermittelungen hier die betreffenden Bücher; andere Notizen habe ich der Arbeit Knetschs „Hessen, Waldecker und Frankfurter in Danzig" in der Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins (1903) entnommen, einzelne Angaben der Matrikel der Universität Frankfurt a. O. (herausgegeben von E. Friedländer als Publikation aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven Bd. 32, 36 und 49) sowie der vor kurzem von der Historischen Kommission für Nassau durch G. Zedler und H. Sommer besorgten Ausgabe der Matrikel der Hohen Schule und des Pädagogiums zu Herborn.

Zum äußerlichen sei noch bemerkt, daß die Personennamen in der Schreibweise der Vorlage wiedergegeben sind, während ich die Ortsnamen und die Zusätze der Matrikel der Einfachheit halber ins Deutsche übertragen habe.

1) 1547 im Winter: Casparus Rodewalt aus Hanau, ist arm; er wird nach einer Abwesenheit von „einigen Jahren" am 3. Oktober 1561 von neuem eingeschrieben.

2) 1548 im Sommer: Henricus Möllerus aus Witzenhausen, ist arm. [Eine ausführliche Beschreibung seines Lebens bei Knetsch, Hessen usw. in Danzig S. 57 ff.]

3) 1550, Juli 1.: Henricus Schinhut aus Frankfurt [am Main], zahlt nichts. [Vgl. über ihn bei Knetsch a. a. O. S. 71 f.]

4) 1551, Mai 13.: Conradus aus [der Grafschaft] Schaumburg, gibt 6 Groschen.

5) 1562, Mai 18.: Johannes Hasentodter, ein Hesse, zahlt 10 Groschen.

6) 1567, April 30.: Johannes Sthenius aus Frankfurt [am Main?], gibt armutshalber nichts.

7) 1571, Mai 20.: Andreas aus Adorf [im Fürstentum Waldeck?], ist arm.

8) 1573, Februar 26.: Gebhardus Windenerus aus Fulda, gibt 10 Groschen.

9) 1573, Februar 26.: Christophorus Schenck aus Fulda, verspricht 10 Groschen zu geben. [Er wird 1570 am Pädagogium zu Marburg immatrikuliert. Matrikel.]

10) 1573, März 28.: Johannes Eckhardus aus Rotenburg in Hessen, ist arm. [Er wird 1565 zu Marburg immatrikuliert. Matr.]

11) 1573, August 28.: Johannes Klee aus Fulda, verspricht mit Handschlag [Gehorsam und Fleiß] und zahlt 5 Groschen.

12) 1574, Juni 4.: Magister Conradus Schlüsselburgius aus [der Grafschaft] Schaumburg, gibt 10 Groschen. [Er ist 1543 zu Hessisch-Oldendorf geboren und stirbt 1619 als Superintendent der evangelischen Kirchen Stralsunds; vgl. über ihn: C. H. Tamms, Konrad Schlüsselburg. Stralsund 1855.]

13) 1575, April 29.: Conradus Rodolphus aus Rosenthal in Hessen, ist arm und wird unentgeltlich eingeschrieben.

14) 1575, April 29.: Casparus Piscator aus Marburg in Hessen, ist arm und wird unentgeltlich eingetragen. [Er wird als Caspar Fischer 1570 am Pädagogium zu Marburg immatrikuliert. Matr.]

15) 1576, Oktober 5.: Daniel Albinus aus Wetter in Hessen. [Er wird als Daniel Weiß 1561 in Marburg immatrikuliert. Matr. Er ist vermutlich ein Sohn des (1552—70) Rentmeisters Heinrich Weiß zu Wetter.]

16) 1576, November 9.: Hermannus aus Grünberg in Hessen; ihm wird wegen seiner Armut und des Glöckneramtes, das er in der Königsberger Universität ausübt, die Zahlung erlassen.

17) 1577, Juni 12.: Heinricus Schlüsselburgius aus [der Grafschaft] Schaumburg, schwört und zahlt 10 Groschen. [Sicherlich ein naher Verwandter von Nr. 12.]

18) 1579, Juni 11.: Bernardus Witzelius aus Grebenstein, zahlt 2 Groschen. [Über seine Familie vgl. Strieders hessische Gelehrtengeschichte Bd. 17.]

19) 1579, Juni 11.: Johannes Mansfelder aus Kassel in Hessen, zahlt 2 Groschen.

20) 1586, April 8.: Adamus Luna aus Schmalkalden. [Er studiert 1574 in Leipzig, vgl. Stölzel, Studierende aus Hessen; 1575 erhält er (Adam, Lorentzen Launs sone) auf seine Bitte zur Fortsetzung seiner Studien in Frankfurt a. O. von der Stadt Schmalkalden 24 Groschen „zu zerunge" (Schmalkalder Stadtrechnung im dortigen Stadtarchiv); 1575 wird er zu Frankfurt a. O. immatrikuliert und zahlt 4 Groschen. Matr.]

21) 1589, September 4.: Crato Hocheimerus aus Laubach, zahlt 10 Groschen und bittet am

20. August 1595 (hier wird er bezeichnet als „aus Frankfurt am Main") wiederum um das Schülerrecht (jus scholasticum), weil er über ein Jahr abwesend war,

22) 1591, Juli 3.: Johannes Clemens aus Schmalkalden, gibt 30 Schillinge. [Über ihn, den Sohn des dortigen Stahlgewerken Georg Clemen vgl. Geisthirt, Schmalkaldia Literata S. 10 f.]

23) 1591, September 4.: Magister Johannes Georgius Strack aus Frankfurt am Main, zahlt 30 Schillinge.

24) 1593, Februar 6.: Conradus Meerpol (!), ein Hesse, ist arm. Am 9. Juni erbittet er, da er im Elend (exul) und in Livland gefangen gewesen ist, wiederum das Schülerrecht und zwar armutshalber unentgeltlich; bei dieser Eintragung wird er Meerboth genannt. [Am 15. November 1586 war er zu Marburg kurz vor Erlangung der Magisterwürde relegiert worden. Matr.]

25) 1593, Juni 11.: Johannes Moenius aus Haiger in Nassau, schwört, gibt aber armutshalber nichts. [Er ist 1588 in der dritten Klasse des Pädagogiums zu Herborn, 1591 in der zweiten Klasse und wird am 9. Dezember 1596 in der dortigen Hohen Schule immatrikuliert. Herborner Matrikel.]

26) 1596, Juni 30.: Heinricus Teising, ein Hesse, ist arm und wird unentgeltlich eingeschrieben.

27) 1596, August 18.: Ludovicus Stannarius, ein Hesse, schwört und zahlt (mit zwei anderen Studenten zusammen) 30 Groschen. [Er stammt aus Dörnberg bei Kassel und wird 1598 in Marburg immatrikuliert. Matr.]

28) 1598, Juni 13.: Wernerus Wengius, ein Hesse, gibt armutshalber nichts.

29) 1600, Mai 22.: Johannes Ludovicus aus Frankenberg in Hessen, schwört und zahlt 1 Taler. [1599 wird er zu Marburg immatrikuliert. Matr.]

30) 1601, Juli 1.: Magister Laurencius Spilnerus aus Eschwege in Hessen, zahlt 10 Groschen.

31) 1603, Februar 3: Philippus Conradus Tiefenbach aus Kaub in der Pfalz, schwört und gibt 30 Groschen.

32) 1604, April 13.: Johannes Simon aus Schmalkalden, zahlt 9 Groschen. [Über seine Lebensschicksale vgl. Geisthirt, Historia Schmalkaldica III, 136.]

33) 1607, Juni 30.: Justus Widemannus aus [der Grafschaft] Schaumburg, schwört.

34) 1609, September 4.: Johannes Fettius aus Korbach in Hessen (!), ist arm. [Er wird 1592 in Marburg immatrikuliert. Matr.]

35) 1611, Mai 9.: Mattheus Lippoldus aus Allendorf in Hessen, zahlt 10 Groschen. [Er wird 1613 in Marburg immatrikuliert. Matr.]

36) 1611, Mai 9.: Nicolaus Confluentinus aus Eschwege, zahlt 10 Groschen.

37) 1611, Mai 9.: Georgius Rodefuchsius aus Allendorf in Hessen, zahlt 10 Groschen. [1617 wird er am Pädagogium zu Marburg immatrikuliert. Matr.]

38) 1611, Mai 9.: Caspar Rengerus aus Allendorf in Hessen, zahlt 10 Groschen. [Vermutlich ist er ein Sohn des Lorenz Renniger aus Meiningen, der seit 1607 einen Barchentwarenhandel in Allendorf a. W. betrieb.]

39) 1611, Juni 6.: Jacobus Baderus aus Schmalkalden, wird unentgeltlich eingeschrieben. [Wohl ein Sohn des Ratsherrn Gabriel Bader in Schmalkalden.]

40) 1612, Juli 10.: Gabriel Finck, ein Hesse, schwört und zahlt 10 Groschen. [Er stammt aus Allendorf a. W. und wird 1607 am Pädagogium zu Marburg, 1609/10 an der Hohen Schule zu Herborn immatrikuliert. Vgl. über ihn Knetsch, Hessen usw. in Danzig S. 35.]

41) 1613, August 29.: Magister Johannes Roslerus aus Darmstadt, wird seiner akademischen Würde wegen unentgeltlich eingeschrieben.

42) 1615, August 17.: Ludovicus Kiselius aus Frankfurt a. M., wird unentgeltlich eingeschrieben.

43) 1616, Mai 1.: Christopherus Mollerus, ein Hesse, schwört. [Er stammt aus Rotenburg und wird am 27. August 1618 Magister in Marburg. Matr.]

44) 1618, Juni 10.: Justus Rennerus, ein Waldecker, schwört. [Er stammt aus Sachsenhausen in Waldeck und wird 1610 zu Marburg immatrikuliert, 10. Januar 1613 relegiert. Matr.]

45) 1621, Mai 23.: Balthasar Pistorius aus Hersfeld, schwört und zahlt 10 Groschen.

46) 1622, August 8.: Cunradus Steinius aus Rauschenberg in Hessen, Sohn des Pfarrers, schwört und zahlt 17 Groschen. [Er wird 1625 zu Marburg als praeceptor paedagogii vereidigt. Matr.]

47) 1628, Dezember 8.: Johannes Balthasar Schuppius aus Gießen, schwört und wird zu Ehren des Marburger Theologen D. Franciscus Hornius unentgeltlich eingeschrieben. [Vgl. über ihn: Strieders hessische Gelehrtengeschichte Bd. 14, S. 43—69.]

48) 1629, Juni 25.: Johannes Theodorus Notholt aus [der Grafschaft] Schaumburg, schwört und zahlt 2 Mark 5 Groschen.

Die hessen-kasselschen Truppen während des Winters 1702 auf 1703 und der Ursprung der sogenannten Mosel-Diversion im Spanischen Erbfolgekrieg.

Nach den Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

Was Auverquerc bewogen hatte, nicht rascher vorzurücken, ergibt sich aus seinem „Mémoire au sujet de la situation des affaires de la Moselle et Hondsruck. Fait à Colonien le 24. Février 1703“, enthalten im Tagebuch des holländischen Generalquartiermeisters v. Dopff (im Staatsarchiv zu Marburg und dort als „Journal“ bezeichnet). Darin stellt Auverquerc fest, daß der nunmehrige Marschall Tallard eine Armee bei Trier versammelt hätte und die Absicht haben könnte: entweder eine Stellung auf dem Hundsrück oder an der Mosel zu nehmen, um zu verhindern, daß dem Markgrafen von Baden Hülfe gesandt würde, oder die Reste der kurpfälzischen, holländischen und hessischen Truppen vom Hundsrück zu vertreiben, um die Einschließung von Trarbach aufzuheben, oder endlich, daß er diese Unternehmungen nur zum Schein mache, um Verstärkungen an die Mosel zu locken, während er dann plötzlich das Ufer wechsle, auf Bonn marschiere und eine Verstärkung hineinwerfe, um selbst mit dem Rest der Truppen über Luxemburg oder Limburg nach den Niederlanden zurückzugehen. „Welchen Entschluß der Marschall auch fassen mag, so verlangt die Vernunft, daß wir mit Vorsicht bis an die Ahr marschieren, wo wir unsere letzten Entschließungen für die Fortsetzung des Marsches zu treffen haben.“

Dies allein ist der Grund, weshalb die Unterstützung nicht rechtzeitig eintraf, und damit die Ursache, weshalb Spiegel, Auverquercs Anweisung vom 7. Februar entsprechend, zurückgehen mußte. Die Erwägungen Auverquercs entsprechen durchaus der vorsichtigen holländischen Kriegführung, die sich überall das Gesetz vom Gegner vorschreiben ließ. Das möchte noch angehen, wenn man nicht für jeden Mißerfolg andere verantwortlich zu machen gesucht hätte. Daß die Unterstützung Gohrs dann überhaupt die Ahr überschritt, ist lediglich in dem Umstande zu suchen, daß die Franzosen eben wieder auf Trier zurückgingen, also für die Einschließung von Bonn keine Gefahr mehr vorlag. Erst jetzt ließ man Gohr mit seinen Truppen aufbrechen, für den nun die Marschstraße durch den Hundsrück nach der Nahe und dem Oberrhein freigeworden war. Am 3. März! traf Gohr bei Alken ein, überschritt am 5. die Mosel, um am 6. an Simmern vorbei mit den holländischen Miettruppen und den hessischen Regimentern Leibgarde zu Fuß, Prinz Wilhelm und v. Schöpping seinen Weg auf Kreuznach zu nehmen.

Aus Vorstehendem dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß die Schuld nicht auf hessischer Seite lag, wenn der Generalleutnant v. Spiegel sich zurückziehen mußte, noch weniger aber ist der in den „Feldzügen des Prinzen Eugen“ gemachte Vorwurf begründet. Hier heißt es Band V, S. 125 f. wörtlich: „Glaubte wieder ein Fürst die Grenzen seines Ländchens gefährdet, so nahm er auch kein Bedenken mitten in den Operationen und ohne Rücksicht auf die allgemeine Kriegslage seine Regimenter von der Armee zurückzuberufen, wie dies bei Trarbach zur nicht geringen Verlegenheit der holländischen Generale, mit einigen hessischen Bataillonen geschah.“ Eine derartige Verunglimpfung hätte in einem Werke wie das in Rede stehende ohne sorgfältige Prüfung der Verhältnisse nicht ausgesprochen werden dürfen, und es kann nicht entschieden genug gegen eine solche leichtfertige Entstellung der Wahrheit Einspruch erhoben werden. Aber es wird ja von vielen Seiten für zulässig erachtet, über alles, was die kleineren Staaten und ihre Fürsten betraf, leicht hinwegzugehen, wenngleich man sich ihren Beistand gern gefallen ließ. An Landgraf Karl und seinen Truppen aber hätte sich mancher Größere ein Muster nehmen können.

Im übrigen entspann sich aus der Aufhebung der Einschließung Trarbachs und dem Rückzug der Truppen ein Briefwechsel zwischen dem Landgrafen einerseits und Auverquerc sowie Dalwigk anderseits. Indem Auverquerc die Verzögerung der Unterstützung zu entschuldigen suchte, ließ er auch durchblicken, daß Spiegel einen übereilten Rückzug angetreten habe, während wir aus der mit den Daten belegten Darstellung und Auverquercs Denkschrift vom 24. Februar den wahren Sachverhalt und die Beweggründe für Auverquercs Verhalten erkannt haben. Der Landgraf unterließ es deshalb auch nicht, in einem

vom 11. März datierten Schreiben an seinen Gesandten v. Dalwigk Auverquercs versteckte Beschuldigung zurückzuweisen und hervorzuheben, daß letzterer nur die eigene und die Saumseligkeit seiner Generale beschönigen wolle. Dalwigk solle deshalb in geeigneter Weise darauf hinwirken, daß der Sachverhalt richtig dargestellt werde, „um die Unsrigen aller unverdienten blasme zu entschütten, damit der hessische Name auch bei dem Pöbel nicht in Mißkredit gesetzt werden möchte".

Aber nicht allein den Rückzug der Truppen von Trarbach suchte man seitens des Generals v. Auverquerc den Hessen aufzubürden, auch für die verzögerte Unterstützung des Markgrafen von Baden suchte Auverquerc den Landgrafen hintenherum verantwortlich zu machen. Es erübrigt hierüber ein Wort zu verlieren, da die Tatsache feststeht, daß die bezüglichen drei hessischen Regimenter bereits am 27. Februar an der Mosel bereitstanden, während Gohr daselbst erst am 3. März eintraf. Hatte sich der Landgraf anfänglich auch gesträubt seine Truppen dem Markgrafen von Baden zu unterstellen, zumal man seine Einwilligung hierzu nicht vorher eingeholt hatte, so ließ er diesen Widerspruch doch alsbald fallen, denn schon am 20. Februar berichtete der Oberstleutnant v. Lübcke aus Köln, daß er Auverquerc die Bereitwilligkeit des Landgrafen, die begehrten drei Regimenter zu stellen, mitgeteilt habe. Demgegenüber kann man nur sagen, daß der Brief Auverquercs an den Markgrafen von Baden vom 3. März 1703 (abgedruckt in „v. Roeder, Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden" I, 134) gelinde ausgedrückt eine Entstellung der Wahrheit enthält.

Auf den Auverquercschen Schreiben an den Markgrafen beruhen nun offenbar dessen Berichte an den Kaiser, die ebenfalls in den erwähnten „Kriegs- und Staatsschriften" enthalten sind, und diese dienten in vorliegender Angelegenheit anscheinend als einziges Material bei Abfassung der „Feldzüge des Prinzen Eugen". Wer das aktenmäßig festgelegte gespannte Verhältnis zwischen dem Markgrafen und dem Landgrafen Karl kennt und den Markgrafen aus seinen eigenen Berichten zutreffend beurteilt, wird sich nicht über dessen Berichte an den Kaiser bezüglich des Verhaltens der Hessen wundern. Aber eins muß hierbei bemerkt werden: überall wo es etwas zu tadeln gab, werden die Hessen als solche bezeichnet, während sie einfach als „Holländer" gerechnet werden, wenn von ihren rühmlichen Taten zu berichten ist. Dagegen sollte endlich von allen Seiten Front gemacht werden.

Wir kehren nun zu dem auf Rheinfels zurückgegangenen Korps des Generalleutnants v. Spiegel zurück. Wir verließen dieses am 26. Februar, als es in der Linie Zell-Kirchberg und rückwärts derselben bis Castellaun Aufstellung genommen hatte, in welcher Spiegel haltzumachen gedachte. Da der Feind jedoch weiter vorrückte und am 27. bis Beuren gelangte, noch 12 Geschütze an sich zog, auch Enkirch besetzte, so hielt es Spiegel für geraten die Kavallerie bei Castellaun zusammenzuziehen und die Infanterie dahinter aufzustellen, um bei weiterem Vorrücken des Feindes die drei hessischen Fußregimenter nach Rheinfels zu werfen, die drei holländischen aber nach Boppard gehen zu lassen. Am 27. langten, wie erwähnt, die Regimenter Leibgarde zu Fuß, Prinz Wilhelm und K. v. Wartensleben bei Alken an, überschritten die Mosel und nahmen bei Buchholz Aufstellung, wo sie in Verbindung mit den drei holländischen Regimentern den etwaigen Vormarsch der Franzosen gegen Rheinfels von der Seite bedrohten. Tettau ging nach Rheinfels, um alle Maßregeln für eine Verteidigung in die Wege zu leiten. Bezüglich der für das Gohrsche Korps bestimmten Regimenter Leibgarde zu Fuß, Prinz Wilhelm und v. Schöpping sandte Tettau in der Nacht vom 27. zum 28. seinen Oberadjutanten v. Hattenbach nochmals an Auverquerc, um zu hören, ob er die Regimenter etwa an sich ziehen wolle, wo nicht, so sollten auch sie nach Rheinfels marschieren. Man wird zugeben müssen, daß alle von hessischer Seite getroffenen Maßnahmen und getanen Schritte vor der militärischen Kritik sehr wohl bestehen können und daß nichts ungerechtfertigter ist als die gänzlich haltlose Verunglimpfung in den „Feldzügen des Prinzen Eugen".

Da nun der Feind, wohl auf die Nachricht von dem Vormarsche Gohrs an die Ahr, nicht weiter vorging und vorwärts des Stumpfen Turmes nur Parteien aussandte, so rückte Spiegel wieder vor und zwar am 2. März bis in die Linie Castellaun-Simmern, die kaiserlichen Husaren darüber hinausgeschoben. Das Regiment K. v. Wartensleben, das allein 240 Mann im Lazarett zu Rheinfels liegen und nicht mehr als 400 Mann mitgebracht hatte, schickte Tettau nach Andernach zurück. Als dann Gohr unter Mitnahme der drei hessischen Regimenter Leibgarde zu Fuß, Prinz Wilhelm und v. Schöpping am 6. März nach dem Oberrhein abrückte, folgten ihm am 7. auch die drei kaiserlichen Husaren-Regimenter.

Bei dem fortgesetzten Rückzuge der Franzosen gegen Trier gingen die jetzt allein auf dem Hunds-

rück stehenden Hessen noch weiter vor und besetzten Zell und Enkirch mit je einem Fußregiment, während die vier Reiter- und Dragoner-Regimenter Ortsunterkunft in der Linie Enkirch-Kirchberg bezogen, wodurch sie die französische Besatzung von Trarbach an jeder weiteren Belästigung des nordöstlichen Hundsrück hinderten. Weiteres zu unternehmen, war die geringfügige hessische Streitmacht außer stande.

So war der März herangekommen, von Ruhe aber für den größten Teil der hessischen Truppen den ganzen Winter keine Rede gewesen. Spiegel und Tettau sahen nicht, wie die Regimenter im Frühjahr vollzählig werden sollten, da die meisten keine Zeit zur Werbung gehabt hatten und an Kranken und Sterbenden mehr verloren, als sie anwerben konnten.

Auch bei dieser Gelegenheit muß man wieder bedauern, daß im ehemaligen Kurstaate so wenig für die Erforschung und Darstellung der politischen und militärischen Landesgeschichte geschehen ist und bei Sperrung der Archive geschehen konnte. Das hat sich bitter gerächt durch die nun in die Geschichtswerke gelangten, prüfungslos immer wieder nachgeschriebenen falschen, ja verleumderischen Nachrichten über alles, was Hessen und sein Fürstenhaus betrifft, Nachrichten und Ansichten, die, einmal ausgesprochen und verbreitet, nachträglich kaum auszurotten sind.

Volkstümliches aus Abterode.

Von Helene Brehm.

(Schluß.)

Kleine Kinder rufen den Vater mit Daidä. Kinder reden Erwachsene und letztere auch sich untereinander mit Dee an. Die Männer werden Vetter, die Frauen Wase genannt. Die Hebamme heißt die Äller (von alt?). Früher ging man die Treppe near, jetzt nunger. Die Verneinung heißt nai, doch wird eine solche, die zugleich Abwehr und Verwunderung zu erkennen gibt, auch durch ein langgezogenes aai ausgedrückt. ‚Nur‘ wird durch ocker, ‚jetzt‘ durch allewiele, ‚neulich‘ durch itzemoal, ‚ganz‘ (z. B. ganz hinten) durch alle, ‚einstweilen‘ oder ‚immer‘ durch als, ‚irgend‘ durch ihwest bezeichnet (z. B. „wenn's ihwest gätt“, wenn's irgend geht). ‚Ein bißchen‘ ist ein Schbierchen (wohl von Spur?), ein Spaß oder Scherz ein Jux, die Türangeln, aber auch Ober- und Unterkiefer, sind das Gewärwe. Leidet jemand an Ausschlag, so hat er Unbucht (wohl von taugen) in sich, die heraus will. Treten Schmerzen, aber auch Regen, Sturm u. dgl. mit Unterbrechungen auf, so kommen sie schdubbenweise (eine Stubbe). Ist etwas trotz längeren Gebrauchtseins noch unbeschädigt, so ist kein Undäbchen daran. Manchmal fühlt sich jemand von einem beleidigt, der doch, seiner eigenen Meinung nach, kein unverkohren (verkehrtes) Wort zu jenem gesagt hat. Sanft, weich ist mille, links ist linde, lauwarmes Wasser ist walch. Wird ein Zimmer nicht oft gelüftet, so riecht es darin schließlich mutzening. Unnötiger Aufwand ist ein Unbaden. Legt man etwas auf Vorrat heimlich weg, so legt man es in den Mutch. Obst wird mear, mürbe. Die Straßengosse ist die Kandel, Schmutz ist Schmarakel, sitzt er am Kleid, so hat man eine Klunder. Genügt etwas, so schickt es, wie denn im Gegenteil manchmal alles nicht schickt und reicht. Ein Irrlicht wird mit Ärrwisch oder auch Wähnerlichde — Wanderleuchte — bezeichnet.

Zankt der Bauer mit seiner Frau, so nennt er sie vielleicht Schingelich — Schindleiche —, auch neuer Schingeleich; er wird wohl auch handgreiflich und denkt: „Änn Wißdearnchen äß goat värr änn Wiewerzearnchen“ (ein Weißdörnchen ist gut für ein Weiberzörnchen). Raucht der Bauer, so blutzt er, dabei bildet sich im Pfeifenrohr Subber. Kautabak wird geschoart, spucken ist schbizzen. Fragt ein Neugieriger einen, wann er irgend etwas tun wolle, so erhält er vielleicht die schnippische Antwort: „Schäferhänschen (eine längst verstorbene Abteröder Persönlichkeit) schbricht, wänn's Ziet äß!“ Auf die Frage, was jemand irgendwo tun wolle, heißt es: „Wecke und Milch essen!“ Äußerstes Erstaunen drückt es aus, wenn jemand sagt: „Ich denke, ich kriege den Plarr!“ Leer wird durch leddig ausgedrückt, doch bedeutet dies auch unverheiratet sein. Wer frichen will, hält Hochzich, neuerdings auch Hochziet. Ein bäuerliches Anwesen heißt ein Werk. Neben oder hinter dem Hause befindet sich die Howeraide. Auf dieser tummelt sich das Federvieh herum. Die jungen, gelben Gänschen heißen Ginsel, auch Willerchen. Gelockt wird das Gänsevolk mit Wulle komme, gejagt mit huht. Die Hühner ruft man mit Bibbchen, auch Gibbchen; ihre Kleinen sind Kichel. Die altmodischen Hühner legten noch Echer und verkündeten diese Tatsache durch Gätzen; die modernen Hennen schenken der Hausfrau Eier. Das Schwein trägt den Kosenamen Ritzchen, was

auch zugleich sein Lockruf ist. Eine Ziege ist eine Hizze, die Katze nennt man Winze.

Neben den Ställen befindet sich das Jauche- oder Siddenloch, aus welchem die Sidde mit dem Schdunz aus- und ins Siddenfaß gefüllt wird. Dieses wurde früher zuweilen auf einem hölzernen auf dem Rücken zu tragenden Gestell, dem Reff, das man nicht mehr kennt, ins Feld geschafft. („Ähles Reff" war zugleich ein Schimpfname für Frauen.) Eine Schiebkarre, die bei Erdarbeiten benutzt wird, eigentlich ein fahrbarer Holzkasten, ist ein Driwwer (von treiben), ein auf dem Rücken zu tragender Korb eine Köhze, ein dicker Bindfaden eine Sieme.

An den Hof schließt sich gewöhnlich der Wearzhob an, d. h. der Garten mit den Küchen- oder Würzkräutern, in dem auch meist ein paar Blumen gezogen werden. Neben diesem Garten befindet sich der Grashob mit den Obstbäumen, darunter Kesber- (Kirsch-) und Quiddschen-(Zwetschen-) Bäume. Reinetten sind Rawoogenäbbel, das Kerngehäuse ein Kriwwes, woran gern die Wisbeln — Wespen — nagen. Dünne Äste sind Zeljen. Sind die Früchte reif, so bubbsen, blutschen oder blutzen sie von selbst herunter.

Fährt der Bauer aufs Feld, so werden die Zugtiere an die Dessel, jetzt Deisel — Deichsel — gespannt und mit der Geschel — Peitsche — angetrieben, gelenkt durch die Zurufe hott und haar. Den Leitstrick muß er duhne — stramm — halten (das Wort bedeutet aber auch betrunken sein), besonders, wenn er etwa mit dem Gefährt jackert — schnell fährt —. Auch darf der Bauer die Koore — Kurve — nicht zu kurz nehmen. Auf dem Feld gibt's öfters Hubbel – Erhöhungen –, doch auch Vertiefungen oder Dellen. (Auch kann ein ganzes Dorf in einer Delle liegen. Einbeulungen an Gegenständen heißen auch Wabben.) Kartoffeln oder auch andere Pflanzen dürfen nicht zu breade — dicht — gesetzt werden. Gewächse, die auf zu fettem Boden stehen, werden quadd, solche, die ohne genügendes Licht aufwachsen und deshalb zu sehr in die Stengel schießen, werden schmeiderig oder gahksen in die Höhe, sind gahkserich. Grummet heißt Ummet; die Sense wird gehaart. Regnet es fein, so fisselt's, schneit's, so schnichet es. Der Wald heißt in der Bauernsprache die Hecke, Erdbeeren Ährbel.

Ein Frühjahrsspiel der Kinder ist das Illerschießen, wobei die Ausdrücke drubbs, heb' ich, uhs däme gebraucht wurden. Die Samenkapseln der Herbstzeitlose, die sog. Schlubberwecke, wurden auf biegsame Stöckchen gespießt und in die Luft geschleudert — geschlubbert. (In der Walpurgisnacht holen sich die Hexen die Spitzen der Schlubberwerksblätter und bereiten sich davon Salat auf dem Blocksberg.) Ein anderes, nun veraltetes Spiel war das Ballschlagen, an dem sich Knaben und Mädchen beteiligten; jetzt spielen die Dorfkinder — Diabolo! Eine heute gleichfalls unmoderne Unterhaltung für kleinere Kinder war das Dril itz. Durch einen Hosenknopf wurde ein zugespitztes Hölzchen gesteckt, und man ließ dann den dergestalt hergerichteten Tanzmeister sich auf dem Tische drehen. Ein bei Mädchen sehr beliebtes Spiel im Freien war das Fangsteinchenspiel, das auf steinernen Treppen, Haustürschwellen, Gartentischen usw. mit Leidenschaft betrieben wurde. Fünf Steinchen oder auch nur vier, in diesem Falle aber auch ein Bicker, d. h. eine Stein- oder Tonkugel, waren dazu nötig. Im Winter, wenn die Killebe — Kälte — auch noch so groß ist, fahren die Kinder Schlitten mit der Jippe oder schurren auf dem Eise. Der sich in den Weg oder vors Ziel Stellende wird durch den Zuruf Silo gewarnt. An den geruhsamen Winterabenden besuchen sich die erwachsenen Dörfler zu einem gemütlichen Schwätzchen, d. h. sie gehen schbellen (vom gotischen spill = Rede, nach Weigand).

Als vergessene Scherzlieder, vielleicht sogar Tanzlieder, da sie nach Tanzweisen gesungen werden, möchte ich noch sione hin — ohne hin zu sehen = wahllos — anführen:

„Besenbinders Tochter
Und Köhzenflickers Sohn,
Die hatten sich versprochen
Und wollten sich auch hon."

— — —

„Hänschen saß im Schornstein
Und flickte seine Schuh,
Da kam des Nachbars Gretchen
Und sah ihm fleißig zu.

Ach, Hänschen, willst du freien,
So freie du nur mich,
Ich hab' 'nen blanken Taler,
Der schickt für mich und dich!"

— — —

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt das Mädel mit?"
„Ein' Schleier und ein' Federhut,
Der steht dem Mädchen gar so gut."

— — —

„Tanz mit der Giebel, tanz mit der Giebel,
Geh' mit der Giebel heim;
Dreh' dich 'mal um,
Sei nit so dumm!"

— — —

„Mädel, wasch' dich, putz' dich, kämm' dich schön,
Du sollst auch mit zur Hochzeit gehn!"

— — —

„Hast du den Mann mit dem Hut nit gesehn?"

— — —

„Lott' ist tot, Lott' ist tot,
Jule liegt im Sterben."
„Das ist gut, das ist gut,
Gibt es was zu erben."

Ein Kinderreim, bei dessen Hersagen sich zwei Kinder kreuzweise die Hände reichten, wie beim Schlittschuhlaufen und dabei marschierten, lautet:

„Woll'n einmal spazieren geh'n
Auf die Wilhelmshöher Allee.
Kamen zwei Franzosen,
Hatten rote Hosen,
Hatten grüne Käpplein auf,
Oben saß der Kuckuck drauf.
Rirarutsch, katutsch."

Bei den letzten Worten wechselten die Kinder, ohne die Hände zu lösen, ihre Stellung, so daß die Rechtsgehende die Linksgehende wurde, und umgekehrt.

Damit wäre mein volkskundlicher Vorratsschatz für diesmal alle und ich schließe deshalb mit dem Abschiedsgruß der Dörfler, den sie sich beim Auseinandergehen zurufen, wobei sie sich vielleicht ein Stückchen värr Wäges bringen, d. h. begleiten: „Macht's goat!" — Ich setze hinzu: „Bis villichde uff änn änner Moal!"

Immer die Heimat.

Je mehr ich weiter geh,
Je lauter eine Glocke tönt
Mit ihren Schlägen in mein Herz; —
Und von des Hochgebirges Schnee
Klingt seltsam, sonnenlichtverschönt,
Ein Gruß ins Läuten erdenwärts.

Ein freundlich stiller Gruß.
So heimatwohlig, wunderlicht,
Als käm er aus der Kinderzeit;
So lieb und nah, als ging mein Fuß,
Befreit von Kampf und harter Pflicht,
In seliger Abgeschiedenheit. — —

Wie groß wird meine Welt!
Sie reicht bis übers Wolkenmeer,
Sie greift bis an den Himmelssaum
Und holt sich aus dem blauen Zelt
Ein längst begrabnes Leben her,
So schön, ich kann es sagen kaum.

München. Gustav Adolf Müller.

Die Einweihung des neuen Kasseler Rathauses.

(Mit dem Bildnis des Erbauers.)

Der offiziellen Einweihung des in der vorigen Nummer des „Hessenland" beschriebenen Kasseler Rathauses ging am Abend des 8. Juni eine von etwa 1000 Sängern des Kurhessischen Sängerbundes im Ehrenhof des neuen Monumentalbaues dargebrachte Serenade voraus. In der Frühe des nächsten Tages ertönten festliche Choräle vom Rathausturm herab. Um 11 Uhr fand dann die eigentliche Weihe des neuen Hauses statt. Oberbürgermeister Müller, mit der schweren goldenen Amtskette geschmückt, hielt die formvollendete Festrede, in der er des neuen Frühlings nationalen und wirtschaftlichen Lebens gedachte, der mit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ins Land zog, der wichtigen sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben, die mit der räumlichen Ausdehnung der Stadt und der Bevölkerungszunahme an den Verwaltungskörper herantraten. Nach einer kurzen Darlegung der Baugeschichte gab er dem Wunsche Ausdruck, daß der in hoher Schönheit aus den Häusern der Stadt Kassel emporragende Bau, der größte, den sie jemals unternommen habe, und der noch fernen Zeiten Kunde geben werde von der Kraft und Schaffensfreude heutigen Bürgertums und der hohen Blüte der Kunst und des Handwerks unsrer Tage, alle Zeit von regem und reichem Leben umflutet werde, friedliche und glückliche Zeiten und vor allem ein starkes und stolzes Bürgertum schauen möge, dem selbst in den Tagen der schwersten Not die Wohlfahrt der Stadt das höchste Gesetz bedeutet. Indem er dieser Wohlfahrt das neue Haus weihte, galt sein Hoch dem deutschen Kaiser. Nach der Feier erfolgte, während auf der Terrasse des Ehrenhofes Festkonzert stattfand, eine Besichtigung der Innenräume. Wie zu dieser Feier, so waren auch zu dem auf 7 Uhr abends festgesetzten Festmahl im Rathause etwa 400 Gäste geladen. Während des

Mahles sprach zuerst Geh. Kommerzienrat Pfeiffer, der rühmend den Gemeinsinn des Bürgertums hervorhob, dessen Kraft einen so stattlichen Bau durch die Hand eines hervorragenden Künstlers ermöglicht habe. Redner warf einen geschichtlichen Rückblick auf die Entwicklung deutschen Städtewesens und gedachte mit besonderer Wärme der hessischen Fürsten, die für ihre Hauptstadt und deren Umgebung Großes geleistet hätten. Oberbürgermeister Müller gab der Freude darüber Ausdruck, daß die Stadt nach langer Zeit wieder Gäste in ihrem Rathause empfangen könne, und leerte auf das Wohl der Gäste einen vom kommandierenden General Frhrn. v. Scheffer-Boyadel gestifteten kostbaren Pokal. Der Kommandeur der 22. Division, Generalleutnant Freiherr von Plettenberg, sprach die Glückwünsche der Kasseler Garnison aus, der ja z. T. die Tradition der althessischen Regimenter übertragen sei. Oberpräsident Hengstenberg weihte sein Glas der Residenzstadt Kassel und ihrer Bürgerschaft mit dem Wunsche, daß es der Stadt nie an opferwilligen Männern der Selbstverwaltung fehlen möge, die in treuer selbstloser Arbeit das Wohl des ihnen anvertrauten Gemeinwesens an dieser Stätte zu fördern bereit sind. Bürgermeister Jochmus gedachte der mancherlei unausbleiblichen Schwierigkeiten, die die Entstehung des Baues mit sich brachte. Sein jubelnd aufgenommenes Hoch galt dem Erbauer, dem Architekten Karl Roth. Justizrat Dr. Schier toastete auf den Oberbürgermeister und den Stadtverordnetenvorsteher und sprach den Wunsch aus, daß der Bau allezeit die Einmütigkeit und Einheit der Kasseler Bürger versinnbildlichen möge. Etwa um Mitternacht hatte das glanzvolle Fest sein Ende erreicht.



Architekt Karl Roth.
Aus dem „Rathaus-Gedenkblatt“ des „Kasseler Tageblatt und Anzeiger“.

Aus dem gleichen Anlaß erschien eine im Auftrag des Magistrats von Oberbibliothekar Dr. H. Brunner verfaßte Festschrift „Geschichte der Kasseler Rathäuser“, die, 98 Seiten stark und mit 38 Abbildungen geschmückt, zunächst unter Heranziehung des einschlägigen Materials und mit Benutzung bisher noch unveröffentlichter Urkunden eine anschauliche Geschichte der fünf alten Kasseler Rathäuser enthält und auch ältere, nicht ausgeführte Rathausprojekte mitteilt. Den Beschluß bildet eine Baubeschreibung des neuen Rathauses nach den Aufzeichnungen des Stadtbaumeisters Arnolt. — Ein kleines Meisterwerk graphischer Kunst bildet das vom „Kasseler Tageblatt“ unter Ernst Zöllners Redaktion herausgegebene „Rathaus-Gedenkblatt“ (16 S. Folio, Preis 50 Pfg.), aus dessen reichem Bilderschmuck die Wiedergabe der städtischen Körperschaften, der Innenarchitektur des Rathauses, der alten Kasseler Rathäuser und zahlreicher Porträts hervorgehoben sei. Sowohl das neue als die alten Rathäuser werden ausführlich im Text behandelt. — Gleichfalls in Folio (8 Seiten, Preis 10 Pfg.) erschien das von der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“ herausgegebene und von Richard Weber redigierte „Festblatt zur Weihe des neuen Rathauses“. Auch hier finden wir eine ausführliche Beschreibung des neuen Baues und einen Aufsatz über die alten Kasseler Rathäuser. Die Illustrationen zeigen den Kasseler Magistrat, die Stadtverordneten, die Kasseler Rathäuser, das Kasseler Wappen am Altstädter Rathaus sowie am Hochzeitsbau (Stadtbau) und das im Rathaus hängende Landgraf Philipps-Bild von Michel Müller. — Zur Ergänzung der Literatur sei auch noch auf einen kritischen Aufsatz von Architekt Ludloff über das neue Kasseler Rathaus im „Kasseler Stadtanzeiger“ („Hess. Post“) vom 9. Juni hingewiesen.

H.

Vom Kasseler Hoftheater.

Die Saison ist zu Ende. Das alte, durch tausend liebe Erinnerungen geweihte Haus hat seine Pforten auf immer geschlossen. Ehe es aber an das Abschiednehmen ging, galt es, einigen bewährten und beliebten Künstlern Lebewohl zu sagen. Besonderen Anteil nahm das Publikum an Herrn Weltlingers Scheiden. Unser Heldentenor, der seine prächtigen Stimmittel stets in künstlerischster Weise meisterte, der über ein nicht gewöhnliches Darstellungsvermögen verfügte und jeder Aufgabe, die ihm zufiel, sich mit Hingebung und Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit weihte, durfte noch einmal den Zoll freudiger Dankbarkeit und herzlicher Anerkennung entgegennehmen. Das Publikum versteht eben nicht, weshalb man sich der Mitwirkung eines Künstlers beraubt, dessen klangvolles und mächtiges Organ noch nichts an Wohllaut, Frische und Kraft verloren hat. So dicht sind doch die guten Heldentenöre nicht gesät.

Mit tiefem Bedauern sah man Herrn Weltlinger scheiden, und in zahllosen Hervorrufen, in mächtigen Blumenspenden, in rauschenden Zurufen machte sich die Begeisterung Luft, als der Künstler als Florestan im „Fidelio" zum letzten Male die Bretter betrat. Am gleichen Abend schied Fräulein Seiffert aus dem Verband der Königlichen Bühne. Auch ihr wurden Beweise freundlichster Anerkennung zu teil. Von dem Personal des Schauspiels geht Herr Stiewe. Nicht immer ist der Referent mit seiner Auffassung einverstanden gewesen. Aber ein Künstler von ernstem Wollen, dem mancher Wurf glückte, scheidet mit ihm.

Und dann kamen die letzten Abende im alten Bau. Am Sonntag die letzte Schauspielvorstellung, „Macbeth", Montag als letzte Oper Spohrs „Jessonda". Pietätvoll hatte man das Shakespearesche Stück gewählt, weil mit ihm die Ära des deutschen Schauspiels vor 124 Jahren begann. Mit zwingender Gewalt zog die Tragödie des Ehrgeizes auch dieses Mal die Hörer in ihren Bann. Folgerichtiger, straffer, prägnanter ist keins der Stücke des großen Briten aufgebaut, logischer kein Charakter entwickelt, stimmungsreicher keine seiner Schöpfungen ausgestaltet. Eine Reihe von Jahren zieht an uns vorüber, — sie erscheinen uns in ihrer gedrängten Handlung wie eine kurze Spanne Zeit. „Es ist," — um ein Schlegelsches Wort zu gebrauchen —, „als ob die Hemmungen an dem Uhrwerk der Zeit herausgenommen wären und nun die Räder unaufhaltsam abrollten." Die dunkeln, unheimlichen Mächte, den Donner des Himmels und den Wahnsinn, — alles stellt mit Meisterhand der Dichter in den Dienst seiner Idee. Und die Kunstfreunde — ach, es waren nur wenige und sie befanden sich größtenteils auf der Galerie — lauschten andächtig den Offenbarungen des dichterischen Genius. — Herr Hertzer hatte die Tragödie wirksam inszeniert. Alles deutete darauf hin, daß wir uns in grauer Vorzeit befinden. Die Schlachtszenen vermieden, soweit es eben angeht, die Klippen, die der Nahkampf auf der Szene immer bietet, das Bankett war bewegt und natürlich arrangiert. Vielleicht hätte man dem Königspaar in diesem Auftritt mehr Raum zur Entfaltung seines Spieles geben können. Beim Erscheinen des Geistes Banquos merkte man allzu deutlich, daß er aus der Versenkung kam. Von den auf der Bühne befindlichen Personen sieht nur der König diesen Geist. Warum muß das Publikum scharfsichtiger sein als die schottischen Granden? Man lasse daher das Gespenst ganz fort oder stelle Banquos Platz in den Schatten, so daß an den betreffenden Stellen — wie wir es früher hier sahen — durch einen gespensterhaften Lichtstrahl eine unbestimmte, verschwommene Gestalt sichtbar gemacht wird. Eindrucksvoll und mit tiefer Wirkung waren die Hexenszenen angeordnet. Der Dank, der Herrn Hertzer durch wiederholten Hervorruf und Kranzspenden ausgesprochen ward, war wohlverdient. Die Titelrolle gab Herr Bohnée ganz vorzüglich. Mit markigem, tönendem Organ brachte er die bilderreiche Sprache zur eindringlichen Wirkung. Von dem Augenblick an, da der teuflische Vorsatz in ihm sich regt, bis zum Schluß wußte dieser Macbeth uns zu fesseln und zu ergreifen. Frau Bayrhammer spielte die Lady vortrefflich. Wie sie die Funken in des Gatten Seele zur verzehrenden Flamme entfacht, wie sie entschlossen und skrupellos bei der Freveltat mitwirkt und wie ihr Geist durch Reue und Grauen in Wahnsinn sich nachtet, das war ein Gemälde von ergreifender Tragik. Aus der großen Zahl der übrigen Darsteller seien der würdige Duncan des Herrn Hellbach, der ritterliche Macduff des Herrn Alberti, der außerordentlich charakteristische Banquo des Herrn Jürgensen mit Anerkennung genannt.

Der letzte Abend brachte Spohrs „Jessonda". Seit einigen Lustren ist die Oper hier nicht gegeben worden. Mag auch manches in ihr veraltet anmuten und als Konzession an den damaligen Kunstgeschmack erscheinen, mögen die Mängel des Librettos sich uns auch fortgesetzt fühlbar machen, das Genie Spohrs spricht aus diesem Werk eine vernehmliche, ergreifende Sprache. Feinstes musikalisches Empfinden, vollendete Charakterisierungskunst, geniale Erfindungsgabe einen sich zu einem Ganzen von berückender Schönheit und künstlerischer Kraft. Hoffentlich wird die Oper im neuen Hause häufiger aufgeführt. Zumal wir in Frau Berny eine ganz vorzügliche Vertreterin der Titelrolle besitzen. Ihr klangschönes, vortrefflich geschultes Organ, ihre deutliche Aussprache, ihre treffliche Darstellungskunst trugen ihr den lauten Beifall des Publikums ein. Frl. Herper war eine außerordentlich wirksame Amazili, Herr Wuzél verkörperte den General gesanglich und darstellerisch ausgezeichnet. Herr Professor Dr. Beier leitete die Aufführung meisterhaft.

Den Schluß des Abends bildete ein Epilog von Joseph Lauff, von Frl. Jähnert mit schönem Ausdruck vorgetragen. Der Wiesbadener Hofdichter erhebt sich in diesem Schlußwort nicht über das bekannte, konventionelle Niveau. Er macht die ganze griechische Mythologie mobil und führt Apoll und den Phönix, die Horen und die Kamönen, Euterpe, Thalia und Melpomene vor. An Herz und Gemüt hat er uns nicht gerührt. Das Abschiedswort hätte der einzigartigen Vergangenheit unseres Theaters gerecht werden, es hätte individuelles Gepräge tragen müssen. So in seiner glatten Verallgemeinerung kann es auch beim Schluß des Theaters in Treuenbriezen und Kötzschenbroda noch Verwendung finden. Dann senkte sich der eiserne Vorhang.

Mit stiller Wehmut sehen wir das alte Haus fallen. Zwar nicht mit ungemischter Freude konnte man der Entwickelung der Kunstbestrebungen zuschauen, die in ihm in letzter Zeit walteten. Allzu weiter Spielraum war der leichten Muse gegönnt worden. Operetten, nicht einwandfreier Art, nahmen im Spielplan einen großen Platz ein. Konzessionen an den Modegeschmack und an den Kassenrapport herrschten vor. Solches Entgegenkommen braucht — und das ist sein Hauptvorzug — ein Hoftheater nicht zu üben und hat es auch früher nicht geübt. Wenn man allerdings die gähnende Leere in der Macbeth-Vorstellung und die Fülle in der „Dollarprinzessin" betrachtet, ist man geneigt, der Theaterleitung mildernde Umstände zuzugestehen. Hoffen wir indes, daß das Repertoir im neuen Haus sich wieder mehr den alten bewährten Traditionen früherer Zeit anschließen und der wahren, hohen und reinen Kunst ihren dominierenden Einfluß wahren wird. . . .

Mit den Novitäten hat man in letzter Zeit keine glückliche Hand gehabt. Wertlose Stücke hatten das unverdiente Glück, für hoftheaterfähig angesehen zu werden. „Der kleine Landprediger" und „Der Dummkopf" stellen den Gipfel des darin Erreichbaren dar. Hoffen wir, daß im neuen Prachtbau strenger gesichtet werde, damit in ihm nie minderwerte Erzeugnisse die Werke echter Dichtkunst verdrängen. ... Möge der stete Wechsel im Personal der Oper und des Schauspiels einem dauernden festgefügten Ensemble Platz machen. Ein solches mit ausgeglichenem, erst durch langes gemeinschaftliches Wirken zu erreichendem Zusammenspiel ist erstrebenswerter als die Möglichkeit, kleine Mängel des einen oder andern Künstlers durch ein neues Engagement zu beseitigen. Möge in dem neuen Heim die gute Überlieferung des alten sich fortsetzen und erneuern! Dann werden die großen Opfer, die unsere Stadt gebracht, nicht vergeblich gewesen sein, dann wird das Hoftheater uns bleiben, was es uns war: eine Pflanzstätte alles Schönen und Edlen, ein wirklicher Tempel der Kunst!

Hermann Blumenthal.

Gedichte von Th. Endemann.

Der alte Hein.

Im Pfarrhaus zu Ölsen jahraus, jahrein
Diente als Pfarrknecht der alte Hein*) —
Ein langes Gestell, ein hag'res Gesicht,
Hellblaue Augen, einfältig und schlicht,
Tiefe Furchen und Falten aus schlimmen Jahren,
Denn vieles hatte der Alte zu tragen:
Der Karl — gefallen bei Gravelotte;
Die Marthe — verlaufen. — Wohin? weiß Gott — —
Noch nicht genug! Ein Wetterschlag
Traf seines armen Häuschens Dach! —
Und nichts versichert! — Die Bibel allein
Rettete aus den Flammen der Hein
Und das kranke Weib, gelähmt vom Schlag,
Die dann doch bald zusammenbrach —
Gott Lob und Dank! — Sie trugen sie fort;
Sie hatte nun Ruhe, und er — „Gottes Wort". —
In „Gottes Wort" spann er sich ein
Immer tiefer und tiefer, der alte Hein. —
Der Pastor nahm sich seiner an,
Ein frommer und tiefernster Mann.
Er wurde Pfarrknecht und war im Port:
Er hatte den Pfarrer und — „Gottes Wort". —
Dann starb der Pastor, und aus dem Haus
Mußte mit ihm auch der Hein hinaus.
Er mietete sich ein elendes Loch,
Aber — „Gottes Wort", das blieb ihm doch! —
So saß er an manchem Feiertag
Und grübelte über der Bibel nach
Immer schwerer und tiefer, bis ihm dann
Sein bißchen Verstand in nichts zerrann. —
Wann er durchs Dorf ging, murmelte er
Seine Bibelsprüche vor sich her
Und grüßte alle „im Namen des Herrn",
Aber alle mochten ihn gern;
Keiner höhnte, denn kommt sie in der Gestalt,
Dann macht der Spott vor der Narrheit Halt.
War er fröhlich, dann wußten es alle: Heut
Gibt ihm ein froher Spruch das Geleit.
War er ernst und traurig, dann wußte man:
Mit 'nem schweren Spruche fing heut er an. —
Und zuletzt, im Sommer, zur Erntezeit —
Das ganze Dorf war im Feld zerstreut —
Der Himmel war blau, und das Wetter gut,
Da kam er im hohen Kirchenhut
Mit dem schwarzen Flor und im Kirchenrock,
Die Bibel im Arm und steif wie ein Stock
Aus dem Dorfe heraus und ging durchs Feld,
Den Blick schon in eine andre Welt. —
Die alte Dorette sprach ihn an:
„Gun Dag ok, Hein, un segg mik man,
Wo geihst Du hön im Sunndagsstaat?"*)
„Ich gehe zu Gott, durchs Wasserbad!"
Lang' sah ihm die Dorette nach:
Er ging durch den grünen Wiesenhag,
Er schritt durch das Weidicht, er schritt durchs Rohr
Ins Wasser hinein, die Bibel hoch!,
Immer weiter —, die Wellen hoben ihn —,
Und reißend trug ihn der Sturm dahin.
Doch mit lauter Stimme im Weiterschweben
Sang er: „Valet will ich Dir geben!" —
Laut schrie die Dorette, und Schrader-Johann
Sah ihn treiben und sprang in den nächsten Kahn.
Schon reicht er die Stange dem schwebenden Wunder,
Da ging's in den glänzenden Fluten unter.
Bald fand man ihn und trug ihn ans Land.
Die Haare waren verklebt mit Sand,
Doch ein Lächeln lag um den bleichen Mund:
„Nun bin ich bei Gott — und bin gesund!"

*) Hein abgekürzt von Heinrich.

*) Weserplatt. (Oberweser)

Unter dem Kastanienbaum.

Noch schwebt mir nach ein holder Frühlingstraum:
Voll Blütenkerzen der Kastanienbaum
Beschattet kühl den muntern Rieselquell,
Der aus den moos'gen Steinen silberhell
Zum klaren Becken murmelnd niederfließt,
Das — meines Mädchens Spiegelbild umschließt.
— Mit ihrem Schöpfkrug stand sie lieblich da
Wie das Phäakenkind von Scheria! —
Ihr Gärtchen lag im vollen Sonnenbrand,
Und doch — sie regte nicht die flinke Hand
Und dachte nicht an ihrer Blumen Not,
Weil sie — mir ihre frischen Lippen bot. —
Und schimmernd über unserm Liebestraum
Voll Blütenkerzen der Kastanienbaum.

Die Trillereiche.

Eine Dorfgeschichte von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Als die Lampe angesteckt wurde, ging Karl hinaus, die Abendarbeit zu verrichten. In der Tür begegnete ihm Frau Rehm. Eine Abendsuppe hatte sie für die Kranke bereitet.

Lange waren sich die Frauen der benachbarten Höfe aus dem Wege gegangen. Daran waren die Hühner schuld. Einmal die vom Rehmshofe, die ihre Eier gern in Hessens Scheune legten, und dann die vom Berghofe, die Rehms großen Gemüsegarten fleißig zerkratzten. Seitdem aber die Berghöferin dauernd zu Bett lag, hatte es die Nachbarin über sich gewonnen und sie besucht in ihrer Trübsal.

Es schlug zehn auf der Kirche. Da erhob sich Frau Rehm. Karl leuchtete ihr auf dem Heimwege. Als er noch einmal in die Kammer trat, schien die Mutter schlafen zu wollen. Sie sah so müde aus und so blaß. Leise trat er zurück. Auf den Zehen verließ er die Stube, wo der Vater am Tisch vor der Bibel saß.

Es war eine mondhelle, stürmische Nacht. Schaltern schlugen laut. Heulend fuhr es durch die Talschlucht. Der alte Nußbaum ächzte wie ein sterbender Greis. Wolkenherden wälzten sich weglos am Himmel hin.

Karl hatte leise das Scheunentor geschlossen. Durch Gärten und Wiesen schlich er. Vom Wirtshause drang der Jubel seiner Altersgenossen an sein Ohr. Der Sturm trug die Freudenklänge der Jugend von dannen. Als ob er sie zürnend am Hügel zerschellt hätte, so klang der Widerhall der Lieder.

Die Hütte der Alten lag im Dunkel. So stieg er denn bergan. Über leere Äcker schlängelte sich der Pfad zum Waldrande. Des feuchten Bodens Glätte hinderte sehr am Emporkommen. Oft rettete ein kühner Griff ins dornige Gebüsch vor dem Rückwärtssinken.

Endlich war die Höhe erklommen. Eine freie Halde, auf der sich die schwarzen Gestalten der Wacholderbüsche gespensterhaft am bleiernen Himmel abhoben, empfing den nächtlichen Wanderer. Auf einer hügelartigen Erhöhung der ausgedehnten Hochfläche stand ein Denkstein. Karl wußte, was er bedeutete. Ein Hirtenknabe war hier einst vom Blitz erschlagen. Karl zog die Mütze ab und sprach ein kurzes Gebet. Da lenkte der Pfad zur Linken ins Gebüsch. Zwischen Kiefern und Buchen hindurch ging es zum Wolfstisch.

Zögernd schritt er vorwärts, Todesahnung im Gemüt. Durch die entblätterten Stämme irrte der geisterhafte Schein flackernden Feuers.

Wenige Schritte trennten ihn noch von dem rätselhaften Weibe. Die groben Züge malten die Flammen kupferrot auf die schwarze Nacht. Ihre Linke hielt ein Gefäß über die Glut. Die Rechte rührte darin mit einem Hölzchen. Die Lippen bewegten sich. Geheimnisvolle Laute schienen sie zu lispeln.

Sie verfuhr genau nach ihrem Wunderbuche, das neben ihr am Boden lag. Darin stand zu lesen: „So ein Mensch das Reißen in den Gliedern und die laufende Gicht hat, daß er lähmet, so zerreibe getrocknete Fuchsleber in einem Topf mit Branntwein, koche es gut über dem Feuer und tue zehn Minuten ein Säcklein lebendiger Ameisen hinein. Den Trank gib dreimal vor Sonnenaufgang. Das hilft."

Eben legte sie das Stäbchen weg, um ein Säcklein in die Brühe zu halten. Da stand Karl vor ihr. Mit einem Blicke bot sie ihm Stillschweigen. Vor seinen Augen goß sie den dampfenden Inhalt in ein Gläschen, verkorkte es und stellte es auf den großen Steinblock. Wie ein Altar stand der auf dem waldumhegten Raume, dicht an einem Abhange, von dem sich am lichten Tage eine herrliche Landschaft überblicken ließ. Vermutlich war hier ehemals eine heidnische Opferstätte gewesen.

Neben dem Gläschen lag ein kleines, zusammengerolltes Papier, das sich fortwährend hin und her bewegte. Regenwürmer waren darin. Damit sollte der Kranken der Leib eingerieben werden. Eigentlich mußte das die Alte, wie sie sagte, selbst besorgen. Aber reiner Kindesliebe — so meinte sie — sei es gegeben, den Zauber der Krankheit zu bannen, wenn sie des rechten Spruches mächtig sei. Dieser aber wirke nur dann in des Uneingeweihten Munde, wenn er an geheiligter Stätte von Munde zu Munde gehe.

Während die Alte vor ihrem Korbe kauerte, lehnte Karl mit dem Rücken am Opferstein und schaute in die Tiefe. Schwere Wetterwolken brüteten über den jenseitigen Höhen. Ein mattes Licht zitterte in dem dunklen Grunde. Windverwehte, unbestimmte Klänge drangen wie ersterbende Lebensluft herauf.

Karl fühlte die Bangigkeit dieser Stunde. Er spähte und lauschte. Aber die Welt hatte ihm nichts mehr mitzuteilen.

Da trat das Weib herzu und ergriff seine beiden Hände. Willenlos erhob sich Karl und legte sie auf den Stein. Sie stellte sich ihm gegenüber und tat desgleichen.

Drauf sprach sie den Spruch:

„Jetzt tret ich mit meinem rechten Fuß über die Schwelle,
Gott sei heute mein Mitgeselle,
Die Erde mein Schuh,
Der Himmel mein Hut,
Das heilige Kreuz mein Schwert,
Daß mich keiner sehe, er habe mich denn lieb und wert.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Amen."

Karl mußte den Spruch nachmurmeln. Stillschweigend trat die Alte das Feuer aus. Karl drückte ihr ein Geldstück in die Hand, nahm Trank und Päckchen an sich, und stillschweigend ging jedes seinen Pfad. —

Karl zog vor der Tür seine Stiefel aus. Unhörbar betrat er die Stube. Wie war alles so still!

Auf den Zehen schlich er zur Kammer. Versteinert starrte er hinein. Was war das?

Neben dem Bett stand die Lampe. Ihr Schein fiel auf eine Tote. Mit gefalteten Händen saß der Vater da, die Bibel auf dem Schoße.

Ein furchtbarer Aufschrei! Der starke Jüngling fiel zu Boden.

Entsetzt fuhr der Vater in die Höhe und trat zur Seite. Seine Glieder zitterten wie Espenlaub.

„Kommst Du nun endlich? — Sie hat nach Dir verlangt. — Wo warest Du?"

Was sollte er antworten? Sie, die ihn allein verstand, hörte es ja doch nicht mehr. So schwieg er stille.

Die Glocken läuteten zur Frühkirche. Da saß schon die Totenfrau an ihrer Arbeit. Frau Rehm kam herüber, um allerlei Handreichung zu tun.

Sie habe es schon längst gemerkt, daß es mit der Berghöferin zu Ende ginge, meinte sie. Seit einigen Wochen läge im großen Grasgarten ein Maulwurfshügel wie ein Grab. Auch habe Trinchen in letzter Zeit immer von einem grauen Wasser geträumt, das über den Berghof geflossen kam.

Und die Totenfrau schwatzte so ruhig und gelassen über den Tod, als stünde sie auf gutem Fuße mit ihm.

„Ich sage immer, wer's überstanden hat, ist besser daran als wir. Das bischen Leben! Ach, was ist es denn! Quälen und Sorgen, Schmerzen und Schmachten, weiter nichts! Unser Herrgott meint's nur gut, wenn er einen ausspannt."

Salbungsvoll kam das heraus. Es war ihre ständige Redensart bei Todesfällen. Bekam sie bei ihrer Arbeit gar ein Gläschen Schnaps gereicht, dann fing sie zuletzt, wenn der Tote gekleidet auf dem Bette lag, sein Loblied zu singen an. Brachen dabei die Angehörigen in Tränen aus, konnte sie auch bitterlich mitweinen.

„Ich habe sie gekannt, Karl, wie sie noch ganz klein war. Ein sauber Mädchen ist sie immer gewesen, jeder hatte sie gern. Ihr wißt's ja am besten, Vetter Heß. Ach, und wie konnte sie singen! Alle Lieder, die nur zu denken sind. Und immer hatte sie etwas übrig für die Armen. Ja, sie war zu gut für diese Welt."

Und die Witwe Rehm nickte dazu. Sie mußte eben daran denken, wie sie der Toten einmal bei Lebzeiten ein arges Wort zugerufen. Das brannte ihr nun auf der Zunge, und ihr kamen die Tränen. Das steckte die Anwesenden wieder an. Nur der alte Heß saß versteinert in der Uhrkastenecke mit übergeschlagenen Knien und gefalteten Händen. Ohne Worte und ohne Tränen saß er da. —

Der offene Sarg stand in der Scheune. Gegen Mittag kam Trinchen Rehm mit einem Kranze aus Tannenzweigen. Als Karl sie stehen sah, wandten sie sich beide ab und weinten laut. Karl nahm schweigend den Kranz und legte ihn auf der Toten Brust. Eine Weile verharrten sie so in stummer Betrachtung der Toten. Leise hatten sich noch andere Dorfleute eingefunden. Sie traten der Reihe nach heran. Endlich schloß Karl den Deckel. Der Schreiner war ihm behilflich. —

Am Sonnabend vor Palmsonntag hatte der Totengräber das Grab der Berghöferin in Rasen gelegt. Gegen Abend pflanzte Karl einen der beiden Eichenpflänzlinge, die er sich gerettet, darauf. Als er die Wurzeln in der Hand hielt, dachte er daran, wie sie einst hinuntergreifen würden in den Sarg. Stille Grüße würden sie hinabtragen vom Walde. Und er freute sich dessen. Am Ende kann ja nichts vergehen, auch das Staubgeborene nicht. Denn aus Erde und Asche treibt das junge Leben empor. Neues ist Altes. Ewig verjüngt sich die Welt. Alles Neue, das sich rühmend reckt, als wäre es Besonderes, sein höchstes Loblied ist immer das Preisen des Alten, Gewesenen.

Und wenn einst die Eiche sich breitet über diesem Grabe, eine Trillereiche wird sie heißen. Das Lied aber, das sie über Gräber und Dächer rauschen wird, es ist das Lied der Sehnsucht nach dem Walde. —

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Fuldaer Geschichtsverein. Einer Einladung des Pfarrers von Petersberg (Kreis Fulda) folgend, unternahm am 26. Mai der Fuldaer Geschichtsverein einen Ausflug nach der alten ehemaligen Propsteikirche auf dem Petersberg. Pfarrer Rübsam zu Petersberg übernahm die Führung. Die interessanteste Seite der Kirche ist die Ostseite (Stirnseite), die u. a. auch die ältesten Fenster der Kirche, die wohl auf das 9. Jahrhundert zurückzuführen sind, aufweist. Die Struktur der großen gotischen Fenster und ein noch deutlich erkennbares ehemaliges Tor dieser Seite weisen auf das 12. bzw. 13. Jahrhundert zurück. Das Tor verband das ehedem bestehende Hospizium mit der Kirche. Auch in der Mauer nach der Nordseite ist ein früherer Toreingang deutlich erkennbar. Die ältesten Fenster dieser Seite sind Ende des 16. bzw. Anfang des 17. Jahrhunderts eingebaut. An dem Mauerwerk läßt sich deutlich erkennen, daß der alte Fußboden der Kirche etwa $1^1/_2$ Meter tiefer als der jetzige gelegen war. Der Westturm gehört in seinem Grundbau der karolingischen Zeit an, wie überhaupt die Uranfänge dieser Kirche in dieses Zeitalter zurückzuführen sind, da der hl. Rhabanus die letzten Arbeiten hat ausführen lassen und auch die Kirche 838 eingeweiht hat. An der Südseite fällt das herrliche altertümliche Portal ins Auge. Es trägt das Wappen des Propstes Odo von Riedheim und ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden. Aus der reichen Fülle des Altehrwürdigen und Altertümlichen im Innern der Kirche nennen wir nur den Taufstein aus dem Jahre 1510,

gestiftet von Spitalmeister Schott, zwei herrliche Altäre, gestiftet von Odo und Aemilian von Riedheim (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts), den prachtvollen Appollonia-Altar, gestiftet von Propst Frhr. v. Spiegel; der Hochaltar mit der sonst seltenen Umschrift: „Fecit potentiam in brachio suo“ (Mit seinem Arme wirkte er mächtig!) ist eine Stiftung des Propstes von Bastheim. Das Oktogon über dem Hochaltar ist in seiner Bauart auf das 17., der Unterbau bis zu den vier Einschnitten auf das 9. Jahrhundert zurückzuführen. In der Apsis rechts vom Hochaltar befinden sich drei sehr alte Steinbilder, eins hiervon ist wohl das älteste Bonifatiusbild, das überhaupt existiert. Die beiden anderen stellen fränkische Fürsten (vielleicht Pipin und Karlmann) dar, da die fränkischen Lilien deutlich erkennbar sind. Weiter enthält die Apsis ein altes großes und hochinteressantes Ölgemälde, den hl. Rhabanus darstellend, zu seiner Rechten die Propsteikirche in ihrer ehemaligen Gestalt, ferner ein Grabdenkmal des Grafen Otto von Dernbach († 1597), des Bruders des gleichnamigen Fuldaer Abtes, der in schweren Zeiten die Propstei verwaltete. Bezüglich der vom hl. Rhabanus erbauten Krypta mit ihren hochinteressanten Wandmalereien verweisen wir auf die in Nr. 9 der „Fuldaer Geschichtsbl.“ von 1907 enthaltene Abhandlung: „Altertumsfunde auf dem Petersberg bei Fulda.“ Von den in einem Nebenraum der Krypta aufbewahrten Altertumsfunden nennen wir: ein uraltes Siegel, das der „episcopus Warmiae“ (Bischof von Ermland) anläßlich einer Altarweihe in der alten Propsteikirche im Jahre 1300 verwendete, verschiedene Schreine, enthaltend Reliquien der einzelnen Altäre, eine altertümliche Uhr mit der Kreuzigung Christi, eine Kanontafel aus dem 17. Jahrhundert, diverse alte zum Teil sehr wertvolle Bilder, darunter den hl. Viakrius, den Patron der Lohnkutscher (daher „Viaker“) und Gärtner, ein altes Bonifatiusbild (zur Rechten des Heiligen den „alten“ Dom), den letzten Propst des Petersbergs, Siegmund von Bibra (seinem Bruder, dem vorletzten Bischof von Fulda, sehr ähnlich sehend), ferner eine Anzahl zum Teil sehr wertvoller und mit echten Steinen geschmückter Vasen, Kruzifixe usw. sowie eine Sammlung verschiedener künstlerisch behauener Steine aus den verschiedensten Bauperioden der Kirche. Von den in der Sakristei verwahrten zahlreichen und höchst wertvollen Altertümern seien erwähnt eine kostbare silbervergoldete Monstranz (gestiftet von Odo von Riedheim 1681), zwei wundervoll künstlerisch gearbeitete silbervergoldete Kelche, ein Paar wohl einzig in ihrer Art existierende goldene Meßkännchen (gestiftet von Propst Frhr. von Spiegel), Meßbücher, Kruzifixe, vortrefflich erhaltene, höchst kostbare und künstlerisch gearbeitete Meßgewänder, darunter besonders ein kostbares Stück gestiftet von Frhr. von Spiegel, verschiedene wertvolle Kelchtücher usw. — Nach Besichtigung der Kirche bereitete unsere Fuldaer Schriftstellerin Frl. Jos. Grau den Teilnehmern am Ausfluge noch einen auserlesenen Genuß durch den Vortrag einer von ihr verfaßten Biographie der hl. Lioba.

Das alte Kasseler Hoftheater, in dem sich am 14. Juni der Vorhang für immer senkte, war wohl das älteste noch benutzte Theatergebäude Deutschlands. 1766 hatte Landgraf Friedrich II. das ehemals Prinz Maximiliansche Haus zu einem Opernhaus umbauen lassen und hierzu 25 000 Rtlr. verwandt von dem freiwilligen Geschenk von 100 000 Talern, das ihm die Landstände 1764 überreicht hatten. Es erübrigt sich, an dieser Stelle einen Rückblick auf die Geschichte dieses Theaters zu werfen, da sowohl das Lynkersche Werk, namentlich aber das 1905 im Vietorschen Verlage erschienene, mit unglaublichem Fleiß gearbeitete Buch Wilhelm Benneckes „Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart“ eine fesselnde und eingehende Darstellung der Kasseler Bühnengeschichte bietet, worauf gerade an dieser Stelle nachdrücklich hingewiesen sei.

Marburger Hochschulnachrichten: Dem Professor der Geographie Dr. Georg Gerland in Straßburg wurde anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums das Diplom erneuert. — Die venia legendi für Mathematik wurde dem Dr. phil. Ernst Hellinger erteilt. — Dem ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Kißner wurde der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen.

Johannes von Müller. Im Anschluß an unseren Aufsatz über Johannes von Müller in voriger Nummer erinnert eine Zuschrift Sr. Durchlaucht des Fürsten Friedrich Wilhelm zu Ysenburg und Büdingen daran, daß Schiller diesem Gelehrten in seinem „Wilhelm Tell“ ein Denkmal gesetzt hat, indem er bei der Nachricht von der Ermordung Kaiser Albrechts I. Stauffacher sagen läßt (V, 1.):

— ein glaubenswerter Mann,
Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.

Funde. Die kürzlich in Gelnhausen gefundene Turnose aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts gehört zu den seltensten Geprägen dieser Art; bisher sind überhaupt nur drei Exemplare davon bekannt. — Ein Landwirt in Pfordt bei Schlitz fand bei der Feldbestellung einen Bronzedolch und eine Bronzenadel, die vom Museum des Alsfelder Geschichtsvereins erworben wurden.

Hundert Jahre waren am 1. Juni seit der Begründung des Kgl. Bades Nenndorf als Schlammbad verflossen. Die heilkräftigen Schwefelquellen wurden zuerst 1546 von Georg Agricola in einem wissenschaftlichen Werk genannt, 1763 auch das Mineralwasser in dem „Rintelnschen Anzeiger". Wilhelm IX. ließ 1787 hier ein Schwefelbad bauen, während das Schlammbad unter Jérôme 1808—1809 errichtet wurde. Jérôme schrieb als einer der ersten Badegäste wiederholt von Nenndorf aus Briefe an Napoleon, in denen er die günstige Wirkung des Bades bei seinem gichtischen Leiden im linken Arm hervorhob. Bad Nenndorf befindet sich noch immer in aufstrebender Entwickelung; im Vorjahre wies es über 4000 Kurgäste auf.

Seinen 70. Geburtstag beging am 9. Juni der Generalsekretär der Landwirtschaftskammer, der Kgl. Ökonomierat Wilhelm Gerland, ein geborener Kasselaner. Seit 1891 redigiert er die landwirtschaftlichen Blätter, das jetzige Amtsblatt der Landwirtschaftskammer. Unter seinen Sonderwerken ist die Abhandlung über die Geschichte des Hauptgestüts Beberbeck hervorzuheben, in der er als erster nachwies, daß früher in den deutschen Wäldern richtige Wildpferde gelebt haben.

Franz Trellers Festspiel „Herzog Erich" wird gegenwärtig auf dem zweiten Heimatfest der Stadt Münden wieder von etwa 100 Mündener Bürgern und Bürgerinnen an vier Abenden aufgeführt.

Verschiedenes. Dem früheren Marburger Professor Beneke, der den Weltruf Bad Nauheims begründen half, soll dort ein Denkmal errichtet werden. — In Schmalkalden soll am 31. Oktober das 400jährige Bestehen der dortigen Stadtkirche festlich begangen werden. — Auch das Rathaus zu Frankenberg, das an Stelle des bei dem großen Brande 1476 zerstörten erbaut wurde, erreicht in diesem Jahre ein Alter von 400 Jahren.

— Das Stadtarchiv zu Rinteln ist jetzt im obersten Stockwerk des Stadthauses untergebracht. Es umfaßt hauptsächlich die alten Protokollbücher und Akten seit 1585 und die gebundenen Kämmereirechnungen seit 1674.

„Alt-Kassel." Unter diesem Titel erscheint in kurzem eine von V. Schwarzkopf zusammengestellte und herausgegebene Sammlung von Aufsätzen seines verstorbenen Vaters, des trefflichen Lokalhistorikers und beliebten Redners Sanitätsrat Dr. Karl Schwarzkopf, der wie in weiten Kreisen Hessens so insbesondere bei unseren Lesern im besten Andenken steht. Das Buch wird sicher viele Freunde finden. Es vermittelt nicht nur manchem die Erinnerung an die aus warmer Begeisterung für unserer hessischen Heimat ruhmreiche Vorzeit und landschaftliche Schönheit entsprungenen, mit liebevoller Vertiefung in interessante Einzelheiten ausgearbeiteten und mit hinreißender Beredsamkeit gehaltenen Vorträge des Verstorbenen, sondern entreißt auch manche wertvollen Beiträge zur hessischen Geschichte, die z. T. schon vor mehr als 30 Jahren veröffentlicht wurden, unverdienter Vergessenheit. Der Preis des gut ausgestatteten Buches wird M. 2.50, gebunden M. 3.25 betragen. Vorausbestellungen nehmen die Buchhandlungen und der Verlag von Friedr. Scheel in Kassel von jetzt ab entgegen.

„Der Liebenbach." Die reizvolle Sage vom Liebenbach, die mit dem alten Bergstädtchen Spangenberg verknüpft ist, hat in H. Bertelmann einen mit reicher Poesie begabten Erzähler gefunden. Der Verfasser ist unseren Lesern ja längst kein Unbekannter. Sie wissen, wie er es versteht, Wald und Flur Leben einzuflößen und mit zarter Kunst Örtlichkeiten und Geschehnisse zu umkleiden. Der Verlag von Friedr. Scheel hat es sich angelegen sein lassen, die Sage jetzt zum bevorstehenden Stadtjubiläum Spangenbergs in einem schmucken Büchlein herauszugeben, das in einigen Wochen zum billigen Preise von 1 Mark erscheinen wird.

Hessische Bücherschau.

Grau, Jos. Das Lob des Kreuzes. Eine Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolingerzeit. 4. Auflage. Köln (J. P. Bachem). 6 M. geb. 7,50 M.

Die Verfasserin entwirft ein ungemein fesselndes und auf fleißigen Studien beruhendes Bild aus dem Kloster- und Hofleben zur Zeit Karls des Großen und seiner Söhne. Der Hauptschauplatz ist das Kloster zu Fulda, die Hauptpersonen sind Rhabanus und die Sachsentochter Hadumut, beide mit liebevollem Griffel gezeichnet. Die germanische Kultur, die leider von Karl dem Großen in verständnislosem Wüten fast spurlos ausgerottet wurde, hätte eine tiefere Berücksichtigung verdient. Anlauf dazu hat die Verfasserin an verschiedenen Stellen genommen; aber dabei blieb es auch. Es ist sicherlich ein Wagestück, die Übergangsmenschen jener Zeit innerlich und dichterisch wahr vor uns hinstellen zu wollen, — und die bedeutendsten Künstler sind an diesem Versuch gescheitert. Ich erinnere nur an Hauptmann und Sudermann. Die Verfasserin bezeichnet ihr Buch jedoch selbst als eine Kloster- und Hofgeschichte, beschränkt sich also auf die Darstellung des Lebens eines ganz bestimmten Kreises. Und die ist ihr gut gelungen.

T.

Reinhold Kühn. Ausgewählte Kapitel aus seinem Leben, mitgeteilt von J. Eberhard. 75 Seiten. Dresden (Pierson) 1909. Preis Mk. 1.—

Weshalb der Verfasser diese Schrift der Öffentlichkeit übergeben hat, ist nicht recht einzusehen. Die höchst banalen Schicksale seines Helden, eines Schulmeistersohnes, der ein paar Semester studiert, dann „die Handlung erlernt", seine Eltern haßt, seiner ganzen Familie sich entfremdet und schließlich ein Mädchen heiratet, über das man nichts Näheres hört, sind so uninteressant und noch dazu so langweilig und selbstgefällig erzählt, daß man den Zweck der Veröffentlichung nicht begreifen kann. Offenbar handelt es sich um eine Tendenzschrift privater Natur, die besser ungedruckt geblieben wäre. Ph. L.

Eingegangen:

Marburg im Jahre 1645. Von Oberlehrer Walter Kürschner. 48 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1909. Preis Mk. —.80.

Rechtsgeschichte und Recht der gemeinen Marken in Hessen. Von Dr. jur. Franz Varrentrapp. Teil I: Die hessische Markgenossenschaft des späteren Mittelalters. 260 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1909.

Geschichte der waldeckischen und kurhessischen Stammtruppen des Infanterie-Regiments v. Wittich (3. kurh.) Nr. 83 von 1681 bis 1866. Von Frhrn. von Dalwigk zu Lichtenfels, Major. 582 Seiten. Mit 5 Brust- und 2 Uniformbildern sowie 10 Kartenskizzen. Oldenburg i. Gr. (Ad. Littmann, Hofl.) 1909. Preis Mk. 7.50.



Personalien.

Erteilt: den Oberregierungsräten Fliedner und Rudolph die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste zum 1. Juli unter gleichzeitiger Verleihung des Kronenordens 2. Klasse.

Verliehen: dem Oberbürgermeister Müller und dem Stadtbaurat Höpfner zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Stadtbaumeister Arnolt, dem Stadtobersekretär Hoffmeister, dem Stadtverordneten Schiebeler sowie dem Postsekretär a. D. Borgell zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Pfarrer und Kreisschulinspektor Hufnagel in Hanau-Kesselstadt die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.; dem Domänenrentmeister Ebert zu Marburg der Charakter als Domänenrat; dem Postmeister Beerhoff zu Hofgeismar der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Regierungsrat Dr. Anbritzky zu Kassel zum Vorsitzenden des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung 2c.; Regierungsassessor Riedesel Frhr. zu Eisenbach zum Landrat des Kreises Hofgeismar; Gerichtsassessor Dr. Beyer aus Marburg zum Landrichter in Saarbrücken; Polizeiassessor Exner zu Kassel zum Polizeirat in Essen; Gerichtsassessor Goos zum Amtsrichter in Medingen; die Referendare Hellbach, Kaiser, Schafft und Schäfer zu Gerichtsassessoren; Polizeisekretär Referendar a. D. Koch zum Polizeiassessor in Essen; Pfarrverweser Moutoux zum Pfarrer in Mansbach; der zweite Pfarrer Rappe zu Wetter zum Oberpfarrer; der zweite Pfarrer Dithmar zu Schmalkalden zum ersten Pfarrer; Pfarrer Wagener zu Goddelsheim zum Pfarrer in Bottendorf; Pfarrer Weiß zu Haina zum Pfarrer in Segelhorst; Pfarrer extr. Köhler zu Segelhorst zum Pfarrer in Rosenthal; Vermessungsinspektor Blumenauer zu Kassel zum Stadtvermessungsdirektor, Stadtbauinspektor Fabarius zum Magistratsbaurat, Magistratsassessor Dr. Saran zum Magistratsrat, Maschinen- und Heizingenieur Schneider zum Stadtbaumeister.

Beigelegt: dem Brunnenarzt Sanitätsrat Dr. med. Winckler zu Bad Nenndorf das Prädikat „Professor".

Versetzt: die Amtsrichter Gölner zu Brotterode und Dr. Heinrici zu Oranienburg als Landrichter nach Kassel; die Amtsgerichtsräte Schnurre von Marburg nach Kassel und Kotzenberg von Burghaun nach Marburg; die Oberförster Schnaase zu Neukirchen vom 1. Okt. 1909 ab nach Dobrilugk (Rgbz. Frankfurt a. O.) und Stippler zu Neukirchen vom 1. August 1909 ab nach Wittlich (Rgbz. Trier); Polizeiassessor Meyer von Lichtenberg nach Kassel zum 1. Juli 1909.

Beauftragt: Pfarrer extr. Sinning als Gehilfe des Superintendenten Gleim in Ziegenhain; Pfarrer extr. von Eiff mit der Versehung der Hilfspfarrei Niederaula; Pfarrer extr. Drüner mit der Versehung der Hilfspfarrei Großalmerode.

Verlobt: Kaufmann Hermann Baumhard mit Frl. Aenne Buske. — Kommerzienrat Karl Henschel mit Freiin Hildegard v. Scheffer-Boyadel, Tochter des kommandierenden Generals des XI. Armeekorps.

Geboren: ein Sohn: Juwelier Hermann Schmidt und Frau, geb. Mergard (Kassel, 3. Juni); E. Collmann und Frau Anna, geb. Pröscher (Rittergut Elmshausen bei Marburg, 12. Juni); — eine Tochter: Frhr. v. Seld und Frau (Marburg, 5. Juni); Professor Brackmann und Frau Irmgard, geb. Jaehnigen (Marburg, 8. Juni).

Gestorben: Weinhändler Franz Pfaff (Newyork, 14. Mai); Frau Rentmeister Sommer, 52 Jahre alt (Marburg, 30. Mai); Justizrat Dr. jur. Wilhelm Wöhler, 57 Jahre alt (Kassel, 30. Mai); Pfarrer a. D. Heiser, der Nestor der hessischen Geistlichkeit, 93 Jahre alt (Frielendorf, 31. Mai); Eisenbahnsekretär Friedrich Junghenn (Kassel, 31. Mai); Oberlehrer a. D. J. Stock, 88 Jahre alt (Hanau, 1. Juni); Rentner Jean Wetzell, 91 Jahre alt (Rotenburg, 3. Juni); Fräulein Emilie Gieseler aus Marburg (Bad Neuenahr, 7. Juni); Stadtvorsteher a. D. Johann Georg Schüßler, 74 Jahre alt (Gersfeld, 8. Juni); Frau Oberleutnant Minna Rheinen, geb. Schmidt, 67 Jahre alt (Lübeck, 9. Juni); Gattin des Universitätskurators Geh. Oberregierungsrats Schollmeyer, Elise, geb. Eppen (Marburg, 10. Juni); Rektor a. D. Philipp Heinrich Giese, 71 Jahre alt (Kassel, 12. Juni).

Briefkasten.

B. in Eschwege. Wird mit Dank benutzt werden.

K. in Marburg. Wir bitten um Zusendung des Manuskripts.

H. in Hanau-Kesselstadt. Ein Abdruck ist uns leider nicht möglich. Freundliche Grüße.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 13. 23. Jahrgang. Kassel, 3. Juli 1909.

Landgräfin Margarete.

Von W. Killmer.

Das Ende des Jahres 1383 ist für Hessen und besonders für Kassel von einschneidender Bedeutung geworden. Am 15. Oktober d. J. hatte der 43jährige verwitwete und kinderlose Landgraf Hermann der Gelehrte sich mit der 20jährigen, hochgemuten und willenskräftigen Margarete, der dritten Tochter des Nürnberger Burggrafen Friedrichs V., verlobt, die Braut gleich darauf als Gattin heimgeführt und dem Lande so neue Hoffnung auf Fortbestand der Dynastie gegeben. Aber auch von der großen Politik abgesehen, zeigten sich bald charakteristische Erscheinungen, die die wohltätige und sorgsame Wirksamkeit der neuen Landesmutter, ihren nachdrücklichen Einfluß auf den Gemahl und das öffentliche Leben dokumentieren. Vorher sehen wir den Landgrafen ständig im häßlichsten Streite mit den niederhessischen Städten und besonders mit Kassel und seinen zwei Schwesterstädten. 1378 überrumpelten sogar die Kasseler das landgräfliche Schloß und besetzten es eine Zeit lang feindselig. Die hörigen oder kaum frei gewordenen Handwerker und Tagelöhner der Altstadt, aber auch ab und zu freie Bauern im Orte standen dem Landesherrn mit allerdings nicht ganz unbegründetem Mißtrauen und Trotz gegenüber. Unter sich erschienen die Kasseler nichts weniger als einig. Daß sie nicht gerade sanfte Lämmer waren, geht schon daraus hervor, daß einst Landgraf Hermann II. im Jahre 1239 ihnen *bei der Privilegienbestätigung erlauben mußte*, daß jeder nach Herzenslust schimpfen und verleumden dürfte, ohne daß man ihn vor Gericht fordern könnte.*) Schöffengericht wurde nun zwar gehalten, aber wegen Befangenheit im Prozesse eines Gehaßten ablehnen, sachlich urteilen usw., das waren keine Gepflogenheiten damaliger Richter. Das Volk spaltete sich in scharf und schroff auftretende Parteien; oft wählten die Bauern oder „großen Herren" — in Kassel wohnten diese fast alle in der Großenherrngasse, der heutigen Wildemannsgasse — aus ihrer Partei einen Mann zum Bürgermeister, während die Handwerker einen zweiten daneben wählten. Jeder der Gewählten wollte dann gelten. Dabei vegetierte jede der drei Schwesterstädte (Kassel, Freiheit, Neustadt) an der

*) Der betreffende Artikel verordnet, „daß kein Bürger einen andern, oder einen Ausbürger und umgekehrt, wegen schimpflicher Worte, oder wegen Beleidigungen, die für Narrentheidinge zu halten, vor Gericht ziehen solle; dagegen soll die gerichtliche Verfolgung wegen Raubes oder Totschlags fest und unwiderruflich bleiben." Vgl. Piderit, Gesch. v. Kassel, S. 18; Kuchenbecker, Anal. Hass. Coll. IV, S. 262. (Anmerkung der Redaktion.)

Fulda für sich, ohne Bedeutung nach außen, ohne Ordnung und Gedeihen im Innern. Am fühlbarsten war, daß unbeholfene und unerfahrene Leute vor Gericht von Amtswegen keinen zuverlässigen Anwalt angewiesen erhielten oder keinen solchen finden konnten.

Landgraf Hermann hatte im Jahre 1383 schon 6 Jahre selbständig regiert und zwar ganz nachdrücklich trotz aller Feindseligkeiten der Städte und der Ritter, er kannte auch sicherlich die Übelstände in Kassel genau; aber keine Spur läßt sich davon finden, daß er ihnen wirksam begegnet wäre. Das ward um die Jahreswende 1383/84 auffällig anders. Offenbar gewann die Fürstenfamilie eine einflußreiche Partei in Kassel; das Verhältnis ward so, daß Hermann wirksam die bessernde Hand an viele Dinge legte. Die drei Schwesterstädte wurden äußerlich und innerlich vereinigt, mit hinreichenden Festungswerken geschützt und von einer Zentralbehörde regiert. Der Unordnung, besonders bei den Wahlen, steuerte man, nicht minder der Willkür und den Verkehrtheiten des Rates. Die Gerichtspflege fand Verbesserung und Beschleunigung. Vor allem amtierten von nun an vier rechtschaffene Bürger als Rechtsanwälte. Die Allgemeinheit gewann Nutzen von der Aufhebung der Zünfte, so schwer dies auch die Meister traf. Sobald übrigens diese vom rebellischen Wesen abließen, führte man die Innungen wieder ein. — Woher plötzlich diese segensreiche Änderung in der Regierungsart Hermanns des Gelehrten?

Es kann kein Zweifel sein, dem Einflusse Margaretens ist viel davon zu danken. Eine kurze Beschäftigung mit ihr wird diese Behauptung bestätigen. Zwar haben die Schriftsteller uns verzweifelt wenig über sie berichtet; allein wir kennen ihre Eltern, das Leben ihrer Familie, die Erziehung ihrer Geschwister und besonders die des ältesten Bruders, ferner liegt vor allem die Gesinnung und das Streben des Vaters, das Margarete doch mit ansehen und z. T. erben mußte, offen vor uns, und dann wissen wir, wie die Umwelt aussah, in der diese Landgräfin aufwuchs, — aus alle dem läßt sich ihre Art und ihr Streben ziemlich sicher erschließen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, gilt meistens in der Erziehung, und der gewaltige Einfluß der Umwelt ist allgemein bekannt. Stellen wir die angedeuteten Beziehungen und Zustände dar, so muß ein wahres Bild der Persönlichkeit zu gewinnen sein.

Die Raumvorstellung ist die erste Grundlage aller klaren Geschichtsanschauungen. Beginnen wir deshalb mit den Stätten, in denen Margarete aufwuchs. — An der Eisenbahn Fürth-Kadolzburg in Mittelfranken liegt in dem zuletzt genannten Flecken eine Burg aus dem 15. Jahrhundert. Im 14. Jahrhundert stand an dieser Stelle eine wesentlich einfachere, aber stark befestigte Burg mit dem Namen Kadolzburg. Neben ihr war damals nur ein Gutshof mit einigen Leibeigenenhütten. Die ganze Gegend steckte, genau wie Hessen, noch tief im Walde. Die Burg aber war ein düsterer Steinkasten, fest und — höchst unbequem. Hier lebte die Familie des Burggrafen Friedrichs V. von Nürnberg. Hier gebar diesem die stattliche Gattin, eine Tochter des Markgrafen Friedrich von Meißen, 8 Töchter und 2 Söhne, von denen allerdings 2 Töchter sehr früh starben. Hier verbrachte auch Margarete im einfachen, aber innigen Familienkreise die meiste Zeit ihrer Jugend. Das Leben in der düstern Burg, wo alles nur auf Krieg und Verteidigung eingerichtet war, die Abgeschiedenheit in dem Waldorte würden nachteilig auf die Erziehung der Fürstenkinder — im Geburtsjahre Margaretens (1363) war der Vater in den Fürstenstand erhoben worden — gewirkt haben, hätten nicht mit ihnen andere Aufenthalte abgewechselt.

In Nürnberg thront die berühmte Kaiserfeste über der Stadt und bietet Wohnräume, die damals eines Fürsten würdig waren. Karl IV. hatte 1363 dem Burggrafen Friedrich V. das stattliche Schloß auf Lebenszeit als Wohnung eingeräumt, obschon das bescheidene Burggrafenschloß, von dem heute noch der fünfeckige Hauptturm steht und das gleichsam eine östliche Vorburg des Kaiserschlosses bildete, eigentlich Amtssitz des Burggrafen war. Diesem gehörte daneben noch die Torwarte auf dem Vestner Stadttore, wodurch er einen Haupteingang Nürnbergs in der Hand hielt. Also, die neu erhobene Fürstenfamilie wohnte im Jahre zu bestimmten Zeiten — bei Märkten und Gerichtstagen, Festen usw. — im Kaiserschlosse zu Nürnberg mitten in dem Verkehre und dem bunten Geschäftstreiben der rührigen Reichsstadt. Freilich darf man diese nicht mit modernen Begriffen schätzen. Da, wo heute noch der Bergfried einsam steht, lehnte sich damals die Kemnate (Familienwohnung des Burggrafen) an diesen an. Daneben standen auf dem an sich beschränkten Burgraume die St. Ottmarskapelle, ferner aber neben kleinen Wirtschaftsgebäuden noch ein festes Haus und dann die landwirtschaftliche Hofstätte oder das Gut. Auf diesem mußte der Inhaber jeder Hofstätte der Stadt jenseits der Pegnitz im Kirchspiel St. Lorenz den Tagesdienst eines Schnitters zur Erntezeit verrichten und jährlich 1 Denar Grundzins zahlen. Außerdem hatte jeder Sensenschmied — solcher gab es viele! — in der Stadt jährlich dem Burg-

grafen 1 Schilling zu geben. Solche Hörigenpflichten drückten zwar die stolz werdenden Städter, allein sie bestanden zu Recht, und man sieht daran den landwirtschaftlichen Charakter des Ortes und der Burg. In Kassel lagen, nebenbei sei's bemerkt, die Dinge nicht wesentlich anders. In Nürnberg kaufte die Stadt am 17. November 1386 die erwähnten Rechte und räumte damit auf. Auf der kleinen Burg, die 1414 niedergerissen und für 3046 Goldgulden an Nürnberger Bürger verkauft wurde, wohnte zur Jugendzeit Margaretens ein Amtmann ihres Vaters. Sie selbst aber konnte oft, wie gesagt, alle Eindrücke und Anregungen eines blühenden Stadtlebens auf sich einwirken lassen, sah und lernte hier viel. Dafür sorgten auch die Beziehungen ihres Vaters zu den Stadtverhältnissen. Eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben Nürnbergs spielten die Befestigungsangelegenheiten. Ein Tor hatte, wie oben erwähnt wurde, der Burggraf inne, und seit 1390 stand ihm auch die Torhut am Wöhrder Stadttore, das später zugemauert wurde, zu. Man sieht, Friedrich V. strebte nach Erweiterung seiner Rechte und seines Einflusses in Festungsdingen. Fortwährender Streit herrschte zwischen ihm und der Stadt über die Verteidigungswerke. Aber Friedrich suchte in diesem Falle stets nach sachlicher Gerichtsentscheidung und ruhigen Vergleichen. So hatte z. B. am 28. Oktober 1376 schon Kaiser Karl IV. einen Streit zwischen Burggraf und Nürnberg beizulegen, als die Bürger Neuanlagen vor der Burg vorgenommen hatten. Bei der Sachlage ist es zu natürlich, daß auch in der Fürstenfamilie das Gespräch sich oft um Festungsdinge drehte. Daß Margarete davon vieles lernte, bewies später die Art, wie sie im Belagerungsjahr 1387 in Kassel Vorkehrungen traf. Ohne Zweifel hat die energische und erfahrene Dame bei der Befestigung der geeinten Stadt 1384 ein Wort mitgeredet. Nürnberg war ihr, insofern man dies von einer Frau sagen kann, eine militärische Hochschule geworden, und Hessen kam das zu gute. Indes ist Nürnberg noch nach anderer Richtung hin einflußreich auf die spätere Landgräfin geworden.

(Schluß folgt.)

Der Agathof bei Bettenhausen
und die ehemalige Kattunfabrik „Ahnesorge Gebrüder“.

Von Julius Diemar.

Im Jahrgang 1906 des „Hessenlandes“, S. 322, schreibt A. Woringer in einem Aufsatze „Die neuen Kasseler Straßennamen“ über die Agathofstraße im eingemeindeten Vorort Bettenhausen: „Richtiger würde sie ‚Achathofstraße‘ heißen, denn sie verdankt ihren Namen einer Achatschleiferei.“ Meiner Ansicht nach verdankt die Straße ihren Namen dem an ihr gelegenen, fast die ganze eine Seite begrenzenden „Agathof“ [1]), einem zusammenhängenden Gebäude- und Grundstückskomplex [2]), der seinen Namen (in dieser Schreibweise) bereits im Jahre 1785 und früher in amtlichen Schriftstücken führt. Allerdings ist als sicher anzunehmen, daß dieser Hof der landgräflichen Achatschleiferei den Namen verdankt, die auf ihm verhältnismäßig kurze Zeit untergebracht war. Die Bedeutung des Agathofs aber liegt darin, daß über 100 Jahre lang eine, in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens ganz bedeutende und blühende Kattun- und Zitz-Fabrik auf ihm betrieben worden ist [3]), die man wohl als die erste größere Fabrik nicht nur Bettenhausens und Kassels, sondern Hessens überhaupt bezeichnen darf.

Es existiert über den Agathof nicht viel in der heimatlichen Literatur. Absehend von einigen Stellen in Beschreibungen von Hessen usw., wo der Agathof erwähnt wird, möchte ich deshalb hier sogleich hinweisen auf die Ausführungen eines gerade 100 Jahre zurückliegenden nationalökonomischen Reisewerkes, das erkennen läßt, daß die Kattun-Fabrik auf dem Agathofe damals einen weiten Ruf genoß und daß es sich wohl lohnt, über ihre Entstehung und ihre Geschichte einmal Näheres zu berichten. [4]) In dem Werke: „Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise“ von Philipp Andreas Nemnich, der Rechte Licentiat [5]), Teil 1, Tübingen, Verlag von J. G. Cotta, 1809, beginnt der Verfasser, der

[1]) Im Besitze von Diemar & Heller.

[2]) von dem kleine Teile, wie das heutige Grundstück von Mosbacher & Co., Gärtner Rinninsland rc. allerdings zu verschiedenen Zeiten abgetrennt worden sind.

[3]) Vgl. auch „Hessenland“ 1907, S. 139, Anm. 14.

[4]) Herrn K. von Spindler in Hamm spreche ich auch an dieser Stelle meinen Dank dafür aus, daß er einen von der Redaktion des Hessenlandes bereits angenommenen Aufsatz über das nämliche Thema, zu dem ihn von mir unterstützte Familienforschungen veranlaßt hatten, zugunsten meiner wesentlich eingehenderen Arbeit zurückgezogen hat.

[5]) Geboren 1764 zu Dillenburg, gestorben 1822 zu Hamburg.

Anfang Juni 1808 von Münden nach Kassel kam, seine Mitteilungen über die industriellen Verhältnisse Kassels [6]) mit den Worten: „Mein Erstes war, nachdem ich in Kassel eingetroffen, die zu Agathof, in der Nähe von Kassel etablierte Kattundruckerei in Augenschein zu nehmen und mir an der Quelle selbst die Notizen zu sammeln." Die Hauptfrucht dieser Notizen Nemnichs ist dann ein eingehender fachmännischer Bericht über den von ihm besichtigten Betrieb selbst. Vorausgeschickt aber wird, was der Verfasser über die bisherige Geschichte des Agathofes erkundet hat. Diese Angaben, die nicht in allen Einzelheiten richtig sind, sind im folgenden mit anderen, aktenmäßigen Nachrichten verbunden.

Der an der Landstraße nach Hann. Münden gelegene Agathof, der noch heute, inmitten einer sehr modernen Umgebung, dem Vorübergehenden durch seine altertümliche und behäbige Art, den stattlichen Hauptbau, den vorgelagerten schattigen Park, sofort ins Auge fällt, war ehemals fiskalischer Besitz. Im 18. Jahrhundert wurde zeitweilig die herrschaftliche Achatschleiferei für einige Jahre dorthin verlegt. [7]) Von ihr behielt der Hof seinen Namen. Die Schreibung ‚Agat' oder ‚Agath' war damals allgemein üblich. [8]) Kurze Zeit war der Agathof dann an einen Branntweinbrenner verpachtet, darauf an einen Schweizer aus dem Kanton Bern, Benedikt Nieggeler, ‚um Leinwand zu bleichen, wozu die Herrschaft ihn mit einem Vorschuß unterstützte'. Nieggeler, dem es nach Nemnichs Urteil ‚nicht an Industrie fehlte', verband dann mit seiner Bleiche später eine Kattundruckerei. Er war also der erste, der die Kattunfabrikation auf dem Agathof einführte. Am 1. Februar 1781 war seine Fabrik in Betrieb [9]), denn an diesem Tage trat ein gewisser Jakob Ledderhose bei ihm in die Lehre, ‚um die Druckerei zu erlernen'. [10]) Die Fabrik vermochte sich jedoch nicht günstig zu entwickeln. Nieggler starb im Alter von 42 Jahren, am 21. Juni 1783, ‚ohne den landesherrlichen Vorschuß abtragen zu können'. Laut Eintrag des Bettenhäuser Kirchenbuches hat er ‚aus Versehen Gift getrunken, woran er gestorben'. Nur in unbedeutendem Umfang wurde die Fabrik von 1783 bis 1785 auf Rechnung des landgräflichen Kommerzien-Kollegiums weitergeführt. [11])

Das wirkliche Aufblühen der Kattunfabrikation auf dem Agathofe erfolgte nach diesen Anfängen dann erst im Jahre 1785. Damals übernahmen die zwei Brüder Ahnesorge aus Altona, Peter Gottlieb, der unverheiratet war, und Sebastian Heinrich, kinderlos vermählt mit Margaretha Katharina Möller, den Agathof als Kattunfabrik. Die Initiative scheint von ihnen selbst ausgegangen zu sein. Nemnich nennt es einen ‚Einfall' der ‚wegen ihrer seltsamen Lebensweise bekannten' Brüder. Sie hatten zuvor einen großen Fabrikbetrieb in Altona unterhalten und mit diesem bereits ein größeres Vermögen erworben. Der Agathof wurde ihnen auf Grund einer am 20. April 1785 festgesetzten ‚Punctation' und nach erfolgtem ‚General-Directorial-Protokoll in Commerziensachen' vom 29. April 1795 mit Privilegium vom 10. Juni 1795 in Erbleihe übertragen. Das ‚Original-Gnädigste Privilegium für die beiden Gebrüder Ahnesorge zu Altona, die Errichtung einer Cattun Fabrique auf dem Agath-Hof vor Cassel betreffend' lautet wie folgt:

„Von Gottes Gnaden Wir Friedrich Landgraf zu Heßen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Cazenelnbogen, Diez, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau, p. Ritter des Königlich Grosbrittanischen Ordens vom blauen Hosenbande, wie auch des Königlich Preußischen Ordens vom schwarzen Adler. Thun hiermit kund und zu wißen, daß wir den beiden Gebrüdern Peter Gottlieb und Sebastian Heinrich Ahnesorge, aus Altona, auf unterthänigsten Antrag Unseres bei dem Commercien Collegio stehenden Praesidenten, Freyherrn Waitz von Eschen, wegen resp. Übernahme und Eta-

---

[6]) Dies Stück ist vollständig abgedruckt im „Hessenland" 1889, S. 310—313 u. 330 f.

[7]) Vgl. Rommel, Gesch. v. Hessen Bd. 10 S. 143; „Hessenland" 1907, S. 139, Anm. 14.

[8]) Schmincke, der in seiner Beschreibung von Kassel, 1767, bei Aufzählung der Lossemühlen S. 406 auch die ‚Agatmühle' nennt, spricht S. 161 von (geschliffenen) ‚Agathen'. Auch Nemnich schreibt noch ‚Agatschleiferei'.

[9]) Nemnich, der übrigens den Namen des Schweizers nicht kennt, sagt nur, er habe die Druckerei ‚etablieren wollen'.

[10]) Laut einer mir vorliegenden Aufzeichnung ‚deß Jakob Ledderhose seine Geburth und Lebenslauf betreffent. Derselbe wurde im Jahr 1766, d. 9ten März in der Gemeinde Fürstenwald gebohren, dessen Vatter war der Einwohner und Ackermann Asmuth Ledderhoße und die Mutter eine Gebohrene Kumpen des Herrschaftl. Vogelfänger Ehliche Tochter gebürdig aus Fürstenwald. Da derselbe den Unterricht der Relion empfangen, so wurde Er im Jahr 1779 auf die Pfingsten mit noch 3 Kinder Confirmirt. Nun war er behülflich seinen Eltern in allen Oeconomie und Häußlichen-geschäften. D. 1. Feb. 1781 kam er auf den Agathof bey H. Cattunfabrikanten Nieggeler in die Lehre, um die Druckerey zu erlernen, nach zwei Jahren starb sein Brodt-Herr' u. s. w. Ledderhose ist dann auf dem Agathof geblieben, von 1804 an ‚als Aufseher über die Drucker'; im Jahre 1823, am 1. März war er noch in Diensten der Kattunfabrik und war inzwischen als Aufseher über den ganzen Betrieb, nunmehr, wie wir in der Folge ersehen werden unter dem fünften Brotherrn. Ledderhose hatte im Jahre 1790 ‚die Tochter des Ackermanns Joh. Georg Mänckel und zeitigen Kastenmeister aus Bettenhausen' geheiratet, im Jahre 1801 hatte er in der Leipziger Vorstadt ein Haus gekauft und war Kasseler Bürger geworden.

[11]) Die Angabe Nemnichs, die Gebäude seien vor 1785 einige Jahre unbenutzt geblieben, ist irrig.

blirung der Agathöfer Cattun Fabrique ein Privilegium gnädigst erteilt haben, Thun das auch hiermit und dergestalt, daß,

§ 1.

denen bemeldten beiden Gebrüdern, wenn selbige sich hier etabliren, die Herrschaftliche Cattun Fabrique auf dem Agathof, nebst allen darzu gehörigen Gebäuden, Grundstücken und Geräthschaften, wie auch die dabey befindliche Bleiche auf Sechs Jahr lang, vom Anfang des Etablissements an zu rechnen, ohnentgeldlich überlassen, auch

§ 2.

die nöthigen Verbeßerungen und Abänderungen in dieser Fabrique, nach Maaßgabe des hier beygehefteten Plans auf herrschaftliche Kosten, jedoch dergestalt verwilligt seyn sollen, daß zuvor alles, was zur Einricht- und Erweiterung nöthig, und an Fabrique Geräthschaften erforderlich, durch einen Bau Verständigen in Ueberschlag genommen, und der eigentliche Betrag der Kosten festgesetzt werde, dem vorgängig der alsdann gnädigst accordirt werden sollende Betrag, wenn die gedachte Entreprenneurs hier angelangt sind, und unter ihrer Direction der Bau und die Abänderung vorgenommen wird, der Abtrag jener also zugestandenen Summe so wie solche succeßive erforderlich, gegen von ihnen authorisirte Quittungen erfolgen solle.

§ 3.

Und da die Entreprenneurs sich anheischig machen, die Fabrique dergestalt zu poußiren, daß bis auf funfzig Arbeitern darzu auswärtsher, anhero gezogen werden; So bewilligen Wir ihnen hiermit gnädigst, diesferthalb und wenn diese Zahl von Arbeitern hier sind, Ein Tausend Rthlr:, welche als eine Schadloshaltung für die Reiße Kosten ihnen ausbezahlt werden sollen.

§ 4.

Auch werden weniger nicht diese Arbeiter, sowie alle Domestiquen der Entreprenneurs von aller Militairischen Ausnahme hiermit gnädigst frey erklärt, und auf diese Befreyung auf das ganze Etablissement hiermit dergestalt, und unter der Restriction aus Gnaden zugestanden, daß keine bereits enrollirte Unterthanen und überhaupt nur solche innländische junge Pursche zur Fabriquen Arbeit angenommen werden, die aus Caßel und denen Städten des Landes, welche keiner Ausnahme zum Militairdienst unterworfen, Inmaßen denn Wir Uns zu denen Entreprenneurs gnädigst versehen, daß sie selbsten sich werden angelegen seyn lassen, keine solche Leute zu ihrem Etablissement zu engagiren, die der Militairischen Ausnahme untergeben sind.

§ 5.

Dann sollen während den im 1ten § dieses gnädigsten Privilegii bemeldten 6 Freyjahren die Entreprenneurs mit ihren sämmtlichen Arbeitern, von aller Contribution und Abgaben, welche auf der Person und dem Gewerbe haften, wie auch von allem Zoll, Accise und Licent, von denen zum Betrieb ihrer Cattun Fabrique erforderlichen Materialien, wie auch von allen Exportations Abgaben völlig frey seyn, jedoch mit dem Vorbehalt, daß unter dieser Licent und Accis Befreyung keine andere Waaren, als die würklich zur Fabricirung der Cattune gebraucht werden mit begriffen seyn und machen sich die Entreprenneurs anheischig, keine andere Waare als die zum Betriebe ihrer Cattun Fabrique nothwendig sind, kommen zu lassen, auch für ihre Fabric- und Handlungs Bediente einzustehen, daß selbige keine Licentbare Waaren, unter dem Namen von Farb Stoffen oder Fabrique-Bedürfnißen einbringen.

§ 6.

Werden die Entreprenneurs und deren Handlungs Bedienten hiermit für schriftsäßig erkläret, und zwar dergestalt, daß sie ihren Gerichtsstand gleich anderen Honoratioribus, unter unserer Regierung zu Caßel haben, und nebst ihren beständigen Fabric Arbeitern auf keinerley Art dem Gerichts Zwang der Stadt Caßel unterworfen seyn sollen.

§ 7.

Nach Ablauf der 6 Freyjahren soll mit denen Entreprenneurs wegen Fortsetzung der Fabrique und des jährlichen Pacht Geldes eine nähere Uebereinkunft getroffen, und letzteres auf eine, dem Zustand der Fabrique und dem dazu erforderlich gewesenen Herrschaftlichen Kosten-Aufwand, verhältnißmäßige Abgabe reguliert werden. Sollte es sich aber zeigen, daß in der Folge natürliche Ursachen den Fortgang der Cattun Fabrique hinderten, so soll ihnen Contrahenten jederzeit frey stehen, aufzuhören und der Abzug mit ihren Effecten und Vermögen auf keine Weise gehindert oder mit einigen Abgaben beschweret werden. Worgegen die Entreprenneurs die Versicherung ertheilen, daß sie nebst der Zubereitung auswärtiger roher Cattune auch sich bemühen wollen, die innländische Baumwollen Spinnerey und Cattun Weberey, so viel als möglich ist, zu befördern, um dadurch diese Fabrique dem Lande und den Unterthanen nützlich zu machen.

§ 8.

Und da auch die Entreprenneurs Absicht haben, neben der feinen Cattun Fabrique eine Fabrique von ordinairen Cattunen anzulegen; So wird ihnen hiermit die Zusicherung ertheilet, daß, wenn sie das Publicum mit diesen ordinairen und mittel Cattunen in gleicher Güte und in gleichem Preiß, wie in Hamburg und anderen Orten, versehen werden, ihnen nöthigenfalls, durch einen leidigen Impost auf dergleichen Sorten auswärtiger Cattune, zu Beförderung ihres Debits, zur Hülfe gekommen werden soll.

§ 9.

Dahingegen machen sich oftgedachte Entreprenneurs gegen diese ihnen zugesicherte Vortheile und Freyheiten verbindlich, nicht nur selbst nach Cassel zu ziehen und sich alda zu etabliren, sondern auch ihr sämmtliches Vermögen, in sofern sie dieses ihrem Befinden angemeßen und ihrem Nutzen gemäs erachten werden, succeffive in die hiesige Lande zu bringen, auch wo sie sonst dem hiesigen Commercien Collegio mit ihrer Erfahrung und Einsicht nützlich seyn können, solches auf alle Art zu bewürken! Damit dieselben aber hierzu desto ehender Gelegenheit haben mögen, So haben Wir beiden Entreprenneurs Gebrüdern Ahnesorge, Session und Votum bei Unserem Commercien Collegio zu Cassel, mit Beylegung des Caracters eines Finanz Raths, und dem Rang eines würklichen Kriegs und Domainen Raths ertheilet und die deshalb erforderlichen Rescripte ausfertigen lassen. Sie, die Entreprenneurs aber haben diesem allem nachzukommen versprochen und desfalls ihren Reversbrief übergeben.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem Fürstlichen Secret Insiegels. So geschehen

Wabern den 10. Junii 1785.

Friedrich L Z Hessen.

(Siegel.)

Die erwähnten ‚Reskripte' haben folgenden Wortlaut:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich Landgraf zu Hessen u. s. w. Nachdem der bishero in Altona etablirte [13]) . . . . Ahnesorge in Gemeinschaft mit seinem Bruder, zu Uebernahme der Agathhöfer Cattun Fabrique zu Cassel, auf ihre eigene

[13]) Ein Exemplar lautet für Sebastian Heinrich Ahnesorge, das andere für Peter Gottlieb Ahnesorge.

Rechnung sich verstanden, und daselbst eine gemeinnüzige, weitläuftige Manufactur Anstalt einzurichten vorhaben; So sind Wir zum Beweiß Unserer deshalbigen Zufriedenheit, aus höchsteigener Bewegung veranlaßt worden, ihn Ahnesorge, zu Unserem Finanz Rath, mit dem Rang eines Kriegs und Domainen Raths zu erheben, wie weniger nicht ihm Siz und Stimme in Unserem Commercien Collegio aus besonderen Gnaden zuzustehen. Jedermann hat sich also darnach zu achten, ihn als Unsern Finanz Rath anzuerkennen, und Unser Praesident des Commercien Collegii hat wegen deßen Einführ- und Anstellung das weitere zu verfügen.

Wabern den 10. Juni 1785.

Friedrich L. Z. Hessen.
vt. Fleckenbühl gt. Bürgel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Trillereiche.

Eine Dorfgeschichte von H. Bertelmann.

(Schluß.)

VI.

Still und leer war der Berghof geworden, als wäre ihm seine Seele genommen. Wie manchmal betrat Karl die Stube in Gedanken, die Mutter um Rat zu fragen. Und dann die bittere Enttäuschung!

Doch der Pflug durfte darüber nicht stehen bleiben. Und das war gut. Droben auf den Bergäckern wehte gar heilsame Luft für Leid und Herzweh.

Soldat brauchte er wirklich nicht zu werden. Des geistesschwachen Vaters wegen. Menschenscheu schloß der sich tagelang ein. Man mußte befürchten, daß er einmal ein Unheil anstellte.

Das Trauerjahr ging schneller vorbei, als man gedacht. Einen kühlen Mai führte das Jahr herauf. An einem Abend schlenderte Karl durch den Grasgarten.

Der Löwenzahn hatte seine goldenen Kronen dem Eishauch der Nacht entzogen. Wie vom Tanz heimhüpfende Jungfern standen die Köpfchen da. Verhüllt vom Mantel, guckte doch überall Putz und Flitter hervor. Aus grünem Grunde ragte ein regelloses Durcheinander von Obstbäumen. Einzelne standen schon in voller Blüte.

Der alte Vaterapfelbaum stand immer noch in der Mitte mit seinem schrägen, fast liegenden Stamme. Der wußte manch Lied aus Karls Kinderzeit zu singen. Karl lehnte sich sinnend an den Genossen seiner Jugend. Seine Krone nickte ihm leise zu, als verstünde sie ihn.

Nicht wahr, Karl, da draußen wiederholt sich alles noch einmal: Klettern und Stürzen, Lachen und Weinen, Saures und Süßes. — Das schienen die Zweige zu raunen.

Jeden Augenblick löste sich zaudernd aus der weiten Krone ein lichtroter Tropfen, als käme er aus dem Abendhimmel und zittere vor Erdenstaub. Ein eigenes Duften stieg aus Hecken und Gehegen.

Karl schlug die Arme unter und schloß die Augen. Er kaute an einem Grashalm und träumte.

Da legte sich eine harte Hand auf seine Schulter.

„Nichts für ungut, Karl. Aber das muß nun eine andere Wendung nehmen!“ —

Karl fuhr auf. „Was denn?“ —

„Daß ich's kurz sage: Der Berghof kann nicht länger mehr eine Frau entbehren.“

Karl sah verwundert auf den Sprecher. Ein schmerzlicher Zug zuckte über sein Gesicht: „Märten, was Du mir rätst, glückt nicht.“

Der schlug den Blick zu Boden. „Was sein soll, Karl, wer kann dafür? — Aber der Berghof kann nicht länger mehr warten.“ —

„Wie meinst Du das?“ —

„Hast Du nicht selber zwei helle Augen? Das Elend mit Deinem Vater wird alle Tage ärger. Wer soll sich um ihn bekümmern? Und wer hält das Haus in Ordnung? Es geht nicht mehr so, es geht nicht mehr.“ —

Märten hatte Recht. Erst wo die Frau fehlt, wird sie recht geschätzt.

„Woher aber soll mir die Frau kommen?“ fragte Karl gleichgültig.

„Weißt Du nicht, wie es heißt: Kauf Nachbars Rind, frei Nachbars Kind, so wirst Du nicht betrogen!“ —

„Hör' auf, Märten, das gibt nichts. Wo denkst Du hin? Soll der Rehmshof leer stehen oder der Berghof?“ —

„Wir roden die große Hecke aus, dann ist alles eins.“

„Du denkst Dir die Sache sehr einfach. Weißt Du denn überhaupt, ob Trinchen einwilligt?“

„Einwilligt? — Ha, zehnmal willigt die ein. Sie wartet ja auf Dich. Meinst, sie machte sich am Sonntag umsonst so hübsch? Und wievielmal geht sie des Tags in den Garten! Nach unsrer Tür guckt sie. Und immer zieht sie die blanke Schürze vor, — alles Deinetwegen! Und Du merkst das nicht?“

Karl errötete. Im Augenblick wußte er nichts zu sagen. In dem Gewirr von Hecken und Baumkronen verlor sich sein Blick. Das tanzte toll durcheinander.

Als sich seine Augen wieder zurückfanden, sagte er mit weicher Stimme zu Märten: „Das rührt noch von unsrer Kindheit her. Das Trinchen war immer freundlich gegen mich. Ich weiß es, ich saß

gern auf ihrem Schoß. Aber heiraten? — — Nein! — Ich bin ihr zu jung!"

„Was heißt zu jung? — Verständig bist Du. Dir war dafür getan, daß Dir keine tollen Hörner wuchsen. Brauchtest drum auch keine abzustoßen. Drum paßt ihr zusammen."

Karl war am Ende. Ärgerlich wandte er sich um.

„Spar Deine Worte", meinte er kurz. Da verschwand Märten, für sich in den Bart brummend, im Hause.

Wieder lehnte Karl am Baume mit übergeschlagenen Armen. Träumend hing sein Kopf auf der Brust. —

Drüben in Rehms Garten rauschte es an der Rabatte hin, Buchsbaum und Rosenbüsche faßten des neuen Beiderwandrockes Saum: „Wann, Trinchen, wann?"

Das müde Mädchen bückte sich nieder zu den Schlüsselblumen und dem Goldlack. Sie streichelte sie alle mit ihrer rauhen Arbeitshand. Die zarten Köpfchen nahm sie auf die Finger, wie man es bei einem niedlichen Kinde tut. Und über ihr ernstes Gesicht fuhr ein feines Lächeln.

Dicht daneben wucherte Wermut. Der duftete so stark. Sie rupfte ein Blättlein ab. Damit schritt sie hinüber zu der dichten Fliederhecke. Drin harrten schon rötliche Knospentrauben auf ihren Wonnetag.

Trinchen schaute zu ihnen auf wie der Landmann zur wiederkehrenden Schwalbe.

Jedes Menschenherz hat so seine Stationen, wo der Eilzug des Lebens Halt macht. Da fragt es: Wo bin ich? — Und wenn es dann das Gepäck seiner Wünsche durchsieht, findet es leicht die Antwort.

Über die Blütenträume hinweg sah Trinchen hinüber in Berghöfers Garten. Ach, schon so manchen Mai sah sie hinüber und nun immer noch, ohne daß sie weiter gekommen war.

Und sie rauschte an der Hecke hin und räusperte sich. Aber den sie locken wollte, der schreckte auf und floh scheuen Blickes ins Haus. —

VII.

Der trockene Sommer führte früh die Ernte herbei. Aus dem Ährenmeere leuchteten die weißen Hemdärmel der Schnitter. Helle Grüße klangen hinüber zum feierlich stillen Walde. Es war ein Sterbelied, aber ein lustiges.

Die Mittagsglocke war längst verstummt. Noch ein kräftiger Hieb. Dann warf Karl die Sense hin und wischte sich den Schweiß.

Märten, der das Korn abnahm, richtete sich auf, die Sichel in der Hand behaltend.

Über das knisternde, goldene Gewoge schauten sie hinweg. Nichts als der Kirchturmknopf und einige Birnbaumwipfel lugten herauf.

„Wir wollen Mittag machen! — Trinchen bleibt lange", sagte Karl und schritt der zukünftigen Trillereiche zu, deren dunkles Laub ein wenig Schatten spendete in dem sengenden Mittagsstrahle. Dort stand auch der große Steinkrug verborgen. Er hob ihn hoch und tat einen langen Zug.

Und der Krug lockte Märten herbei, und Rehms Knecht vom anstoßenden Acker fühlte sich auch angezogen.

Daß Trinchen bald kommen müsse mit dem Essen, das sagte ein jeder, und dann warfen sie sich in das Gras.

Eine drückende Stille brütete über dem Felde. Kein Lufthauch, der Kühlung fächelte. Selbst vom Walde nicht. Nur heiße Wellen zitterten über der Flur. Die Blumen am Ackersaume schliefen. Nur allerlei Geschmeiß summte und surrte umher. Und mancher müde Arm hatte sich seiner zu erwehren.

„Gewiß hat der Alte das Essen wieder noch nicht zurecht", knurrte Märten ärgerlich in den Bart.

Karl antwortete nichts, sondern erhob sich.

Ein paar Schritte lief er vor, dann wieder rückwärts den Rain hinauf.

„Was ist das? — Dampf steigt auf!"

Die beiden konnten da rasch aufspringen. „Wo?" Nun sahen sie es auch.

Ein Augenblick bangen Wartens. „Es brennt." Karl rief es zuerst. Die anderen wiederholten es.

Was nun folgte, bestätigte die Vermutung. Eine schwarze Wolke quoll empor. Hindurch fuhr wie der Blitz eine rote Flamme.

„Unser Haus — unser Haus", schrie Karl und raste in wahnsinniger Eile über Ähre und Halm. Die beiden hatten Mühe zu folgen. Märten fiel ein paarmal dahin. Er kam ganz außer Atem an.

Jetzt sah es Karl genau. Er hatte sich nicht geirrt. Aus dem Eulenloche schlug die Flamme. Der Berghof brannte wie ein Licht.

Durch Gärten und Gräben ging es, über Beete und Zäune. Jetzt bog er um die Hecke. Die Ziegel prasselten vom Dache. Funkenstiebende Brände dazu.

Aus allen Winkeln kamen kreischend und händeringend die Dorffrauen und Kinder. Die Männer waren meist auf dem Felde. Die Beherzteren wagten sich ins Haus.

Brüllend drängten die Kühe aus dem Stalle. In der Tür balgte sich eben Trinchen mit einem störrigen Rinde, das weder vorwärts noch rückwärts wollte.

Karl rannte in die Wohnstube. Der Schrank mußte heraus. Nun kamen auch schon Männer. Die Not schafft tausend Hände. Aber die Treppe hinauf durfte sich doch niemand mehr wagen. Die Bodendecke war durchbrochen.

Ein fürchterlicher Schlag! Der Dachstuhl krachte zusammen. Alles flüchtete aus dem Feuergrabe.

Mit vieler Mühe hatte man die Feuerspritze herbeigebracht. Aber die Schläuche waren zerrissen. So blieb nichts übrig, als die anstoßenden Gebäude zu schützen und das Feuer auf seinen Herd zu beschränken.

„Ein Gottesglück, diese Windstille! Ein Gottesglück, daß die Ernte noch draußen steht!" — So ging das Wort unter den müßigen Zuschauern.

Am Nußbaum stand Karl. Eben rissen sie mit dem langen Feuerhaken eine Giebelwand ein. Ein dumpfer Schlag. Dann eine qualmende Wolke, von einer Funkenfontaine durchglüht.

Karl tastete an dem Nußbaum herum, als müsse er feststellen, wo er war. Es überlief ihn eiskalt. Dann wieder stieg es siedeheiß in seinem Herzen auf. Er dachte einen einzigen Gedanken. Der legte sich, eine trostlose Klage, auf seine Lippen: „Unser Haus, unser Haus!"

Und die Tränen rannen ihm über die Wangen. Da faßte ihn von hinten eine eilige Hand am Ärmel.

Trinchen stand vor ihm. Wie sah sie aus? Rauchgeschwärzt mit zerzaustem Haar und beschmutzten Kleidern fragte sie hastig: „Sie suchen Deinen Vater, Karl. Niemand kann ihn finden."

Karl neigte sich vor, als habe er nichts verstanden. Versteinert starrte er das Mädchen an. Dann faßte er sich an die Stirn wie einer, der sich tief besinnt: „Mein Vater — er wäre nicht da?"

Dabei schritt er wie ein Irrender durch das Durcheinander des geretteten Hausrats, über rauchende Trümmer dem Garten zu. Die Umstehenden sahen ihm mitleidig nach und steckten bedeutungsvoll die Köpfe zusammen.

„Um Gottes willen, Märten, sag', wo kann mein Vater sein?" Mit der Frage fuhr er auf den Knecht los, der damit beschäftigt war, das unruhige Rindvieh an die Bäume zu binden.

Der zuckte mit den Schultern, zeigte mit zorniger Miene auf das brennende Haus und fuhr in seiner Arbeit fort.

„Als ich vom Felde kam und ihm sagte, ich wolle das Essen mitnehmen, antwortete er: ‚Gleich, Trinchen, gleich werd' ich das Feuer anstecken.' — Keine halbe Stunde verging, da schlug die Flamme aus dem Dache", berichtete Trinchen.

Plötzlich fuhr Karl herum. Mit Windeseile sprang er noch einmal ins Haus. Trinchen hinter ihm her. Die leeren Wände gaben keine Antwort. Oben auf dem Kannbrett lagen noch die Bücher. Niemand hatte an sie gedacht. Trinchen raffte sie rasch in die Schürze und legte sie unter den Nußbaum.

Bei den Aufräumungsarbeiten fand sich der bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichnam des alten Heß. Es war kein Zweifel: er hatte im Wahn das Haus angezündet.

Karl nahm das Anerbieten der Witwe Rehm notgedrungen an, unter ihrem Dache Zuflucht zu finden. In die große Stube nach dem Garten hin, über den man hinweg in den Berghof sehen konnte, trugen die beiden Männer, was ihnen die Flammen übrig gelassen. Auch dazu hatte Karl Ja sagen müssen, daß auf Rehms Herd für die Berghöfers das Mittagsmahl gekocht werden solle.

Hatte nun auch das Schicksal Trinchen und Karl unter einem Dache vereinigt, so gingen sie nun erst recht einander sorgsam aus dem Wege. Karl benutzte die Stube fast nur zum Schlafen. Selbst die Mahlzeiten hielt er mit Märten nicht selten auf der Türschwelle des Kuhstalles.

Hier war es, wo Märten einigemal das Lob der Rehmschen Küche sang. Aber Karl ging nie darauf ein.

So ging der Winter hin. Und wenn die einsamen Menschen miteinander reden mußten, so war es über das Unglück. Wie es hätte kommen können, wenn dieses und jenes nicht gewesen wäre. Doch was man von der Zukunft dachte, verbarg jeder im tiefsten Herzen ängstlich vor dem andern.

Wieder war der Lenz gekommen. Die Ziegenröder sahen ihn und zogen hinaus. Und er wies jedem wieder die gewohnte Arbeit an.

Da las Trinchen wieder die Steine vom Klee. Karl aber zog Furche an Furche. Er wunderte sich, daß diesmal so wenig Steine emporkamen. Ihm war zumute, als solle er singen. Aber wenn er zu der stillen, emsigen Gestalt hinübersah, ließ er es.

Es war ja eigentlich noch nicht Frühstückszeit. Aber für ihn war sie gekommen. Seine helle Stimme hieß die Ochsen halten. Was er gehofft, geschah nicht. Trinchen sah nicht einmal empor. Da setzte er sich auf den Pflug und holte sein Brot hervor. Es wollte nicht herunter.

Endlich gewann er es über sich: „Trinchen," rief er, „willst Du nicht aufhören? — Komm doch ein wenig herüber!"

Das Mädchen schoß verwundert in die Höhe. Sie lauschte wie einer, der sein Lieblingslied vernommen und nun auf Wiederholung wartet.

„Meinst Du mich?" fragte sie und war doch niemand in der Nähe.

„Wen anders!"

Da schritt sie hinüber und setzte sich zu ihm.

Und sie kauten schweigend eine Weile ihr Brot. Und die Morgensonne überschüttete sie mit ihrer Güte.

Da fing Karl an: „Weißt Du, Trinchen, ich möchte wieder aufbauen, dieses Frühjahr noch. Wolltest Du mir nicht helfen?"

„Warum nicht, Karl! Du siehst, wir helfen Dir, wo wir können.“

„Ja, ich meine so, daß wir zwei zusammen bauen. — Es baut sich besser, wenn man für andere baut, die man lieb hat.“

Da sah sie ihn an. Ein langer, lieber Blick. Und sie reichten einander die schwieligen Hände und ließen nicht wieder los. Und dabei entwarfen sie den Plan vom Berghofe.

Das war eine Feierstunde vor der jungen Trillereiche. Die streckte mit trotzigem Mute schwellende Knospen ins Blau, als wäre sie ihrer Zukunft froh und gewiß.

Und als es Mittag läutete, schritten zwei glückliche Menschen hinter dem Pfluge her, dem Dorfe zu.

Märten stand in der Stalltür. Durfte er seinen Augen trauen? — Beim Ausschirren sagte Karl: „Du kannst uns gratulieren, Märten!“

„Von Herzen — Gott sei Dank!“ Er reichte beiden die Hand. „Komm, Hans, heute gibt's ein Kleiespül wie lange nicht!“ Damit zerrte er den Leitochsen hinter sich her.

Als die Brautleute in die Küche zur Mutter traten, drückte sie ihnen schweigend die Hand. Den Segen, den sie sagen wollte, verschlangen ihre Tränen. — —

Nun leuchtet das Wohnhaus des Berghöfers stattlich und schön ins Tal. Märten hat die trennende Hecke wirklich ausgerodet. Nun sind die großen Gärten eins, wie der Berghof und der Rehmshof. Die Witwe Rehm durfte noch einige Jahre ihres Trinchens Glück schauen.

Unter dem Nußbaum spielen zwei hellhaarige Jungen. Märten ist ihnen ein treuer Hüter. Das ist das einzige, was ihm noch zugemutet wird.

Droben um die junge Trillereiche hat der Berghöfer zwei anstoßende Äcker mit Tannen bepflanzt. Und wenn der Sonntag kommt und er seine Frau an die Hand nimmt, die Felder zu besehen, dann weiß die schon, wohin es gehen soll: hinauf zum Walde.

In meiner Heimat blüh'n die Rosen —

In meiner Heimat blüh'n die Rosen,
Auf Goldgrund steht das Dörflein klein;
Am Wald verhallt des Mühlbachs Tosen,
Und kleine Lieder klingen drein.

Vom Feld her kommt verträumt die Weise:
„Ach bleib' bei mir“ und andre noch;
Ob in der Fremde, spür' ich leise,
O Heimat, deinen Herzschlag doch.

Mich grüßt der Ähren nickend Wogen,
Ich schau der Schnitter bunte Schar;
Wildrosenduft kommt leis gezogen,
Und alles ist — wie einst es war.

Des Kirchleins Glocken hör' ich wieder,
Vom Berge schaut das Vaterhaus —;
Heiß fallen mir die Tränen nieder —;
Nur — träumend ging mein Herz nach Haus.

Hanau.

Sophie Nebel von Türkheim.

Aus Heimat und Fremde.

Oberst Emmerich. Hundert Jahre waren am 23. Juni seit dem Ausbruch des Emmerichschen Aufstandes gegen die französische Herrschaft verflossen. Die Aufständischen versammelten sich in Ockershausen und rückten um Mitternacht gegen Marburg vor. Der Aufstand scheiterte, da sich die Einwohner Marburgs ihm nicht anschlossen. Emmerich wurde am 18. Juli auf dem Forst bei Kassel erschossen; am 19. Juli traf seine Mitverschworenen, Professor Sternberg und zwei althessische Soldaten, dasselbe Schicksal. An Emmerichs Marburger Wohnhaus (Barfüßerstraße 10) wurde vor einigen Jahren eine Gedenktafel angebracht. Wilhelm Bennecke hat dem tapferen Manne eine außerordentlich packende Ballade gewidmet (vgl. „Hessenland“ 1899), die jetzt auch in die hessischen Volkslesebücher übergehen wird.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der außerordentliche Professor der Mathematik, der bekannte Bezirkskonservator für den Regierungsbezirk Kassel, Geh. Regierungsrat Dr. Alhard von Drach beging am 23. Juni seinen 70. Geburtstag. — Dem Privatdozenten Dr. phil. Bock wurde das Prädikat Professor verliehen. — Die Feier des 2000. Studenten fand am 29. Juni in Gestalt einer Faßpartie auf Spiegelslust statt, wohin die Stadt die Studentenschaft zu einem Trunk Bier geladen hatte. — Die preußische Akademie der Wissenschaften bewilligte Professor Dr. Max Bauer 1000 Mk. zur Fortsetzung seiner Untersuchung der hessischen Basalte. — Gießen: Der Ordinarius für Archäologie und Kunstwissenschaft Dr. Bruno Sauer hat den Ruf nach Kiel als Nachfolger Noacks angenommen. — Bei der Darwin-Gedenkfeier in Cambridge überreichte je ein Vertreter der Gießener und Marburger Universität eine tabula gratulatoria.

Hessischer Geschichtsverein. Zahlreiche Mitglieder, Herren und Damen, vereinigten sich am 25. Juni zu einem Ausflug nach dem Schöneberg bei Hofgeismar. Im Anschluß hieran fand im Gesundbrunnen ein Abendessen statt. Bibliothekar Dr. Lange ließ in einem formvollendeten Vortrag,

den wir in nächster Nummer unverkürzt zum Abdruck bringen werden, die mannigfachen Schicksale des Schönebergs vor den Zuhörern vorübergleiten, wofür ihm der wohlverdiente Dank der Versammlung zuteil wurde.

Todesfälle. Am 20. Juni starb zu Kassel der Realschullehrer a. D. Konrad Grün, der von 1872 bis 1902 an der Kasseler Realschule tätig gewesen war. Er dichtete 1866 als Unteroffizier des Kurhessischen Leibregiments in Mainz ein von Metropolitan Hoffmann komponiertes Lied, das damals ziemliche Verbreitung fand:

Ich werd' ein Preuße,
Tragt mich nun zu Grabe,
Deckt meinen Leib mit Katten-Erde zu.

Am 30. Juli starb zu Kassel 76 Jahre alt der Geh. Sanitätsrat Dr. Friedrich Endemann, der sich um die Entwickelung der Stadt bleibende Verdienste erworben hat. Er wurde am 10. April 1833 zu Marburg als Sohn des Obergerichtspräsidenten Dr. Konrad Endemann geboren, besuchte 1842 bis 1851 das Kasseler Lyceum Fridericianum, studierte in Zürich, Göttingen, Gießen und Marburg und ließ sich 1859 in Kassel als Arzt nieder. Seit 1880 war er hier Mitglied des Bürgerausschusses und dessen stellvertretender Vorsitzender, seit 1894 Mitglied des Stadrates und von 1895 an erster Beigeordneter mit dem Titel Vizebürgermeister. Während der Erkrankung des Oberbürgermeisters Westerburg leitete er gemeinsam mit dem Beigeordneten Geh. Regierungsrat Dr. Knorz die Geschicke der Stadt. Auch als Mitglied des Reichstages und Preußischen Abgeordnetenhauses hat er sich um die Stadt Kassel verdient gemacht, die ihm 1903 aus Anlaß seines 70. Geburtstages das Ehrenbürgerrecht verlieh.

Verschiedenes. Emil Jacobi's Schauspiel „Heimkehr", das auf der Kasseler Hofbühne seine Uraufführung erlebte, gelangt jetzt auch am Stadttheater zu Mülhausen i. E. zur Darstellung. — Musikdirektor Dr. Zulauf-Kassel ist bei den diesjährigen Richard Wagner-Festspielen in Bayreuth als Korrepetitor tätig. — Bei seinen Studien über die Kurhessen in Amerika bis zum Jahre 1866 hat cand. phil. Karl Weber-Heidelberg bis jetzt 12 Ortschaften in den Vereinigten Staaten festgestellt, die ihrem Namen nach kurhessischen Ursprungs zu sein scheinen. Zu ermitteln sind noch alle Städte und Ortschaften, wo sich Kurhessen in größerer Anzahl angesiedelt haben; hier kommt natürlich Newyork in erster Linie in Betracht. Vor allem soll ein allgemeiner Überblick gewonnen werden über das Vorkommen kurhessischen Wesens und Lebens in Nordamerika und die Feststellung der etwa vorhandenen Kristallisations- und Konzentrationspunkte vor 1866 ausgewanderter Kurhessen versucht werden.

Prähistorisches. In Fulda stieß man bei Fundamentausschachtungen an der Tränke auf vorgeschichtliche Pfahlbauten. Die bis jetzt gehobenen Funde lagen, genau wie in dem Pfahlbau an der Langebrückenstraße, äußerst zahlreich und geschlossen.

Vom Friedrichsplatz. Die Vorlage des Kasseler Magistrats auf Genehmigung eines Vertrags mit der Großen Kasseler Straßenbahn über die neue Theaterlinie, die bekanntlich teilweise den Friedrichsplatz überqueren sollte, wurde in der Stadtverordnetensitzung vom 1. Juli erfreulicher Weise mit 38 gegen 7 Stimmen abgelehnt.

Hessische Bücherschau.

Die Abgeordneten der Kurhessischen Ständeversammlungen von 1830 bis 1866. Von Dr. Philipp Losch. 62 Seiten. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1909. Preis 1.50 M.

Die letzten Jahrzehnte des Kurfürstentums Hessen sind erfüllt von dem unseligen Rechtsstreit zwischen den hessischen Landständen und der Regierung. Die einst so viel genannten Mitglieder der Ständekammern sind jetzt z. T. kaum noch dem Namen nach bekannt. Das Andenken an sie zu erneuern und festzuhalten ist der Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser, der uns hoffentlich noch einmal eine umfassende kurhessische Biographie der Neuzeit bescheren wird, hat, um die so wertvolle Vollständigkeit des Verzeichnisses zu erzielen, eine immense Arbeit aufgewandt, auf die der äußere Umfang seines Werkchens auf den ersten Blick kaum schließen läßt. Mußte er doch allein die zahlreichen dickleibigen Landtagsverhandlungen von A bis Z durchsehen. Das Ergebnis ist ein Nachschlagewerk von außerordentlichem Wert, das jeder, der sich eingehend mit jener Zeit befassen will, zu Rate ziehen muß. Ein einleitendes Kapitel gibt einen historischen Überblick über die althessischen Landtage, die Wahlgesetze von 1831, 1849, 1852, 1860 und deren Änderungen oder Ergänzungen von 1862 und 1863. Es folgt eine „Übersicht der Zusammensetzung der einzelnen Landtage seit 1830" mit genauer Datierung der einzelnen Landtage und Aufzählung der Landtagskommissare und Abgeordneten. Den dritten und Hauptteil bildet ein alphabetisches Verzeichnis der einzelnen Abgeordneten, das nicht nur eine Fülle von mühsam zusammengetragenem biographischen Material mit chronologischen Daten enthält, sondern auch die politische Parteistellung des einzelnen Abgeordneten charakterisiert, seine Zugehörigkeit zum Landtag zeitlich genau begrenzt, etwaige Werke des Betreffenden aufführt usf. Quellennachweise erhöhen den Wert dieses Werkes, das nicht nur dem Historiker von großem Nutzen sein wird, sondern von jedem begrüßt werden wird, der familiengeschichtliche und

ähnliche Studien betreibt. Man braucht nur einmal in dem Buche zu blättern, um zu erkennen, welche Lücke es ausfüllt und welche Fundgrube auf dem immer noch so stiefmütterlich behandelten Gebiet der hessischen Geschichte es darstellt. — Das für Winkelblech vermutete Geburtsdatum, 11. 4. 1810, wird übrigens durch die im Erscheinen begriffene umfangreiche Winkelblechbiographie von Dr. Biermann bestätigt. H'bach.

Schoof, W. Schwälmer Ansiedlungen und Ortsnamen. Hess. Blätter f. Volkskunde. VIII. Bd. Heft 1.

Ein besonderer Vorzug dieser Arbeit, die aus geschichtlichen und ethnologischen Gründen allgemeineres Interesse verdient, ist die stete Berücksichtigung der mundartlichen Formen der Ortsnamen und der in ihrem Bereich gesprochenen Mundart überhaupt, deren Kenntnis eigentlich bei einer derartigen Untersuchung gefordert werden darf, wenn auch der urkundlichen Form in manchen zweifelhaften Fällen ihre Bedeutung gewahrt bleiben muß. Ein anderer Vorzug ergibt sich aus dieser Betrachtungsweise, die hierdurch warmes Leben gewinnt: Der Verfasser verfolgt auch das Vorkommen der Ortsnamen in Kinderliedchen und volkstümlichen Reimen. Bezüglich der oben angedeuteten stammeskundlichen Ergebnisse gestatte ich mir einige Folgerungen daranzuflechten. Zunächst bestätigt auch diese Untersuchung wieder das völlig germanische Gepräge in der Ortsnamengebung der Schwalmgegend: das häufig behauptete Fortbestehen eines fremdrassigen Elementes in dieser Gegend gewinnt demnach durch die Erforschung der Ortsnamen keinen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn auch die anthropologischen Verhältnisse, insbesondere die von Virchow veranstalteten Untersuchungen der Rassenmerkmale darauf hinzudeuten scheinen, wonach die Schwalmgegend allerdings mit ihrem Prozentsatz an sogen. „Reinblonden" hinter ihrer Umgebung, besonders Ober- und Niederhessen etwas zurückbleibt. Auf der anderen Seite fällt die geringe Zahl der ohne Zusammensetzung, aus ein- oder zweisilbigen Wurzeln gebildeten Ortsnamen, die der ältesten Zeit der Siedelung angehören, merklich auf. Während diese mitunter noch rätselvollen Namen im Stammland der Chatten um Gudensberg heute noch vorherrschen, vgl. Ritte, Besse, Mandern, Lohre, Lohne, Zennern u. a., gibt es deren in der Schwalmgegend nur ganz wenige (s. S. 24 der Schrift), und diese geben sämtlich einfach einen alten Bachnamen wieder; die jüngeren Ortsnamenbildungen überwiegen durchaus. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß diese Gegend im wesentlichen erst später von den Chatten besiedelt worden ist. Vielleicht hat in ältester Zeit dort ein kleiner Rest vorgermanischer Urbevölkerung fortbestanden oder das Schwalmland ist lange Zeit einer der wüsten Grenzgürtel gewesen, die nach den Angaben römischer Schriftsteller die Gebiete westgermanischer Stämme umgaben und ein besonderer Beweis ihrer Tapferkeit sein sollten. Daß übrigens jene älteste Schicht von Ortsnamen, die von uralten Namen der Bäche entlehnt ist, (Berfa, Gilsa, Ibra, Wiera u. a.), keltische Bestandteile enthält, wie Arnold vermutete, streift der Verfasser mit berechtigter Vorsicht, da die neuere Forschung viele Wurzeln als gemeinsamen Besitz der nah verwandten Kelten und Germanen ansieht, die man früher in den Zeiten Mones lediglich als keltisch betrachtete. So findet wohl auch das auf S. 25 besprochene Wiera in dem, was z. B. Lohmeyer in seinen „Grundgesetzen der germanischen Flußnamengebung" S. 18 über die häufigen Flußnamen Wehre, Werre, Werra u. a. auseinandersetzt, eine hinreichende germanische Erklärung, wobei zu beachten ist, daß auch die Werra in Visurgis und wirara eine *i*-Vorstufe hat. Wenn ferner der Verfasser, auch im Anschluß an Förstemann, Arnold u. a. in den Zusammensetzungen mit winde, winden Spuren slavischer Siedelungen sieht, wie in Wincherode, urkundlich Winderode, so hat die neuere Forschung mit Rücksicht auf die große Verbreitung dieser Ortsnamen auf westlichem Boden, während sie gerade im Osten fehlen, mit Recht diese Etymologie angezweifelt und erblickt in den weitaus meisten Fällen darin das alte deutsche Wort winde, wende = Grenze, das z. B. im Wessobrunner Gebet „enteo ni wenteo" vorkommt und wohl auch in den urkundlichen Formen für Hauptschwenda (S. 48) steckt. Eine eingehende Untersuchung würde dies m. A. n. mit Bestimmtheit erweisen. Einige Bemerkungen zu Einzelheiten seien mir noch gestattet. Seilbach S. 27 ist vielleicht eher zu sigilbach (von sigen = tropfend fließen), das auch sonst häufig vorkommt, zu stellen, sigil zu seil entspricht dem Übergang von ligit zu leit = liegt. In Swalmana = Schwalm steckt nach Lohmeyer u. a. ein urgermanisches Wort für Bach, mana (vgl. lat. manare), das später nicht mehr verstanden und dann durch das geläufige aha = Wasser erweitert wurde, wie es die Urkunden zeigen. Bezüglich der in Ortsnamen häufigen Wurzel mils, mels (S. 37) ist auf Jakobs „Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen" zu verweisen, der unter „Milz" die Geschichte und Etymologie dieses Wortes überzeugend und eingehend dargestellt. Zu der in der Anmerkung zu S. 37 erwähnten Deutung des Namens Weichhaus, die Superintendent Wolff in seinem Werkchen „Zur Geschichte der Stadt Ziegenhain" S. 41 gibt, möchte ich noch zur weiteren Stütze der einleuchtenden Darlegung hinzufügen, daß wîc-hûs mhd. ganz allg. in der Bedeutung Festungsturm vorkommt; auch die ebenda vorgeschlagene Ableitung von Ziegenhain aus Sickenhagen scheint durchaus überzeugend. Dr. Fuckel.

Schneiders Wanderbücher II. Durch das Wetschaft-, Eder-, Odeborn-, Nuhne- und Orketal. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). 3. Auflage. Preis 1.20 M.

Emil Schneider, der Vorsitzende des Oberhessischen Touristenvereins, bietet in seinen Wanderbüchern vorzügliche Führer. Der vorliegende ist zuverlässig, bis ins Einzelste übersichtlich und so umsichtig gestaltet, daß dem Touristen, der ihn benutzt, nichts entgehen kann, was in irgend einer Weise beachtenswert ist, seien es landschaftliche, historische, kulturelle oder künstlerische Momente. Die genaue Abmessung der Wanderstrecken, die Anschlüsse an die Bahnzeiten, die Angabe der Preise in den empfehlenswerten Gasthöfen wird allen Touristen hochwillkommen sein.

Bei der vorzüglichen Ausstattung muß der Preis des Führers als niedrig bezeichnet werden.

Valentin Traudt.

Ein Beitrag zur Beurteilung der „Revolution" von 1866. Von Frz. Witzel, renit. Pfarrer zu Sand. Kassel (Verlag von Ernst Hühn, Hofbuchhandlung) 1908. 33 Seiten.

Das Schriftchen bildet die Antwort auf eine Eingabe von 13 Laien an den Konvent der renitenten Kirche, in der die Forderung ausgesprochen wurde, daß die renitenten Pfarrer „in Sachen der Anwendung des göttlichen Wortes auf die Dinge dieser Welt wieder zu dem klaren und richtigen Standpunkt zurückkehren möchten, welchen die renitenten Pfarrer ausnahmslos früher eingenommen haben." Der Verf. verteidigt mit großer Wärme seinen reichstreuen Standpunkt, sucht den Nachweis zu erbringen, daß die Theorien der Rechtspartei rein negativ und steril seien und fordert zum Schluß jeden echten Hessen auf, „in dankbarer Erinnerung alles dessen, was unser Hessenland dem Hause Hohenzollern verdankt, mitzuarbeiten an der Erhaltung und Bewahrung des unter Gottes sichtbarer Führung neuerstandenen Deutschen Reiches." H'bach.

Heckmann, Ch. Arbeiter-Fortbildungs-Verein zu Kassel. Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum. 103 Seiten.

Es war eins der vielen Verdienste Dr. Bernhardis, die Gründung eines der segensreichsten Vereine der Stadt Kassel angeregt zu haben. Das damalige Herbergswesen, die vom Familienleben der Meister losgelöste Stellung der Gesellen, die vernachlässigte geistige Ausbildung und auch die sittliche Gefährdung der jungen Handwerker und gewerbetreibenden Arbeiter mußten die Idee einer solchen Gründung ja nahe genug legen. So kam es nach eingehenden Vorberatungen Bernhardis mit Dr. Falckenheiner, Buchdruckereibesitzer Scheel und Partikulier Bierner am 18. Januar 1859 im großen Stadtbausale zur Begründung des Arbeiter-Fortbildungs-Vereins, in dessen Listen sich 150 selbständige und 400 unselbständige Mitglieder einzeichneten. Was der Verein unter seinen Vorsitzenden Falckenheiner, Spangenberg, Zuschlag, Ullmann, Weber und Heckmann in diesem halben Säkulum erlebt und erstrebt, was er erreicht und wie er getreu seiner Devise „Bildung gibt Macht" gewirkt hat, das ist in der außerordentlich fleißig gearbeiteten, vom jetzigen ersten Vereinsvorsitzenden verfaßten Festschrift zu lesen, die mit den Bildnissen der jeweiligen Vorsitzenden, mit Wiedergabe der Vereinssitze und des nun von der Bildfläche verschwundenen alten Stadtbaues geschmückt ist.

H'bach.

Karl Kohlhepp, „Der Totenschädel", ein Gedichtbuch. Leipzig-Gohlis (Bruno Vogler). 77 Seiten. Preis 1.50 M.

Ein in Hessenland noch wenig bekannter, begabter Lyriker, Novellist („Schatzle", „Wenn das Blut erwacht") und Übersetzer (u. a. Giovanni Zuccarinis „Brandmal Roms"). Das vorliegende Buch ist nach dem einleitenden Gedicht genannt. Aber auch sonst paßt der Titel zu vielen Gedichten: es geht ein schmerzliches Erkennen der Nichtigkeit aller Erdendinge durch das Buch. Aber es fehlen trotzdem nicht die Rosen- und Pfingst-Syringen, die die „vanitatum vanitas" umkränzen. Ein Lebenskünstler spricht aus den feingeschliffenen, kristallhellen Versen, ein Mensch, der von unserem Stern der Niederlagen aufwärts schaut zu den ewigen Sternen des Himmels, die ihm das Symbol der „dira necessitas", des ehernen Gesetzes bedeuten, nach dem wir alle unseres Daseins Kreise vollenden müssen. — Die Terzinenform handhabt der Verfasser geschickt; er hat sich da gewiß an Dante geschult. Trotzdem gilt mir der „lyrische Teil" mehr. Hier rührt er an unser Tiefstes. Aber auch tändelnde Strophen von lachender Lichtgeistigkeit schweben wie sonnentrunkene Falter daher: „Märchen", „Rosen", „Junges Glück", „Der Spielmann", „Demaskierung", „Herzchen", „I mag di halt", „Zigeunerin": lauter kichernde, schabernackliebende Elfenliedchen. Und in manchen Liedern ein fremdes, und doch so anheimelndes Saitensingen. — Leider entspricht die Ausstattung des Buches nicht dem Inhalt. Aber schön sind die Lieder. Kohlhepp ist ein Romantiker vom Schlage der Hans Peter Jakobsen und Maeterlinck, manchmal, besonders in den Terzinen, huscht etwas über seine Lieder, das an Fiona Macleods ergreifende Stimmungsmalerei erinnert.

K. Engelhard-Hanau.

Eingegangen:

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge. 16. Band. Gießen (Alfred Töpelmann) 1908.

Dotter, Karl, Studierende aus Alsfeld vor 1700. 75 Seiten. Darmstadt 1909.

Neuhaus, Wilh., Die Gründung der Abtei Hersfeld und ihre Vorgeschichte. 41 Seiten. Hersfeld, Verlag von Max Westphal.

Personalien.

Verliehen: dem Rechnungsrat Hurttig zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Mittelschullehrer Ickes zu Gelnhausen der Kronenorden 4. Kl.; dem Regierungs- und Baurat Henning zu Fulda der Charakter als Geheimer Baurat.

Ernannt: Landrat und Polizeidirektor von Beckerath zu Hanau zum Polizeipräsidenten in Hannover; Landrat Laur von Münchhofen zu Ottweiler zum kommissar. Landrat und Polizeidirektor in Hanau; Pfarrer Feyerabend zu Hersfeld zum Superintendenten der Diözese Hersfeld-Rotenburg und zum Metropolitan der Pfarreiklasse Hersfeld; Pfarrer Meiß zu Waßmuthshausen zum Pfarrer in Germerode; Amtsrichter Hasse zu Hofgeismar zum Amtsgerichtsrat; Gerichtsassessor Israel zu Melsungen zum Amtsrichter in Gröningen; die Regierungsassessoren Eilert und Dr. Rosenberg zu Kassel zu Regierungsräten; die Referendare Kleinmann, Lamprecht, Mudra zu Kassel zu Gerichtsassessoren.

Gewählt: Kreisarzt Dr. Kranepuhl zu Rinteln zum Direktor des Landkrankenhauses daselbst.

Versetzt: Postdirektor Göbel von Rinteln nach Recklinghausen; Polizeiassessor Mai von Berlin nach Kassel; Polizeisekretär und Rendant der Polizeikasse Horst von Kassel nach Gelsenkirchen.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Brethauer bei dem Amtsgericht in Hersfeld.

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Schultheis und Frau Anny, geb. Schultheis (Fulda, 18. Juni); Kgl. Oberförster Hugo Großcurth und Frau Käte, geb. Mansfeld (Veckerhagen, 20. Juni); Regierungsbaumeister Hille und Frau Meta, geb. Heinecke (Rinteln, 23. Juni); Dr. W. Koenig und Frau Johanna, geb. Niederehe (Hamburg, 25. Juni); Pfarrer Otto Hohgraefe und Frau Sophie, geb. Klein (Gonterskirchen, 27. Juni); — eine Tochter: Pfarrer Eisenberg und Frau Luise, geb. Grau (Dreihausen, 28. Juni); Dr. Viktor Paul und Frau Anna, geb. Jordan (Kassel, 1. Juli).

Gestorben: Bolivianischer Nationalarchiv-Direktor Ernst Otto Rück, 75 Jahre alt (Sucre, 5. Mai); Oberbürgermeister Adolf Morneweg, 57 Jahre alt (Darmstadt, 9. Juni); Stadtkämmerer Heinrich Reinhard, 61 Jahre alt (Niedenstein, 15. Juni); Rentner Philipp Moebus, 82 Jahre alt (Frankfurt a. M., 17. Juni); Kgl. Forstmeister a. D. Heinrich Wachs, 79 Jahre alt (Kassel, 17. Juni); Kanzleisekretär Gustav Münch, 67 Jahre alt (Kassel, 18. Juni); verw. Frau Kantor Heimerich, geb. Gonnermann, 77 Jahre alt (Ehrsten, 18. Juni); cand. chem. Wilhelm Sander (Alsfeld, 19. Juni); Dr. med. Heinrich Wicke, 44 Jahre alt (Gudensberg, 20. Juni); Realschullehrer a. D. Konrad Grün (Kassel, 20. Juni); Bergwerksbesitzer Karl Scheller (Kassel, 21. Juni); Amtsgerichtsrat a. D. Hartwig Poppelbaum, 77 Jahre alt (Marburg, 21. Juni); Geh. Bergrat Otto Erich Wenderoth, 75 Jahre alt (Marburg, 22. Juni); Ingenieur Karl Busch (Marburg, 24. Juni); Frau Baronin Mathilde von Dalwigk, geb. Bierman (Kassel, 28. Juni); Justizrat Theodor Welcker (Marburg, 29. Juni); Kgl. Eisenbahn-Betriebssekretär a. D. Hermann Prenzel (Kassel, 29. Juni); Geh. Sanitätsrat Dr. Friedrich Karl Endemann, 75 Jahre alt (Kassel, 30. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 14. 23. Jahrgang. Kassel, 19. Juli 1909.

Auf dem Schöneberg.

Vortrag auf einem Ausflug des Hessischen Geschichtsvereins am 25. Juni 1909.

Von Dr. Wilhelm Lange.

„Aus der Buchen grünem Schattenkranze
Schau ich nieder in die stillen Täler,
Schau hinüber zu den wald'gen Höhen,
Unterm Flügelschlag der grauen Zeit.
Ach, von vielem war ich Augenzeuge!
Freud und Leid sah ich im Wechseltanze,
Und bin jetzt fast ganz erlegen
Dieses Wechsels nimmer müder Kraft."

Dieser nimmer müden Kraft werden wir uns wohl nirgends so sehr bewußt, wie an einer Stätte, auf der durch Jahrhunderte ein frisches, fröhliches Leben herrschte, wo der klirrende Tritt der Gepanzerten, das Stampfen und Wiehern der schweren Rosse, der Widerhall des Kriegs- und Jagdhorns erklang, auf der dann wieder eine lange Spanne Zeit ungestört die Baumriesen ihr grünendes Blätterdach wölbten und die Fichten rauschten im Winde, auf der Stätte, wo nun außer Gräben und einem einzigen Mauerstück nichts mehr erinnert an längst verrauschte Zeit und der nahe Steinbruch den festen Felsenboden verschlungen, auf dem voreinst tapfere Männer einherschritten. Sie ist unablässig am Werk „dieses Wechsels nimmer müde Kraft", der Weber am sausenden Webstuhl der Zeit, er feiert nicht, und wer, wie Chider, der ewig Junge, alle 500 Jahre von dieser Bergeshöhe könnte hinausblicken in die Lande, vor dessen Auge würde sich in buntem Wechsel eine Reihe merkwürdiger Bilder entrollen, wechselnde Bilder der Landschaft wie des Völkertreibens, um die ihn jeder Forscher von heutzutage wohl beneiden möchte. Aber so gut wie Chider haben wir es nicht, doch können wir dafür — dank dem Fortschritte der Wissenschaft — aus Beobachtungen und Funden mancherlei Art wenigstens einiges erschließen, von dem keine Chronik redet, und hin und wieder ein Bild vor unserem geistigen Auge erstehen lassen, das vielleicht farbloser und in blasserer Zeichnung gehalten, aber doch im ganzen einwandsfrei die Vergangenheit uns wieder zurückgibt.

Vor 2000 Jahren waren die fruchtbaren Talgründe an der Esse und Diemel schon besiedelt, die Stroh- und Schilfdächer kleiner Dörfer schauen aus dem Grün der Fluren und spiegeln sich in den Fluten des Stroms an gleichem Ort wie heute. Das bezeugen einwandsfrei Gräber und Funde aus jener Zeit. Dort oben an der Ecke des Reinhardswaldes im Osten hat das kgl. Museum noch vor wenig Jahren Hügelgräber der jüngeren Eisenzeit aufgedeckt, bei dem Bau der Eisenbahn i. J. 1847 stieß man bei Hümme auf ein großes Urnenfeld, einen richtigen Friedhof der prähistorischen

Epochen, bei der Anlage der Stadt Karlshafen um 1700 kam eine große Menge Graburnen zutage, und aus der Diemel und ihrer nächsten Umgebung wie in den benachbarten Wäldern sind öfters Waffen aus Stein gehoben. Das sind nur spärliche, verächtliche Reste — werden Sie denken, und doch genügen sie dem Forscher von heute, von den Sitten und Gebräuchen, wie der ganzen Lebensweise dieser Menschen ein zuverlässiges und lebensvolles Bild zu entwerfen. Wie für diese erste ältere Zeit, so sind wir weiter auch für die folgenden Jahrhunderte darauf angewiesen, aus solchen unscheinbaren Funden — die heute allerdings der Spaten der Archäologen planmäßig zutage fördert — die Vergangenheit zu erschließen, aus spärlichen Resten einer durch keine schriftlichen Urkunden überlieferten Siedelung oder Wehranlage manche tief in die Geschicke des Landes eingreifende Umwälzung, so manches Jahrhunderte lang nachwirkendes politisches Ereignis zu ergründen. Das gilt ganz besonders für die folgenden Jahrhunderte, deren Erhellung wir nur von dem Spaten erhoffen dürfen, und weiter für die Zeit, wo das Licht des Christentums zuerst über das Land zu strahlen begann, als der alte Name der Katten verschwand und sich in den Hessennamen wandelte, wo einzelne Orte im südlichen Hessen zuerst spärlich, dann vielfach in den Urkunden vorkommen, für die Zeit, in der die Landschaft zu unsern Füßen aber in tiefstem historischen Dunkel liegt. Wir wissen jedoch aus den ziemlich reichlich fließenden historischen Quellen der Karolingerzeit, daß das über ein halbes Jahrhundert dauernde blutige Ringen zwischen Franken und Sachsen gerade in der Diemel- und Wesergegend im Norden von uns sich abspielt und daß eine Zeitlang gerade die Diemel die fränkische Operationsbasis gebildet hat. Zu dieser Kenntnis kommen dann noch Feststellungen, die erst vor kurzem gemacht wurden: Zur Zeit Karls d. Gr. und wohl schon lange vorher zog ein alter Heerweg von Süden über Fritzlar, an dem fränkischen Kastell Büraberg vorbei über Kassel mit seinem Königshof, über Immenhausen am Westrand des Reinhardswaldes zum Tal der Esse nach Helmarshausen und Herstelle, dem bekannten Winterlager Karls des Großen, und in enger Beziehung und Verbindung mit dieser Straße treffen wir hier in unserer Gegend auf einige alte Schanzwerke, von denen ich schon vor einigen Jahren nachgewiesen habe, daß sie den Franken ihren Ursprung verdanken, daß sie sog. Königshöfe sind. Ihre Formen, ihre Grundrisse wie ihre ganze Beschaffenheit entspricht durchaus den gleichartigen Schanzwerken, die von autorativer Seite, von Professor Schuchhardt, mit dem Spaten und von Professor Rübel urkundlich in Westfalen und den benachbarten niedersächsischen Landstrichen festgestellt wnrden, auch haben die in einigen von Herrn General Eisentraut und mir vorgenommenen Nachgrabungen unsere Vermutung vollkommen bestätigt. Dort drüben im Süden auf dem Kelzerberg, kaum eine Stunde Luftlinie von hier, liegt die „Hünsche Burg", das nächste der fränkischen Kastelle, und ebenso weit im Nordwesten hinter den waldigen Höhen des Westbergs die Schanze auf den Eberschützer Klippen, noch weiter nördlich bei dem Dorfe Deisel die Burg auf dem Hahn, die schon in direkter Verbindung mit dem Castrum Heristelli gestanden hat, wo größere fränkische Truppenmassen in Baracken lagen, deren Erbauung dem Ort den Namen Herstelle gab. Bei dem Vormarsch der französischen Heere dienten diese königlichen Höfe zum Aufenthalt und als Verpflegungsstationen (Etappen), hier und da auch als Amtssitz der königlichen Beamten, der Regierungsorgane, sie sind mit einem Wort die Stützpunkte der gesamten fränkischen Organisation.

Dann verhüllt wieder ein dichter Schleier Landschaft und Volk in diesen Gauen, um sich erst im 11. Jahrhundert wieder zu lüften: die Klöster Hasungen und Helmarshausen entstehen, und eine große Reihe Dorfnamen und Persönlichkeiten ist uns in den Traditionsregistern erhalten, der Hof des nahen Hofgeismar, wohl zu dem alten Königshof auf dem Kelserberge gehörig, wird zum erstenmal genannt und ein Kaiser Heinrich — seines Namens der Vierte — lagert monatelang dort hinten auf dem Dörnberg mit Heeresmacht.

Um diese Zeit gehörte die Landschaft weit im Umkreis von der Diemel bis zur Weser den Grafen v. Reinhausen, die ihre Güter auf ein anderes niedersächsisches Grafengeschlecht, die Grafen v. Winzenburg, vererbten. So reich nun auch die Zahl fester Burgen ist, die wir zu Ende des 13. Jahrhunderts allenthalben über das Land zerstreut finden, so vereinzelt waren diese noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts, ums Jahr 1122, als Graf Hermann I. v. Winzenburg zu seinen Vätern einging. Auch jene neuen Winzenburg-Besitzungen entbehrten noch einer Veste, von der sie den notwendigsten Schutz erhalten konnten, und deshalb entschloß sich Graf Hermann II. zu einem solchen Bau. Als Burgstätte wählte er den Berg, auf dem wir heute stehen, den Schöneberg, von dem er einen großen Teil seiner Besitzungen überschauen konnte, den Schonenberg der Urkunden, der, wie Sprachforscher behaupten, nach seiner schönen Form vom Volk so benannt wurde (1122—1151). Nachdem der Bau vollendet war, übertrug Graf Hermann aus Gründen der hohen Politik oder in frommem Glauben an die Macht der Kirche das Schloß

i. J. 1151 dem heil. Martin zu Mainz, d. h. er machte die Burg der Mainzer Kirche lehnbar, wie das vielfach um diese Zeit geschah. Wenn aber die Rücksicht auf sein Seelenheil den Grafen zu diesem Schritt getrieben, so darf man wohl sagen, daß ihm eine gewisse Divinationsgabe zu eigen gewesen ist, denn schon im folgenden Jahre trat ein Ereignis ein, bei dem sein Seelenheil wie die Hülfe der Kirche keine unwichtige Rolle spielen mochte: Graf Hermann von Winzenburg wurde samt seiner Gatrin auf dem Schöneberg nächtlicher Weile von einem Vasallen ermordet — wie die Tradition weiß, war eine Eheirrung im Spiele — und das Schloß fiel frei an das Erzstift heim.

Nun beginnen die Quellen reichlicher zu fließen. Der Erzbischof, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß so den Interessen des Stiftes in diesem weit von Mainz abgelegenen heiß umstrittenen Gebiet am besten gedient war, zog eine jener Familien in seine Interesse, die nach dem Falle des Herzogs Eberhard i. J. 939 zugleich mit vielen anderen Grafen und Herren in dieser Gegend zu Macht und Ansehen gelangt waren, die Dynasten v. Eberschütz, er belehnte sie förmlich mit dem Schöneberg, und seit diesem Tage nannten sie sich auch nach dem Schlosse, bis Heinrich v. Schonenberg i. J. 1429 als letzter seines Stammes ins Grab sank. Es war ein tüchtiges, tapferes Geschlecht, dessen Ahnen höchst wahrscheinlich schon zur Zeit der Karolinger als fränkische Grafen auf den Eberschützer Klippen geboten, und in gar mancher Fehde haben sie Jahrhunderte lang unter dem landgräflichen Banner gefochten, wie ihre Nachbarn die Schartenberger, die sie nur um wenige Jahre überlebt. Befürchten Sie nun nicht, daß ich jetzt die mannigfachen Schicksale des Schlosses vom Jahre 1170 an, wo Bertold als erster Schonenberger auf der Burg hauste, bis in das 15. Jahrhundert im einzelnen Ihnen hier vorführe, es würde das weit über den Rahmen dieses Vortrages hinausgreifen und unsern Abstieg nach dem Gesundbrunnen allzusehr verzögern, auch bieten solche urkundlichen Auszüge von Verpfändungen und ähnlichem nur geringes Interesse, es mag da genügen, hier zu erwähnen, daß das Schloß im Laufe der Zeiten oft seinen Besitzer gewechselt, was nicht immer ohne Streit und Zank abging, bald hing der Stern von Waldeck, bald der hessische Löwe, das weiße Roß des Braunschweigers oder das Kreuz der frommen Herrn vom Paterbrunnen über dem Burgtor, doch dauerte das immer nur wenige Jahre, dann war der Schöneberg wieder im sicheren Besitz des Mainzer Stuhles.

Statt aller dieser Einzelheiten will ich Ihnen lieber noch die Sage von dem letzten Schöneberger erzählen und das mit den Worten, wie sie uns ein Hofgeismarer Kind, Wilhelm Falckenheiner, überliefert hat:

Droben in dem Schlosse wohnte vor langen, langen Jahren ein stolzer Ritter, der Gewalt hatte über viele andere Schlösser und Dörfer nah und fern. Und er verlebte herrliche Tage auf dem Schöneberg mit seiner wunderschönen jungen Frau, die mit ganzer Seele an ihrem Manne hing. Aber das Glück sollte nicht lange dauern. Eines Tages war der Ritter mit Roß und Reisigen zu einer Fehde ausgezogen, und das treue Weib schaute vom hohen Söller herab über den Wald hinweg in die blaue Ferne. Und als sie so dastand, da wurden plötzlich ihre Blicke durch ein blutiges Schauspiel in ihre Nähe abgelenkt von der Ferne. Ein mächtiger Weih, der über den Wipfeln der nächsten Buchen seine Kreise zog, stieß mit jähem Fluge pfeilschnell herab auf einen Tauber, der eben seinem im Bergesgipfel brütenden Weibchen zueilte. Das konnte nur Unglück bedeuten, und von dem Augenblick an wußte sie, daß sie den treuen Gemahl nicht wiedersehen würde. Und als ihr nun wenige Tage darauf die blutige Leiche des Ritters in das Schloß gebracht wurde, da hatte sie die Erfüllung des Unglücksgesichtes vor Augen. Da klagte nun das treue Weib Tag und und Nacht um den Toten, und ihre schöne blauen Augen wurden trübe vor Tränen. Ihr einziger Trost auf Erden war ihr Kind, ein Sohn von acht Jahren, der sie in so manchen Zügen seines kindlichen Gesichts an den Vater erinnerte. Wohl fehlte es, als das Trauerjahr vorüber war, der schönen reichen Frau nicht an Freiern, aber sie wollte nur für ihr Kind leben und wies alle ab. Und weil ihr für den Sohn nichts zu teuer war, hatte sie den besten Hofmeister, den man weit und breit finden konnte, wohlerfahren in allen freien Künsten, ausgewählt zur Unterweisung ihres Sohnes. Aber der Hofmeister fand an der schönen Mutter des Knaben mehr Wohlgefallen als an dem Schüler selbst. Er erhob oft und gern die Augen zu ihr und wagte es endlich, um die Hand der Mutter zu werben, die doch nur um des Kindes willen ihm immer freundlich gewesen war. Und als er nun abgewiesen wurde, wie es mit den anderen Freiern auch geschehen war, da ergrimmte er in seinem Herzen, und seine glühende Liebe verwandelte sich in glühenden Haß. Eines Abends, als er mit dem Knaben über die Zugbrücke hinausgegangen war in den Wald, kam er allein zurück ohne den Knaben und sagte, er hätte das Kind im Walde verloren. Da schickte die geängstete Mutter alsbald Boten aus, die durchstreiften den ganzen Wald. Oft rauschte es in den Büschen, aber es war nur

ein Füchslein, das über den Weg schlich, oder ein stolzer Hirsch, der mit seinem Geweih durch die Äste brach. Wohl ließen die Burgmannen ihre Hörner erschallen und riefen den kleinen Junker mit Namen: Curt, Curt erklang es im Walde, und es kam auch Antwort, doch war es der Berg, der seinen Widerhall zurückgab und nicht der Junker, und nur der Nachtwind rauschte mächtiger durch die Bäume, es sauste und brauste in den Lüften, aber unten auf dem Boden blieb es still wie vorher. Und als die Schreckensnacht vorüber war, da schickte die trostlose Mutter in der Morgenfrühe einen Boten nach der Stadt, daß die Schulkinder herauskämen und ihr suchen hülfen. Das taten die auch gern, sie hatten ja den Junker so lieb gehabt und sie suchten auch in den Wäldern am Westberg und auf dem Heuberg, und stießen mit Stangen auf den Grund der Esse, die bei der Hagenmühle unter dem Schöneberg herfließt. Schon wollten sie der armen Mutter die Kunde bringen, daß alles Suchen umsonst wäre, da warf zufällig einer der Knaben einen Blick in den Schloßbrunnen dort unten. Und siehe, als der Knabe sich bückte, um über den gemauerten Rand in die Tiefe hinabzuschauen, da gewahrte er das Hütlein des Junkers oben auf dem Wasser schwimmen. Da mußte nun der Hofmeister seine Schandtat eingestehen, daß er den armen Knaben hinabgestürzt hätte in die Tiefe, und er bekam dafür seinen blutigen Lohn durch das Schwert. Für die Schuljugend von Hofgeismar aber, die so herzlichen Anteil gezeigt hatte an dem Schicksale des armen Junkers, stiftete die Burgfrau ein Vermächtnis, aus dessen Ertrag alljährlich in der Osterwoche die sogenannten Stutenwecke gebacken und verteilt werden an die Schuljugend bis auf den heutigen Tag. —

Bis zum Jahre 1462 blieb so der Schöneberg in dem Besitze des Erzstiftes Mainz und bildete für Hessen im Verein mit Hofgeismar eine stete Drohung. Damals stritten zwei Prälaten um den Besitz des Stuhles, Dieter von Isenburg und Adolf von Nassau, die beide mit den hessischen Landgrafen Bündnisse abschlossen: Dieter mit Heinrich III. zu Marburg, Adolf mit Landgraf Ludwig zu Kassel. Am 7. März vereinigten sich Landgraf Ludwig und Erzbischof Adolf zu Eltville am Rhein: der Landgraf stellte 1500 Reisige und 1500 Trabanten zu einem einmonatlichen Feldzug, sowie zu kleinen Zügen 200—300 Pferde, der Erzbischof zahlte den Sold und 14,000 fl. und setzte ihm dafür Hofgeismar, Duderstadt, Gieboldshausen, Schöneberg und Gieselwerder zum Pfand. Doch nur Gieselwerder kam ohne Gewalt in des Landgrafen Hand, alle anderen Orte hingen dem Erzbischof Dieter an und zwangen den Landgraf, sie mit Waffengewalt zu unterwerfen. — Zuerst wandte sich Ludwig gegen Hofgeismar. Am 15. Juni sammelte sich das Heer zu Grebenstein und rückte noch am selben Tage vor Hofgeismar, wo ein Teil Lager schlug; am 2. Juli kapitulierte die Stadt und der Landgraf nahm sie durch eine im Lager ausgestellte Urkunde in seinen Schutz; ob während dieser Belagerung auch gegen den Schöneberg ein Angriff gerichtet wurde, ist nicht bekannt, jedenfalls setzte die Besatzung der Burg — das landgräfliche Heer war wieder abgezogen — ihre Feindseligkeiten gegen Hessen fort und nahm sogar, wohl mit Unterstützung der Bürger, die Stadt wieder in Besitz. Der Landgraf zog deshalb zusammen mit Erzbischof Adolf zum zweitenmal gegen Hofgeismar, das sich schon am 13. August wieder unterwarf.

Erst jetzt, als der Besitz von Hofgeismar gesichert war, wurden alle Vorbereitungen zur Belagerung des Schönebergs getroffen.

Truppen aus dem Fuldischen und Hersfeldischen, Reiter des Grafen Heinrich v. Schwarzburg, des Grafen Otto v. Waldeck, des Herzogs von Braunschweig, der Zuzug aus den Städten Göttingen, Eimbeck, Nordheim, Uslar, Münden und Dransfeld, sie sammeln sich zu Lichtenau und ziehen dann nach Grebenstein, wo der landgräfliche Hofmeister Philipp v. Hundelshausen mit 600 Trabanten des Herzogs Wilhelm von Sachsen und das Aufgebot aus den Städten Niederhessens schon eingetroffen ist. Es war also ein für jene Zeiten stattliches Heer gegen den Schöneberg ins Feld gezogen. Doch nur ein Teil wurde zur unmittelbaren Belagerung verwandt. Schon nach einem erfolglosen Sturm am 22. Oktober kehrte der größte Teil nach Grebenstein zurück, wo man Lager bezog, eine andere Abteilung unter Friedrich v. Uslar lag zu Trendelburg, und natürlich war auch die Stadt Hofgeismar stark besetzt; nur etwa 1000 Mann blieben im offenen Feldlager unter dem Schloßberge stehen. Nordöstlich der Burg, zwischen dem heutigen Walde und der Straße von Schöneberg nach Hümme, heißt heute noch die Feldlage „die Hesseburg", und es ist höchst wahrscheinlich, daß hier das landgräfliche Heer lagerte. Außer den Bewaffneten werden ausdrücklich Zimmerleute zur Herstellung von Belagerungszeug erwähnt, eine Anzahl Sturmleitern waren schon früher angefertigt. Dazu kamen Steinhauer zum Behauen der steinernen Kugeln für das grobe Geschütz und außerdem noch die Knappen des Kupferbergwerks zu Sontra, die Minen gegen die Schloßmauer graben sollten.

Mit großem Nachdruck begann nun die Beschießung und Berennung des Schlosses, aber mit ebensolcher Tapferkeit wurde die Verteidigung ge-

leitet, so daß auf beiden Seiten die Zahl der Toten und Verwundeten von Tag zu Tag stieg. Doch ohne Hoffnung auf Ersatz — auf viele Stunden weit sah man vom Burgturm die feindlichen Fahnen — mußte die Kraft der Belagerten erliegen, am 4. November fiel als letzter noch Friedrich v. Uslar, am 6. November 1462 ergab sich das Schloß.

Aber auf das traurigste hatten diese Züge die Diemelgegend verwüstet. Wiesen und Fluren verheert, die Ernte eines ganzen Jahres vernichtet, die meisten Dörfer lagen in Schutt und Asche. Deisel und Sielen sind größtenteils, Hümme, Haldungen, Ostheim, Lamerden und Eberschütz sind gänzlich niedergebrannt, und schon während der Belagerung mußte der Landgraf die Einwohner der verwüsteten Dörfer speisen.

Die erste Sorge des Landgrafen nach der Eroberung des Schlosses war natürlich dessen Sicherung. Indem er es reichlich mit Mund- und Kriegsvorrat versah, gab er ihm eine Besatzung von 100 Mann und bestellte Johann von Nataga als Amtmann darüber. Auch mit dem Ausbau der durch das Belagerungsgeschütz vielfach beschädigten Gebäude wurde nicht gesäumt und diese durchweg mit neuen Toren, Fenstern, Türen und Dächern versehen; zu letzteren führte man die Steinplatten aus Helmarshausen herbei.

Das letzte Jahrhundert des Schlosses bietet nur geringes Interesse; es blieb in hessischem Besitz abgesehen von kurzen Verpfändungen an Waldeck, und diente den Amtleuten zur Wohnung, von denen ich nur Hans v. Stockhausen, Otto v. d. Malsburg, Dietrich v. Schachten, Tilo Wolf und Konrad Goldamer nenne. Wenigstens bis zum Ende der Regierung Landgraf Philipps (1567) war das Schloß noch bewohnt, wenn auch nur von dem notwendigsten Gesinde, von da aber ging es mit immer rascheren Schritten seinem Ende entgegen, so daß es etwa 20 Jahre später völlig unbewohnbar geworden war. Landgraf Wilhelm IV. ließ deshalb in den Jahren 1582—1583 die noch aufrecht stehenden Mauern abbrechen und nach Sababurg fahren, wo mit den so gewonnenen Steinen die große Mauer um den Tiergarten erbaut wurde.

Wer aber einmal wieder eine Wanderung nach der Sababurg macht, die nun für lange Jahre jene wichtige Stellung einnimmt als kleine Veste und als Jagdschloß, wie der alte Schöneberg, der wird nicht ohne ein tieferes Interesse an dem langen Zuge der Tiergartenmauer vorübergehn, sind diese Steine doch stumme, aber beredte Zeugen an jene Novembertage des Jahres 1462, als die Stückkugeln mit donnerndem Krachen Bresche in Mauer und Turm legten und das Mainzer Rad unter den Pranken des hessischen Löwen hier für immer zusammenbrach.

Zur Geschichte der Stadt Ziegenhain.

Zugleich ein Beitrag zur hessischen Ortsnamenkunde.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

Auf die bisher vorhandenen Schriften zur Geschichte von Ziegenhain [1]) ist im vorigen Jahre ein kleines, anspruchslos ausgestattetes, aber inhaltlich desto gediegeneres Büchlein gefolgt, das den Titel führt: „Zur Geschichte der Stadt Ziegenhain in Hessen. Ein Blick in die Vergangenheit des Hessenlandes" [2]) und zum Verfasser den Dr. theol. und früheren langjährigen Superintendenten von Eschwege W. Wolff hat. Dieser ist 1832 in Ziegenhain geboren, und seine Geschichtsschreibung bekommt dadurch warmes Leben, daß er außer einem reichen handschriftlichen und gedruckten Material vieles aus eigenen Erinnerungen oder aus Mitteilungen seiner Großeltern mütterlicherseits wiedergibt. So hat er im Juni 1843 als elfjähriger Knabe den Ziegenhainer Festzug nach dem alten Kampfplatz bei Riebelsdorf mitgemacht und der Errichtung der Denksäulen beigewohnt. Durch dies persönliche Erlebnis gewinnt natürlich auch die Muhly-Frage für den Verfasser ein ganz besonderes Interesse, ja eine gewisse Leidenschaftlichkeit in der Darstellung, hervorgerufen durch die Tatsache, daß der geschichtliche Kern der Muhly- und Bredasage infolge der Forschungen von Pfister (Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landesk. Bd. 9, Jahrg. 1862, S. 57—136) und Apell a. a. O. immer noch in Frage gestellt wird. Geht doch Roeschen (Mitteil. des Oberhess. Geschichtsvereins. N. F. IV, Jahrg. 1893, S. 145—146) sogar so weit, daß er eine Entfernung der Breda- und Muhly-Denkmäler verlangt, ohne selbst eine Nachprüfung der ganzen Frage für nötig zu halten. Da ist es denn be-

[1]) Heußner, Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain. Ziegenhain o. J. — v. Apell, Die ehemalige Festung Ziegenhain. (Ztsch. f. hess. Gesch. u. Landeskunde. N. F. Bd. 25, Jahrg. 1901, S. 192—320.)

[2]) Verlag von Oskar Ehrhardt's Buchdruckerei in Ziegenhain. B. Ordemann. 160 S. kl. 8°. Preis 80 Pfg.

greiflich und sogar sehr verdienstlich, wenn Wolff im Anschluß an Heußner a. a. O. S. 54—61, der in besonnener Weise den unleugbar geschichtlichen Kern der Sache herauszufinden gesucht hat unter Ausscheidung aller sagenhaften Zusätze, noch einmal die ganze Frage aufrollt und sie nach allen Seiten kritisch beleuchtet. Zweifellos liegt hier, wie so oft, die Wahrheit in der Mitte, nämlich zwischen dem Neukirchener Pfarrbericht des Metropolitans Schönfeld (vgl. Ztschr. f. hess. Gesch. u. Landesk. Bd. 9, S. 129—130) und der Ziegenhainer Volksüberlieferung. Wenn Pfister allein auf die Ermittelung hin, daß Valentin Muhly gar nicht ein Metzgermeister, sondern ein Offizier gewesen ist und im Jahre 1640 nicht im jugendlichen Mannesalter, sondern im 76. Lebensjahr gestanden hat, die Glaubwürdigkeit der Mitwirkung Muhlys am Riebelsdörfer Treffen und der Verrichtung seines Schusses überhaupt in Zweifel zieht, so belehren uns die überzeugenden Ausführungen Wolffs eines besseren. Mit demselben Recht könnte man gegen Pfister die Angaben, die man dem Metropolitan Schönfeld über die Flucht und die Gefangennahme Bredas gemacht hat, ins Feld führen und die Glaubwürdigkeit dieser Leute bestreiten. Daß infolge alter Rivalität zwischen den Städten Ziegenhain und Neukirchen die Tatsachen absichtlich verdunkelt worden seien, ist wohl weniger anzunehmen als ein Irrtum auf Seiten der Neukirchener, die selbst nicht am Kampfe teilgenommen, sondern nur von weitem zugeschaut hatten. Jedenfalls muß ein historischer Kern vorhanden sein. Die Volkssage von Velten Muly kann nicht aus der Luft gegriffen sein.

Interessanter noch wie diese Ehrenrettung Velten Muhlys ist die Deutung des Namens Ziegenhain. Auch dieser Punkt wird ungemein scharfsinnig beleuchtet. In der vielbesprochenen und vielumstrittenen Urkunde Karls des Großen vom 31. August 782, die, wenn sie echt wäre, zugleich die älteste auf die Ziegenhainer Gegend bezügliche Urkunde wäre, schenkt Karl der Große das Dorf Ottrau mit allem Zubehör, Ländereien, Häusern, Eigentum, Wäldern, Äckern, Wiesen, Weiden und Gewässern der Abtei Hersfeld. Außerdem überweist er ihr die Mutterkirche in dem Dorfe und einen großen Zehnten, der dann näher beschrieben wird. In dieser Grenzbeschreibung findet sich auch ein Ort Siggenbrucca genannt (‚von dem orte welcher genannt wird Siggenbrucca bis nach Steinaha‘), d. h. Brücke des Siggo. Diese Bezeichnung findet sich noch später in dem Gült- und Güterregister der Grafschaft Ziegenhain von 1360—66 wieder, wo es heißt: ‚die fischerye di get an die Seckenbrucken und windet zu Hertshusen‘. Dieses Wort hat in Verbindung mit dem Namen Ziegenhain viele Hypothesen hervorgerufen. Die Annahme Arnolds, daß Siggenbrucca bei Ottrau gelegen, ist ebenso falsch wie die Wencks, daß Siggenbrucca mit Cygenhagen identisch sei und so viel als Ziegenbrücke bedeute. Auch die Annahme Heußners a. a. O. S. 7, daß brucca soviel bedeute wie Bruch (d. i. Moor, Sumpf) ist unhaltbar, denn ahd. lautet Sumpf bruoh, mhd. bruoch, „Brücke“ dagegen brucca, brugga (Näheres in meiner Abhandlung „Schwälmer Ansiedelungen und Ortsnamen“ Hess. Bl. f. Volkskunde VIII, Heft 1 S. 43 ff.). Wolff erst gelingt es, auf eine Vermutung Landaus gestützt, überzeugend nachzuweisen, daß die Siggenbrucca von 882 und die Seckenbrucke von 1366 mit einer Brücke bei Salmshausen identisch sind, die über die Schwalm führte, den Verkehr ins Grenftal und Aulatal vermittelte und infolgedessen den Namen des Erbauers auf die Nachwelt überlieferte.

Diesen Namen Siggo, der eine Kurzform zu Vollnamen wie Sigifrid, Sigihart, Sifird, Segewart u. a. bildet, bringt Wolff in Verbindung mit dem Namen Ziegenhain, der zuerst in Urkunden von 1144 und 1149 als Cygenhagen, Cigenhagen auftritt. Die bisherige Deutung von Ziegenhain als ein zur Ziegenweide eingefriedigter Wald oder Hain, verwirft Wolff mit der Begründung, daß sämtliche Orte, die ihren Namen von der Ziegenkultur erhalten haben, entweder auf Bergabhängen oder dicht dabei liegen, niemals aber in weiten tiefen Niederungen wie Ziegenhain in Hessen. So liegt die Vermutung nahe, daß der ursprüngliche Name nicht Zigenhagen, sondern Siggenhagen gelautet haben muß, daß er aber durch einen aus Thüringen stammenden Urkundenschreiber, der Ziegenhain bei Jena kannte, in Cigenhagen verderbt worden sei. Diese Hypothese hat auf den ersten Blick viel für sich, und ich selbst habe sie (a. a. O. S. 42—43) früher verfochten. Wenn auch die erfolgreiche Umgestaltung eines Ortsnamens weniger durch die Willkür eines Schreibers als durch volksetymologischen Einfluß — das Volk konnte sich unter dem Namen Siggo nichts mehr vorstellen, weil die geschichtliche Bedeutung dieses Namens seinem Bewußtsein entschwunden war — denkbar ist, so konnte doch tatsächlich durch den Einfluß der Mehrheit eine solche Umwandlung stattfinden. Ein umgekehrtes Beispiel bietet das Dorf Siegwinden, jetzt Wüstung bei Schmalkalden, auf einem waldigen Berge zwischen Fambach und Schmalkalden gelegen. Im Jahre 1357 heißt es ‚des dorfis Zue Zikkenwinden‘ (Henneb. Urk. B. III, Nr. 14) und 1370 Sickenwinden (ebd. Nr. 104). Wahrscheinlich

liegt in der ersten Form ein Schreibfehler vor, denn trotz seiner günstigen Lage wird der Name aus inneren Gründen vermutlich nichts mit „Ziege" zu tun haben. Vielmehr bedeutet Siegwinden s. v. a. die Rodung eines Mannes mit dem Kurznamen Siggo. Auch der ähnlich gelegene Ort Siegwinden bei Hersfeld bedeutet dasselbe und geht wahrscheinlich auf Abt Siegfrid von Hersfeld (1180—1200) zurück.

Die Hypothese Wolffs — Siggenhagen für Cigenhagen — hat weiterhin dadurch etwas Überzeugendes, daß Namen wie Siggo oder deren Vollnamen besonders häufig sich in den Tauf-, Familien- und Ortsnamen der dortigen Gegend urkundlich nachweisen lassen: z. B. Sefrid, Seferid 1360, Seufrisz, Syffert, Sypel 1462, Siffert 1485, Sifirt 1579, Seipel 1556, Seill 1579 usw. Noch häufiger in Ortsnamen: Seigertshausen (nö. v. Ziegenhain) < Sigihartishusen, ebenso Siebertshausen (an der nö. Kreisgrenze) < Sigifrideshusen, Sebbeterode (an der nordw. Kreisgrenze) < Segewarterode, Seizenrode (Wüstung dicht daneben) < Sigizerode, Seibelsdorf (südl. der Kreisgrenze) < Sigiboldisdorf, aus der weiteren Umgegend Seibertshausen (Wüstung bei Gladenbach) < Sigibrahteshusen, Sichertshausen (bei Frohnhausen a. d. L.) < Sigiharteshusen, Seifertshausen (bei Rotenburg) < Sibrachtishusen, vielleicht auch Simtshausen (bei Wetter) < Sigimundeshusen (?) usw. Zusammensetzungen von Ortsnamen mit Personennamen und -hagen oder -hain sind durchaus keine Seltenheit. Wie die Wüstungen Poppenhagen bei Lichtenau und Ehlen und die Wüstung Bubenhain auf einen Grafen Poppo von Reichenbach-Ziegenhain zurückgehen, wie die Wüstung Rudolfshagen bei Michelsberg auf Graf Rudolf I. von Ziegenhain zurückgeht, warum sollte es nicht auch einen Ort Siggenhagen geben, der auf einen Ziegenhainer Grafen Siggo hindeutet?

Und doch liegt seine natürlichere Erklärung ohne jede Namensveränderung näher und führt sicherer zum Ziel.[3]) Zwar dürfte Ziegenhagen nirgends einen zur Ziegenweide eingehegten Wald bedeuten, wie Arnold und Vilmar irrtümlich annehmen, wohl aber einen als Nachtquartier für die Ziegen eingehegten Hain, während sie am Tage auf die ferner und höher gelegene Weide getrieben wurden. So liegt Ziegenhagen im Kaufunger Wald (bei Hedemünden) nahe unter dem Hof Ziegenberg. Während dieser Berg als Weideplatz diente, bot Ziegenhagen das Nachtquartier dar. Auf ein ähnliches Verhältnis deuten die Wüstung Ziegenrod bei Spangenberg, d. i. Rodung an einem Ziegenhagen, der Waldort Ziegenbach, früher ein Dorf am Meißner (1288 Cigenbach), d. i. der Bach bzw. das Dorf an einem Ziegenhagen, ferner die Waldorte Ziegenberg bei Gilfershausen (329 m), Ziegenberg bei Olberode, Ziegenrain usw. Auch Waldpunkte wie Geißkopf bei Ersrode (496 m), Geißhecke (471 m) bei Hönebach u. a. lassen darauf schließen. In der Umgegend von Ziegenhain findet sich ganz Ähnliches. So heißt es im Saalbuch von Stadt und Amt Neukirchen vom Jahre 1556 unter Astennroede (Asterode): ‚im Ziegenberge, die Ziegenbachs wiese genannt'. Ein solches Verhältnis läßt sich auch für Ziegenhain selbst denken, denn ein Waldort bei Röhrshain, zwischen Michelsberg und Linsingen, heißt noch heute der Ziegerich, ma. dä Dsäijərich und Dsäirich[4]), d. h. der Ziegenberg, nicht etwa „das Ziegenreich", wie man vielfach annimmt. Denn abgesehen davon, daß das Wort dann nicht männlich wäre — auch dialektisch würde es nicht möglich sein — bieten zahlreiche Ortsnamen auf -burg und -berg in Hessen, Thüringen, im Rheinland u. a. im Dialekt diese Endung -ich (nicht -rich), z. B. štolperich für Stollberg, almeric für Altenburg, šaimbarch für Scheibenberg usw. Sogar schriftsprachlich geworden ist die Endung in Biebrich aus altem Biburg.[5]) Besonders beliebt ist diese Auslautsilbe in der hessischen Mundart und zwar nicht nur in Ortsnamen auf -berg wie Schembarch für Schönberg (aus Schemberich), Grimmärch für Grünberg (aus Grimmerich), Silwərich für Silberg, Friwərich für Friedberg, Homərch für Homberg, sondern auch in anderen Wörtern, z. B. hösich für Hochzeit, gliinich für glühend, nebig für neben, lebdich für Lebtag, dausich für tausend, moondich, densdich, freidich, songdich für Montag, Dienstag, Freitag, Sonntag usw. So ist auch Arnolds Erklärung von Zeierich (S. 292) von einem Personennamen und Heranziehung von Zitrichshausen unrichtig. Ebenso erklären sich das Tuberich, Wüstung bei Netra, die jedenfalls erst entstand, als die Anlage zur Fütterung von Tauben zerstört war, und das Buscherich bei Asmushausen, ein Bezirk von Feldern, Wiesen und kleinen Holzstücken. Wie der Artikel besagt, wird bei diesen beiden Be-

---

[3]) Wie mir der Herr Verfasser mitteilt, hält er jetzt selbst nicht mehr an seiner früheren Deutung fest, ja diese neue Deutung geht sogar auf seine Anregung zurück.

[4]) Vgl. dazu dial. Dsäijhääng und Dsaihäng für Ziegenhain. Auch die Zeigerichsmühle erinnert noch daran (1¼ Stunde von Ziegenhain).

[5]) Vgl. Phil. Lenz: Ausl. —ig, —ich und verwandte Wortausgänge im Deutschen. (Ztsch. f. hochd. Ma. Bd. 4, S. 195 ff.)

zeichnungen der zweite Teil nicht —berg, sondern etwa —werk oder ähnlich gelautet haben.

Als Graf Gozmar I. von Ziegenhain in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in unmittelbarer Nähe des Ziegenhagens ein Schloß baute, hörte dieser umhegte Hain auf, ein Nachtquartier für Ziegenherden zu sein, aber der Name blieb als Flurbezeichnung weiter bestehen und so benannte der Graf seine neuerbaute Burg ‚die burg bei dem Ziegenhagen'. So ist denn auch zu erklären, daß in historischer Zeit in der Stadt Ziegenhain keine Ziegenkultur mehr bezeugt ist. Es ist aber auch anzunehmen, daß die Ziegenkultur schon längere Zeit vor der Erbauung des Ziegenhainer Schlosses aufgegeben war und die Erinnerung daran nur noch in den alten Flurnamen Ziegenhagen und Zigerich fortlebte. Daß die Namen bald nicht mehr verstanden wurden, geht u. a. daraus hervor, daß die Grafen von Ziegenhain einen Ziegen-Hahn in ihr Wappen einsetzten, in der irrigen Meinung, daß han[6]), das vielfach durch Kontraktion von hagen in Ortsnamen sich findet, z. B. Ceginhan (13. Jh.), Zigenham (1532), Zigenhan (1583), soviel als „Hahn" bedeute. Damit ist die Vermutung Wolffs über den Hahn im Grafen- und Stadtwappen hinfällig geworden und zugleich die Behauptung Heußners a. a. O. S. 3, daß Ziegenhain mit „Ziege" nichts zu tun habe, daß der Ziegenkopf vielmehr durch ein Mißverständnis in das Wappen gekommen sei.

Ebenso ging den Bewohnern der Sinn für den Namen Weichhaus mit der Zeit verloren. Der Zugang zur Zugbrücke, die über den Schloßgraben zum Schloßtor führte, war auf der Außenseite durch ein sog. wic-hus d. h. Festungsturm (cf. Wz. wig „kämpfen", noch erhalten in Wigand und Weigand) gedeckt. Diese Häuser wurden später durch sog. Brückenköpfe ersetzt. Da nun nach der Verleihung des Stadtrechtes der Zudrang der Umwohner zum Ziegenhainer Bürgerrecht sehr stark zunahm, so erlaubten die Grafen den neuen Ansiedlern, sich jenseits des Wighauses an der Neukircher und Hersfelder sowie an der von dieser abzweigenden Homberger Straße niederzulassen. So entstand im 14. und 15. Jahrhundert die noch heute vorhandene Vorstadt von Ziegenhain. Derselbe Vorgang spielte sich nach Wolff S. 42 auch in der Stadt Lauterbach und ihrer Vorstadt Wighaus im 14. und 15. Jahrhundert ab. So wurde der Name Weichhaus — das Volk spricht noch wichhous — ohne rechten Sinn auf einen ganzen Stadtteil übertragen. Es ist das Verdienst Wolffs, diesen Namen, der bisher so oft falsch gedeutet worden ist, z. B. auch von Arnold, zuerst aufgeklärt zu haben.

Dagegen ist Wolff der Deutungsversuch von Holzburg als „Burg oder Herrnsitz aus Holz" mißlungen, denn 1360 finden wir urkundlich Hadeboldisburg d. h. „Hadubalds Burg" und 1480 Halsporgk belegt. Vgl. dazu Halsdorf (Kreis Kirchhain) aus Hadeboldisdorf (Vgl. Hess. Bl. f. Volks. VIII, Heft 1, S. 21). Einen längeren Exkurs — nach unserem Ermessen mehr als nötig war — widmet Wolff auf S. 22—30 seiner Schrift der Frage nach der Echtheit und Bedeutung der Schenkungsurkunde Karls des Großen vom 31. August 782, weil hier zuerst der Ortsname Siggenbrucca genannt wird, der nach des Verfassers Ansicht für die Frage nach dem Namen Ziegenhain eine so große Bedeutung hat. Diese Bedeutung wird nunmehr nach den obigen Erörterungen über den Namen Ziegenhain wertlos. Die Urkunde, die in einer Abschrift aus dem 12. Jahrhundert im Staatsarchiv zu Marburg vorhanden ist und sich u. a. bei Wenck, Urkundenbuch II, Nr. 9, Landau, Beschreibung des Hessengaues, S. 124—125, bei Heußner a. a O. S. 2 teilweise abgedruckt findet, war bisher für echt gehalten worden, so von Hafner, Die Reichsabtei Hersfeld, S. 8 und von Heußner und Wolff (S. 22). Die Echtheit wird jedoch bestritten von Sickel, Acta regum et imperatorum karolingorum Bd. II, S. 416—17 aus diplomatischen Gründen und von Edward Schröder in den „Urkundenstudien eines Germanisten" im Anschluß an eine Besprechung des Breviars St. Lullus (Mitteil. für Östreich. Geschichtsforschung 20, 376—77) aus germanistisch-philologischen Gründen. Wie mir Herr Superintendent Wolff brieflich mitteilt, ist er jetzt, nachdem ihm die Studien Edward Schröders inzwischen bekannt geworden sind, zu der Auffassung gelangt, daß die Urkunde, wie sie jetzt als Chartular vorliegt, eine Überarbeitung einer älteren echten Urkunde sein muß, die im 11. oder 12. Jahrhundert umgearbeitet worden ist, um einen alten Streit genau zu entscheiden, und in der darum mehrere einer späteren Zeit angehörende Orte wie Dietwinesrod, Hunengesrod in die Grenzbeschreibung des Ottrauer Zehntbezirks aufgenommen sind, die um 782 noch nicht existierten, daß aber die übrigen Ortsangaben einschließlich Siggenbrucca in der ursprünglichen, verloren gegangenen Urkunde enthalten gewesen sein müssen. Diese Möglichkeit ist zweifellos vorhanden, wenn auch der Verdacht einer Fälschung nicht ganz wegzudenken ist, weil der Stil der Urkunde in einzelnen

[6]) So auch in Hahnhof bei Netra, Hahnerheide bei Marburg, Hünhahn bei Burghaun, Hahngrund (Wiesen zwischen Roßbach und Hünfeld), der Hahn (Bergkegel zwischen Holzhausen und Hertingshausen bei Kassel), den beiden Hahnmühlen bei Burghaun und Friedewald u. a. m.

Wendungen von dem gewöhnlichen Stil damaliger Urkunden abweicht, und weil besonders im 11. und 12. Jahrhundert die Klöster sich gern hinter Privilegien von Kaisern und Äbten verschanzten, ja selbst vor Fälschungen nicht zurückschreckten, um ihre Güter und Zehnten zusammenzuhalten (vergl. auch Hafner, Die Reichsabtei Hersfeld, S. 86). Doch kommt die Frage der Fälschung für die darin sich findenden Ortsnamen gar nicht weiter in Betracht, denn wenn auch die Urkunde untergeschoben sein sollte, so werden die Ortsangaben nur um so genauer gemacht worden sein, einmal um den Schein einer Fälschung zu vermeiden, sodann um dadurch die gewünschten Rechte desto sicherer zu wahren, ganz abgesehen davon, daß der Name Siggenbrucca und Siggo durch die zahlreichen ähnlichen Ortsnamenbildungen bewiesen ist.

In einer neuen Auflage, die wir der anziehenden Schrift recht bald wünschen — allerdings in größerem Format und besserer Ausstattung —, könnte diese ganze Frage ruhig ausscheiden. Wenn dafür anderes Material hinzukommt und die bisher noch strittigen Fragen genügend geklärt sind, so hätten wir hier eine Spezialgeschichte, die hoch über den üblichen lokalgeschichtlichen Arbeiten aus Hessen steht und in methodischer und lokaler Hinsicht allgemeines Interesse verdient.

Landgräfin Margarete.

Von W. Killmer.

(Schluß.)

Die Burggrafschaft Nürnberg war seit 1137 ein reichsunmittelbares Lehen, und dem Burggrafen standen die Rechte eines Markgrafen zu. Das Amt wurde unmittelbar vom Reiche in Empfang genommen, war also ein Fahnlehn, kein Gerichtslehn; aber die Burghut und das Grafenamt mit wenig örtlichen Rechten mußten das fehlende Territorium ersetzen. Das Obergericht mit zwei Dritteln von den Gefällen hatte der Burggraf inne, Stadtrichter mit einem Drittel der Strafgelder war sein Schultheiß. Verbrechen (Totschlag usw.) kamen vor das Obergericht, wo ein Stellvertreter Friedrichs V. oder dieser selbst den Vorsitz führte, und ihm saß als erster Schöffe der Schultheiß zur Seite, der wohl dem Burggrafen 10 Pfund Pfennige (= 140 bis 150 Mark) vom Einkommen entrichten mußte, indes sein Amt vom Reiche zu Lehn erhielt. Das ganze Verfahren im Gerichte war relativ gut geordnet, und in Friedrichs V. Familie mußte naturgemäß oft über Gerichtsdinge geredet werden, kam der Burggraf zu Gerichtszwecken doch mit den Seinen nicht selten nach Nürnberg. Danach wird man verstehen, warum gerade Hermann nach seiner zweiten Heirat in Kassel das Gericht ordnete.

Also, den Sinn für Landesverteidigungswerke und für geregelte Gerichtspflege konnte und mußte Nürnberg in Margaretens Seele wecken. Eine Beeinflussung ganz anderer Art kam von einer anderen Stätte.

An der Schwabach liegt in Mittelfranken und zwar an der Bahn Crailsheim-Nürnberg in einem Flecken das alte Kloster Heilsbronn 412 m hoch, also in rauher Lage. Dies einst reiche Cisterzienser-Mönchskloster ist die Grabesstätte fast aller Hohenzollern-Burggrafen und -Kurfürsten, es war auch das Lieblingskloster der Familie Friedrichs V., die viel Sinn fürs Mönchsleben zeigte. Dort hängen in der Münsterkirche zwei interessante Ölbilder. Eins stellt den gewappneten Friedrich V. dar, wie er kniet und betet, während seine Söhne Johann und Friedrich hinter ihm dasselbe tun. Das andere Bild zeigt seine Gemahlin Elisabeth mit ihren sechs Töchtern (1. Elisabeth, die 1374 als zehnjähriges Mädchen den Pfalzgrafen Ruprecht III., den späteren Kaiser, heiratete, 2. Beatrix, die den Herzog Albrecht von Österreich heiratete, 3. Margarete, 4. Anna, 5. Katharine, 6. Agnes) und Nonnen betend dargestellt. Braucht es noch eines Beweises, daß diese Familie kirchlichen Sinn hatte? — Zwei Kirchen und Festungswerke erhielt die Stadt Kassel 1384 auf ihr Siegelwappen.

Die Fürstinnen auf dem Heilsbronner Bilde sind schmucke und schöne Damen. Margarete scheint ein weit breiteres und derberes Gesicht als die Schwestern gehabt zu haben, zieht aber an, wie alle auf dem Bilde. Die Mutter starb 1375, und da steckte der Vater kurzerhand Anna, Katharine und Agnes in ein Kloster. Das charakterisiert den Mann, mit dem wir uns jetzt beschäftigen müssen.

Der Burggraf Friedrich V. war ein Politikus, er war es allzu viel, wo das Lebensglück seiner Kinder in Betracht kam. Die älteste Tochter Elisabeth verlobte er vertragsmäßig in ihrem dritten Lebensjahre mit Wenzel, dem Sohne Karls IV., also mit einem, der später entartete. Glücklicherweise löste der Kaiser — auch aus Berechnung — schon 1366, also nach fünf Jahren das Verhältnis. Unbelehrt verlobte der Burggraf seine fünfte Tochter Katharine in ihrem dritten Lebensjahre mit Sigismund, dem zweiten Sohne

Karls IV. Auch diesen Bund löste der Kaiser bald wieder; er verschaffte seinen beiden Söhnen ungarische Königstöchter und rettete unbeabsichtigt die Burggrafentöchter vor unglücklicher Ehe. Der Vater der Entlobten machte durch fortgesetzte Ankäufe und Erweiterung seiner Güter bedeutende Schulden. Die Verheiratung der Töchter Elisabeth 1374 (mit Ruprecht III. von der Pfalz) und Beatrix (mit Herzog Albrecht III. von Österreich) verschlang den Rest des Familienvermögens; das vertragsmäßig festgesetzte Heiratsgut mußte Friedrich V. den beiden Schwiegersöhnen schuldig bleiben. Dazu verschlang seine politische Tätigkeit Opfer. So war die Kasse leer in einer Zeit, in der auch für den Burggrafen der Kampf des hohen Adels mit den Städten nahte. Dieser furchtbare, in Deutschland fast allgemeine, bereits 1372 eingefädelte Städtekrieg hat besonders in Schwaben getobt. Durch ihn haben sich die Reichsstädte Gleichberechtigung errungen, aber erst 1377 oder vielmehr 1378, als Kaiser Karl IV. in Nürnberg „die Richtung" zustandebrachte und damit das Städtebündnis anerkannte. Doch ging der Kampf weiter, und erst 1383 endete Karl IV. ihn im Nürnberger Frieden auf 12 Jahre. Kaiser und Fürsten schlossen diesen Vertrag, die Städte hielten sich grollend fern. Sie schlachteten die Juden brutal aus und wollten mit dem gestohlenen Gelde weiter kämpfen. Da Nürnberg der Mittelpunkt des Städtebundes war, so wurde Friedrich V. und sein Gebiet sehr in Mitleidenschaft oder Mitkampf gebracht. Die ganze Kriegszeit, in der sich die oft auf die Kadolzburg beschränkte Burggrafenfamilie inniger aneinander schloß, Not und Gefahr ausstand, aber auch mit Kaltblütigkeit und Mut gestählt werden mußte, war einflußreich auf Margaretens Charakter. Am Beispiel der Mutter lernte sie, wie eine Gattin in Fürsorge, treuer Anhänglichkeit, moralischer Unterstützung und praktischer Mithilfe dem Fürsten in Not beistehn kann und soll; Margarete konnte solche Tugenden ja später nur allzu beständig brauchen, da ihr in der kurzen Friedenszeit 1383 gewonnener Gatte nie aus Krieg und Gefahr herauskam. In der sorgenvollen Zeit entwickelten sich ihre natürliche Anmut und Liebenswürdigkeit zu einem solchen Grade, daß später ihre Diener — z. B. der Rentmeister in Marburg — sie von ganzem Herzen „unsre liebe Frau" nannten.

Was Margaretens sonstige Erziehung anlangt, so steht folgendes fest. Dem fürsorglichen Vater mit seinem ausgeprägten Familiensinn — nur aus Fürsorge übergab er später drei Töchter den Klöstern — wurden Kenntnisse im Deutschen und Lateinischen nachgerühmt. Den zweiten Sohn Friedrich hat er so trefflich unterrichten lassen, daß dieser sich — und das war damals ungewöhnlich — eine Bibliothek anlegte und recht viel wußte. Bezeichnend ist, daß dieser mit Bewußtsein die deutsche Sprache bevorzugte, die lateinische mied, obschon er sie ziemlich gut kannte. Daß in seiner Handschriftensammlung auch ein deutsches Werk über Alchemie war, gehört zum Zeitcharakter. Man weiß, daß dieser Sohn, der später als erster Hohenzoller Kurfürst von Brandenburg wurde, die ihm wertvolle Bücherei einem Kloster zur Aufbewahrung testamentarisch übergab. Nun, war der Bruder wissenschaftlich gebildet, so wird die aufgeweckte Schwester Margarete mindestens in den Anfangskenntnissen des Lateinischen und in der vorhandenen deutschen Literatur unterrichtet worden sein. Was sie brauchte, konnte sie.

Im ganzen steht in Margarete ein anziehendes Bild vor unserm geistigen Auge. Dankbar sollten die Kasseler sich dieser Frau erinnern, deren Einfluß Altkassel erst zur Stadt machte. Als sie am 17. Januar 1406 auf dem Gudensberger Schlosse starb, trauerte das ganze Land — und nicht nur formell. Man begrub sie in ihrem Lieblingsorte Marburg.

(Benutzt: 1. Archivrat Schuster und Prof. Wagner, Die Erziehung und Jugend der ersten Brandenburger Kurfürsten, in Monumenta paedog., Bd. 34. 2. Riedel, Die Ahnherrn der Hohenzollern.)

Der Agathof bei Bettenhausen
und die ehemalige Kattunfabrik „Ahnesorge Gebrüder".

Von Julius Diemar.

(Fortsetzung.)

Ich habe die vorstehenden Vereinbarungen im Wortlaut mitgeteilt, da sie ein Musterbeispiel dafür sind, wie eifrig Landgraf Friedrich II. als echter Merkantilist bemüht war, mit allen Mitteln eine größere Industrie im eigenen Lande zu schaffen und zu befördern. Und obwohl Friedrich schon sehr bald nachher, am 31. Oktober 1785, starb, ist doch gerade in diesem Falle der Erfolg nicht ausgeblieben. Unter seinem Nachfolger, Landgraf Wilhelm IX., hat sich unser Unternehmen gut entwickelt, so daß es zeitweise, wie schon erwähnt, wohl der bedeutendste industrielle Betrieb des Hessen-

landes war. Die Zahl der Angestellten und Arbeiter betrug bereits nach einigen Jahren über 200.[1]) Wie umfangreich die Geschäfte der Firma ‚Ahnesorge Gebrüder' gewesen sein müssen und wie wichtig die Bedingung (unter § 9 des Privilegiums) war, daß die beiden Brüder ihr gesamtes Vermögen in das hiesige Land bringen sollten, sieht man daraus, daß Peter Gottlieb Ahnesorge in seinem Testaments-Kodizill vom 22. Oktober 1801 sein Vermögen auf etwa 95000 Rtlr. angibt und Sebastian Heinrich laut Testament vom 15. Juni 1799 das seinige gleichfalls auf etwa 95000 Rtlr., zusammen also an 200000 Rtlr., eine gewaltige Vermögenssumme für die damalige Zeit. Aus den beiden Testamenten ergibt sich ferner die große Einigkeit und brüderliche Zuneigung der beiden Ahnesorge, und es ist hervorzuheben, daß sie beide angeben, ihr Vermögen selbst erworben und von Haus aus nichts besessen zu haben.

Der unverheiratete Peter Gottlieb Ahnesorge testierte nun unter dem Datum des 20. Oktober 1791, was von ausschlaggebender Bedeutung für das gemeinsame Unternehmen war, wie folgt: ‚Da es sehr traurig für das hessische Land und besonders für alle Arbeiter sein würde, die jetzt ihren Unterhalt auf der Ahnesorgischen Zitzfabrique verdienen, wenn dieses Etablissement mit meinem Leben seine Endschaft erreichte, welche notwendig erfolgen müßte, wenn meine Erbnehmer die Freyheit hätten, mein Vermögen aus diesem Geschäft zu ziehen und selbiges also Mangel des nöthigen Fonds aufhören müßte; so habe um diesem vorzubeugen, nöthig befunden, eine Bestimmung zu machen, wie es nach meinem Tode mit meinem Vermögen gehalten werden soll, zumahlen da meine ganze Verlassenschaft aus selbst erworbenem Vermögen besteht, weil weder von meinen Eltern noch sonstigen Verwandten nichts ererbt habe, auch unverheyrathet und also ohne Leibes Erben bin, gefolglich mich aller Länder Gesetze berechtigen, nach meinem Willen über meine Verlassenschaft zu disponiren. Ich setze daher fest und bestimme, daß mein Bruder Sebastian Heinrich Ahnesorge, mein einziger Erbe des gesammten mir zugehörenden Geldkapitals sein soll, so wie es in dem Haupt Buch der Fabrique und Handlung von uns Gebrüder Ahnesorge sich befindet und gebuchet ist, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieses mein jetzt erwähntes Vermögen auf immer und zu ewigen Zeiten der stets fortzusetzenden Ahnesorgischen Fabrique und Handlung zu vier procent jährlichen Zinsen verbleiben soll, sodaß die Capitalia selbst nie aus derselbigen herausgezogen werden können' usw. Die erbberechtigten Zinsempfänger dieses Familien-Fideikommisses sind in seinem Testament angegeben. Für den Fall, ‚daß mahl mit dem Aussterben der Nachkommenschaft . . . die gantze Ahnesorgische Deßcendentz aufhörte,' heißt es, ‚so will und setze fest, daß von den Zinsen, alsdann jährlich Zehn sich in Arbeit der Fabrique befindende Frauenspersonen, und deren ermangelung andere Bürgerstöchter welche es benöthigt, ausgesteuert werden, und zwar an dem Ort, wo sich die Fabrique und Handlung befindet.' Eine weitere für die Fabrik sehr wichtige Bestimmung lautet: ‚Da die Fortsetzung und Dauer der jetzigen Ahnesorgischen Fabrique und Handlung, selbige sey nun hier in Kaßel, oder wenn Umstände deren hiesige Fortsetzung nicht erlaubten, an welchem Ort sie immer seyn möchte, mein Einziger und Haupt-Endzweck ist, so verordne ich, damit selbiges biß in den spätesten Zeiten geschehen möge, daß diese Handlung und Fabrique unter der jetzigen Firma von Ahnesorge Gebrüder von meinem Freund Johann Christoph Ludwig Spindler und seinen Nachfolgern stets fortgesetzt werden soll, also und dergestalt, daß diese Fabrique und Handlung, nach meinem und meines Bruders absterben, einzig und allein von besagtem J. C. L. Spindler betrieben werden und Er den Erwerb dabei genießen soll.' Ferner: ‚Da der Mensch allerley Zufällen und Krankheiten ausgesetzt ist, sich benannter mein Freund dadurch bewogen fände, einen Compagnon im Geschäft zu nehmen, so bleibt ihm die Wahl desselben unbenommen, so wie es ihm hiermit am Herzen gelegt wird, bei seinen Lebzeiten solche Verfügungen zu treffen, damit die Fabrique und Handlung nach dem Inhalt dieses Testaments stets Fortgang und Dauer behalten möge. Genug, es soll diesem Fideicommiß, daß mein ganzes vorerwähntes Vermögen in der Ahnesorgischen Fabrique und Handlung auf immer und zu ewigen Zeiten verbleiben soll, nichts im Wege stehen, bis dieses Etablißement, welches Gott gnädigst verhüten wolle, durch Unglücksfälle, die weder vorher zu sehen noch abzuändern sind, mit meinem Vermögen zertrümmert und vernichtet ist.'

Man ersieht hieraus, mit welcher Liebe der Genannte an seinem und seines Bruders Lebenswerke hing. Um aber auch zu zeigen, welchen gemeinnützigen Sinn Peter Gottlieb Ahnesorge für seine zweite Heimat bewiesen hat, möchte ich

[1]) Vgl. Cassel und die umliegende Gegend. Eine Skizze für Reisende. Mit neun Kupfern. Kassel 1792, 2. Aufl., übereinstimmend 1797. Hier S. 44: In einer geringen Entfernung (von der Charité) an der hannöverschen Landstraße, findet man eine sehr beträchtliche Zitz- und Kattunfabrik. — S. 144: Die vor dem Leipziger Thor befindliche große Zitz- und Kattunfabrik der Herren Finanz-Räthe Ahnesorge verdient den ersten Platz (unter den Fabriken). Sie beschäftigt täglich über 200 Personen.

aus seinen zahlreichen Legaten folgende hier anführen: ‚E. An solche Arme und Unglückliche, welche bei meinen Lebzeiten eine Vierteljährige Beysteuer erhielten, die Summa von Eintausend Rthlr., um sie in vier auf einander folgenden Jahren à Rthlr. 250 jährlich an sie zu vertheilen. F. An sämmtliche übrige hiesige Arme und Höchstbedürftige Personen zur Gewißenhaften Vertheilung durch den Executor meines Testaments die Summe von achthundert Rthlr.. G. An das Wohllöbl. Institut der hiesigen „Charitae“ zweihundert Rthlr., um deren Zinßen zur Verpflegung der Kranken anzuwenden.‘

(Fortsetzung folgt.)

Klänge aus vergangener Zeit.

Von M. Geisler-Hanau.

Ich lausche gern den Klängen aus vergangener Zeit — besonders gern, wenn sie mir vom lieben, trauten Hessenland erzählen, wo die Wiege meiner Vorfahren gestanden, vom lieben, trauten Hessenland, wie es etwa vor hundert Jahren war. Mitten hinein versetzen diese Klänge in das warm pulsierende, den Herzschlag des Volkes verratende Familienleben damaliger Zeit.

Mit einer gewissen Rührung betrachte ich immer wieder ein Symbol echter Gattenliebe, das ich aus Staub und Moder ans Tageslicht gezogen und dem ich einen Ehrenplatz angewiesen habe. Nicht aus rein persönlichen Gründen, sondern vor allen Dingen, weil es beredtes Zeugnis ablegt von der Schlichtheit und Innigkeit jener vergangenen Tage. Es leuchtet mir entgegen aus einem jener kleinen, viereckigen, jetzt als Altertum so sehr geschätzten Holzrahmen. Die Überschrift lautet: Zum Geburtstag meiner innigst geliebten Gattin. Dann zwei verschlungene, von einem Kranz aus Rosen und Vergißmeinnicht umgebene Hände — in der Mitte die Worte „Treue und Liebe“ und darunter folgende Zeilen:

„Umkränzt von duftenden Blumen, reicht der Gattin der liebende Gatte die Hand. — Treulich wie ihre Herzen vereint sind durch der Sympathie magisches Band, sind ihre Hände umschlungen von dem Symbol der Liebe — der balsamisch duftenden Rose, und dem bescheidenen Blümchen, dessen Name man zuruft in der Stunde der Trennung von der Heißgeliebten. Möge der Kranz deines Lebens aus Rosen gewunden, vor dem Schicksal bestehen, und keine Dorne, tückisch verborgen, verwunden das edle Herz! Das ist der Wunsch, den heute am Tage Deines Festes Dir reicht, theure Sidonie, der liebende Gatte. Fulda, d. 17. September 1819.“

Wenn man von der überschwenglichen Ausdrucksweise absieht — aber auch sie hat als ein Bestandteil jener Zeit ihren Wert —, so muß man von diesem Geburtstagsgeschenk treuer Gattenliebe ergriffen sein, umsomehr, wenn man hört, daß diese poesiereiche Widmung nach 18jähriger Ehe erfolgte. In meinem Besitz befindet sich eine alte Familienbibel, in die nach der damaligen Sitte das Oberhaupt der Familie alle wichtigen Ereignisse verzeichnete, und laut einer solchen Niederschrift wurde der damalige Leutnant am 6. April 1801 mit seiner Sidonie kopulieret.

Was würde heute wohl die Gattin eines Offiziers zu einer derartigen Geburtstagsspende sagen?

Die Einfachheit dieser vergangenen Zeit läßt sich natürlich nicht mehr in unsere modernen Verhältnisse übertragen, etwas viel Wichtigeres jedoch nimmt Sinnen und Denken in Anspruch — die eheliche Liebe und Treue von einst. Die sich immer mehr häufenden Ehescheidungen, die geringe Zusammengehörigkeit der Glieder eines Haushalts, das meist zerrissene Familienleben — alles gibt ein trübes Bild gegen das traute, sonnige Heim früherer Tage, wo eine sorgsame Hausfrau, trotz einer in mancher Beziehung gefährlichen und bewegten Zeit, in Treue waltete. Es ist unmöglich diese Kulturepoche zu skizzieren, ohne der literarischen Strömungen jener Zeit zu gedenken, die zuweilen mit tosenden Wogen die festgefügten Dämme überfluteten und im schrankenlosen Vorwärtsdrängen hier und da ihre befruchtende Kraft verlieren mußten. Ich erinnere an die Genialitätsepoche in Jena und Berlin, wo man, alle Gesetze der Ethik mißachtend, die freie Liebe predigte — an den Musenhof zu Weimar, von wo aus Jean Paul die Worte schrieb: „Hier ist Alles revolutionair kühn, und Gattinen gelten nichts“ — an die romantische Schule und mit ihr an Friedrich v. Schlegel, der in seiner „Lucinde“ das Geheimnis ästhetischer Sittlichkeit zu enthüllen suchte. Wieviel verderblichen Zündstoff eine solche Zeit in sich barg, liegt auf der Hand.

Auch im Hessenland stand man nicht stumpf und gleichgültig den aufrüttelnden Forderungen des in Freiheit sich erhebenden Genius gegenüber, aber ein gesunder Sinn schützte davor, in Unverstand und Zerfahrenheit über das Ziel hinaus zu schießen. Satire, Witz und Ironie würzten die Unterhaltung bei den ästhetischen Tees, wo die mit einer gewissen Kunstfertigkeit dünn geschnittenen und zusammen-

geklappten Butterbrote den einzigen materiellen Genuß boten. Die Sprühteufelchen kecker, übermütiger Laune entstiegen dem feinen Aroma des Tees und machten vielleicht ausgelassenere Sprünge, als es heute beim Knallen der Champagnerpfropfen zu geschehen pflegt.

Die Lehren der romantischen Schule machten ihren unverkennbaren Einfluß geltend. Man konnte sich nicht genug darin tun, in Gefühlen zu schwelgen und als „schöne Seele“ in den höheren Regionen zu weilen. Besonders die Stammbücher geben davon Kunde. Sie tragen auf der ersten Seite die Worte: „Der Freundschaft geheiligt“ oder „Denkmal der Freundschaft“. Diese Worte sind umgeben mit Blumengirlanden und schwebenden Engeln — aber auch die Stammbuchverse schweben in den Wolken.

Mancher ist geneigt über die sentimentalen Tändeleien seiner Vorfahren zu lachen, dennoch war es diesen Vorfahren heiliger Ernst damit. Ein Freundschaftsbündnis galt nicht nur als das Produkt jugendlicher Schwärmerei, es begleitete die reiferen Jahre, war in seiner reinen, heiteren Art ein unabweisliches Bedürfnis des Seelenlebens damaliger Zeit — nur fehlt uns modernen Menschen das Verständnis für die übertriebene Art, wie es sich äußerte.

So schrieb z. B. 1802 Charlotte von Trott, geb. Gräfin Goertz, nach einer sehr schwungvollen Apotheose der Freundschaft noch seitwärts folgenden Vers in das Stammbuch meiner Urahne:

„Ich flehte nicht vergebens
Um Freundschafts Glück für mich.
Das höchste Glück des Lebens
Der Himmel gab mir — Dich.“

Die vor mir liegenden Stammbücher geben ein getreues Bild von dem Geiste jener Zeit, und viele hessische Namen von gutem Klang sind dort verzeichnet. Es würde zu weit führen mich noch mehr in ihren Inhalt zu vertiefen, nur kann ich der Versuchung nicht widerstehen folgende Zeilen anzuführen, die vor etwa hundert Jahren der Sohn eines Offiziers vor dem Scheiden aus dem Elternhause seiner Mutter ins Stammbuch schrieb:

„Die Stunde naht, die mich auf längere Zeit den Armen aller meiner Theuren entrückt. Sie haben mir, meine gute Mutter, die Erlaubniß ertheilt, ein Blättchen in dem Buche der Freundschaft zu beschreiben, und ich weiß keinen angenehmeren Gebrauch davon zu machen, als indem ich den Gefühlen meines Herzens folge, und Ihnen nochmals mit inniger Liebe und heißer Dankbarkeit für die unendliche Güte und Sorgfalt danke, mit welcher Sie mich seit meinem Daseyn stets beglückten. Möchte ich einst im Stande seyn, Ihnen, ewig theure Mutter, den Abend Ihres Lebens zu verschönern; und möchten die Parzen den Faden Ihres Lebens noch recht lange spinnen.

Dieß sind die aufrichtigsten Gesinnungen
Ihres Sie verehrenden,
ewig dankbaren, liebenden Sohnes.“

Diese von den wahrhaftigsten Empfindungen eines kindlichen Herzens durchglühten Zeilen bezeichnen das respektvolle und dennoch warme Verhältnis zwischen Eltern und Kindern — ein festgefügter Grundstein, auf dem ein solides Familienglück seine Stütze fand. Man könnte sagen, Worte beweisen nichts, aber der diese Worte schrieb, hat sie in Taten umgesetzt. Er war der Besten einer, der bis in sein hohes Alter, bis an sein Lebensende seine Mutter wie eine Heilige, seinen Vater als das Vorbild aller männlichen Tugenden verehrte.

In der kindlichen Dankbarkeit und Liebe von einst lag reicher Segen für Gemüt und Herz, wie sich überhaupt aus einem innigen Familienleben heraus das Beste und Heiligste in der Menschenseele entfaltet. Trotz aller Fährlichkeiten einer zum Überschwang neigenden Zeit, eines in kühnem Fluge ausholenden und nicht immer die Richtung erkennenden genialen Wollens, erhielt sich der schlichte, treue Sinn unserer Hessen. Er spiegelte sich wieder in der gemütvollen Harmonie des häuslichen Kreises, in der Verurteilung alles dessen, was unlauteren Motiven entsprang oder das sittliche Bewußtsein verletzte — einerlei, ob es aus der Tiefe oder aus der Höhe kam.

Die Zeiten haben sich gewaltig geändert, die rastlos fortschreitende Entwicklung kennt keinen Stillstand, aber der gute, edle Kern des hessischen Volkes, ein biederes Erbteil seiner Väter, ist ihm erhalten geblieben. Das Gemütsleben war entschieden ein reicheres und innigeres als es heute ist, nicht allein im lieben Hessenland, sondern überall wo Menschen wohnten. Was früher vielleicht das ganze Dasein ausfüllte, kann sich dem Geschwindschritt von heute nicht mehr anpassen, wird von unserer modernen, geistig sehr beweglichen, regsamen Zeit überholt. Diese stellt gewaltige Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, die Spannkraft und das tätige Eingreifen eines jeden einzelnen, um sich im Brausen des Weltgetriebes zu behaupten und zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit zu wirken. Wer möchte nicht freudig die großen Erfolge unserer Zeit anerkennen? Es liegt nur die Gefahr nahe, in starkem Tatendrang und derbem Zugreifen die zarten Keime zu ersticken, die ein Leben in Schönheit und die treibende Kraft zu edlem Menschentum in sich bergen.

Wie es wohl in hundert Jahren sein wird?

Keine, auch noch so große Prophetengabe reicht aus, um darüber Aufschluß zu geben, nur deuten mancherlei Anzeichen darauf hin, daß sich in der Literatur wenigstens ein Umschwung vorbereitet. Unser Schiller findet neue Liebe und Begeisterung, und damit wird vielleicht der Weg betreten, der einem zu sittlicher Kraft und Schaffensfreudigkeit erhebenden Idealismus zuführen kann.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 3. Juli vereinigten sich die Mitglieder des Marburger Vereins unter Führung General Eisentrauts-Kassel bei Dreihausen zur Besichtigung interessanter Reste einer frühmittelalterlichen Befestigung. Nach dem an Ort und Stelle gehaltenen Vortrag des Generals Eisentraut steht etwa folgendes als Ergebnis der bisherigen Grabungen fest. Die genannte Befestigung, der „Hof" bei Dreihausen, bildet eine Fläche von unregelmäßig viereckiger Gestalt, deren Seiten im Norden und Süden etwa 180 m, im Osten 110, im Westen 90 m lang sind. Sie war von einer Mauer umgeben, deren Gefüge aus unbehauenen Steinen mit Mörtel an einigen Stellen zu erkennen ist, die aber sonst zu einem breiten Wall zerfallen ist. Mit ihrem östlichen und nördlichen Zug steht diese Mauer unmittelbar an dem oberen Rande der steilen felsigen Böschung des Berges; im Süden und Westen, wo das Vorgelände fast eben ist, ist sie außerhalb von einem etwa 4 m breiten Graben begleitet. Die Annahme, der Hof sei römischen Ursprungs, wurde schon 1847 durch Dr. Vilmar widerlegt. Wahrscheinlich bildet er eine frühfränkische curtis, einen von königlichen Beamten bewohnten Königshof. Über das Alter der Anlage vermögen nur ausgedehnte Ausgrabungen Aufschluß zu geben. Nach dem Vortrage wanderte man nach Burg Nordeck, wo der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld, Mitteilungen über die Besitzer der Burg machte, unter denen im 13. Jahrhundert ein mainzischer Amtmann und ein Deutschordensritter erscheinen. Im 16. und den folgenden Jahrhunderten hatten nacheinander mehrere Linien der Familie Rau zu Holzhausen die Burg zu Lehen. Über Winnen und Ebsdorf, deren Kirchen besichtigt wurden, trat man den Rückweg zur Kreisbahn an.

Die diesjährige Mitgliederversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde findet in Verbindung mit der Feier des 75jährigen Bestehens des Vereins vom 12.—14. August in Kassel statt. Es ist folgendes Programm dafür festgestellt:

Donnerstag, 12. August. 3 Uhr nachmittags Sitzung des Gesamtvorstandes im evangelischen Vereinshause. 7 Uhr abends Vereinigung der Mitglieder und Gäste im Stadtpark. Liedervorträge und Aufführungen.

Freitag, 13. August. 9 Uhr morgens Mitgliederversammlung im großen Saale des evangelischen Vereinshauses. Ansprachen, Geschäftliches, Vorträge. Nachmittags Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Kassels. 6 Uhr nachmittags Festessen im Stadtpark. 8 Uhr Konzert daselbst.

Sonnabend, 14. August. 10[45] morgens Ausflug mit der Eisenbahn über Gensungen nach dem Heiligenberg. Weitermarsch nach Melsungen. Bei ungünstiger Witterung Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt Kassel.

Die Empfangs- und Auskunftstelle befindet sich am 12. und 13. August dem Bahnhof gegenüber im Restaurant Fürstenberg, woselbst der Verkauf der Festkarten und die Ausgabe der Festschriften und Festzeichen stattfindet.

Der neue Kultusminister August von Trott zu Solz ist geborener Kurhesse. Er wurde 1855 zu Imshausen, Kreis Rotenburg, als Sohn eines kurhessischen Legationsrats geboren, wurde 1884 Regierungsassessor, verwaltete 1886—92 den Kreis Höchst, 1892—94 den Kreis Marburg als Landrat und war 1894—98 vortragender Rat im Ministerium des Innern, wurde 1899 Regierungspräsident in Koblenz, 1900 in Kassel, und am 14. Mai 1905 Oberpräsident von Brandenburg. Als solcher führte er den deutschen Kronprinzen in den Gang der Verwaltungsgeschäfte ein. 1894—98 war er konservativer Vertreter des Kreises Marburg im Abgeordnetenhaus. Als Kommissar der Regierung bearbeitete er die Vorlage der neuen Städte- und Landgemeindeordnungen für Hessen-Nassau. Während seines Kasseler Aufenthaltes vermählte er sich mit Eleonore v. Schweinitz, Tochter des verstorbenen Botschafters in Petersburg, General v. Schweinitz.

Der deutsche Kaiser wird im August dem Stifte Fischbeck einen Besuch abstatten. um der jetzigen Äbtissin des Stiftes, Frau von Buttlar, den Äbtissinnenstab zu verleihen.

Die Enthüllung des Borgmannsdenkmals auf dem Knüllköpfchen fand am 11. Juli zugleich mit der Feier des 25jährigen Bestehens des Knüllklubs statt. Die Weiherede hielt Oberförster Stippler-Neukirchen. Als Vertreter des Hauptvereins vom Niederhessischen Touristenverein sprach Rechtsanwalt Wenning-Kassel und legte

einen mächtigen Kranz am Denkmal nieder. Dieses, eine Schöpfung des Kasseler Bildhauers Karl Gruber, besteht aus einem an einer jäh abfallenden Felsenwand angebrachten Bronzemedaillon von 0,5 m Durchmesser mit dem Brustbild Borgmanns. Ein Volksfest schloß sich der schönen Feier an. Der verstorbene Forstmeister Borgmann ist Begründer des Knüllklubs und hat sich um die Touristik, namentlich um die Erschließung des Knüll, bleibende Verdienste erworben.

Hochschulnachrichten Marburg. Der Dozent für pharmazeutische Chemie, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ernst Schmidt konnte in diesen Tagen auf eine 25 jährige Tätigkeit als ordentlicher Universitätsprofessor zurückblicken. — Der ordentliche Professor der mittleren und neueren Geschichte Geh. Reg.-Rat Dr. Varrentrapp tritt mit Ablauf des Sommersemesters vom Lehramt zurück. — Der außerordentliche Professor Dr. Rupp ist vom 1. Oktober ab an die Universität Königsberg versetzt worden. — Gelegentlich des Calvin-Jubiläums überbrachte Konsistorialrat D. Mirbt im Namen der Marburger Universität der Universität Genf eine Glückwunschadresse. — Am 3. Juli habilitierte sich Dr. Nicolai Hartmann in der philosophischen Fakultät; Thema: „Zur Methode der Philosophiegeschichte". — Sein 70 jähriges Stiftungsfest und zugleich die Einweihung des an Stelle des alten neu erbauten Korpshauses beging das in weiten Kreisen bekannte am 15. Juli 1839 gegründete Korps Hasso-Nassovia. — Gießen: Dr. med. Arthur Weber habilitierte sich für das Fach der inneren Medizin.

Verschiedenes. Nachdem der Stadtbau niedergelegt ist, wird nun auch mit dem Abbruch der alten Kasseler Fuldabrücke, die unter Wilhelm IX. von Jussow erbaut wurde, begonnen werden. — Wieder einmal ist das Standbild Philipps des Großmütigen vor der Martinskirche von ruchloser Hand beschädigt worden. Es dürfte sich angesichts solcher wiederholten Roheiten doch empfehlen, das Denkmal einzufriedigen, trotzdem es gerade ein Lieblingswunsch des Schöpfers, Hans Everding, war, sowohl hier wie beim Papinbrunnen keinerlei Schutzgeländer angebracht zu sehen.

Ein geborner Kasselaner, der Bildhauer Gustav Schmidt in Berlin, entwarf ein Reiterstandbild Peters des Großen in Riga, das bei internationaler Konkurrenz zur Ausführung angenommen wurde.

Feste. Das Bachfest der „Ketzerbach" in Marburg, 17.—19. Juli, das alle fünf Jahre zur Erinnerung an einen Akt genossenschaftlicher Selbsthilfe begangen wird, stellt diesmal eine Jubelfeier dar, da die Überwölbung der Ketzerbach vom 19. Mai bis 6. August 1859 erfolgte. — Am 18. und 19. Juli wird zu Schrecksbach ein Schwälmer Volkstrachtenfest abgehalten. — Die 600 jährige Jubelfeier der Stadt Spangenberg findet in Gestalt eines großen Heimatfestes vom 5.—9. August statt. Den Mittelpunkt des Festes bildet die Aufführung des Dramas von Karl Engelhard: „Kuno und Else", das bereits in Buchform vorliegt. Außerdem werden aus dem gleichen Anlaß noch in Buchform erscheinen Heinrich Bertelmann „Liebenbach", ferner ein von A. Siebert-Gelsenkirchen verfaßtes Märchen aus Spangenbergs Urzeit und eine Neuauflage der „Veste Spangenberg" von Frau Anna Bölke, geb. Gissot.

Geschäftsjubiläum. Ihr 50 jähriges Jubiläum beging am 7. Juli die Aktiengesellschaft für Federstahlindustrie in Kassel, im Volksmunde die „Krinoline" genannt. Als nämlich in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Frankreich die Krinoline aufkam, begann der Inhaber eines am Schloßplatz (neben dem Verlag unserer Zeitschrift) gelegenen kleinen Weißwarengeschäftes, Siegfried Hirsch, die Fabrikation von Stahlstäbchen, ein Unternehmen, das einen riesigen Aufschwung nahm. Als die Mode der Krinoline schwand, verlegte sich Hirsch darauf, die Fischbeinstangen an Korsetts durch Stahlstangen zu ersetzen. Später wurden neben vielen anderen Erzeugnissen auch militärische Bedarfsartikel in den Fabrikationsbetrieb aufgenommen. Das Unternehmen steht noch heute in großer Blüte.

Ein geborener Homberger ist mit dem im Benediktinerkloster Monte Cassino bei Neapel verstorbenen Abt Krug dahingegangen. Er wurde in der Pelzmühle bei Homberg geboren, durchwanderte schon als ganz junger Mensch die Welt, nahm Dienste in dem genannten Kloster und erreichte dort die Würde eines Abtes. Vor einigen Jahren empfing er im Kloster den Besuch des deutschen Kaisers. Er selbst suchte noch vor einiger Zeit die hessische Heimat und eine in Homberg lebende Schwester auf.

Hessische Bücherschau.

Kurhessische Ehrenmale. Mappe mit 12 Karten in Sepia. Lichtenau (C. Hellers Kunstverlagsanstalt). Preis 75 Pfg.

Der Hellersche Verlag hat es sich seit je angelegen sein lassen, die Erinnerung an unsere kurhessische Vergangenheit festzuhalten und durch künstlerische Darbietungen in die breiten Massen zu tragen. So ist auch die neueste Erscheinung dieses Verlages mit Freuden zu begrüßen. Die dargestellten Ehrenmale aus der hessischen Geschichte sind wirklich geschmackvoll wiedergegeben. Ein unter jeder Abbildung beigefügter Text (in dem bei einer Neuauflage

das Verschwinden mehrerer Druckfehler zu begrüßen wäre), gibt kurze historische Erklärungen. Die einzelnen Karten zeigen das alte Kasseler Autor, den Denkstein auf dem Forst, das Hessendenkmal in der Au, die Hessendenkmäler in Frankfurt a. M., Eschwege, Krefeld, Minden, bei der Brücker Mühle, Wörth, auf dem Sandershäuser Berg, die beiden Denksteine bei Riebelsdorf und die Fahnen der Kurhessischen Armeedivision in der Kasseler Galerie. Angesichts der Überschwemmung des Ansichtskartenmarktes mit den geschmacklosesten Darbietungen bilden diese Karten eine erfreuliche Ausnahme und werden sicher gerade in Hessen viel Verwendung finden. H'bach.

Illustrierter Wegweiser durch den Vogelsberg mit Wetterau und die sich daran anschließenden Teile der Rhön. Unter Mitwirkung von Mitgliedern des Vogelsberger Höhen-Klubs bearbeitet von Hermann Oesterwitz. Verlag von E. Roth, Gießen.

Soeben ist vom Prokuristen dieses Verlags der genannte Führer (ohne Jahresangabe) herausgegeben worden. Rühmliches läßt sich von diesem neuen touristischen Buche nichts sagen. Die geschichtlichen Mitteilungen gründen sich vornehmlich auf meinen 1904 herausgegebenen Führer; dieses Buch ist in unverfrorener Weise benutzt, verschiedentlich sogar dem Wortlaute nach abgeschrieben worden. Wo aber von diesem Buche abgewichen wird, finden wir die seltsamsten Fehler. S. 54 lesen wir, daß Friedrich Magnus Graf zu Solms-Laubach hervorragend an der Gründung der Universität Wittenberg beteiligt gewesen sei. Woher weiß denn dies Herr Oesterwitz? S. 56 hören wir, daß „die alten Handschriften der alten Arnsburger Klosterbibliothek interessante geschichtliche Dokumente beherbergen". S. 90 phantasiert der Autor von dem „Raubritterhandwerk der Schenken zu Schweinsberg und der Rodensteiner in der Gegend von Schotten". Sehr sensationell, aber unsinnig! S. 172 wird der alte Kohl von der Zerstörung Grünbergs im Jahre 1195 aufgewärmt. Auch in touristischer Hinsicht ist das Buch höchst fehlerhaft. Die Wege-Markierungen sind unzuverlässig. S. 58, 65, 66, 75 wird von einem „Jägerhaus" bei Laubach, S. 93 vom „Jägerhaus" bei Schotten gesprochen; es ist genau derselbe Ort (vgl. auch das Register S. 28). Eine ergötzliche Gedankenlosigkeit steht auf S. 283, wo in Fettdruck ein Abschnitt überschrieben ist: Von Fulda zur großen Wasserkante. (!!) Gemeint ist die Wasserkuppe. Geradezu schädlich ist der jämmerliche Kleindruck; die Abbildungen sind vielfach ganz unkenntlich. Ortenberg (S. 106) oder Bad Orb (S. 168) könnten ebensogut „Rebgeshain bei Nacht" darstellen. — Die gegebenen Proben, die noch stark gemehrt werden könnten, zeigen zur Genüge, welches Mißtrauen der Tourist wie auch der Geschichtsfreund dem Buche, für das eine so lebhafte Reklame gemacht wird, entgegenbringen müssen. — Dr. August Roeschen.

Eingegangen:

Silvio Gesell - Ernst Frankfurth. Aktive Währungspolitik. 96 Seiten. Berlin-Großlichterfelde (Physiokratischer Verlag) 1909.

Personalien.

Verliehen: dem Amtsgerichtsrat a. D. Geh. Justizrat Köhler zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; aus Anlaß der Einweihung des neuen Hersfelder Gymnasiums dem Direktor Dr. Steiger der Adler der Ritter des Hohenzollernschen Hausordens, Prof. Dr. Richter der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Eisenbahnsekretär a. D. Trube zu Wanfried der Rote Adlerorden 4. Kl.; den Amtsgerichtssekretären Bartel zu Witzenhausen und Sommerfeld zu Frankenberg, sowie dem Eisenbahnsekretär Hundsdoerffer zu Eschwege, letzterem beim Übertritt in den Ruhestand, der Charakter als Rechnungsrat; dem Gutsbesitzer Staudinger zu Viermünden der Charakter als Ökonomierat.

Ernannt: Ministerialsekretär a. D. Pistor zu Darmstadt unter Verleihung des Charakters als Regierungsrat zum Verwaltungsdirektor der Zentrale für Säuglings- und Mutterschutz; bish. 3. Pfarrer Feyerabend zu Hersfeld zum 1. Pfarrer daselbst; Hilfspfarrer Feist zu Marburg zum 3. Pfarrer in Tann a. d. Rhön; Referendar Sauer zum Gerichtsassessor; Landmesser Schmitz zu Hünfeld zum Oberlandmesser.

Versetzt: Baurat Hallmann von Marburg nach Rüdesheim; Landbauinspektor Schindowski als Kreisbauinspektor nach Marburg; Amtsrichter Dr. Göring von Friedewald nach Hofgeismar; Regierungsbaumeister Wolle von Kassel nach Wiesbaden; Amtsgerichtssekretär Stagge von Großenlüder nach Witzenhausen; die Kreissekretäre Thamer von Hersfeld nach Kassel, Wessel von Frankenberg nach Hersfeld (beide vom 1. Sept. ab).

Überwiesen: Oberregierungsrat Leis der Regierung in Kassel; Provinzialschulrat Prof. Dr. Borbein dem Provinzialschulkollegium zu Kassel.

Übertragen: dem Stadtsteuersekretär Batz das Amt des Standesbeamten für den Standesamtsbezirk Kassel I.

Zurückgenommen: die zum 1. Mai d. J. ausgesprochene Pensionierung des Oberförsters Strauß in Wanfried.

Ausgeschieden: der Dirigent des Landkrankenhauses zu Rinteln, Geheimer Medizinalrat Dr. Coester.

Geboren: ein Sohn: Landmesser Remy und Frau Milli, geb. Lang (Fulda, 6. Juli); Ernst Kratz und Frau, geb. Rohde (Marburg, 10. Juli); Oberlehrer Brömel und Frau Maria, geb. Fürer (Frankfurt a. M., 13. Juli); — eine Tochter: Prof. Dr. med. Paul Römer und Frau Luise, geb. Besse (Marburg, 30. Juni); Regierungsassessor Kleine und Frau Aenne, geb. Schröder (Kassel, 5. Juli); Pfarrer Engelbrecht und Frau Elsa, geb. Becker (Willershausen, 6. Juli); Fritz Stück und Frau Margarete, geb. Klein (Kassel-Niederzwehren, 10. Juli); Dr. W. Müller und Frau Helene, geb. Haas (Leipzig, z. Z. Marburg, 10. Juli); Landbauinspektor Selig und Frau Micci, geb. Scheele (Merseburg, 10. Juli); Gerichtsassessor von Dehn-Rotfelser und Frau Hertha, geb. Rocholl (Beuthen, O.-S., Juli).

Gestorben: Frau Luise Wendel, geb. Klingender, Witwe des Pfarrers (Großenritte, 30. Juni); vorh. Buchdruckereibesitzer Friedrich Aßhauer (Kassel, 2. Juli); Lehrer a. D. Wilhelm Böpel, 57 Jahre alt (Immenhausen, 3. Juli); Rechnungsrevisor a. D. Eckhardt Kothe (Kassel, 4. Juli); Schreinermeister Christian Friedrich Luther aus Kassel (Haina, 4. Juli); Seifenfabrikant Karl Liebaug, Ehrenbürger der Stadt Schmalkalden, 75 Jahre alt (Schmalkalden, 6. Juli); Brunhilde Freiin Waitz von Eschen aus Kassel, 23 Jahre alt (Bern, 7. Juli); Lehrer a. D. Friedrich Auffarth, 75 Jahre alt (Kassel, 8. Juli); Privatmann Georg Scharf (Kassel, 9. Juli); Bürgermeister Kurz, 69 Jahre alt (Riebelsdorf, 10. Juli); Großkaufmann Rudolf Ludewig (Kassel, 15. Juli).

Berichtigung: In Nr. 13, S. 184, 2. Spalte, Z. 26 u. 27 ist statt 1795: 1785 zu lesen.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 15. 23. Jahrgang. Kassel, 2. August 1909.

Meine Seele.

Meine Seele ist wie ein dunkler Wald.
Durch Wipfel weben
Sonnenkringel ein goldig Leben
Auf Blumen namenlos, mannigfalt.
Gleich einsamen Rosenranken
Ruh'n rings auf tauigen Matten
Glutträumende Gedanken.
Im Dämmerschatten
Rauscht ein Bächlein aus Märchenreich,
Singt alte Weisen weh und weich:
Von versunkenem Gold die uralte Sage,
Von der toten Mutter die ewige Klage. –

Wohin es will?
Sei still, sei still!
Hörst du das Fragen:
„Wer kann mir sagen —
Das lichte Seelenland — kommt es bald?“ —
Meine Seele ist wie ein dunkler Wald.

Kassel. Heinrich Bertelmann.

Am Waldborn.

Am Waldborn, der durch Tannen rinnt,
Am moosigen Mauerstein,
Sah ich ein Kind — ein Königskind —
Es mußte ein Königskind sein!

In langen Flechten fiel vom Haupt
Das Haar ihr, golden und fein —:
Hier hab ich schon immer so Süßes geglaubt!
Es mußte ein Königskind sein!

Sie summte ein Lied, so weh und so süß,
Und sah in den Baum hinein:
„Da droben, du goldiges Vöglein, grüß'
Den trauten Herzliebsten mein!

Ich warte schon lang im grünen Wald,
Und warte lang und allein!
Und hört er es nicht, und kommt er nicht bald,
So muß ich vergessen sein! . . .“

Und Vöglein — husch! Und Vöglein — fort!
Nun lauscht sie tagaus und tagein,
Und lauscht noch immer am selben Ort,
Das Königstöchterlein . . . .

Hanau. Karl Engelhard.



Spangenberg im 17. Jahrhundert. Nach Merian.

Zum 600jährigen Stadtjubiläum Spangenbergs.
1309 — 5. August — 1909.

Die ungemein malerisch im Herzen des hessischen Berglandes, zwischen den Höhen des Riedforstes gelegene Stadt Spangenberg rüstet sich, in den Tagen vom 5. bis 9. August die 600 jährige Jubelfeier der Erneuerung ihrer Stadtrechte festlich zu begehen. Wie kaum eine zweite der kleineren hessischen Städte ist Spangenberg mit seiner trutzigen Burgfeste aufs engste mit der hessischen Geschichte verbunden, und deshalb wird es der Stadt gerade aus dem engeren Hessenlande an Zuspruch und Anteilnahme nicht fehlen. Vor allem aber werden die alten, weit in der Welt zerstreuten Spangenberger den frohen Anlaß benutzen, sich in der Heimatstadt zu festlichem Tun zusammenzufinden und alte liebe Erinnerungen aufzuwecken und auszutauschen.

Die Zeit der Erbauung der Stadt ist unbekannt. Ihr erster bekannter Besitzer war nach Landau diejenige Linie derer von Treffurt, die Schloß und Stadt mit dem dazu gehörigen Amte von dem Grafen von Ziegenhain zu Lehen trug. Schon um 1235 findet man sie in diesem Besitz, in welchem Jahre sie das Kloster Haidau gründete. Sie gehörte zu den mächtigsten Geschlechtern im Werratal, wo noch jetzt die Trümmer ihrer Stammburg hervorragen. Die Vorfahren der beiden Brüder Hermann und Friedrich von Treffurt hatten zu Anfang des 14. Jahrhunderts die Stadt angelegt und ihr 1309 die Stadtrechte von Lippstadt gegeben; die vom Staatsarchiv zu Marburg entliehene Urkunde wird während der Festtage in Spangenberg ausgestellt sein. 1350 wurden Burg, Stadt und Amt Spangenberg an Landgraf Heinrich II. für 8000 Mark Silber verkauft, und Heinrichs Sohn, der sagenberühmte und wie selten ein Fürst in der deutschen Literatur verherrlichte Otto der Schütz, nahm zu Spangenberg Wohnung, das nach seinem 1366, sei es bei der Sauhetze, sei es durch Gift, erfolgten Tode auch Witwensitz seiner Gemahlin Elisabeth von Kleve wurde. Nach einer noch jetzt erhaltenen steinernen Inschrift am Burggarten soll Otto dort 1353 das Buchsbaumreis gepflanzt haben, das ihm, dem unbekannten Jägersmann, die schöne Klevische Grafentochter an den Hut steckte. Weiter steht darunter: „Hat gestanden und gegrunt dieses Ortes 325 Jahr ist hoch gewachsen 12 Schuh dick anderthalb Schuhe — ist ao. 1678 verdort abgehauen und nach Cassel gebracht.“ Durch Otto scheint die 1354 zuerst genannte Neustadt angebaut worden zu sein. Alt- und Neustadt waren schon im 15. Jahrhundert unter einem Magistrat vereinigt und durch eine Ringmauer geschieden. Die die ganze Stadt umgebenden starken Ringmauern, durch die fünf jetzt verschwundene Tore den Zugang ermöglichten, sind noch fast überall gut erhalten. Spangenberg, das 1570 noch 270 Familien zählte, hatte 1644 nur noch 155; beim ersten Tillyschen Einfall 1623 erhielt es eine feindliche Besatzung, die bis zum Frühjahr 1626 blieb und die Stadt über 140 000 Taler kostete. Als der Feind 1637 in die Stadt eindrang, wurde er zwar nach hartem Kampfe wieder herausgeworfen, legte aber beim Rückzug Feuer an, dem 84 Häuser, mehr als die Hälfte der Stadt, zum Opfer fielen, von denen 1644 noch nicht eins wieder aufgebaut war. 1842 zählte die Stadt mit Einschluß von 119 Soldaten 2088 Einwohner, heute zählt sie deren 1700, hat Amtsgericht, Königliche Oberförsterei, zwei Königliche Förstereien, die Königliche Forstschule auf dem Schloß und ist seit 1879 als Station der Berlin-Koblenzer Bahn über Malsfeld leicht zugänglich. Während man übrigens 1724 noch 72 Leinweberfamilien dort zählte, wird heute dort der Leinwandhandel nur noch von einer Firma betrieben. Die Stadt

empfängt ihr Trinkwasser z. T. aus dem am Bromsberg entspringenden Liebenbach, an den sich eine der schönsten hessischen Sagen knüpft, die schon Hugo Frederking 1885 episch verwertete und die neuerdings auch von Heinrich Bertelmann in den Mittelpunkt einer reizvollen Erzählung gestellt und nach ihm von Karl Engelhard dramatisiert wurde. 1902 wurde auf dem Marktplatz der Stadt ein von Kommerzienrat Salzmann-Kassel gestifteter Liebenbachbrunnen errichtet, der von der neu eingefaßten Liebenbachleitung gespeist wird.

Eng mit den Geschicken der Stadt ist auch das Schloß, dessen Erbauungszeit unbekannt ist und das so ziemlich alle Stil- und Befestigungsarten seit sechs Jahrhunderten darstellt, verbunden. Im Keller sehen wir noch romanische Reste aus dem 13. Jahrhundert, die dann neu gebaute Burg mit dem Turm repräsentiert die Gotik aus dem 14. Jahrhundert, im Innern finden wir spätgotische Einzelheiten; um die Wende des 16. Jahrhunders erfolgte dann der Ausbau der äußeren Festungswerke. Bemerkenswert ist übrigens noch, daß das unmittelbar an den Fuß des Schloßberges sich anschmiegende Dorf Elbersdorf mit der Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704), in der bekanntlich die „Revanche für Speierbach" genommen wurde, in historische Verbindung gebracht ist. Nachdem die Verbündeten, darunter die Hessen, bei Speierbach von den Franzosen unter Marschall Tallard überfallen worden waren und sich nur noch durch tapfere Gegenwehr vor einer Katastrophe hatten retten können, gelang es bei Höchstädt, den feindlichen Marschall gefangen zu nehmen; aus dem Lösegeld, das für Tallard gezahlt wurde, stiftete Oberst v. Boyneburg 400 Taler für die Kirche in Elbersdorf, deren Patron er war, und noch heute wird dort alljährlich am Jahrestag der Schlacht zur Erinnerung an diese Stiftung eine kirchliche Gedächtnisfeier abgehalten. Auf dem Schlosse selbst weilten auch nach Ottos Tode noch oft und gern die hessischen Fürsten, und Philipps zweiter Gemahlin, Margarete von der Saal, wurde Spangenberg als ständiger Wohnsitz angewiesen; auch soll sie, was aber nicht bewiesen ist, drunten im Städtchen begraben liegen. Wir erinnern uns aber auch des Verfassers des unverwüstlichen, für die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts so wertvollen „Wendunmut", Hans Wilhelm Kirchhoffs, der zwei Jahrzehnte als Burggraf auf der Feste hauste. Später hatte das Schloß meist eine Besatzung von Invaliden, die es 1788 ohne Widerstand in die Hände der Franzosen fallen ließen. In kurhessischer Zeit war es Staatsgefängnis für Offiziere und politische Verbrecher; zu diesen gehörten u. a. Prinz Solms (1834 und 1835), der noch jetzt hochbetagt in Wien lebende hessische Verfassungskämpfer und Dichter Adam Trabert (1851 bis 1854) und Polizeidirektor v. Manger, der unter Kurfürst Wilhelm II. unbegründeter Weise mit der Drohbrief-Affäre in Verbindung gebracht wurde. Daß Hornfeck sein „Schenkenbuch" während seiner Spangenberger Festungshaft (1852 bis 1853) dichtete, dürfte auch nicht allgemein bekannt sein. Der letzte kurhessische Gefangene auf der Festung war Leutnant Moritz v. Trümbach, der einen Rekruten mit den Degen geschlagen hatte. Seit 1866 hörte Spangenberg auf, Festung zu sein. 1867 besichtigte der Chef des Generalstabs, Graf Waldersee, das Schloß, und kurz darauf wurde die Garnisonkompagnie aufgelöst; ihr Major Gissot, der letzte Kommandant der Festung, dessen Tochter, Frau Anna Bölke, uns so anmutig von diesen Tagen zu erzählen weiß, ließ sie im April 1867 zu einer letzten Revue zusammentreten. (Vgl. Adam Siebert, „Hessenland" 1907, Seite 87). 1871 beherbergte das Schloß über 400 Kriegsgefangene, in einer Zelle allein vierzig Mann, die durch allerhand Inschriften an Wänden und Fensterscheiben ihrem Haß, aber auch ihrem Galgenhumor Luft machten. Am 21. Oktober 1907 wurde auf der alten Feste eine der vier preußischen Forstlehrlingsschulen eröffnet. Nachdem das Schloß vom Staat an die Provinz übergegangen war, schwebte es lange Zeit in großer Gefahr, durch Verkauf in Privathände zu gelangen, bis nach langen Verhandlungen und namentlich auf Anregung des hessischen Geschichtsvereins die Regierung, die unter keinen Umständen die Kosten der Erhaltung ohne praktische Verwertung der Räume übernehmen wollte, beschloß, die Forstlehrlingsschule in Groß-Schönebeck nach dem Schloß zu verlegen. Zum Umbau der hierzu erforderlichen Räume war ein Betrag von 30 000 M. in den Staatshaushaltsetat eingestellt worden. Dieser Umbau gab uns seinerzeit, wie unsern Lesern erinnerlich sein wird, Anlaß zu einer Reihe von Ausstellungen namentlich in bezug auf die bedrohten, erst vor kurzem bloßgelegten Wandgemälde aus dem 16. Jahrhundert, das gotische Tabernakel in der Nähe der gotischen Kapelle, die wertvollen Renaissance-Öfen usf. Ende 1907 fand durch den Konservator der vaterländischen Kunstdenkmäler, Geh. Oberregierungsrat Lutsch-Berlin, den Bezirkskonservator Geheimrat v. Drach-Marburg und einige Kommissare des Ministeriums eine Ortsbesichtigung statt, die zur Folge hatte, daß die Wandgemälde, soweit sie noch erhalten waren, unberührt blieben und auch wegen der wertvollen Öfen Bestimmungen getroffen wurden. So hat

ihre jetzige Bestimmung die Bergfeste mit ihren mächtigen Festungswällen vor dem Verfall bewahrt, und auch dem Fremdenverkehr ist sie nicht verschlossen. So wird auch in diesen festlichen Tagen manch einer zur alten Burg hinaufsteigen und von der alten Bastion aus — deren riesige Kanone man einst als altes Eisen verkaufte — hinabblicken in das schöne hessische Land und dann die alten Räume durchschreiten bis hinab zum Keller, aus dem vor Zeiten ein Eselpaar in einem hölzernen Tretrad das Wasser heraufbeförderte. Selbstverständlich sitzt auch am Rande dieses 99 m tiefen Brunnens die Sage; zwei eingekerkerte Wilddiebe sollen sich durch seine nach sieben Jahren vollendete Schöpfung die Freiheit erwirkt haben.

Mancherlei Vorkehrungen sind seit Wochen getroffen, um das Fest reichhaltig zu gestalten. Im Mittelpunkte werden die am 5., 7. und 8. August stattfindenden Aufführungen des Festspieles „Kuno und Else", sowie der Festzug am 8. August stehen. Über die aus Anlaß der Jubelfeier erschienene Literatur sei auf die Bücherschau dieser Nummer verwiesen. Eine ebenso hübsche als eigenartige Festgabe bildet eine als Anhängsel gedachte und nach einer Idee des Herrn A. Siebert-Gelsenkirchen hergestellte vergoldete Wiedergabe des Spangenberger Wappens, die als Radachse je ein versteinertes Stielglied der Meerlilie (Encrinus liliiformis), einen sog. „Spangenstein", enthält, nach dem die Stadt ihren Namen tragen soll.

Möge das Fest einen ungetrübten Verlauf nehmen und mit dazu beitragen, den Heimatsinn und die Liebe zur hessischen Heimat zu stärken und zu fördern. H.

„Junker" Hans Hoos von Leimbach.

Von Karl Vogt-Bonn.

Ziemlich allgemein bekannt sind wohl (wenigstens in Kurhessen) die Sagen vom Landgrafen Karl von Hessen-Kassel und dem „Junker" Hans Hoos. Man liest von ihnen z. B. in Rommels „Geschichte von Hessen" (Gotha und Kassel 1820—1858, Band X, S. 16 ff.), in Justis „Vorzeit" (Marburg und Kassel 1824, S. 250), im „Hessischen Jahrbuch" 1855 (S. 116) und in Karl Heßlers „Hessischer Sagenkranz". Gewöhnlich macht man sich jedoch aus ihnen ein nicht zutreffendes Bild von dem Verhältnis beider zu einander. Nun setzt uns ein ungedruckter Aufsatz von Pfarrer Joh. Phil. Egger zu Zella im Kreise Ziegenhain in die Lage, die von der Sage berichteten Begebenheiten in neuem Lichte zu sehen, in dem sie von ihrer Sagenhaftigkeit derart verlieren, daß man sie eher für „Wahrheit" als für „Dichtung" ansprechen kann. — Egger war in den Jahren 1789—1834 Pfarrer des Kirchspiels Zella, zu dem der Heimatsort der Familie Hoos, Leimbach, als Filialgemeinde gehört. Er soll ein belesener, fleißiger Mann gewesen sein und hat seinen Aufsatz aufgrund von kirchlichen und geschichtlichen Nachrichten nach dem Jahre 1821 verfaßt; denn er bezeichnet darin den Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel als bereits verstorben. Aus dieser Quelle erfahren wir unter anderem folgendes:

„Junker" Hans Hoos ist am 17. August 1670 zu Leimbach geboren. Seine Eltern waren Valentin Hoos und Elisabeth, geborene Kaufmann aus Leimbach. Von sonstigen Kindern der Eheleute berichtet Egger nichts. In seinem 7. Lebensjahre starb dem Knaben die Mutter am 7. März 1677 im Alter von 41 Jahren. Der Vater folgte ihr, wie es scheint, ohne eine zweite Ehe geschlossen zu haben, im Jahre 1686, ungefähr 60 Jahre alt, im Tode nach. So stand nun der sechzehnjährige Sohn allein in der Welt. Ohne Hausfrau konnte er auf seinem großen Gute auf die Dauer nicht auskommen, und seine Besitzungen waren ausgedehnt. Denn durch den Bezug der Hälfte eines Zehnten, der von früheren Zeiten her dem Gesamtgute der damals in drei Linien geteilten Familie zukam, waren seine Vorfahren in den Stand versetzt gewesen, vielleicht gerade infolge der traurigen Zeiten, die das deutsche Vaterland in der ersten Hälfte des Jahrhunders gesehen halte, ihre Güter durch Neuerwerbungen wesentlich zu vergrößern, so daß sie diese damals mit zwei Wagen und vier Pferden bestellen mußten. So trat er denn, noch nicht zwanzigjährig, am 10. Oktober 1689 mit Katharina Fenner, der Tochter Heinrich Fenners zu Ransbach, in den Ehestand. Auf seiner Hochzeit fand sich auch Landgraf Karl, der sich oft auf Fürstenlager im benachbarten Schlosse Ziegenhain aufhielt, nebst seiner Gemahlin und den anwesenden fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen ein. Egger vermutet, die landesfürstliche Herrschaft habe dazu eine Einladung erhalten; der Gedanke ist auch wohl kaum von der Hand zu weisen, wenn man alle Umstände erwägt, auf die wir gleich kommen werden. —

Zunächst jedoch möchten wir hier bereits anmerken, daß Rommel im Irrtum ist, wenn er in diesem Zusammenhang von einer „zweiten Hochzeit" des Hans Hoos redet. Er nennt ihn auch einen „Gerichtsschöffen und Kirchenältesten", indes wir aus Egger erfahren, daß er diese Ehrenämter erst

später erhielt. — Man hat sich eben ohne Grund, nur weil man nichts Näheres darüber wußte, den Junker Hans als etwa gleichalterig mit dem Landgrafen vorgestellt. Der Altersunterschied war jedoch ziemlich bedeutend. Denn Landgraf Karl ist bereits am 3. August (alten Stils) 1654 geboren. Wir wissen, daß er seine anfangs schwache Gesundheit durch körperliche Übungen und Jagden, die er von Ziegenhain aus unternahm, kräftigte. Da ist er auf den Gütern der benachbarten Bauern bekannt geworden, vor allem mit der reichsten und angesehensten Familie des Valentin Hoos, und der erst 1670 geborene kleine Hans ist unter seinen Augen aufgewachsen.

Nicht wenig dürfte zu des Landgrafen Verkehr mit den Bauersleuten auch seine Gemahlin Marie Amelie beigetragen haben. So und nicht Amalie oder Amalia schrieb sie selber nach Rommel (S. 30 ff.) ihren Namen. Sie war als die jüngste Tochter des Herzogs Jakob von Kurland am 12. Juni 1653 geboren und durch ihre Mutter, eine Schwester des großen Kurfürsten und der Landgräfin Hedwig, eine leibhafte Kusine Karls, der sich am 21. Mai 1673 auf Wunsch seiner Mutter mit ihr vermählte, weil sein älterer Bruder Wilhelm VII., der ihr erster Bräutigam gewesen, am 21. November 1670 gestorben war. Sie war ihm eine teilnehmende, verständnisvolle Gattin und teilte mit ihm seine Leutseligkeit gegen den Landmann. Denn in ihrer Kindheit hatte ein kurländischer Bauer ihren vielgeliebten Vater durch die Entdeckung einer gefährlichen Verschwörung gerettet, und mitleidsvoll verglich sie stets das Elend der kur- und livländischen, durch Armut und Mißhandlung gedrückten Leibeigenen mit dem besseren Zustande der hessischen Bauern. —

Wenn man das alles bedenkt, wie Landgraf Karl den kleinen Hans von Jugend auf gekannt und gewiß schon früh mit auf seine Jagden genommen hat; daß auch seine Gemahlin ihn bereits kennen lernte, als er noch die Kinderkleidchen trug; daß Hans mit den fürstlichen Kindern vielleicht häufig in Ziegenhain gespielt hat: dann kann man es wohl verstehen, wie sich zwischen dem Landgrafen und seinem Schützling, der schon im 7. Lebensjahre die Mutter verloren hatte, ein derart herzliches Verhältnis bilden konnte, wie es uns in der Volksdichtung entgegentritt. Als etwas ganz Natürliches erscheint dann die Einladung der Herrschaft zur Hochzeit; ganz natürlich klingt dann die Scherzrede mit dem auf der gemalten Brauttruhe sitzenden landgräflichen Paare, mit der Hans Hoos das Fehlen der bequemen Lehnsessel entschuldigte: Es täte dem Landmann große Not, sich immer gerade zu halten; dagegen stünden Leib und Leben dem geliebten Herrn immer zu Gebote. —

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet sind auch die übrigen Züge, welche die Sage berichtet, durchaus glaubhaft. Denn als Junker Hans bei seiner Hochzeit die Landgräfin zum Tanz aufführte und ihr mit Einwilligung des Landgrafen den herkömmlichen Kuß gab, für den er nachher die versprochene Metze Dukaten mit einem silbernen Streichholz nach Kassel brachte, war sie bereits eine Frau von 36 Jahren und hätte fast seine Mutter sein können. Auch das „Hofkonzert brüllender Ochsen, blökender Schafe und wiehernder Rosse" auf dem Hofe zu Leimbach, das Hans Hoos seinen fürstlichen Gästen geben ließ, und die bei Ablieferung der Dukatenmetze über ihre Kleinheit gewechselten Scherzreden erscheinen in diesem Lichte völlig glaubhaft. — Ein Stück Sage, durch die Wirklichkeit nicht widerlegt, sondern in den Hauptzügen bestätigt! Vergleiche Seite 247.

Hans Hoos hatte keinen Sohn, aber seine beiden Töchter Katharine und Martha Elisabeth heirateten nach einander im Jahre 1724, bzw. 1743 den Ackermann Johannes Hoos von Gungelshausen. So dauert die Familie, die mit Hans Hoos am 30. Dezember 1755 im Mannesstamm erloschen ist, doch noch dem Namen nach fort. — Das ist ja ein Zug, den man beim richtigen Bauerntum immer beobachten kann: Man ist bestrebt, die Zahl der Kinder zu beschränken, damit das Gut möglichst zusammen bleibt und auch nicht mit Schulden belastet wird. Denn auch da, wo noch der Erstgeborene Hof und Land erbt, muß er immerhin den jüngeren Geschwistern eine gewisse Summe Geld auszahlen. Nur die armen Leute, die nichts zu teilen haben, besitzen in der Regel viele Kinder, die man jedoch in diesem Falle weniger als einen Segen Gottes bezeichnen kann.

Der Agathof bei Bettenhausen

und die ehemalige Kattunfabrik „Ahnesorge Gebrüder".

Von Julius Diemar.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war schon alsbald nach Ablauf der 1785 bewilligten sechs Freijahre ein wichtiger neuer Schritt zur Fortführung der Zitz- und Kattunfabrik des Agathofs geschehen. Sie war unter Beibehaltung der Firma ganz auf den in obigem Testament genannten Kaufmann Joh. Christoph

Ludwig Spindler, bisherigen Geschäftsteilhaber der Brüder Ahnesorge, übergegangen, aber so, daß diese mit ihren Kapitalien beteiligt blieben. Der Agathof selbst wurde Spindler, durch Erbleihebrief vom 21. Dezember 1793, von Landgraf Wilhelm IX. verliehen, ‚auf sein und der bisherigen Beständer Finanz Räthe Ahnesorge geschehenes Unterthänigstes Nachsuchen‘.

Bei dieser Übernahme des Agathofes durch Spindler wurde ein ‚Inventarium über die zum Agathof gehörigen Gebäude, Wiesen und sonstigen Pertinenzien; vom Jahr 1793‘ [1]) aufgestellt, aus dessen sehr eingehenden [2]) 319 Positionen zu ersehen ist, daß an den Hauptgebäuden [3]) des Agathofes heute nach 115 Jahren noch vieles unverändert erhalten geblieben ist.

Die einzelnen Bestimmungen des Spindlerschen Erbleihebriefes decken sich betreffs der ‚Befreyung der Arbeiter der Fabrik von der militärischen Ausnahme‘, der ‚Schriftsäßigkeits-Erklärung‘, ferner durch Inaussichtstellen eines ‚Impost bei Fabrikation von ordinairem Cattun‘ und in anderen Stücken mit den früheren Vereinbarungen für die Gebrüder Ahnesorge, dagegen wird Spindler nur auf 14 Jahre und zwar von 1792 bis 1805, wie die Genannten von Kontribution, Abgabe und Lizent befreit, auch muß er sich gefallen lassen, daß eintreffende Waren jederzeit in Gegenwart eines verpflichteten Lizent-Bedienten eröffnet werden, um evtl. festzustellen, ob sie auch unter die Lizentbefreiung fallen. Nach Ablauf der 14 Jahre verpflichtet sich Spindler, statt der Kontribution und Steuern die feste Summe von jährlich 50 Rtlr. zu zahlen. Außerdem hat er jährlich 52½ Rtlr. ‚Wiesen-Zins‘, ebenfalls von 1792 an, zu entrichten. Dem ‚Erbleihebeständer‘ wird der Agathof ausdrücklich nur ‚zum Betrieb einer Zitz- und Cattunfabrik‘ verliehen, und er muß sich auch verbindlich machen, ‚nicht nur selbst sich auf dem Agathof zu etabliren, sondern auch sein sämtl. Vermögen in die hiesigen Lande zu bringen‘.

Johann Christoph Ludwig Spindler war am 21. November 1757 zu Crailsheim in der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach geboren. Es stand ihm eigentlich das Adelsprädikat zu, von dem er aber keinen Gebrauch gemacht hat. Seine Nachkommen führen es heute wieder. Nemnich schreibt in seinem eingangs angeführten Werke: ‚Gedachter Herr Spindler, aus der berühmten Schülerschen Fabrik in Augsburg, war schon in Hamburg Associé jener Gebrüder. Unter seiner Leitung hat sich die Kattunfabrik auf Agathof seither im besten Flor und Credit erhalten.‘ Ferner: ‚Die beste Periode des Absatzes war zwischen den Jahren 1792 und 98. In der Folge schadete die Abtretung des linken Rheinufers und der aufgehobene Verkehr mit Holland und Brabant dem ferneren Emporkommen. Mächtig schadete zugleich die Überschwemmung von Britischen Artikeln.‘ — ‚Die Zahl der Arbeiter war in den besten Jahren etwas über 300, die Weber nicht mitbegriffen, die damals noch nicht sehr in Anschlag kamen.[4]) Gegenwärtig [1808] läuft die Zahl der sämmtlichen Arbeiter, mit Einschluß der Weber, zwischen 250 und 260. Zur Unterhaltung der Arbeiter, mit Ausschluß der Weber, wird im Durchschnitt von guten und schlechten Zeiten, die jährliche Summe von 18 bis 20000 Rthlr. erfordert. Die Arbeiter sind, vier etwa ausgenommen, worunter ich einen Hamburger Drucker fand, insgesammt Landes-Einwohner.‘ J. C. L. Spindler wurde von Landgraf Wilhelm IX. ebenfalls zum Finanzrat und Mitglied des kurhessischen Kommerzien-Kollegiums ernannt.

Im August 1801 war nun Sebastian Heinrich Ahnesorge und im Dezember desselben Jahres Peter Gottlieb gestorben, jener in Kassel, wo er auf dem alten Friedhofe, jetzigem Lutherplatz, ruht. Dieser, der auf dem Agathof wohnen geblieben war, scheint dort gestorben zu sein. Denn er wurde, wenn ich recht unterrichtet bin, auf dem damaligen Begräbnisplatz bei der Bettenhäuser Kirche beigesetzt.

Diese beiden, für die damalige Zeit ganz bedeutenden Industriellen sind es doch wohl unbestritten, die das Aufblühen der Industrie in Bettenhausen ‚einleiteten‘[5]), und es ist zu hoffen, daß bei nächster Gelegenheit durch eine ‚Ahnesorgestraße‘ im Stadtteil Bettenhausen, wo ihre Firma fast 100 Jahre bestanden hat, das Andenken auch dieser um das Hessenland hochverdienten Männer der Nachwelt erhalten werde.

Durch Schulderkenntnis vom 10. Juni 1805 stellte Finanzrat J. C. L. Spindler, als Testamentsexekutor und Nachfolger der Gebrüder Ahnesorge das im Geschäftsbetrieb enthaltene Fideikommißkapital auf 87450 Rtlr. fest und schloß auf Grund der testamentarischen Bestimmungen

[1]) Das mir abschriftlich vorliegende Verzeichnis ist, mit einem einige Positionen ändernden Nachtrag, datiert: 19 Septbr. 1798. Unterzeichnet: J. A. Engelhardt.

[2]) Jede ‚Hespe‘ und jedes ‚Band‘ an den Türen ist angegeben.

[3]) die R. Engelhard, Erdbeschreibung der Hess. Lande, Kassel 1778, als nach dem [siebenjährigen] Kriege erbaut bezeichnet.

[4]) Erst seit etwa 1798 fing die Fabrik an, ‚aus fremdem Garn Kattune in der Stadt Cassel und in den umliegenden Örtern weben zu lassen‘.

[5]) Vgl. „Hessenland“ 1906, S. 323, betreffend Miramstraße.

von Peter Gottlieb Ahnesorge mit dessen Erben einen Vertrag ab, nach dem das gesamte Fabrikvermögen, als: fertige und unfertige Waren, ausstehende Aktiva und anderes zur Sicherheit dienen sollte, jedoch mit dem Vorbehalt, daß bei Rückgang des Geschäftes, unvorhergesehenen Verlusten usw. das zu verzinsende Fideikommißvermögen auf den, durch die Geschäftsbücher nachzuweisenden, noch wirklich vorhandenen Betrag zu reduzieren sei.

Die hier durchklingende Sorge vor geschäftlichem Rückgang war in den damaligen Zeiten gewaltigster kriegerischer Erschütterung und politischer Umwälzung Europas nur allzu begründet. Schon im nächsten Jahre wurde Hessen-Kassel von den Franzosen besetzt und der Landesherr, der nunmehrige Kurfürst Wilhelm I., vertrieben. Von 1807 bis 1813 war Kassel die Hauptstadt des napoleonischen Königreichs Westfalen. Finanzrat Spindler gehörte damals den westfälischen Reichsständen an als Vertreter des Handels und Gewerbes im Fulda-Departement.[6]) Von dem guten Ruf und dem großen Umfang, den sein Fabrikbetrieb um das Jahr 1808 besaß, haben wir oben bereits wiederholt gehört. Nach den Aufzeichnungen Nemnichs ging von den auf dem Agathof verfertigten Zitzen ‚ein Viertel nach Niedersachsen, hauptsächlich zur Braunschweiger Messe, ein Viertel nach Osnabrück, Paderborn und Ostfriesland, ein Viertel nach Franken und Schwaben mittelst der Frankfurter Messe‘, kleine Teile nach Sachsen und der Schweiz. In Hessen blieb ‚etwa ein Achtel‘. Aber die allgemeine geschäftliche Ungunst der Zeit mußte sich immer mehr fühlbar machen. Die Kontinentalsperre brachte, obgleich sie die englische Konkurrenz jetzt fernhielt, dennoch, wie Nemnich ausführt, mehr Schaden als Nutzen. Zugleich hatte J. Ch. L. Spindler über häusliche Mißverhältnisse zu klagen. Er zerfiel mit seinem einzigen, im Jahre 1787 geborenen Sohn und hat ihn späterhin auch auf das Pflichtteil gesetzt, so daß er keine Ursache hatte, ihm das Geschäft zu erhalten. Dies vor allem, daneben aber wohl auch die aussichtslose Verschlechterung der Geschäftslage, veranlaßte Spindler im Jahre 1811, sich von der Leitung der Agathöfer Kattunfabrik zurückzuziehen. Er tat dies, indem er durch einen Vertrag vom 15. März 1811 mit den Ahnesorgischen Fideikommißerben diesen den ganzen Fabrikbetrieb mit Warenbestand, Aktiven usw. zur Verfügung stellte, den die Fideikommißerben als nach Ausweis der Geschäftsbücher in gleicher Höhe mit dem s. Zt. vereinbarten Fideikommißvermögen stehend anerkannten. Durch Vereinbarung vom 11. April 1811 [7]) übernahm nun Jakob Christoph Nerong aus Flensburg, der Schwager des Finanzrats (er hatte dessen Schwester Marie Margarete Spindler zur Frau), die Ahnesorgische Kattunfabrik. Nerong war schon seit einer Reihe von Jahren in ihr tätig und auf dem Agathof wohnhaft. Im Vertrage vom 11. April 1811 verpflichtete sich Nerong, die Fabrik ‚unter der Firma Ahnesorge Gebrüder fortzusetzen, selbige bestmöglichst zu erweitern und ihr den alten Ruhm, daß solche preiswürdig, gute Waare liefere und jeden Käufer rechtlich behandle, zu erhalten‘, den Ahnesorgischen Fideikommißerben[8]) das Kapital weiter mit 4% zu verzinsen, außer dem Fabrikvermögen auch sein eigenes Vermögen als Sicherheit zu verschreiben, sowie alle Lasten zu übernehmen. Dem Finanzrat Spindler ward als ‚Äquivalent für seine während der Führung der Fabrik an diese verwendeten Verbesserungen und sonstigen Kosten‘ zugestanden: 1. Die lebenslängliche Benutzung der Wohnung im II. Oberstock[9]) des Hauptgebäudes, die er bereits inne gehabt hatte, nebst der erforderlichen Stallung und Mitbenutzung der Gärten und Wiesen, wofür er aber den Wiesen-Erbzins von 52½ Rtlr. zu entrichten hatte. 2. Eine lebenslängliche, alljährliche Rente von 3108 Franken oder 800 Talern. Bei etwaiger Abtretung der Wohnung usw. sollte Spindler noch weitere 1165 Franken oder 300 Taler statt dessen erhalten. Spindler verpflichtet sich dagegen, noch ‚dafür zu sorgen und auszuwürken‘, daß eine ‚förmliche Erben-Zins-Verleyhung seitens des Gouvernements auf Herrn Nerong geschehe‘.

---

[6]) Laut frdl. Mitteilung des Herrn K. von Spindler-Hamm.

[7]) Der Vertrag wurde vor dem Kgl. Westfäl. Distrikts-Notar Dr. Wilh. Wille zu Kassel in der Wohnung des Essigbrauers Zindel, Ägydienstraße Nr. 728 (Wildemannsgasse, eigentlich Hinter dem Marstall), der gleichzeitig mit Fabrikant Johann Christian Arnold dabei als gesetzlicher Zeuge fungierte, abgeschlossen. Die Verhandlung dauerte von 8—½1 Uhr vormittags.

[8]) Diese waren vertreten durch Ernst Friedr. Schulze, Maire der Stadt Celle, Distrikts Celle, Departement der Aller.

[9]) Die eigentliche Beletage.

(Fortsetzung folgt.)

Gottsucher.

Von Lotte Gubalke.

Wie ein Schwalbenneſt an die Mauer angeklebt, lag das Häuschen von Jakob Melle da. Es hatte nur unten eine einzige Stube. Der Herd ſtand auf dem Hausehren. Von dieſem führte eine Leiter hinauf auf den Boden. Da ſchlief Jakob Melles Sohn Karl. Unten in der niedrigen Stube brachte Jakob ſeine ruhenloſen Nächte zu. Es ſei denn, daß reichlicher Genuß von Branntwein ihn beſinnungslos gemacht hätte, dann ſchlief er bis zum hellen Tag hinein, feſt wie ein Murmeltier. Seine Frau war vor einem halben Jahre geſtorben, nachdem ſie faſt ein Jahr ſiech herumgeſchlichen war. Heute lachte die Sommerſonne über grünen Wieſen und blühenden Gärten. Aber am Fenſter in der dumpfigen Stube ſaß ein hochaufgeſchoſſener, bleicher Knabe und rechnete. Eine tiefe Falte zog ſich von ſeiner Naſenwurzel aufwärts über ſeine Stirn. Die Zahlen ſtanden in geraden Reihen, wie Soldaten auf einem Paradefeld, auf ſeiner Schiefertafel. Er ſah mit Stolz auf dieſe Zahlen. Ja, er konnte rechnen, alle ſeine Exempel gingen auf. Manchmal hielt er in ſeiner Arbeit inne und ſah mit geſpannten Blicken hinüber nach dem ſtattlichen Haus, das an der anderen Straßenſeite lag. Ob Luzille heute nicht kommt?

Da endlich knarrte die Gittertür des Vorgartens, und ein ſchlankes Kind flog wie ein Pfeil quer über die Straße auf das kleine Haus zu. Ängſtlich ſchaute es ſich um, ob es von niemand geſehen würde. Nein, keiner hatte es geſehen. Luzille wandelte auf verbotenen Wegen. Auch Luzillens Mutter war tot, und Fräulein Riſche hielt dieſen Umgang für unpaſſend. Jetzt ſtand Luzille auf dem Hausehren, gerade in einer Rauchwolke, denn Sommerwind und Sonne trieben den Rauch in die Eſſe hinab, daß er am Boden hinzog, um ſich einen Ausgang zu ſuchen. Sie kniff die Augen zu. Der Rauch hat das mit der Sehnſucht gemein, wenn er nicht ungehindert zum Himmel emporſteigen kann, lockt er Tränen in die Augen.

Karl ſtand verlegen in der Stubentür.

„Der dumme Qualm!" rief das Mädchen ihm zu. „Komm', laß uns auf die Mauer klettern, da iſt's luftig!"

Er holte ſeine Tafel, und bald hockten ſie unter dem Holunderbuſch, ganz verdeckt faſt von ſeinen herabhängenden Zweigen.

„Wo haſt du deine Tafel?"

„O, heut' will ich nicht rechnen, — wir haben heut' überhaupt nichts auf! Die Welt iſt heut' zu ſchön zum Rechnen, ſagt der Kandidat."

„Die Welt — ſei zu ſchön zum Rechnen? Das Rechnen iſt das Beſte auf der Welt, das Lernen überhaupt . . ."

„Du lieber Gott! Ja, wer es ſo gut hat, wie du! Dir fällt das alles nur ſo zu, — das Lernen mein' ich."

„Es gibt keinen Gott, und einen ‚lieben' gibt es nun erſt gar nicht."

„Es gäbe keinen Gott?"

„Nein!"

Luzille ſchwieg eine kleine Weile. Dann ſagte ſie mit einem triumphierenden Lächeln auf ihrem Kindergeſicht: „Und ſteht doch meine liebe, ſelige Mutter vor ſeinem Thron, einen Strauß Roſen in der Hand, und ſingt mit den Engeln zu ſeinem Lob. Sie hat ein weißes Kleid an . . ."

„Ja," unterbrach ſie Karl mit blitzenden Augen, „und wenn dein Herr Vater einmal ſtirbt, dann ſteht er auch da oben, fein angetan. — Aber meine Mutter? — — Meine arme Mutter in ihrem elenden, baumwollenen Totenhemd, die darf ſicher nicht da ſtehen. Weißt du, woran ſie ſtarb? Er hat ihr, als er betrunken war, einen Stoß vor die Bruſt gegeben. — Ach Unſinn, — es gibt keinen Gott!"

„Oh! —"

„Oh? Meinſt du, ein Gott hätte ſo etwas erlaubt? Hätte ich doch wenigſtens meiner Mutter helfen können!"

„Ach, — Gott . . ."

„Ja ſiehſt du? Oh und ach! — weiter kannſt du nichts ſagen. Es gibt eben keinen Gott!"

Luzille ſchwieg wieder eine Weile, dann fragte ſie ärgerlich: „Und wer macht die Wolken, die Sterne? Wer hält ſie mit feſtem Arm? Und wer läßt alles wachſen und blühen? Die Blumen, und alles, alles das andere?"

„Ach, das ſoll wohl ſo ſein, — das kommt ſo . . ."

„Nein, ſo von ſelbſt? Sicher nicht! Ich werde jemand fragen, der es richtig ausdrücken kann."

„Wen? Keiner weiß es!"

„Doch, der alte Herr Köſter!"

„Der? Wenn er es weiß, ſo behält er es für ſich, macht Ausflüchte, denn er darf es nicht ſagen. Er iſt ein Freimaurer und hat dem Teufel die Hand gedrückt."

„Dumm Zeug!"

„Kommt er etwa in die Kirche? Er hütet ſich ſchönſtens!"

„Einerlei, es gibt einen Gott! Herr Köſter hat ſein Bild."

Karl lachte.

„Pfui, schäm' dich, — lache nicht über Gott! Er sitzt auf einem Thron in den Wolken, der heilige Geist schwebt über ihm, und sein lieber Sohn steht vor ihm. Er trägt sein Kreuz und blutet aus Wundenmalen."

„Und was weiter?"

„Ja, es ist ein prachtvolles Bild. — Der alte Gott auf seinem Thron, sagte mir Herr Köster, sieht mit seinen allweisen Augen das Elend und das Kreuz, das sein Sohn, der ein Mensch geworden war, trägt, und ruft: Friede sei mit dir!"

„Du tust nur so, als ob du das verständest! Du bist reich; aber wenn du arm wärst und gesehen hättest, wie meine Mutter starb: — meine Mutter bat und schrie nach Gott, und er kam nicht."

Luzille seufzte und sah ratlos vor sich hin.

„Kann einer das Bild von deinem Gott sehen?"

„Ich darf das Buch nicht allein nehmen. Herr Köster sagt, da sind Bilder drin, die ich nicht sehen darf."

„Ach so, vielleicht die andern Götter; wie es in dem Gebot heißt: keine andern Götter neben mir! Von denen sah ich einmal einen, — eine Göttin. Ein Italienerjunge verkaufte sie. Es war eine nackte Frau ohne Arme. Die beten einige an, — in fernen Ländern."

„Warum hat sie keine Arme?"

„Eine Göttin? Wozu braucht sie welche! Sie braucht nichts zu arbeiten."

„O, das ist sicherlich gelogen! Ohne Arme? — Gott hat einen starken Arm, sagte einmal mein Vater."

Karl lachte: „Und konnte meine Mutter nicht schützen!"

„Nun zeige ich dir den Gott sicher nicht!"

„Schadet gar nichts!"

„Karl, ich mag dich nicht! Du bist — du bist —" Sie wollte sagen „ein Gassenjunge", aber sie brachte das Wort nicht über die Lippen. Sie kletterte die Mauer herab. „Geh nur! Ich — ich kann auch allein bleiben."

* * *

„Wo warst du? Du riechst nach Rauch, du warst bei Melles!"

Luzille sagte kleinlaut zu dem alten Christian: „Ich habe mich mit Karl Melle gezankt."

„Sehr schön!" meinte der und wichste gelassen an seines Herrn Stiefel weiter.

„Er glaubt nicht an Gott!"

„Na nu! Wie soll er denn? Der Jakob Melle hält seinen Sohn nicht zu dergleichen Nützlichkeiten an."

„Glaubst du denn an Gott?"

„Jawoll, jawoll, — bin doch ein rechtschaffener Mensch! Kannst getrost mal die christlichen Fragen tun. — Na, fang mal an!"

Und das Kind begann: „Bist du ein Christ?"

„Ja, Herr!"

„Woher weißt du das?"

„Daher, daß ich getauft bin und die christliche Lehre weiß und glaube."

„Ach, hör auf, so mein ich das nun gar nicht, das kennt jeder auswendig! Aber glaubst du zum Beispiel, daß es einen Gott gibt, obgleich Karl Melles Mutter gestorben ist, weil sein Vater sie so schlug? — Glaubst du es nun immer noch? — Immer noch, — und wirklich? — — Er tut es nicht mehr."

Christian ließ erschrocken den Arm mit der Bürste sinken. „Glaubst du denn nun, Luzillchen, daß du in eine solche Verbrecherhöhle nicht hineingehörst?"

„Davon ist gar keine Rede, es handelt sich um Gott!"

„Ich werde das dem Herrn Doktor sagen."

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Der hessische Geschichtsverein zu Eschwege hielt am 12. Juni gelegentlich eines Ausflugs nach dem Heiligenstein bei Albungen seine Generalversammlung ab. Nach dem vom Vorsitzenden, Rechnungsrat Hartdegen erstatteten Geschäftsbericht zählt der Verein jetzt 84 Mitglieder. Für die Altertumssammlung soll ein geeigneter Raum im Rathaus zur Verfügung gestellt werden. Bei der Neuwahl wurden die bisherigen Vorstandsmitglieder, Rechnungsrat Hartdegen, Gymnasialdirektor Stendell, Bürgermeister Vocke, Prof. Dr. Pontani, Holzapfel, R. Döhle, Bierwirth und Goebel wiedergewählt. Für den verstorbenen Superintendenten Wagner trat Superintendent Hocke in den Vorstand ein. Gymnasialdirektor Stendell hielt den angekündigten Vortrag über „die Familie Diede von Fürstenstein". Schon 1387 wird Hermann Diede urkundlich als Burgmann des Fürstensteins genannt, und nach und nach gelangten die Diede in den Alleinbesitz der Burg. 1807 starb der letzte männliche Sprosse dieses alten hessischen Rittergeschlechts als dänischer Minister, und der Fürstenstein fiel als Mannlehen an den hessischen Staat zurück. Jérôme gab ihn seinem Staatssekretär le Camus, den er zum Grafen von Fürstenstein erhob. Nach dem außerordentlich beifällig aufgenommenen Vortrag begaben sich die Teilnehmer unter Führung des Prof. Dr. Pontani nach den im Höllental gelegenen

Wallburgen. — Der Geschichtsverein zu Marburg unternahm am 18. Juli einen Ausflug nach Friedberg und der Kapersburg. Unter Führung des Oberlehrers Dreher wurde zunächst das Friedberger Museum besichtigt, worauf am Nachmittag Herr Helmke die von ihm geleiteten Ausgrabungen des römischen Kastells auf der Kapersburg an Ort und Stelle erläuterte. Ein Teil der Ausflügler wanderte dann noch den Pfahlgraben entlang zur Saalburg. — In der Generalversammlung am 19. Juli erstattete der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld, den Geschäftsbericht. Der Verein zählt 185 Mitglieder. Über die Zukunft der Altertümersammlung ist eine Lösung in Aussicht, auf jeden Fall bleibt der wesentliche Teil in Marburg; im Kasseler Landesmuseum wird der Kreis Marburg durch Doubletten und Nachbildungen vertreten sein. Die Vorstandswahl führte zur Wiederwahl des bisherigen Vorstandes, Archivar Rosenfeld, Prof. Wenck, Landgerichtsrat Heer und Kunstmaler Giebel, als Mitglieder des Redaktionsausschusses wurden die Professoren Schröder-Göttingen und Wenck wiedergewählt.

Hochschulnachrichten. Marburg: Dem Geh. Medizinalrat Dr. Ahlfeld wurde der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife verliehen. Die Professoren Schücking und Rade erhielten die Aufforderung, in das Ehrenkomitee des diesjährigen internationalen Friedenskongresses zu Stockholm einzutreten. (Weiteres siehe unter „Jubiläen"). — Die Universität läßt der Leipziger Universität zu deren Jubiläum durch den Rektor eine Tabula gratulatoria überreichen. — Für das Amtsjahr 1909/10 wurde Prof. Dr. Maaß zum Rektor erwählt. — Dem Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Dr. Reuter wurde der Titel Oberbibliothekar verliehen. — Gießen: Der ord. Professor in der medizinischen Fakultät, Dr. Hans Strahl wurde zum Universitätsrektor ernannt.

Jubiläen. Am 21. Juli beging der Geh. Sanitätsrat Dr. Adolf Bartsch in Kassel sein 50 jähriges Doktorjubiläum, aus welchem Anlaß die Universität Marburg sein Doktordiplom erneuerte. — Am 1. August feierte der Kgl. Regierungs- und Forstrat, Geh. Reg.-Rat Mühlhausen sein 50 jähriges Dienstjubiläum.

Ehrungen. Der deutsche Sprachverein in Mailand wird durch seinen Vorsitzenden Braun, einen geborenen Hessen, Direktor der Internationalen Schule, am Grabe seines Ehrenmitgliedes, des am 1. Mai in Marburg verstorbenen Kaiserl. Vizekonsuls Eikhardt einen Kranz niederlegen. — Zahlreiche Männer Waldecks und des Kreises Frankenberg haben sich zusammengetan, um dem Dichter des Spottliedes „König Wilhelm saß ganz heiter" in seiner Heimat Sachsenhausen eine Gedenktafel zu errichten. Es war dies der langjährige dortige Arzt Sanitätsrat Dr. Kreusler, der das Lied seinem im Felde stehenden Sohne, dem Leutnant Kreusler im Inf.-Regt. 83, widmete.

Ein geborener Melsunger, Wilhelm Otto Prack, erhielt bei dem Medaillen-Preisausschreiben der Frankfurter Internationalen Luftschiffahrts-Ausstellung unter 60 Bewerbern den ersten Preis; sein Entwurf wurde zur Anfertigung der Medaille angenommen.

Kleists „Hermannsschlacht" soll, wie Prof. Bernbeck im Namen eines Gießener Komitees mitteilt, zur 19. Jahrhundertfeier der Schlacht im Teutoburger Walde am 1. August im Oberwald des Vogelsberges bei Hochwaldhausen in acht, für das Naturtheater abgeänderten Handlungen aufgeführt werden.

Am 1. August ist der 150. Gedenktag der Schlacht bei Minden, an der bekanntlich auch hessische Regimenter unter Generalleutnant v. Gilsa mitfochten.

Todesfall. Am Herzschlag starb am 19. Juli zu Gilsa bei Zimmersrode der ~~ebendort~~ geborene Generalleutnant z. D. Exz. Moritz von und zu Gilsa. 1858 war er in den preußischen Heeresdienst eingetreten, und zwar beim 55. Inf.-Regt., in dem er die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 mitmachte. Nach seiner Verwundung bei Spichern erhielt er das Eiserne Kreuz. Später stand er bei den Regimentern 79, 86 und 83. Im Jahre 1897 wurde er Oberst des 145. Inf.-Regts. in Metz; kurz darauf wurde er als Generalmajor Kommandeur der 83. Infanteriebrigade und sodann Kommandant von Straßburg. 1899 erhielt er mit dem Patent als Generalleutnant den erbetenen Abschied.

Abt Krug. Von befreundeter Seite werden wir darauf hingewiesen, daß der am 4. Juli verstorbene Abt Krug (Vorname Konrad, Klostername Bonifaz Maria) nicht bei Homberg, sondern 1837 zu Hünfeld geboren wurde. Erzogen wurde er in Amerika, wohin seine Mutter verzogen war. Weiteres über Krug s. „Hessenland" 1903, Seite 138.

Funde. Bei Aufräumungsarbeiten in der Kirche zu Lohra wurden etwa 200 Münzen aus den Jahren 1500—1700 gefunden. — In Fulda fand man

einen römischen Altarstein, dessen Breitseiten gut erhaltene Inschriften tragen. — Auch bei Steinbuch bei Michelstadt stieß man bei Grundarbeiten in einer Hofreite auf einen Topf mit 700 aus dem 13. Jahrhundert und zwar aus Hall stammenden Klosterpfennigen.

Hessische Bücherschau.

Spangenberger Literatur.

Kuno und Else. Ein deutsches Sagenspiel in 5 Akten von Karl Engelhard. Verlag Singer, Straßburg i. E. und Leipzig.

Der Liebenbach. Nach einer hessischen Sage erzählt von Heinrich Bertelmann. 77 Seiten. Mit Umschlagzeichnung von H. Meyer-Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel. Preis geb. M. 1,20.

Aus Spangenbergs Urzeit. Ein Märchen von Adam Siebert, Gelsenkirchen. 45 Seiten. Erstes Tausend im Verlag der Stadt Spangenberg. Weitere Auflagen im Selbstverlag des Verfassers. Gelsenkirchen 1909. Preis brosch. 25 Pfg.

Der Spangenberger Wanderer, Ein Führer durch die Stadt Spangenberg und ihre Umgebung. Von Otto Freytag, Amtsrichter. 48 Seiten. Spangenberg (Verlag des Magistrats der Stadt Spangenberg) 1909. Preis 50 Pf.

Die alte Mär vom Liebenbach, den ein seligunseliges Paar mit unsäglicher Mühe durch felsigen Grund zum Städtchen geleitet. Zwei, die nicht von einander lassen trotz Vatergebot und Mutterrat, die nicht einander vergessen trotz Trennung und Herzensnot, doch die erstarken an Widerstand und Zwang. Aus dem schlichten, naiven Bürgerskind wird ein willensfestes Weib, das Seite an Seite mit dem Manne schafft, bis der Sinn sich ihr wirrt und der Leib erliegt. Stärker als der Tod ist die Liebe. Die Liebe, die nicht in der flüchtigen Leidenschaft gipfelt, sondern die sich vertieft und zur Innigkeit, die sich verklärt und zur Treue wird. Schon in des Dichters „Weltkind" klang dieser Ton hindurch. Und derselbe Grundgedanke wie dort findet sich auch hier: das Streben nach höchster Vollendung über die Endlichkeit hinaus. Kuno und Else, die auf Erden schon in das Reich wahrsten Menschentums eingegangen, sie bleiben, wenn auch scheinbar unterliegend, im Tode Sieger. — Ein weiterer, historischer Hintergrund ist dem Stück dadurch verliehen, daß Otto der Schütz und Elisabeth von Kleve, seine Gemahlin, hineinverflochten sind. — Es ist im echten Volkston gehalten, schlicht und rein, zuweilen voll muntern Humors und doch voll tiefer, herzergreifender Wehmut. Form und Inhalt stimmen so ganz überein. Altbekannte Volksweisen, besonders hessische, werden hier und da angeschlagen. So mischen sich in den lauten Maienjubel auf der Festwiese im IV. Akt, wo sich die Jungen sorgenlos im Tanze drehn, die schwermütigen Lieder von der Linde im Tal und von den zwei blutroten Röslein zu ergreifender Wirkung. — Das Drama ist mit geschickter Steigerung aufgebaut. Allerdings ist auch hier wieder in Engelhard das lyrische Element vorherrschend, bisweilen auf Kosten des Dramatikers, so in dem allzu breit ausgeführten I. Akt. Der II. Akt, der innige Liebesgesang zwischen Kuno und Else, und der Schluß des Dramas enthalten geradezu Perlen zartester Poesie Über dem Ganzen liegt es wie heiter-stiller Sonnenglanz, und treibende, mutige Lebens- und Glücksehnsucht webt darin. Wie in seinem „Chattenloh" hat Engelhard auch hier seiner Heimat ein bleibendes Denkmal gesetzt. Am 5. August d. J. wird das Werk in Spangenberg zur Aufführung gelangen, als Festspiel zur Weihe des Tages, da der Stadt vor 600 Jahren die alten Rechte neu verliehen wurden. Ein Festspiel und doch mehr als das — eine Dichtung! B. M.-v. M.

Karl Engelhards schönes Sagenspiel „Kuno und Else" stellt sich mit geringen Abweichungen dar als eine geschickte Dramatisierung derjenigen Fassung, die Heinrich Bertelmann der Sage vom „Liebenbach" gegeben hat. Bertelmann gibt im Untertitel seiner Novelle, die soeben auch in Buchform erschienen ist, bescheiden an, daß er sie „nach einer hessischen Sage erzählt" habe. Aber er tat mehr als das, er schuf ein neues duftumwobenes Kunstwerk, das alle Vorzüge aufweist, die dem Schaffen dieses begabten und feinsinnigen hessischen Poeten eignen. Vor allem offenbart sich auch hier wieder der Dichter als ein Meister der Natur- und Seelenschilderung. Nicht ganz hat er sich an die alte Sage angeschlossen und mit großem Geschick manches Eigene hinzugegeben; so ist z. B. das Bogenschießen, das Otto der Schütz den Spangenbergern veranstaltet, sehr glücklich zur Fortführung der Handlung benutzt worden. Den Höhepunkt erreicht Bertelmanns Erzählungskunst im Schlußkapitel, das die beiden Liebenden in banger Freudigkeit das Riesenwerk vollenden, sie aber auch angesichts der Vollendung in heißer Umarmung sterbend hinsinken läßt. Den Freunden der Bertelmannschen Muse wird es willkommen sein, ein Prosawerk des Dichters begrüßen zu können in dieser prächtigen Erzählung vom Liebenbach, die auch allen denen aufs wärmste empfohlen sei, denen Bertelmanns Schaffen bisher noch unbekannt war.

In eine noch frühere Zeit, in Spangenbergs Urzeit, führt uns A. Siebert in einem Märchen, das er seiner Vaterstadt in anhänglichem Gedenken widmete.

> Ich suchte es nach Kinderart
> An Wegen schnell zusammen.
> Von Blumen, die, ob wild, ob zart,
> Aus seinem Garten stammen.

Voll Phantasie weiß er zu erzählen. Aus grauer Vorzeit, wo noch ein klarblauer See den Fuß des Riedforstes umplätscherte, wo Gottvater noch über die Erde wanderte und sein besonderes Wohlwollen den Spangenberger Gefilden zuwandte. Geschickt werden allerlei Sagen aneinandergereiht, die den Namen der heutigen Flurbezeichnungen erklären sollen, und Riesen und Ritter in erbittertem Kampf um die Herrschaft über dieses Märchengefilde vorgeführt. Das ganze Büchlein, dessen Text einige Federzeichnungen beigefügt sind, atmet wohltuende Heimatliebe.

Gerade zur rechten Zeit erschien noch ein von Amtsrichter Freytag verfaßter Führer durch Spangenberg und seine Umgebung, der in knapper und übersichtlicher Form alles Wissenswerte bietet und für eine ganze Anzahl von Touren in der näheren und weiteren Umgebung der Stadt zuverlässige Wegebezeichnungen angibt. Beigegeben sind ein Situationsplan von G. Frischkorn und eine Reihe hübscher Textabbildungen. Zu bedauern ist nur, daß die Druckerei bei Benutzung einzelner Klischees nicht die notwendige Sorgfalt angewandt zu haben scheint. Hb.

Eingegangen:

Karl Georg Winkelblech (Karl Marlo). Sein Leben und sein Werk. Von Dr. W. Ed. Biermann, Leipzig. Bd. I. Leben und Wirken bis zum Jahre 1849. Mit Bildnis und Faksimile Winkelblechs. 387 Seiten. Leipzig (A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Nachf.) 1909. Preis broschiert 7,80 M.

Führer durch Fritzlar. Von Dr. Christian Rauch, Gießen. Mit einem statistischen Anhang von C. J. Böschen. 12 Abbildungen und 1 Stadtplan. 2. verm. Auflage. 50 Seiten. Fritzlar (M. Ehrhardt) 1909.

Die Kunst unserer Heimat. Herausgegeben von Dr. Daniel Greiner. Jahrg. III. 1909. Heft 3.

Hessische Burgen. 8 Original-Steinzeichnungen von F. Fennel, Kassel. Kassel (Karl Vietor). Preis 4 M.

M. Ludloff. Das neue Rathaus in Kassel. Eine baukünstlerische Würdigung. (Druck von Gebr. Schneider, Kassel.) Preis 50 Pf.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 261. Innere Kolonisation von A. Brenning. 152 S. Bd. 262. Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von Dr. Otto Böckel. 162 S. Leipzig (B. G. Teubner) 1909. Preis je geh. 1 M., in Leinwand geb. 1,25 M.

Kurzgefaßte Geschichte der Bildung und Entwicklung der Ligen wider den Zweikampf und zum Schutz der Ehre. Von Sr. K. H. Don Alfonso von Bourbon u. Österreich-Este, Infanten von Spanien. Autor. Übersetzung aus dem Französischen von Marie Freiin v. Vogelsang. 96 Seiten. Wien (J. Roller & Co.) 1909.

Aus der Geschichte des Badewesens mit besonderer Rücksicht auf das mittelalterliche Friedberg nebst einem Plan der Stadtbefestigungen. Von Ferdinand Dreher. Verlag des Geschichts- und Altertumsvereins Friedberg. 1909. Preis 80 Pf.

Personalien.

Verliehen: dem General der Infanterie Freiherrn von Scheffer-Boyadel, kommandierendem General des XI. Armeekorps, das Fürstlich Reußische Ehrenkreuz 1. Klasse mit der Krone; dem Badeinspektor Major a. D. Rietzsch zu Bad Nenndorf der Kronenorden 3. Klasse; dem Hegemeister Nogatz zu Hersfeld, dem Proviantamts-Direktor a. D. Stamm zu Kassel, dem Pfarrer a. D. Köhler zu Segelhorst sowie dem Amtsgerichtsrat Diehls und dem Kreisbauinspektor Heusch zu Fulda der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Betriebssekretär Pflug und dem Branddirektor Bliesener zu Kassel sowie dem Postsekretär a. D. Wegener zu Karlshafen der Kronenorden 4. Klasse; dem Oberrealschuldirektor Dr. Knabe zu Marburg die Südwestafrikadenkmünze aus Stahl.

Ernannt: die Gerichtsassessoren Freytag zu Volkmarsen zum Amtsrichter in Löbau, Hücker zu Neustadt (M.-W.-B.) zum Amtsrichter in Brotterode und Süße zu Wanfried zum Amtsrichter in Kallies; Regierungsbaumeister Krumka zu Kassel zum Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektor; Ökonomiekommissionsgehilfe Dr. Ebersbach zu Treysa zum Ökonomiekommissar; Gymnasialoberlehrer Stange zu Marburg zum Professor; der Oberförster o. R. Josef Müller zum Oberförster in Immichenhain.

Erteilt: dem Amtsgerichtsrat Strothmann zu Hofgeismar die nachgesuchte Dienstentlassung mit Pension.

In den **Ruhestand** versetzt: Garderobeinspektor Mayer am Königlichen Theater zu Kassel.

Beauftragt: Pfarrer extr. Albrecht mit der Versehung der Pfarrstelle zu Kruspis.

Versetzt: Kreisbauinspektor Möckel von Homberg nach Naugard; Kreisbauinspektor Baurat Gutenschwager von Magdeburg nach Homberg.

Überwiesen: der zum Provinzialschulrat ernannte bish. Direktor des Schillergymnasiums zu Groß-Lichterfelde Dr. Waßner dem Provinzialschulkollegium in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. K. Hitzeroth und Frau Thekla, geb. Koch (Marburg, 16. Juli); Leutnant d. R. Lothar v. Hake und Frau Emma, geb. Freiin von Doernberg (Kassel, 20. Juli); Zahnarzt Heinrich v. Nolting und Frau (Kassel, 21. Juli); Rittergutsbesitzer Adolf Freiherr von Oeynhausen-Grevenburg und Ursula Freifrau von O., geb. von Arenstorff (Kassel, 24. Juli); — eine Tochter: Leutnant Hans Joachim von Schönfeldt und Frau (Kassel, Juli); Dr. Gunkel und Frau (Fulda, 16. Juli); Ingenieur F. Jorns und Frau (Metz, 17. Juli); Ingenieur Moritz Grünthal und Frau Anna, geb. Schild (Kassel, 23. Juli); Buchdruckereibesitzer Fritz Förster und Frau Mina, geb. Reichard (Kassel, 26. Juli).

Gestorben: Landmesser A. Hiller, 32 Jahre alt (Deutsch Ost-Afrika); Dr. med. Gottlieb Volland, 36 Jahre alt (Ziegenhain, 15. Juli); Rittergutspächter Anton Meyer, 33 Jahre alt (Hess.-Oldendorf, 15. Juli); Frau Therese Brommer, geb. Hilb, 57 Jahre alt (Stuttgart, 17. Juli); Kaufmann Wilhelm Braun aus Kassel (Königstein i. T., 17. Juli); Frau Dina Fräbel, Witwe des Forstmeisters (Kassel, 18. Juli); Fräulein Anna Bender (Marburg, 18. Juli); Justizrat Arnold Lewin aus Fulda, 48 Jahre alt (Berlin, 19. Juli); Generalleutnant z. D. Moritz von und zu Gilsa, 67 Jahre alt (Gilsa bei Zimmersrode, 19. Juli); Frau Ludolphine Hille, Witwe des Rechnungsrats Gg. Hille, 78 Jahre alt (Kassel, 19. Juli); Lehrer Jakob Siebert (Martinhagen, 20. Juli); Kaufmann Max Freundlich, 63 Jahre alt (Kassel, 21. Juli); Privatmann Karl Kaiser, 68 Jahre alt (Kassel, 22. Juli); Privatmann August Schaumlöffel (Kassel, 24. Juli); Frau Ernestine Sethe, geb. Engelhardt (Kassel, 24. Juli); verw. Frau Julie von Schnehen, geb. Nebelthau, 67 Jahre alt (Kassel, 26. Juli); Frau Emma Scheurmann, geb. Debeke, 31 Jahre alt (Rinteln, 26. Juli); Landwirt Ernst Ciriax, 82 Jahre alt (Cappel, 27. Juli); Kaufmann Johannes Geisler, 57 Jahre alt (Fulda, 28. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

Nr. 16 des „Hessenland" erscheint anläßlich der Jubiläums-Versammlung des Hessischen Geschichtsvereins etwa 3 Bogen stark.



Nr. 16. 23. Jahrgang. Kassel, 12. August 1909.

Zur 75. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

Im Sommer des Jahres 1834 unternahm der Bibliothekar Dr. Schubart in Kassel mit seinem Kollegen Dr. Bernhardi und dem damals ohne Amt in Kassel lebenden Georg Landau einen Ausflug nach Zierenberg. Hier, inmitten der Höhen, auf denen sich die Trümmer der Malsburg, der Weidelsburg, der Gudenberge, des Schartenbergs und des Benediktinerklosters Hasungen erheben, faßten die drei den Entschluß, eine Schar gleichgesinnter Männer zu gewinnen, die sich mit ihnen die Erforschung der hessischen Geschichte zur Aufgabe machten. Gemeinsam mit dem damaligen Direktor des Staatsarchivs und der Landesbibliothek, Christoph von Rommel, dessen „Geschichte von Hessen" damals bis zum dritten Bande vorlag und der als erster ihren Plan billigte, erließen sie am 16. August 1834 eine gedruckte Einladung, die solchen Anklang fand, daß man vor Ablauf des Jahres den neuen Verein organisieren konnte. Auch die Gründung einer Zeitschrift für hessische Vaterlandskunde war, wie das versandte Zirkular besagte, in baldige Aussicht genommen. Bis Mitte November waren 37 Mitglieder gewonnen, darunter Oberappellationsrat Dr. Bickell, Oberbaumeister Engelhard, Pfarrer Dr. Falckenheiner, Professor Wilhelm Grimm, Superintendent Justi, Oberbürgermeister Schomburg, die Oberappellationsgerichtsräte Kulenkamp und Pfeiffer und Stadtgerichtsdirektor Dr. Wigand. Noch vor der konstituierenden Generalversammlung, die am 29. Dezember im Altstädter Rathaus zu Kassel stattfand, erklärten weitere 14 Herren, darunter Professor Jakob Grimm, Staatsminister Hassenpflug und Gymnasialdirektor Dr. Vilmar, ihren Beitritt. In einer Sitzung der fünf gewählten Ausschußmitglieder vom 26. Januar 1835 verteilten diese die Ämter derart untereinander, daß Dr. von Rommel Vorsitzender, Dr. Bernhardi dessen Stellvertreter, Landau Sekretär, Dr. Bickell dessen Stellvertreter und Dr. Schubart Kassenführer und zugleich Redakteur der zu gründenden Zeitschrift wurde. Die Gründung des Vereins wurde von der Presse freudig begrüßt. Allerdings der von S. Hahndorf redigierte und in Opposition zum Ministerium stehende „Beobachter", dem die Teilnahme Hassenpflugs, Bickells und Vilmars wohl verdächtig erschien, sprach die Befürchtung aus, daß vielleicht auch dieser Verein „sich in die

Vergangenheit so vertieft, daß ihm die Gegenwart ein Unding wird", und schloß mit den Worten: „Was wir wünschen und was uns not tut, das ist ein Verein von Vaterlandsfreunden, der im oben angedeuteten Sinne auch die Forschungen benutzte, um die Nutzanwendung für die Gegenwart zu ziehen, ja der dahin wirkte, daß die ausgegrabenen Schätze gehörig gesondert würden, damit sie sich nicht dergestalt anhäufen, daß bald das neueste Gebäude, welches als ein ehrwürdiger Tempel in unserem Vaterlande dasteht," — gemeint war die kurhessische Verfassung von 1831 — „überschüttet und unsichtbar werde und die Nachkommen auch wieder einen Verein bilden müßten, um dies Heiligtum wieder auszugraben." Die Befürchtungen für den Verein waren unbegründet. Gerade der Grundsatz, die Bekenner aller Konfessionen und die Mitglieder aller politischen Parteien unter dem Banner der gemeinsamen Vaterlandsliebe zu vereinigen, förderte sein Wachstum in hohem Maße, und auch die Ereignisse von 1866 führten ihm zahlreiche neue Mitglieder zu, die sich wieder mehr ihrer alten Landesgeschichte in guten und schlimmen Tagen zu erinnern begannen. Die Zahl der Mitglieder, die 1834 51 betrug, war 1859 auf 280, 1867 auf 592 und 1884 auf 1250 angewachsen. Heute zählt der Verein etwa 2000 Mitglieder, der beste Beweis nicht nur für seine Lebensfähigkeit, sondern auch für seine Existenzberechtigung und Beliebtheit. Bis zum Jahre 1863 fanden die Generalversammlungen in Kassel statt, von da ab entschloß man sich, um das Interesse für den Verein in den verschiedenen Gegenden zu heben, sie auch in anderen hessischen Städten abzuhalten; seit 1863 hat die Jahresversammlung nur noch viermal in Kassel getagt, wo auch in diesem Jahre der 75. Stiftungstag gemeinsam begangen wird. Bei der Gründung waren die Mitgliederbeiträge auf jährlich zwei, von 1839 ab auf einen Taler, festgesetzt. Das erste Heft des ersten Bandes der bei J. Bohné verlegten Zeitschrift erschien im September 1835. Der vollständige Band umfaßte 500 Exemplare, von denen der Verein 150 Exemplare zu je sieben Silbergroschen zu kaufen sich verpflichtete. Die Beiträge der Autoren wurden damals nicht honoriert. 41 stattliche Bände der Zeitschrift und eine Reihe von Supplementbänden hat der Verein bis jetzt ins Land hinaus geschickt. Der seit 1835 bewilligte Staatszuschuß von jährlich 200 Talern ist geblieben, dagegen wurde das 1836 von der Fürstl. Thurn- und Taxisschen Generalpostdirektion erwirkte Privileg der Portofreiheit 1870 bei der Neuorganisation der preußischen Post aufgehoben. Schon früh knüpfte der Verein zahlreiche Beziehungen mit auswärtigen Vereinen und wissenschaftlichen Gesellschaften an, und als 1852 zu Dresden der „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" begründet wurde, trat er auch diesem bei. Was der Verein in den letzten 25 Jahren seines Bestehens geleistet und wie er sich, wachsend, blühend und gedeihend, fortentwickelt hat, wird in einer besonderen, von Rechnungsdirektor Woringer verfaßten Festschrift, die zu den Jubiläumstagen erscheint, zum Ausdruck kommen. Die zur Feier des 50. Stiftungstages am 16. August 1884 von Albert Duncker verfaßte Festschrift, der wir unsere Daten entnahmen und die ein eingehendes Bild von der Vereinstätigkeit im ersten halben Säkulum gibt, schließt mit einem Wunsche, den wir auch heute dem hessischen Geschichtsverein, der ein tüchtiges Mitgied in der Reihe der historischen Vereine Deutschlands bildet, wieder auf seinen ferneren Weg mitgeben möchten: „Den Männern, die berufen sind, auf seine künftige Entwicklung maßgebend einzuwirken, möge allezeit ein wahres Verständnis für die von ihm noch zu lösenden Aufgaben innewohnen, damit er auch fernerhin dazu beitrage, die Liebe zur engeren Heimat und die von ihr unzertrennliche zum gesamten deutschen Vaterlande zu fördern."

Die Zeichnungen des Landgrafen Moritz vom Schlosse zu Waldau bei Kassel.

Von Dr. A. Holtmeyer.

Was über das Vorhandensein eines Raubschlosses oder eines Klosters zu Waldau berichtet wird, ist ohne geschichtliche Grundlage. Indessen mag neben der Kirche eine ältere befestigte Anlage bestanden haben. Eine landgräfliche Burg oder vielmehr Kemnate im Dorf Waldau läßt sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts nachweisen. Mit diesem fürstlichen Landsitz, der als Vorwerk des Renthofes zu Kassel betrachtet wurde, muß es zusammenhängen, daß der Jägermeister Henne Fleck 1463 zu Waldau seinen Wohnsitz hatte. 1484 übergab Landgraf Wilhelm I. „die Kemnate zu Waldau" mit ihren Äckern, Wiesen und Gärten, jedoch mit Ausnahme der Zehntscheuer seiner natürlichen

Schwester Anna und deren Gatten, dem Torknechte Heinz Missener, wie er sich ausdrückte, für die Dienste, welche beide seiner Mutter, der Landgräfin Mechtilde, geleistet, sowie aus besonderer Zuneigung, doch behielt sich der Fürst den Rückkauf der Besitzung mit 200 Gulden vor.

Eine Erneuerung der kleinen Burg auf fürstliche Kosten fand 1486 statt. Im Jahre 1526 vertauschte, ebenfalls vorbehaltlich des Rücktausches, Philipp der Großmütige das Schloß an den Trierschen Kanzler Dr. jur. Furater gegen dessen Haus in Kassel. Dem neuen Besitzer gestattete der Landgraf, den Schloßbau um eine oder zwei Scheunen zu vergrößern und an dem Schlosse selbst, das „etwas baufellig und unverwart war", 200 Gulden zu verbauen. Die gleiche Summe wollte Philipp zur Instandsetzung des Kasseler Hauses verwenden. „Anno 1598 ist der Falckener newe Wohnhaus zu Walda, darin itzo der von Stöckheim wohnet, gebawet worden, seindt laut Bawregister damals ahn Bawkosten dartzu uffgewendet worden 655 Rthlr. 20 Alb. 8½ Heller".

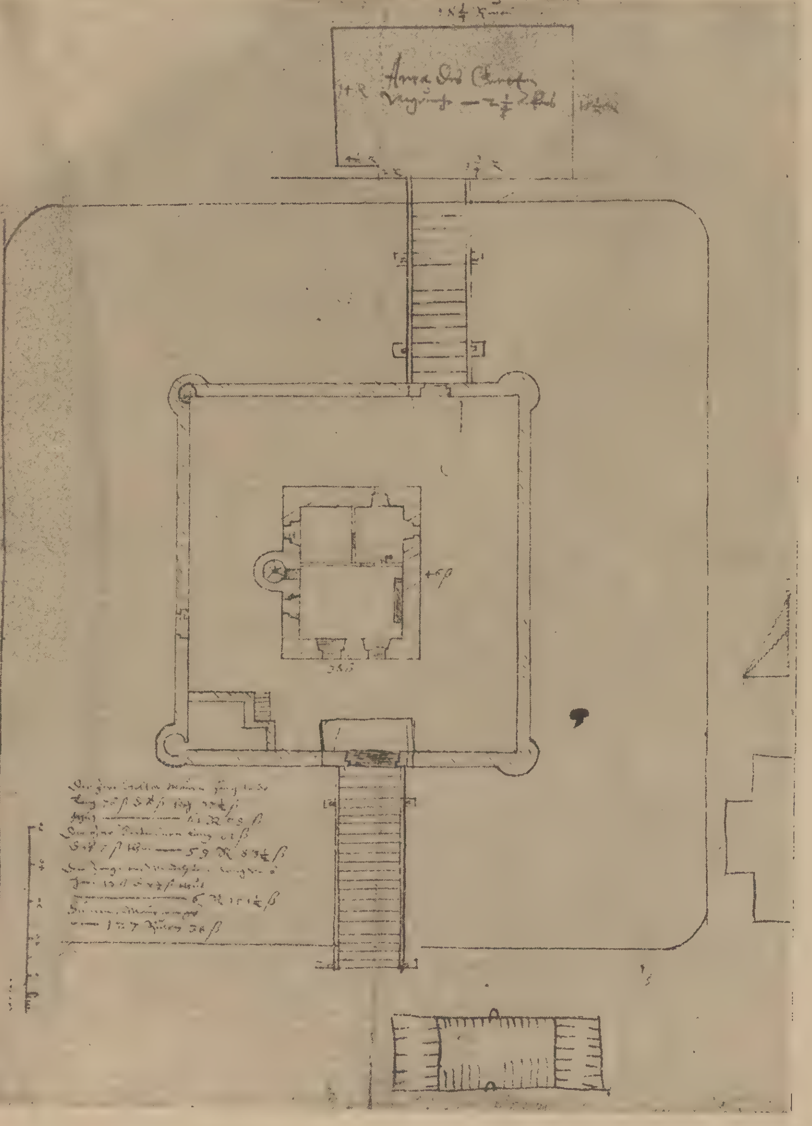


Abbildung 1.

Größere Absichten hatte Moritz mit dem Bau. Dem Interesse dieses Fürsten verdanken wir eine Reihe von Handzeichnungen des alten Bestandes und der Umbauentwürfe, die der Landgraf in der Skizze selbst aufstellte. Die Blätter, im ganzen 12 Stück, befinden sich auf der Landesbibliothek zu Kassel. Die Reste der Bauakten bewahrt das Staatsarchiv zu Marburg. Von erhöhtem Werte sind die 1610 aufgenommenen Grundrisse des alten Baues, die in drei, im wesentlichen sich deckenden Blatt Zeichnungen vorliegen und die Bezeichnungen „Daß Schloß zur Wale Grundtriß 1610", „Grundriß des Alten baues zur Walda" und „Abriß des Hauses zur Wahl bei Caßell" (Abbild. 1) führen. Danach hatte die alte Anlage die Form einer Wasserburg. Ein breiter Graben umgab allseitig die quadratische Mittelinsel, die von einem geschlossenen Mauerzuge mit vier runden Ecktürmen umgeben war. Je eine Brücke auf der Ost- und Westseite vermittelten den Zugang zu den etwas aus der Mitte gerückten Mauertoren. Die Südost-

ecke des Beringes füllte ein Einbau aus, zu dessen Obergeschoß eine Außentreppe führte, vielleicht die 1526 angebaute Scheune. Seine Mitte nimmt das eigentliche Wohnhaus ein, ein rechteckiger Massivbau, durch Fachwerkwände in einen Haupt- und zwei Nebenräume geteilt und durch eine vorgelegte Wendeltreppe im Oberteil zugänglich.

Auf dem nördlich sich anschließenden Gelände, wo des „opfermanns häuslein undt garttenn" lag, beabsichtigte 1615 der Landgraf, der die veraltete Anlage zu einem zeitgemäßen Jagdschloß ausbauen wollte, dem Waldabach entlang, am „Gemein Fuhrwegk" Häuser und Gärten für Hunde und Falken, sowie für ihre Wärter zu errichten. Zu diesem Zweck hatte der Landgraf zunächst den Ankauf verschiedener in Privathänden befindlicher, an das vorhandene Falkenhaus anstoßender Gebäude, Höfe und Gärten vorzunehmen. Wie die erhaltenen, übrigens verschiedene Lösungen vorsehenden Lagepläne zeigen, war zwecks günstigen Anschlusses dieser Nebengebäude an das Schloß die Trockenlegung des anstoßenden Burggrabens nicht nur beabsichtigt, sondern auch, soweit erforderlich, 1615 bereits zur Ausführung gekommen. Der „Grundt Riß des alten Schlosses zur Walda Sambt dem Falcken Hauß, Hundtsstollen und Garten, den 11. Dezemb. Anno 1615", der „Abriß des Hauses Hundstall, Falcken vndt Jäger Wohnung Item der Garten zur Walda 1615" und die „Ohngefehrliche Delineatio des Hauß, Hoffs vndt garten zur Walda" zeigen, daß an einen Abbruch der alten Burg nicht gedacht wurde.



Abbildung 2.

Von den neuen Gebäuden selbst blieben, nachdem im Winter 1615 „soviel an Hundestellen und anderer Notdurft gebaut, als nöthig war" für die Folge noch einige zurück. Insbesondere sollten „der Jachthundtsstall und Wohnung darüber vor die Jägerjungen, item Behältniß vor den geringeren Jachtzeug noch bis auf ferneren Befehl" für das nächste Jahr restieren. Gebaut muß in der nächsten Zeit doch noch sein, die Ausgaben „ahn Bawkosten" beliefen sich für 1616 auf 348 Taler, für 1617 freilich nur auf 17 Taler. 1631 war das Falkenhaus zerstört, an seinem Platze stand nur noch „das altte gemaur", wohl dasselbe, das Merian 1655 dem „alten Raubschloß" zuschreibt. Der Wassergraben war zu Merians Zeiten noch gefüllt. Unter Karl wurde die Falknerei nach Wabern verlegt.



Abbildung 3.

Interessanter sind Moritz' Pläne bezüglich des Schloßbaues selbst. Vom Jahre 1616 ist die Entwurfsskizze zu einem auf der Burginsel gedachten Jägerhof datiert, der sich mit seiner Rückfront an die westliche Umfassungsmauer, deren ganze Länge einnehmend, anlehnen sollte.

Wenn auch der Graben wieder mit Wasser angefüllt erscheint und die alten Ummehrungswände des Burghofes nicht nur gewahrt, sondern sogar ausgebaut sind, so hat doch die Anlage als solche den Charakter der Burg fast verloren und den des Schlosses angenommen. Das alte Kernwerk ist ganz verschwunden, um dem Schloßhof Platz zu machen. Der „ledige platz vor dem Schloß 100 E lang und 80 E breidt" läßt keinen Zweifel darüber, daß es weniger auf einen Nutzbau, als auf

Herrschaftsgebäude abgesehen war. Das Wohnhaus selbst erscheint als zweigeschossiger, mit Giebelaufbauten versehener Renaissancebau (Abbild. 2). Einen Vierflügelbau, der sich dem Zuge der alten Umwehrungsmauer anschließen sollte, sieht eine Skizze vom Jahre 1630 (Abbild. 3) vor, die wie der vorgenannte Entwurf auch die Behausungen für das Jagdgesinde und die Meute auf der nördlichen Seite und die Kirche auf der südlichen Seite bringt. Dem Vorhof vor der Ostfront, der noch ein besonderes Torhaus erhalten hat, entspricht auf der gegenüberliegenden Seite ein Garten mit Küchenkräutern.

Ebenfalls unter Beibehaltung der Umwehrung aufgestellt ist eine undatierte Skizze des Landgrafen, die das Schloß, eine zentral entworfene dreigeschossige, gar nicht so kleine, jedenfalls für Hoffeste geeignete Anlage in die Mitte des alten Burgplatzes rückt. Der kreuzförmige Grundriß, im Mittelteil wie in den vier Flanken durch je ein Zeltdach mit Laterne abgeschlossen, enthält im Obergeschosse einen einzigen Saal, dessen Seiten sich das Treppenhaus, die Büfetträume und die Musikloge vorlegen. Die vier Ecken der mit Zinnen abgeschlossenen, von Büchsenscharten durchbrochenen, 10 Fuß hohen Hofmauer nehmen an Stelle der Rundtürme in zweigeschossigen Pavillons die Silberkammer, die Küche, die Bäckerei und Pasteterei, sowie die Mundschenkerei auf. Die Fassaden der französischen Anlage atmen italienischen Geist.

Von den Entwürfen kam kein einziger zur Ausführung. Aber fast scheint es, als ob man die Abbruchsarbeiten des alten und als Festung veralteten Baues eher vornahm, als man wußte, was an seine Stelle kommen sollte. So wenigstens erklärt sich am besten eine 1641 auf die Anfrage der Landgräfin erfolgte Aussage der Gemeindeältesten, warum das Haus zu Waldau, von dem noch das steinerne Geschoß stand, abgebrochen sei. Der Abbruch, so berichteten die Gefragten, sei vor 30 oder 40 Jahren erfolgt, weil der Fürst hierzu Anordnung gegeben habe in der Absicht, den alten Bau durch einen neuen zu ersetzen. Dürftige Nutzbauten in Verbindung mit der Ruine des alten Baues seien jedoch im wesentlichen das Ergebnis der nicht geklärten Umbaupläne gewesen.

Die Anlage scheint mit der Zeit in Verfall geraten zu sein. Ein Neubau des Jagdadjutantenhauses, der in erster Linie aus den Wildpretgeldern bestritten wurde, erfolgte 1728. Ein neuer Zwinger entstand 1732, ein neuer Hundestall 1736.

1767 waren das Jagdzeughaus, der Jäger- und Falkonierhof noch im Gebrauch. Jetzt dient der ausgebaute Rest der Anlage als Försterei. Erhalten ist lediglich von der Umwehrung die 26,60 m lange Südmauer mit den beiden Ecktürmen und den Anschlußstücken der Ost- und Westmauer. Diese spärlichen, 3 m hohen Trümmer, die ihre Erhaltung nur dem Umstande verdanken, daß sie beim Bau der Försterei als massives Untergeschoß des Fachwerksaufbaues Verwendung fanden, bestehen aus rauh verputztem Bruchsteinmauerwerk und besitzen durchweg jüngere und jüngste Fenster und Türen.*) Nur eine vermauerte Schießscharte am Ostende der Südwand, sowie die schmalen, teilweise ebenfalls zugesetzten Öffnungen der Eckrondels scheinen dem Ursprungsbau anzugehören. Daß der Mauerzug, den Landau als Ringmauer bezeichnet, ehemals wie Landgraf Moritz' Skizzen wiedergeben, tatsächlich quadratische Grundrißform besaß, zeigt eine Katasteraufnahme vom Jahre 1849, auf der noch der nordwestliche Eckturm sich verzeichnet findet. Vom alten Mittelbau und Graben fehlt jede Spur. Das der Burg benachbarte, am Ende des Dorfes gelegene „Jagdzeughaus", ein Fachwerkbau aus der Renaissancezeit von ansehnlichen Abmessungen, dient jetzt als fiskalische Scheune.

*) Abbildung bei E. Wenzel, Die Burg zu Waldau, im „Hessenland" XXI, S. 184.

Das alte Kasseler Theater.

Von Hans Altmüller.

Es liegt in der Natur des Theaters, daß es kein zweites Gebäude in Kassel gibt, mit dem sich so viele schöne Erinnerungen so vieler Menschen gleichzeitig verknüpfen. Jeder verdankt ihm Stunden hohen Genusses, interessanter Unterhaltung, mindestens großen Vergnügens. Wie manchmal konnte man denken, wenn man ein heiteres Stück im Theater sah, daß die Menschen, die in jener Stunde beisammen seien, zur Zeit wenigstens alle mehr oder weniger von Sorgen, sicher aber von schweren Sorgen, denn sonst wären sie nicht da, befreit seien, und schon dies wäre ja etwas Großes. Größeres aber hat unser Theater geleistet, indem es den höchsten Genuß, den die Kunst gewähren kann (und damit vielleicht die irdische Welt überhaupt), den der tragischen Poesie, in gewiß oft wahrhaft würdiger Weise vermittelt hat. Und welche Rolle unser vornehmstes Kunstinstitut in der Pflege der nächst der Poesie größten Kunst, der

Musik, gespielt hat, sagt uns nicht allein das imponierend reiche und vielseitige Opernrepertoir, wenn schon fast alle bedeutendsten Komponisten der neueren Zeit, hauptsächlich auch des Auslands, ihr Bestes gerade auf dem Gebiete der Oper geschaffen haben, sondern auch die Erinnerung an die lange Reihe von Abonnementskonzerten, ja selbst von Kirchenkonzerten, die von unserem Theaterpersonal veranstaltet wurden.

Und wer auch nur naiv, ohne bewußt künstlerischen Standpunkt, das Vorhandensein mindestens der Idee des Guten anschaulich im Theater erfahren hat, dankt ihm Wesentlicheres, als er glaubt. Ja, wenn man nur die Summe und den Charakter des Vergnügens erwägt, wenn man den moralischen, sogar den medizinischen Wert der Freude bedenkt, die freigiebig in diesem Hause gespendet ist, so kann man nicht ohne Dankbarkeit an seine nun abgeschlossene Geschichte zurückdenken. Denn gewiß, wieviel Fehlerhaftes und Unvollkommenes auch vorgekommen sein mag, das Erfreuliche hat bei weitem die Überhand.

Beim Abschied von ihrem alten Theater scheint es für die Kasselaner besonders geboten, einen Rückblick zu werfen auf eine stolze und auch lange Vergangenheit. Denn eben das Alter dieser Kunststätte fordert an sich schon die geschichtliche Betrachtung heraus, ganz abgesehen vom Ruhm vieler seiner Mitglieder und vom ungewöhnlich lebhaften Interesse, das die Einwohner der Residenz gerade an ihrem Theater von jeher genommen haben. Ist es doch eins der ältesten Häuser, in dem bis vor kurzem gespielt worden ist, und hat es folglich die Entwickelung der poetischen wie musikalischen Dramatik weit über ein Jahrhundert hindurch treulich gespiegelt. Genau 140 Jahre lang, von 1769 bis 1909, ist in ihm gespielt worden, ohne namhafte Unterbrechung.

Wenn man schon den neuen Theaterbau mitzählt, so sind in Kassel an nicht weniger als zehn Stellen Bühnen für Berufsschauspieler aufgeschlagen gewesen resp. noch aufgeschlagen: an der Stelle etwa des jetzigen Naturalienmuseums (das Ottoneum), ferner im Reithaus hinter dem Marstall, im Ballhaus und an dessen Stelle im Komödienhaus an den Arkaden (wo sich jetzt die Druckerei dieses Blattes befindet), im Tuchhaus auf dem Martinsplatz, dann eben im ursprünglichen Opernhaus, in der sogen. „Kaffemühle" auf dem Möncheberg, im „Thaliatheater" am Grünen Weg, im „Königstädter Theater" in der Jordanstraße und endlich im „Residenztheater" am Ständeplatz.*) Alle übrigen Stätten aber kommen neben dem eigentlichen „Theater" kaum in Betracht, wenngleich z. B. die Tatsache wichtig ist, daß Moritz der Gelehrte neben Heinrich Julius von Braunschweig, wenn nicht überhaupt (das müßte noch untersucht werden), der allererste deutsche Fürst war, der ein Hoftheater hielt.

Noch ehe das Opernhaus (1769) eröffnet ward, diente es im Jahre 1763 der damals bedeutendsten deutschen Schauspielertruppe, der Ackermannschen Gesellschaft, zum Quartier. Damals hat denn auch der vielleicht größte Mime, den die Welt je gesehen, Friedrich Schröder, im eigentlichen Sinne des Wortes die Bretter betreten, die kurz darauf zu weltbedeutenden wurden. Und wenn dies auch nicht eigens verbürgt ist, so muß es doch als mehr wie wahrscheinlich betrachtet werden, daß die Truppe in ihrem glänzenden Quartier auch geprobt hat, daß also schon damals hier gespielt ist von Ackermann, von Döbbelin und von Schröder selbst. Es wird schon die Absicht bestanden haben, das Palais zum Theater einzurichten. „In Kassel", heißt es in Litzmanns Biographie des großen Schröder (deren dritter Band noch aussteht), „herrschte Not und Elend schlimmster Art; in den ersten vier Wochen war kein Brot zu haben [es war am Ende des siebenjährigen Krieges], und in dem Maximilianschen Palais, in welchem der Truppe Quartier angewiesen ward, hausten sie allerdings in Prachträumen, mußten sich aber auf Streu behelfen, da kein Bett aufzutreiben war; auf dem wüsten Platz um das Palais lagen französische Schädel und Knochen umher." So sah es aus, als die Geschichte des Kasseler Theaters anfing; bedeutungsvoll genug aber, daß gleich der größte Künstler diese Räume weihte. Damals hatte das Maximiliansche Palais noch eine einfache Fassade wie die Kommandantur. Offenbar waren beide Gebäude als schöne Pendants gedacht, die mit ihren vorspringenden Flügeln den Opernplatz symmetrisch flankierten, bis später durch Verbreiterung der „Gnadengasse" die Harmonie schon beeinträchtigt wurde, um neuerdings völlig zerstört zu werden. Der Theaterbalkon in der Königsstraße und die Seitengalerie am Opernplatz sind erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts gebaut.

Wenn nun zunächst, unter Friedrich II., das Theater die Bestimmung nur eines Opernhauses erhielt, worin besonders, wie es der Zeit, und was sie eben brachte, entsprach, die Italiener (Piccinni und Sacchini) und Franzosen (Monsigny und Grétry) berücksichtigt wurden, deren Schöpfungen wir übrigens rein musikalisch ja nicht unterschätzen dürfen, so ist andererseits doch hervorzuheben, daß gerade noch im letzten Lebensjahr des Landgrafen, 1785, auch die deutsche Kunst glänzend zur Geltung kam. Und es lag weder an der Munifizenz des Fürsten noch an den Leistungen der z. T. sehr bedeutenden Künstler, wenn

*) Das „Grüne Theater" in der Aue wäre allenfalls noch mitzurechnen, denn auch auf ihm ist, namentlich nach dem Brand des Komödienhauses (1787), von regelrechten Künstlern gespielt worden.

ihre nationalen Bestrebungen keinen rechten Anklang fanden. Allerdings spielte der damalige Direktor des deutschen Theaters, der bekannte und vortreffliche Schauspieler und Schauspieldichter **Wilhelm Großmann**, mit seiner Truppe meist im Komödienhaus, doch ward ihm für die Aufführungen des „Macbeth" das Opernhaus eingeräumt. Als eins seiner Verdienste und zugleich ein Beweis seines guten Geschmacks auch in musikalischer Hinsicht ist zu rühmen, daß Großmann am 26. Mai (1785) Mozarts „Entführung" gab, um so mehr, als damals Mozart, der seine Hauptopern ja noch gar nicht geschrieben hatte, nur erst als Klaviervirtuos und -komponist berühmt war. Unbegreiflich übrigens erscheint es, wenn Wilhelm Lyncker in seiner Theatergeschichte die Behauptung aufstellt, daß sich „unter dem Personal Großmanns kein hervorragendes Talent befand" (S. 311), während doch niemand Geringeres als die wahrscheinlich größte Schauspielerin Deutschlands, die berühmte **Friederike Unzelmann**, dabei war. Sie hieß schon damals so, denn sie hatte sich gerade eben (in Frankfurt) mit dem berühmten Komiker Karl Unzelmann, der also auch bei der Truppe war, verheiratet und war die Stieftochter Großmanns. Unglaublich vielseitig, sowohl als Schauspielerin wie als Sängerin — sie spielte die Lady Macbeth und sang die Donna Anna —, wurde sie später der Liebling des Berliner Publikums und von einem so feinsinnigen Kritiker wie Wilhelm Schlegel geradezu angeschwärmt (er verherrlichte sie in seinem Gedicht „Das Feenkind"), aber auch schon damals bei den Kasselanern gern gesehen. Unzelmann selbst übrigens genoß die Freundschaft der Frau Rat Goethe, eine Freundschaft, die fast den Charakter einer Leidenschaft annahm.*)

Die Anfänge unseres Theaters waren also glorios genug. Was die Künstler jener Zeit auszeichnet, war ein Zug, der überhaupt die großen Persönlichkeiten der klassischen Periode charakterisiert: der Eifer um die Sache, die hohe Auffassung ihrer Kunst, die Einsicht von der Wichtigkeit der idealen Güter. So groß ihre rein künstlerische Begabung war (von Schröder, der sich im Tragischen wie im Komischen gleich sehr hervortat, wird erzählt, daß, wenn er den König Lear spielte, die Schauspieler selber sich fürchteten), die Art, wie sie sich höheren Zwecken unterordneten, war noch größer. Sie erzogen das Publikum fast diktatorisch zum Guten. Als Schröder, bei seinen eifrigen und schließlich auch erfolgreichen Bemühungen um Shakespeare, am 2. Dezember 1778 in Hamburg es zum ersten Male mit „Heinrich IV." versuchte und kein Verständnis fand, trat er am Schluß der Vorstellung vor den Vorhang und perorierte folgendermaßen: „In der Hoffnung, daß dieses Meisterwerk Shakespeares, welches Sitten schildert, die von den unsrigen abweichen, immer besser wird verstanden werden, wird es morgen wiederholt!" Und von der Unzelmann brauchen wir nur ihre Briefe und ihr Testament zu lesen, die in Dorows „Reminiszenzen" mitgeteilt sind, um auch hier einmal wieder bestätigt zu sehen, daß der große Künstler vom großen Menschen unzertrennlich ist. Indem wir uns hierdurch erinnern, daß die erste und in jeder Hinsicht bedeutendste Glanzperiode des deutschen Theaters in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts fällt, finden wir sie zugleich in einigen ihrer größten Künstler auch in Kassel vertreten, eine Tatsache, die bis jetzt in den einschlägigen Werken entweder gar nicht oder nur nebensächlich erwähnt ist. Die beiden einzigen Monographien über das Kasseler Theater, von Lyncker und Bennecke, ignorieren das Faktum jedenfalls vollständig, ja, Lyncker getraut sich gar, zu behaupten: „Keiner der großen Mimen jener Zeit hat sich hier gezeigt." (S. 309.)

So umspannt die Regierungszeit Friedrichs II. eine großartige Entwickelung auf dem Gebiete der dramatischen Kunst. Das glänzende Opernhaus, mit seinen goldschimmernden Logen voll gepuderter Herrschaften, das zuerst nur von italienischen und französischen Lauten widerhallte, wobei freilich auch schon die Töne eines Gluck majestätisch und prophetisch erklangen, überlebt allmählich seine Bravourstücke und läßt deutscher Rede das Wort. Die prunkvollen Aufzüge, bei denen der Elefant aus der Menagerie gastierte, weichen zurück zu Gunsten der Geisterzüge aus Banquos Geschlecht, und die germanische Kunst, die immer lauter an die Pforten pocht, beherrscht schließlich den Platz. Nicht mehr oder nicht **nur** Racine, Molière und Voltaire stehen auf dem Zettel, sondern Lessing, Schiller, Shakespeare. (Goethe dringt später durch, seit 1814.) Eine Glanzperiode aber tritt erst wieder nach einem Menschenalter ein, erst nachdem der Nachfolger Friedrichs II., der erste Kurfürst, die Augen geschlossen hat, 1821.

Aus der Zwischenzeit, an deren Beginn, nach dem Brand des Komödienhauses (1787), sich die Vereinigung von Opern- und Schauspielhaus vollzieht, ist nur wenig Bemerkenswertes zu notieren. Durch das Vorwalten des musikalischen Elements — einer der Intendanten, David von Apell (auch Schriftsteller), komponiert selber — kommt das Haus seiner ursprünglichen Bestimmung wieder näher. Die Hauptrolle unter den damaligen Musikern Kassels spielt **Georg Grosheim**, dessen erfolgreichste Oper „Das heilige Kleeblatt" (offenbar nach der Erzählung in Veit Webers „Sagen der Vorzeit") recht

*) Viele Jahre, ja Jahrzehnte später, 1833, war der zweite Mann der Unzelmann, Heinrich Bethmann, kurze Zeit Direktor des Kasseler Theaters.

gewandte, aber doch nur durchschnittliche Musik enthält. Eine Oper ist es denn auch, die an jenem denkwürdigen Abend aufgeführt wird, als Goethe zum einzigen Mal unser Theater besucht, am 17. August 1801. Paers „Kamilla“ ward damals gegeben, die einst so beliebte, melodiöse Oper. Manches Auge mag an jenem Abend den großen Dichter gesucht haben, der, in der Vollkraft seiner Jahre, nun auch schon hochberühmt war und zu Kasseler Persönlichkeiten mannigfache Beziehungen unterhielt. Hätte das Theater eine Fremdenliste berühmter auswärtiger Besucher führen können, so würden wir viele interessante Namen lesen. Auch der Name der Madame Lätitia dürfte nicht fehlen, der Mutter Napoleons, die in der westfälischen Zeit, gerade zehn Jahre nach Goethes Besuch, am 1. September 1811, von ihrem Sohn Jérôme in sein damaliges Hoftheater geführt ward.

Eine Mittelstellung würden die hier gastierenden Künstler einnehmen, wie etwa die große Sophie Schröder mit ihrer Tochter Wilhelmine, der späteren Schröder-Devrient (1822), Henriette Sontag (1830), Paganini (ebenfalls 1830) und Liszt (1841).

Die eben genannten Koryphäen unter den Virtuosen führen uns zu ihrem großen Kollegen Spohr, mit dessen Kapellmeisterschaft die gefeiertste Periode des Kasseler Theaters anhebt. Das Jahr 1822 bedeutet den Anfang dieser Zeit des glanzliebenden Kurfürsten Wilhelm II., die nur bis zur Julirevolution dauern sollte. Drei weltberühmte Künstler erschienen im nämlichen Jahr an unserer Bühne: Louis Spohr (als Kapellmeister), Moritz Hauptmann (als Violinist) und Karl Seydelmann (als Charakterspieler), die mit dem Heldenspieler Ludwig Löwe, den großen Tenoristen Friedrich Gerstäcker und Franz Wild und der Sängerin Sabine Heinefetter ein Siebengestirn bilden, dessen einzelne Sterne alle weltbekannt geworden sind. Wir wollen uns hier nur — nicht sowohl alle tüchtigen, sondern — alle berühmtesten Persönlichkeiten aus der Geschichte des Kasseler Hoftheaters zurückrufen.

Aus unserer Aufzählung ergibt sich schon, daß auch in dieser Periode der Schwerpunkt auf musikalischem Gebiet lag. Das ist eigentlich in Kassel nie anders gewesen; die Oper ward immer mehr oder weniger bevorzugt, obwohl den Grundstock einer Hofbühne das klassische Schauspiel und erst in zweiter Linie die Oper abgeben soll. So haben sich denn auch unsere bedeutendsten Schauspieler meist nur kurze Zeit halten lassen, während z. B. Spohr bis zu seinem Lebensende blieb. Theodor Wachtel freilich war nur ganz kurz da.

In Seydelmann trat wieder einer der Ersten seiner Kunst auf die Kasseler Bühne, der auch, ähnlich wie Schröder, mehrere namhafte Biographen gefunden hat. Was im 18. Jahrhundert Ekhof und Schröder, waren im 19. Ludwig Devrient und Karl Seydelmann. Zwei Hauptrichtungen werden durch die beiden letzten Künstler repräsentiert: die genial unmittelbare und die reflektiert bewußte. Seydelmann vertritt das Verstandesprinzip, das Studium, den Fleiß, die Bildung. Immerhin sechs Jahre ist der bewundernswerte Künstler eine Zierde unserer Bühne gewesen, und so dürfen wir mit Stolz bekennen, daß die beiden größten Schauspieler zweier Jahrhunderte, Schröder und Seydelmann, ihre Namen auch mit der Geschichte des Kasseler Theaters dauernd verknüpft haben.

Was Spohr, dessen erstes Jahr in Kassel gleich sein schönstes Bühnenwerk, die „Jessonda“, zeitigte, mit seinem vorzüglichen Personal nicht allein für das Theater, sondern für das ganze musikalische Leben seiner neuen Heimat geleistet hat, ist eben so unvergessen wie unvergeßlich. Seine Anfangszeit fiel allerdings in eine dem Theater ungewöhnlich günstige Epoche. Niemals ist in Deutschland der Sinn für dramatische Kunst so lebhaft, ja, so vorherrschend gewesen als in der kriegsmüden und genußfreudigen Restaurationsperiode. Welchen Anteil die gemütliche Biedermaierzeit an Sängern und Schauspielern nahm, schildert beredt, liebenswürdig und humoristisch genug die sechsbändige, höchst lebensfrische Selbstbiographie Karl von Holteis („Vierzig Jahre“). Und ein entschieden guter Geschmack ist dem damaligen Repertoir im ganzen auch nicht abzusprechen. Im Schauspiel: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Shakespeare, Calderon und Molière, in der Oper: Mozart, Beethoven, Weber, Méhul, Boieldieu, Auber, Cherubini und Rossini sind stehend, also mit anderen Worten das Beste, was es überhaupt gibt; dazwischen natürlich viel Mittelgut.

Für Sabine Heinefetter interessierte sich die liebenswürdigste unter allen Freundinnen Goethes, Marianne von Willemer (die Suleika des „Westöstlichen Divans“), die auch der Sängerin wegen nach Kassel kam und ihren Schützling an Goethe empfahl. „Man ist so strenge in Kassel,“ schreibt sie 1827, „daß Demoiselle Roland, die nur um einen Tag ihren Urlaub überschritt, um ein Namhaftes gestraft wurde.“ Als Marianne mit ihrem Mann nach Mainz gefahren war, um auch dort die berühmte Sängerin zu hören, wollte gerade Clemens Brentano mit Böhmer sie auf ihrer Besitzung, der Gerbermühle bei Frankfurt, besuchen. Wie er sie nicht zu Haus fand, schrieb der geniale Romantiker folgende Verse auf Holzspäne:

„Ihr wart bei der Heinefetter,
Uns traf hier das Donnerwetter,
Und wir schrieben auf die Blätter:
Haltet hoch, ihr guten Götter,
So wie wir in Herz und Sinn
Willemer und die Willemerin,
Deren Weine hier aus Römern
Der Brentano trank mit Böhmern.
Weil hier trank der Herr von Goethe,
Warn wir Beide auch nicht blöde,
Fragt nur bei der Abendröte!"

Ungefähr ist seit jener Zeit das Innere unseres Theaters so geblieben, wie es noch vor kurzem war. Nur die früher sehr stimmungsvolle Hofloge ward leider verändert. Sie zeigte unter der kronehaltenden dunkelroten Samtdraperie schmale Spiegelwände mit Nischen, in denen stille Marmorstatuen wie schweigende Hüter des Heiligtums feierlich herabsahen. Hinter der Hofloge war ein runder Saal mit gläsernem Kronleuchter im Stil des Empire. Dort zog sich wohl der Hof zurück, in der Pause. Dann ging man Trepp' auf, Trepp' ab in die Intendantur und dann in den Hof und den Garten. Dieser Garten — wie romantisch war er! Nach der Königsstraße zu mehr versteckt, dunkel, geheimnisvoll, mit viel Gebüsch! Dicht am alten Kulissenhaus, worin die Dekorationen aufgerollt übereinandergeschichtet lagen und man die zauberhaften Aufschriften las: „Oberon", „Undine", „Aschenbrödel", während oben im Saal auf dem Fußboden an neuen Kulissen gemalt wurde und reizende kleine Modelle wie Puppentheater hier und da herumstanden, an diesem alten Haus lief der Druselbach her, und über eine hölzerne Brücke ging man durch das Kulissenhaus in den oberen Teil des Gartens in der Wolfsschlucht, mit den Zwergobstgängen und dem eleganten kleinen Rokokogartenhaus mit der malerischen Freitreppe davor. Aus der Ferne konnte man bisweilen Klänge von einer Probe vernehmen. Wie wunderbar anziehend war diese bekannte und doch fremde Welt! Das alles hört nun auf, weil ein Hotel oder gar ein Warenhaus an dieser Stelle natürlich viel schöner ist und unsere vornehmste Straße durch eine ganz überflüssige neue noch mehr entstellt werden muß; denn da ist ein Punkt, den wir noch nicht ruiniert haben! Und Geld ist offenbar das Beste in der Welt.

Und die Musen am Plafond des Theaters? Werden sie auch verschwinden? Früher, wie er noch ein Kind war, wunderte sich der Verfasser sehr über ihre außerordentlich roten Backen, doch glaubte er auch, das sei für die Musen ganz in der Ordnung; später sollte er finden, daß sie ab und zu denn doch einen besonderen Grund hätten, zu erröten, und namentlich wohl in der letzten Zeit. Denn sie haben z. B. die „lustige Witwe" gerade so gut gehört wie die Andern, sind aber, wie sie meinen, völlig unschuldig daran; selbst Thalia will nichts damit zu tun haben. Ja, die Musen, so nah am Olymp, werden dies Haus, was sie lange, lange bewohnt haben, wahrscheinlich sogar zuerst verlassen. Und ob diese Musen, die ihre Sache hundert Jahre gut gemacht haben, mit in das neue Haus ziehen? Wir wollen es wünschen, wollen wünschen, daß sie auch dort die oberste Region beherrschen, wollen wünschen, daß auch künftig das Theater eine Stätte der Kunst, der Erhebung sei und sich würdig zeige einer großen Tradition!

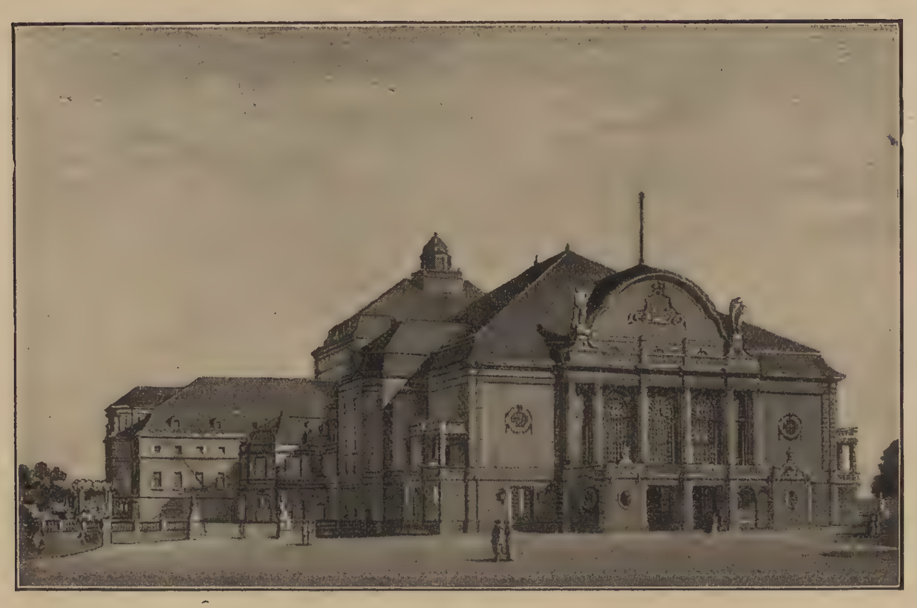
„Tun sich des Theaters Pforten auf,
Strömt ein der Pöbel in vollem Hauf;
Da ist es denn des Dichters Sache,
Daß er ein Publikum aus ihnen mache."

(Grillparzer.)

Der alte Hesse.

„Heut wieder zwanzigster August!" —
Der Alte wirft sich in die Brust.
Wie er so stolz im Lehnstuhl sitzt!
Lang hat sein Blick nicht so geblitzt.
Der Enkel schmiegt sich an und lauscht. —
An seinem Ohr vorüberrauscht
Großvaters Zeit. Er sieht ihn ziehn
Im Leibregiment zum Bowlinggreen
Er wandert mit durch den Auetann.
Auftaucht das Isabellengespann.
Auf Wilhelmshöh' hält mit er Wacht
Am Schloßportal um Mitternacht. — —
Dann finster wird des alten Gesicht:
„Mein Jung', nein, das verstehst du nicht!"
Er murmelt von einem Unglückstag,
Von Bismarck, Königgrätz und Prag.
Und einen Fluch stößt er hervor.
Der Knabe schaut erschrocken empor.
Eine Träne rollt von den welken Wangen.
Da hält ihn sein Enkel fest umfangen:
„Großvater, wer ist denn gestorben, wer?" —
Der lächelt gleich wieder und seufzt so schwer.
„Gestorben, mein Kind? — Nun ja, hast recht,
Gestorben ist das alte Geschlecht,
Gestorben ist, woran ich geglaubt,
Ich stehe verlassen, mein Kind, beraubt." —
„Großvater", jubelt der Junge und lacht,
Als hätt' er was Kluges ausgedacht;
„Dann schmückst du wohl heute Gräber aus?
Ich helfe dir winden Kranz und Strauß." —
Das nimmt dem Alten die letzte Ruh:
„Komm, laß dich umarmen, mein Herzblatt du!
Du deckst mir in deiner Einfalt auf
Des Lebens einzig versöhnlichen Lauf:
Was uns auch starb, das blühende Jahr
Wandelt die Gruft zum heilgen Altar.
Ob heiß auch schmerzlich Erinnern glüht,
Das Neue hat recht, was grünt und blüht. —
Komm her, mein Junge, bring Hut und Stab,
Wir streuen Blumen aufs Fürstengrab!" —

Kassel. H. Bertelmann.



Das Neue Königliche Theater zu Kassel.
Ansicht vom Friedrichsplatz aus.

Das neue Hoftheater in Kassel.

Das in den Jahren 1766 und 1767 unter Landgraf Friedrich II. aus dem Palais des Prinzen Maximilian umgebaute Kasseler Hoftheater, das wohl das älteste benutzte Theatergebäude Deutschlands darstellte, entsprach mit der Zeit trotz vielfachen kostspieligen Erweiterungsbauten in bezug auf Geräumigkeit, Feuersicherheit und Bühneneinrichtung nicht mehr recht den zeitgemäßen Ansprüchen, und so erwies sich der Neubau eines Hoftheaters nicht nur als wünschenswert, sondern auch als notwendig. Eine Rechtspflicht zur Errichtung eines solchen zu Lasten der Krone lag nicht vor; dieser lag lediglich die Zahlung eines Zuschusses aus der alten kurhessischen Zivilliste ob, der 1830 auf 20000 Rtlr. bemessen und bis zum Jahre 1866 auf 36000 Rtlr. gestiegen war; bekanntlich hat aber die Krone darüber hinaus und zwar bis zu 319000 M. jährliche Zuschüsse zum Hoftheater geleistet. So ergab sich denn eine Beteiligung der Stadt an einem eventuellen Neubau als unbedingte Notwendigkeit, und am 7. September 1905 stimmte die Stadtverordnetenversammlung einem Vorschlag des Ministers des Königlichen Hauses zu, der sich unter gewissen Bedingungen bereit erklärte, die Annahme eines Neubaus nach dem Karstschen Projekt bei dem Kaiser zu befürworten. Die Stadt steuerte 600000 M. zu den Baukosten bei. Dieser Beitrag wurde jedoch am 26. Oktober 1906 schweren Herzens auf 1300000 M. erhöht, als sich eine notwendig werdende Überschreitung der Kostenberechnung um 700000 M. ergab und die Krone die Stadt vor die Wahl stellte, entweder die fehlende Summe zu tragen oder aber mit einem bescheideneren Theater vorlieb zu nehmen, dessen Bühne nach einer Aussage des Generalintendanten v. Hülsen schon zur Zeit des seligen Iffland veraltet gewesen wäre. Einschließlich des Zuschusses der Stadt Kassel betragen die Gesamtkosten 3300000 M. Nun steht der von den Architekten Fanghänel und Karst in Kassel in verhältnismäßig kurzer Zeit errichtete, im Stile des Barock gehaltene Bau vollendet da und wird am 26. August in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares die festliche Weihe erhalten.

Die Platzfrage kann, von der für manche so schmerzvollen Versetzung des Autores abgesehen, als recht günstig gelöst betrachtet werden; denn als Platz für den neuen Theaterbau konnte nur ein solcher in Frage kommen, der in möglichst zentraler Lage eine ruhige und vornehme Umgebung aufwies, die auch für die Zukunft die Gewähr bot, daß nicht etwa in nächster Nähe früher oder später einmal Mietskasernen entstehen würden. Diese Garantie bot die südwestliche Seite des Friedrichsplatzes, in dessen Nähe sich zudem Monumentalbauten wie die beiden kurfürstlichen Palais, das Museum Fridericianum, Katholische Kirche, Gemäldegalerie, Rathaus und drunten in der Au Marmorbad und Orangerie erheben. Dem Friedrichsplatze selbst gibt die Vorder-

front des neuen Theaters einen monumentalen Abschluß; dabei ermöglichte die Grundrißanordnung des Ganzen ein Zurückschieben der seitlichen Flügel, so daß sich zur Rechten und Linken noch entzückende Durchblicke darbieten. Das stark abfallende Gelände — die Höhendifferenz vom Friedrichsplatz bis zum Terrain an der Rückseite des Baues beträgt etwa 10 m — benutzte der Architekt zu außerordentlich reizvollen Terrassenbildungen, die dem Publikum zugänglich sind und unvergleichliche Ausblicke nach dem Fuldatal und den sich dahinter aufbauenden Höhen der Söhre, des Kaufunger und Stiftswaldes gewähren, die aber auch andrerseits die gewaltige Baumasse nach dem Aupark hin in sehr glücklicher Weise in kleinere Partien auflösen. Dadurch ist erreicht, daß der Gesamtbau trotz seiner effektiven Größenverhältnisse nach der Au zu keineswegs allzu mächtig wirkt, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß das Orangeriegebäude, vom Bowlinggreen aus gesehen, doch durch diesen neuen Bau einigermaßen erdrückt wird. Klar und deutlich springt die Hauptgliederung des Baues auf den ersten Blick in die Augen. Vom Friedrichsplatz aus bis zu den Querflügeln erstreckt sich der Zuschauerraum mit allen zugehörigen Räumen, in der Mitte dahinter, d. h. von den Seitenflügeln an, beginnt das Bühnenhaus mit seinen zahlreichen Nebenräumen wie Künstlergarderoben, Chorprobesaal, Probebühne, Dekorations- und Kostümmagazinen, Verwaltungsräumen und Werkstätten.

Um in den Zuschauerraum zu gelangen, betritt man vom Friedrichsplatz aus eine große Vor- oder Kassenhalle, die die ganze Breite der Vorderfront einnimmt. Man hat die gedrückte Lage des Eingangsportals getadelt, aber schon hier zeigt sich, wie sehr die ganze Anlage von praktischen Gesichtspunkten beherrscht wird. Wer die Vorhalle durch die nach der Bellevue zu gelegene Tür betritt, dem ist es möglich, seinen Platz im Parkett oder Parterre zu erreichen, ohne auch nur eine einzige Stufe erklimmen zu müssen. Am rechten und linken Ende der Vorhalle liegen die Zugänge zu den Treppenhäusern des II. und III. Ranges, während sich hinter der Vorhalle die große, durch mehrere Stock gehende Haupthalle erhebt, die man durchschreitet, um in das Parkett zu gelangen. Breite Treppen mit Balustraden führen von der Vorhalle zum I. Rang mit der kaiserlichen Festloge. Der Zuschauerraum umfaßt 1420 Sitzplätze; von einer größeren Zahl der Plätze wurde abgesehn, um der intimen Wirkung des Konversationsstückes keinen Abbruch zu tun. Das Parkett enthält insgesamt 555 Sitzplätze; ringsherum führen breite Wandelgänge, während an beiden Seiten die geräumigen und außerordentlich bequemen und praktischen Garderoben und Toiletten liegen. Die Hauptgruppe des I. Ranges bildet die kaiserliche Festloge mit dahinterliegendem Salon. Von diesem aus führt ein besonderer, zwischen Parkett und I. Rang gelegener Gang zur kaiserlichen Proszeniumsloge zur Rechten der Bühne; der Hof kann also von der Festloge zur Proszeniumsloge und den hinter dieser liegenden Salons usw. gelangen, ohne die für das Publikum bestimmten Gänge passieren zu müssen. Unter der in Silber und Gold gehaltenen und zur Einnahme des Tees bestimmten Rotunde — Anrichteraum mit Küchenaufzug befinden sich unmittelbar daneben — liegt ein besonderer Zugang mit überdeckter Vorfahrt. Neben der kaiserlichen Loge schließen sich rechts und links je eine Fremden- und an diese je 5 weitere Logen an, deren letzte an die Proszeniumslogen stoßen. Die 3 Sitzreihen vor den Logen — Unterlogen gibt es nicht — führen die Bezeichnung Balkon. Wie das Parkett, so wird auch der I. Rang von breiten Wandelgängen mit Garderoben, Toiletten und unmittelbar auf offene Galerien führenden Ausgängen umgeben. Überhaupt gibt es wohl kein zweites Theater, in dem in so hohem Maße eine fast absolute Sicherheit des Publikums gewährleistet ist, da von jedem Platz des Zuschauerraumes aus mit wenig Schritten die ins Freie führenden Ausgänge erreichbar sind. An beide Enden der Wandelgänge stößt das ungemein geräumige Foyer, das sämtliche Besucher des Parketts sowie des I. und II. Ranges bequem zu fassen vermag und einen imposanten Blick auf die Gänge und die dekorativ ungemein wirkungsvolle Haupthalle mit ihren Freitreppen gewährt. Zwei an beiden Seiten des Foyers sehr praktisch angebrachte Büfetts sowie je ein runder stimmungsvoller Salon dienen zur Einnahme von Erfrischungen. Wie den I., so umgeben auch den II. Rang Wandelgänge mit unmittelbaren Ausgängen auf offene Balkone, und wer in den Pausen das Foyer nicht aufsuchen will, findet auch hier zwei Büfetts aufgestellt. Eine besondere große Erfrischungshalle besitzt auch der III. Rang. Aus diesem sowohl wie aus dem II. Rang gelangt man in einem besonderen breiten Treppenhaus ins Freie. Die bequemen Plätze sind bis in den letzten Rang so angeordnet, daß von allen ein unbehinderter Ausblick zur Bühne möglich ist.

Die Architektur aller Zuschauerräume zeigt ein leichtes Barock mit Louis-Seize-Motiven, während die kaiserlichen Räume im Stuck eine glückliche Nachahmung des Wilhelmsthaler Rokoko aufweisen.

Der Kern des Bühnenhauses, die Bühne selbst, ist in Abmessungen gehalten, wie sie größer und günstiger wohl nirgends gefunden werden. Die Vorderbühne ist 30 m breit und 20 m tief: dazu kommen zwei Seiten- und zwei Hinterbühnen, so daß

die Gesamttiefe 40 m beträgt. Daß nur die modernsten Einrichtungen nach den erprobtesten Errungenschaften moderner Technik getroffen wurden, ist bereits bekannt. Von der Bühne führen unmittelbare Zugänge zu den Dekorationsmagazinen, den Künstlergarderoben und den großen feuersicheren Treppenhäusern. Auch für die Sicherheit des Bühnenpersonals ist durch direkte Ausgänge ins Freie ausreichend gesorgt. Probebühne und Probesaal sind in geräumigen Dimensionen gehalten; Heizungs-, Lüftungs- und elektrische Beleuchtungsanlage wie auch die hydraulischen Anlagen wurden nach den neuesten Erfahrungen in der gediegensten und vollkommensten Weise ausgeführt. In bezug auf die Feuersicherheit wird die neue Hofbühne vorbildlich an erster Stelle stehen; ihr ist hier noch über die polizeilichen Vorschriften hinaus Rechnung getragen worden. Wie schon gesagt wurde, führen breite Gänge und Treppen mit unmittelbaren Ausgängen zu den jedem Rang vorgelagerten Balkonen, von denen massive Treppen sofort auf die Terrassen führen. So ist ein fabelhaft schnelles Entleeren des Theaters bei Feuersgefahr ermöglicht. Daß die Ausschaltung des Holzes (abgesehen etwa von den Garderobetischen u. a.) im ganzen Gebäude eine große Rolle spielt, mag in diesem Zusammenhang noch besonders erwähnt sein. Um bei einem ausbrechenden Brand Rauch und Flammen nicht in den Zuschauerraum gelangen zu lassen, sind im Bühnenhaus große Klappen angelegt; sobald sich das den Zuschauerraum vom Bühnenhaus trennende starke eiserne Schiebetor schließt, öffnet sich im Proszenium eine Gasse, die den Rauch abziehen läßt, ehe er in den Zuschauerraum gelangen kann, während gleichzeitig eine Berieselungsanlage das Schiebetor vor dem Angriff der Flammen schützt. Diese zwischen Zuschauerraum und Bühne liegende Gasse, die beide völlig trennt und den Blick zum freien Himmel ermöglicht, stellt wohl das Idealste dar, was auf dem Gebiet der Feuersicherheit im Theater erreicht werden kann; hier wird das denkbar Möglichste getan, um nicht nur das Publikum gegen Feuer- und Rauchgefahr zu schützen, sondern ihm auch die nötige Sicherheit zu geben, um im Fall eines Brandes in aller Ruhe das Theater verlassen zu können. Wo auch immer man in Europa in absehbarer Zeit ein Theater größeren Stiles zu errichten beabsichtigt, da wird man sich zuvor mit den Einrichtungen vertraut machen müssen, die hier an der neuen Kasseler Hofbühne in mustergültiger Weise in die Praxis übersetzt wurden.

Möglichste Sicherung des Publikums gegen Feuersgefahr und praktische Ausnutzung des Raumes, das sind die beiden Momente, die dem Besucher als die Hauptfaktoren bei der Anlage des neuen Hoftheaters in die Augen springen, das auch in architektonischer Hinsicht eine wertvolle Bereicherung der Monumentalbauten unserer Residenz bildet. H.



Das Neue Königliche Theater zu Kassel.

Ansicht von der Au aus.

Gottsucher.

Von Lotte Gubalke.

(Schluß.)

Luzille kehrte sich wenig an die Drohung. Sie lief wie der Wind davon, — durch den Garten hinter dem Haus geradewegs in die Totenhofsgasse. Da begegnete sie einem alten mageren Herrn in gelbem Nankinganzug und grauem Zylinder. Neben ihm lief ein gelber Rattenpinscher.

„Na, Mamsell Luzillchen, wohin so geschwind?" Er hielt sein spanisches Rohr quer vor, so daß sie nicht vorbeikonnte. Gleichzeitig bellte der Pinscher.

„Ritter Schellhaas, lassen Sie mich vorbei, — ich muß Herrn Köster etwas fragen!"

„So so so so! Was willst du ihn denn fragen?"

„Ob es einen Gott gibt!"

Schellhaas, der sich sein Eisernes Kreuz in einer heißen Schlacht verdient hatte, schulterte seinen Rohrstock und sah Luzille mißbilligend an. „Luzille, Luzille! Was soll unsereins zu dergleichen respektlosen Fragen sagen! Ob es einen Gott gibt? — So so so so!"

„Karl Melles Mutter starb, weil ihr Mann sie schlug —"

„Ich habe es hier nicht mit Karl Melle zu tun, einzig mit dir. Laß dir von mir bestätigen, daß es einen Gott gibt."

„Warum litt er denn, daß diese Frau geschlagen wurde und starb?"

Ritter Schellhaas rief kurz entschlossen: „Das weiß der Teufel! Manchmal läßt ihn Gott eine Zeit gewähren. — Paß mal auf! Erst Jena und Austerlitz, und dann der Sieg! — So war es damals, und so ist's heute."

Das Kind sah den Alten von der Seite an. Das war auch keine richtige Antwort.

„An den Teufel glaub ich nicht!"

„Das mußt Du aber, mein Mamsellchen, das mußt du!"

„Nein ich muß nicht! Karl Melle . . ."

„Dieser Knabe scheint mir Anlage zur Freigeisterei zu haben. Ich werde mit deinem Vater reden!"

Das war nun schon der zweite, der das wollte.

Ehe Schellhaas sich's versah, lief Luzille an ihm vorbei. „Den Burschen werd' ich mir näher ansehen!" Er hob drohend seinen Stock und rief den Hund zurück, der bellend hinter dem Kinde hersprang.

* * *

Herrn Kösters Haus lag in einem Garten. Die grüne Tür in der Mauer, die ihn umgab, war schwer aufzuklinken. Luzille hing sich mit beiden Händen an den Griff, da gab sie nach. Vor dem Hause, das mit Waldreben überwachsen war, plätscherte leise im Sonnenschein ein Springbrunnen. In der Luft lag ein Duft von Zentifolien, Lilien und bitterlichem Geruch der Lebensbäume.

Das Kind flog die Treppe hinauf und stürmte in Daniel Kösters Zimmer. Er legte lächelnd sein Buch zur Seite, und ehe er ein Wort fragen konnte, rief Luzille: „O, Herr Köster, zeigen Sie mir Gott, — das Bild von ihm in Ihrem Buch! Und wäre es möglich, daß es auch Karl Melle sieht? Ich will ihm beweisen, daß es einen Gott gibt!"

„Setze dich erst und komm' zu Atem!"

„Ich kann nicht! Verstehen Sie mich doch, — er soll es glauben! Karls Mutter ist totgestoßen . . ."

Und nun wiederholte sie diese trostlose Tatsache. Daniel Köster nahm das Kind bei der Hand und drückte es sanft in einen Sessel. „Soooo! Ruhe, kleine Stürmerin!"

„Lieber Herr Köster . . ."

„Kannst du nicht etwas Geduld haben?"

„Ah so, — Sie wissen es auch nicht! Und zum Schluß erzählen Sie es meinem Vater, wie Christian und Ritter Schellhaas!"

„Da hast du das Bild, — und Karl kann es auch sehen; aber er wird davon nicht gläubig werden."

Luzille lehnte müde den Kopf zurück. „Nun habe ich mich so abgehetzt, und nun ist es umsonst!"

Daniel Köster lächelte. „Wir müssen alle warten, bis Gott selbst zu uns spricht."

„Wie denn?"

„Ähnlich so: Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus dem Diensthaus geführt hat."

„Was tut man in einem Diensthaus?"

„Man dient falschen Göttern!"

„Ah, — ich weiß, — einer weißen Frau ohne Arme!"

„Wie kommst du darauf?"

„Karl hat sie gesehen, — ein Italiener hat sie gehabt."

„Ich werde mich selbst um Karl Melle kümmern!"

„So seid ihr alle, keiner sagt es genau!"

„Geh' hinunter in den Garten. Ich komme gleich nach, dann gehen wir zusammen zu deinem Freund Karl."

Als das Kind hinausgegangen war, sah er noch eine Zeitlang auf das Bild der Dreieinigkeit, nickte und sprach: „Keine anderen Götter neben mir, — und ist doch alles nur ein Bildnis und ein Gleichnis." — Und dann schlug er eine Seite um, da war das Bild der büßenden Magdalene. „Keine andern Götter . . . Aber das ist ein steiler, dorniger Pfad, der zu dieser Erkenntnis führt."

Dann ging er hinab zu Luzille und selbander mit ihr zurück durch die Gasse. Sie trug auf einem Blatt einige rote Beeren, die wollte sie Karl bringen — statt einer Antwort auf seine Zweifel an Gott.

„Ich will erst bei deinem Vater vorsprechen. Gehe einstweilen zu deinem Freund Karl.“

* * *

Luzillens Vater war nicht allein. Ritter Schellhaas war bereits bei ihm. Er reichte dem Eintretenden die Hand. „Ist es nicht beschämend für mich, daß sie mich übergeht?“

Köster lächelte fein. „Sie ahnt deine Wissenschaftlichkeit.“

„Ja, ich streite nicht gern um Dinge, die ich nicht messen und wägen kann.“

„Gefühlstatsachen!“ meinte Köster.

Ritter Schellhaas aber rief: „Tod und Teufel! ich habe diese beiden so oft aus dem Felde geschlagen, folglich gibt es einen Gott!“

„Tun wir lieber etwas für diesen Jungen, — bringen wir ihn in eine geeignete Umgebung“, entschied der Doktor.

„Diese Umgebung war sehr geeignet für ihn. Auf Samt und Seide wäre er vielleicht nicht zum Grübeln und Zweifeln gekommen.“

Luzillens Vater sah sich seinen Freund lächelnd an. „Wer kann das entscheiden?“

Aber sie stritten nicht länger, sondern vereinigten sich in dem Vorhaben, Karl Melle in eine gute Schule zu schicken, überzeugt, daß der Alte froh sein würde, das Kind los zu sein.

* * *

Als Luzille vorsichtig, ihre Beeren auf einem Blatt, sich Melles Hause näherte, fand sie die Haustür zwar offen, doch die Stube leer. Auch im Ziegenstall fand sie Karl nicht. Aber vom Boden her hörte sie ein leises Stöhnen, manchmal unterbrochen von bitterm Schluchzen. Sie kletterte zur Leiter hinauf. Nur mühsam unterschied sie in der Dunkelheit die einzelnen Gegenstände. Heu und Stroh war wüst in der einen Ecke aufgepackt, nahe an einem Lattenverschlag. Von da kam das Weinen.

„Karl,“ rief das Kind, „Karl, bist du da?“

Als nur trostloses Schluchzen ertönte, schlich sie mutig im Halbdunkel auf den Verschlag zu.

Jetzt bemerkte sie der Knabe. „Um Gottes willen, komm' nicht näher!“

Aber sie kam doch.

Was sie dann sah, vergaß sie niemals. Auf Karls Bett lag kalt und bleich der alte Melle. Karl kauerte daneben. Sie starrte entsetzt auf das grauenvolle Bild. Kein Laut kam über ihre Lippen.

Jetzt sprang Karl auf und drängte sie zurück. „Er hat sich erhängt! Ich kam zu spät — er ist tot! — Geh', so etwas sollst du nicht sehen!“

Luzille wußte anfänglich weder Trost noch Rat. Grauen und Entsetzen schüttelten sie. Endlich riß sie sich gewaltsam los: „Ich hole Hülfe!“

Atemlos kam sie im Zimmer ihres Vaters an. Da standen noch die drei Freunde. „Er ist tot! — O kommt, kommt schnell!“

„Wer ist tot?“ fragten alle wie aus einem Munde.

Da erzählte sie mit leidenschaftlichen Worten, was sie eben erlebt.

Der Ritter schwang sein spanisches Rohr. „Der Teufel hat ihn zu unser aller Heil geholt!“ Die mißbilligenden Blicke seiner Freunde sah er nicht.

„Was faul ist, muß zugrunde gehen und tut noch im Untergang seine gottgewollte gute Wirkung“, dachte Daniel Köster. Laut aber sagte er: „Friede seiner unsterblichen Seele!“

Doktor Kordemann zuckte etwas ungeduldig die Achseln und mahnte dann zur Tat.

* * *

Jakob lag an der Kirchhofsmauer neben andern Selbstmördern, und sein Sohn schlief nun in einem sauberen Bett. Köster hatte ihn zu sich genommen und bereitete ihn selbst für das Gymnasium vor. Aber Karl Melle lag manche Stunde nachts wach und zergrübelte sich in dem Gedanken an Gott und an die Ungerechtigkeiten, die seine Mutter erduldet hatte. Köster redete niemals eindringlich auf ihn ein. Er ließ dem Schmerz seiner Kinderseele Raum, ließ auch seine Tränen ungehemmt fließen, denn er wußte, daß sie das Leid von seiner Seele schwemmen würden. Nur manchmal sagte er: „Die Exempel auf deiner Schiefertafel gehen immer auf, und die Rätsel des Lebens werden sich in liebliche Wunder wandeln, die deine ahnende Seele verstehen wird.“

Da, wo Melles Haus stand, das die Stadtväter wegen Baufälligkeit abreißen ließen, pflanzte man eine Linde. Der ärmliche Brunnen auf Melles ehemaligem Hof bekam ein neues Kleid, niemand traute dem schmucken Platz zu, daß hier vor kaum ein paar Monaten das Elend zu Haus war.

* * *

An einem wundervollen Augusttag, fünfzehn Jahre später, trafen sich Karl und Luzille auf dem Friedhof ihres Heimatstädtchens. Das Leben mit seinen Schicksalen war an ihnen vorbeigerauscht, hatte sie nach West und Ost trennend geführt.

Karl hatte an einem verwilderten Grab, das von einem Holunderbusch beschattet war, in traurigen Gedanken gestanden, immer wieder die brennende Frage im Hirn: Wo ist Gott? — Er war zu einem

Manne herangereift, der alle Anforderungen, die seine Lehrer und Wohltäter an ihn gestellt hatten, erfüllte.

Luzille hatte Spätrosen auf ihrer Mutter Grab getragen, und als sie den einsamen Grübler am Grabe des Selbstmörders stehen sah, kam wieder die heiße Sehnsucht über sie, ihm zu beweisen, daß Gott sei. Sie war noch von der gleichen Kinderungeduld beseelt.

Karl fuhr erst aus seinem Sinnen auf, als sie dicht vor ihm stand. „Fräulein Luzille . . .“

Es klang verlegen und doch erfreut.

„Lieber Karl, wie geht es Ihnen?“

Warum nannte sie ihn ‚lieber Karl‘? — Niemand sprach so zu ihm, nicht einmal seine Mutter hatte ihn so genannt. — Arme Leute haben keine Zeit, sich mit Worten zu liebkosen.

Als ob sie seine Gedanken erraten hätte, sagte sie entschuldigend: „Ich dachte an unsere Jugend. Immer halfen Sie mir treulich.“

„Sie erinnern mich an die glücklichsten Stunden in meinem Leben!“

Sie schwieg und dachte daran, daß sie damals nicht das erreicht hatte, was sie wollte, als sie davonlief, um ihm das Bild von Gott zu holen.

Und wieder begegneten sich ihre Gedanken.

„Sie sind mir etwas schuldig geblieben, Fräulein Luzille, — das Bild Ihres Gottes! Ich lernte an ein nie gebrochenes Schweigen glauben, das uns als Antwort auf eine Frage nach ihm wird.“

Luzille sagte: „Man kann ihn fühlen und finden!“ Ihre Worte klangen wie eine leise Melodie.

Wieder schwiegen sie beide.

Sie gingen langsam zwischen den Gräberreihen entlang und bogen nun auf den breiten Hauptweg ein, der von alten Ulmen eingefaßt war.

Ihm schoß durch den Sinn, daß er bei allen „anderen“ Göttern zu Gast gewesen sei, auch bei der schönen weißen Göttin ohne Arme.

Eine brennende Röte stieg in sein Antlitz, als sein Blick die stille Mädchengestalt an seiner Seite streifte. Fast klagend sagte er: „Warum waren Sie so ferne von mir all die langen Jahre, Luzille?“

„Ich habe oft von unsrer gemeinsamen Jugendzeit geträumt!“

„Ich war schuld daran, daß Sie so früh in dunkle Abgründe blickten . . .“

„Sie waren es, der mich antrieb, Gott zu suchen . . .“

„Sie fanden ihn?“

Es klang fast wie mitleidiger Spott. Vielleicht antwortete sie deshalb nicht. Ihre feinen Nasenflügel bebten, gerade so wie damals, als sie mit ihm auf der Mauer saß und über Gott stritt.

Er aber wurde beredt in dem Bestreben, seinen Standpunkt zu verteidigen. Und je länger er sprach, desto mehr geriet er in Eifer, denn ihre großen stillen Augen, die forschend auf seinem Antlitz ruhten, spornten ihn an.

„Ich sagte Ihnen schon: Mir wurde nie eine Antwort auf meine Frage: Was ist Gott? Er und alle Götter neben ihm unterliegen dem Wandel der Zeiten. Menschenfurcht hat sie gebildet. Und es ist alles wie eine große, gewaltige Flamme, die sich selbst erzeugt und selbst verzehrt. Immer eine andre und nur scheinbar die gleiche . . .“

„Sie irren, Karl! Die ewige Liebe formte den Gott, der uns erhält, nein, er selbst ist die Liebe! Und sie kennen nicht den freudigen Geist . . .“

„Überall, auch in der lockendsten Frucht, fand ich den Wurm, — den Keim für ein häßliches Ende.“

„Im häßlichsten Ende, in Moder und Verwesung schlummert der Keim für ein neues Leben.“

„Sie schwärmen! Womit wollen Sie das beweisen?“

„Beweisen? — Ach Karl, ich glaube, daß unser Grundsinn nicht im Auge liegt, der liegt in der Seele. Es ist nicht das Schauen, was uns weise und wissend macht, es ist das Fühlen, das Ahnen, das Glauben, — das sind Gefühlsgewißheiten!“

„Gefühlsgewißheiten?“ Er lächelte wieder.

Nun gingen sie durch die Friedhofspforte, an einem schilfbewachsenen Weiher entlang, auf einem schmalen Pfad, der bergan führte nach den waldigen Höhen, zu deren Füßen die kleine Stadt lag.

Luzille schritt jetzt auf dem schmalen Weg voran, und er erkannte in allen ihren Bewegungen die Luzille seiner Kindertage wieder, — ein wenig Hast, ein wenig leidenschaftliche Ungeduld und ein so fester, guter Wille. Das knappe, dunkle Lodenkleid paßte zu ihr. Es zeigte ihre schönen, kräftigen Formen und behinderte keine ihrer Bewegungen.

Jetzt waren sie auf dem Hügel angelangt. Es war ganz still ringsum unter den fruchtbeladenen Bäumen. Die Vögel schwiegen, und kein Lüftchen bewegte Zweige und Bäume. Ein Flimmern lag in der Luft. Manchmal schloß er sekundenlang die Augen. Da kam ihm ein wundersames Erinnern an den Erzieher, an Daniel Köster und an seine Worte: Das Rätsel wird sich dir in ein liebliches Wunder wandeln . . .

Da legte plötzlich Luzille ihre Hand auf seinen Arm. „Karl, ich möchte Sie so gern ganz glücklich sehen; und glücklich sind nur die Menschen, die starke Herzen haben, — starke Herzen durch Gnade.“

Er wollte fragen: Warum wollen Sie mich glücklich sehen? — aber er brachte kein Wort über seine Lippen. Er sagte nur: „Der Mensch ist nicht auf dieser Erde, um glücklich zu sein.“

Wie er jetzt in ihre strahlende Augen sah, da hatte sich wirklich das Rätsel seines Lebens in ein holdes Wunder gewandelt. Er sagte nur: „O Luzille . . . .“

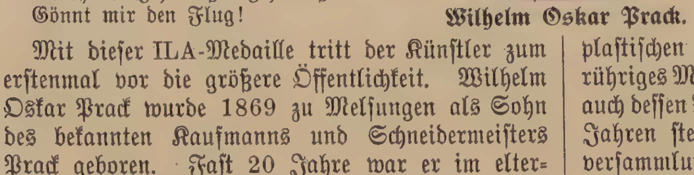
Und dann gingen sie zusammen heimwärts, und Karl lernte den freudigen Geist kennen und wußte, daß es für den, der richtig fragt, kein ungebrochenes Schweigen mehr gibt!

Ein hessischer Bildhauer.

Wie wir bereits in unserer letzten Nummer mitteilten, erhielt der Bildhauer Wilhelm Oskar (nicht Otto) Prack beim Medaillen-Preisausschreiben der Frankfurter Internationalen Luftschiffahrts-Ausstellung unter 60 Bewerbern den ersten Preis. Der zur Anfertigung angenommene Pracksche Entwurf, dessen Wiedergabe wir noch zu bringen gedenken und der bereits auf dem Titelblatt der Nr. 3 der offiziellen Wochenrundschau ILA dargestellt ist, bietet in der Tat eine sehr feinsinnige Lösung der gestellten Aufgabe: er lehnt sich an das Euphorionmotiv aus Goethes „Faust II. T.“ an und trägt auch als Inschrift die Worte des sich von Bergeshöhe in die Lüfte werfenden Euphorion:

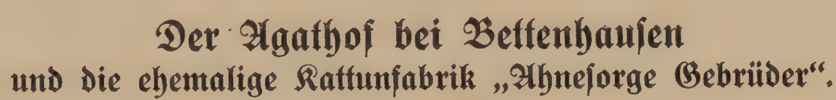
Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muß! Ich muß!
Gönnt mir den Flug!

Wilhelm Oskar Prack.



Mit dieser ILA-Medaille tritt der Künstler zum erstenmal vor die größere Öffentlichkeit. Wilhelm Oskar Prack wurde 1869 zu Melsungen als Sohn des bekannten Kaufmanns und Schneidermeisters Prack geboren. Fast 20 Jahre war er im elterlichen Geschäft tätig und konnte sich nur in den Mußestunden seiner Neigung zur Modellierkunst widmen, die sich immerhin auch schon praktisch betätigte. So fertigte er zum 400. Geburtstag Philipps des Großmütigen und zum 100jährigen Todestage Schillers künstlerische Plaketten an; auch modellierte er die plastische Frauengestalt am Luftkurhotel „Lindenluft“, schuf den künstlerischen Außenschmuck seines väterlichen Hauses und den beim Eingang nach der neuen Brücke in Melsungen aufgestellten Rautendeleinbrunnen. Vor einigen Jahren entschloß er sich, sich ganz der Kunst zu widmen, und siedelte nach Frankfurt a. M. über, wo er bei Kowarzick studierte. Die hier beigefügten Reproduktionen mögen einen Einblick in sein bisheriges Schaffen gewähren.

Wilhelm Oskar Prack hofft im kommenden Herbst in Kassel eine Kollektivausstellung seiner plastischen Arbeiten veranstalten zu können. Als rühriges Mitglied des hessischen Geschichtsvereins ist er auch dessen Mitgliedern nicht unbekannt. Noch vor vier Jahren stellte er anläßlich der Melsunger Wanderversammlung des Geschichtsvereins die reichhaltige Altertumssammlung im dortigen Rathaus zusammen.



Der Agathof bei Bettenhausen
und die ehemalige Kattunfabrik „Ahnesorge Gebrüder“.

Von Julius Diemar.

(Fortsetzung.)

Unter dem gleichen Datum des 11. April 1811 [1]) wurde zwischen dem ‚Mandatarius der Ahnesorgischen Erben, dem Maire Wilhelm Schulze aus Celle‘, und dem Fabrikanten Jakob Christoph Nerong ein weiterer Vertrag [2]) abgeschlossen, den auch die Gattin des letzteren, Marie Margarethe,

[1]) Wohl nachmittags (die Verhandlung dauerte laut Protokoll 3 Stunden).

[2]) Vor dem Königl. Westfäl. Notar des Kantons Waldau, Distrikt Kassel, Johannes Gundlach. Diese Verhandlungen fanden statt in der Wohnung Nerongs auf dem Agathof. Zeugen waren: George Wilhelm Rüde, Assessor beim Collegio Medico, und Kaufmann Heinrich Schulz, beide aus Kassel.





Plastische Schöpfungen von
Wilh. Oskar Prack, Frankfurt a. M.





geb. Spindler, anerkannte. Das Fideikommißkapital wurde auf nur 62 450 Rtlr. festgesetzt, entgegen dem von Spindler anerkannten Betrag von 87 450 Rtlr. Die Differenz von 25 000 Rtlr. wurde, laut Quittung des Maire Wilhelm Schulze in Gemeinschaft mit dem Friedensrichter W. Schär aus Bodenbostel vom 13. April 1811, an die Ahnesorgeschen Fideikommißerben ausbezahlt. Ob der Grund, die Testamentsbestimmungen des Peter Gottlieb Ahnesorge nicht weiter einzuhalten, darin zu suchen ist, daß nach kgl. westfälischem Recht das Fideikommiß inzwischen eigentlich ungültig geworden war[3]), oder ob der Grund ein anderer war, ist nicht recht ersichtlich, Tatsache ist, daß es den beiderseitigen Wünschen zu entsprechen schien, das Fideikommiß mit der Zeit verschwinden zu lassen. Jakob Christoph Nerong verpflichtet sich in dem erwähnten Vertrage nämlich ferner, mit dem 1. Januar 1814 beginnend, jährlich 6000 Rtlr. abzutragen, ‚bis die ganze Summe getilgt sei'.

Diesen Verpflichtungen ist aber Nerong nicht nachgekommen und hat nichts weiter abgetragen, was ihm bei den inzwischen immer ungünstiger gewordenen geschäftlichen Verhältnissen wohl auch nicht möglich war. Schon Spindler scheint in den letzten Jahren nichts mehr verdient, sondern zugesetzt zu haben, denn er schreibt nachher in seinem Testament vom 9. Juli 1815, daß sich sein Vermögen ‚durch die seit 1806 eingetretenen Zeit-Umstände, in denen das Fabrikgeschäft immer weniger und am Ende fast keinen Gewinn mehr einbrachte', bedeutend vermindert habe. Er gibt sein Vermögen dann auf etwa 36 000 Rtlr. an, während nach seinem am 25. Dezember 1817 erfolgten Tode die Erbmasse, die am 5. April 1819 zur endgültigen Verteilung gelangte, nur noch 27 074 Rtlr. 8 Alb. 1 Hlr. betrug. Finanzrat J. C. L. Spindler, der also einen bedeutenden Rückgang in der geschäftlichen Entwickelung der Agathöfer Kattunfabrik erleben mußte, ruht auch auf dem ehemaligen Bettenhäuser Friedhof bei der Kirche, wo ein eisernes Kreuz, das sein Grab geziert hat, heute noch vorhanden ist.

Sein Nachfolger, Jakob Christoph Nerong, hat offenbar von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, die sich wohl in der nächsten, kriegerfüllten Zeit vor und nach Wiederherstellung des Kurfürstentums Hessen im Jahre 1813 noch steigerten. Auch die nun folgende Friedensperiode blieb noch lange wirtschaftlich matt, und bei der gedrückten Lage des Geschäfts verschlechterten sich die finanziellen Verhältnisse Nerongs immer mehr, wennschon ihm durch Kurfürst Wilhelm I., mit Reskript vom 10. Januar 1817, noch der Charakter eines Kommerzienrates ‚wegen des tätigen Betriebes seiner Fabrik' verliehen worden war.

Als Kommerzienrat Jakob Christoph Nerong am 29. März 1832 starb (er wurde auf dem alten Bettenhäuser Friedhof an der Leipzigerstraße beigesetzt), hinterließ er, laut seines am 25. März auf dem Sterbebett errichteten Testamentes, seinem einzigen Sohne Heinrich Gottfried Nerong, geboren auf dem Agathof am 21. April 1806, das Geschäft in arg verschuldetem Zustand.

Heinrich Gottfried Nerong, der dem Vater schon seit einigen Jahren tätig zur Seite gestanden hatte, bemühte sich nun mit aller Energie, das Geschäft zu halten und in die Höhe zu bringen. Die hierzu unter anderen notwendigen Unterhandlungen mit den Ahnesorgeschen Fideikommißerben führten am 4. Januar 1834 zu folgendem Vergleich. Eine Linie der Erben wurde mit 2000 Rtlr. abgefunden (Quittung vom 25. März 1834). Die übrigen Erben, vertreten durch ihren ‚Mandatarius' Amtmann Schär zu Celle, erklärten sich bereit, gegen Zahlung von 8000 Rtlr. im Laufe des Jahres 1834 das Ahnesorgesche Fideikommiß, das ja eigentlich durch die eingetretene Absorbierung des Kapitals bereits aufgehoben war, ‚für vollständig erledigt und nicht mehr bestehend zu erkennen'. Um nun diese 8000 Rtlr. und andere, von seinem Vater übernommene Schuldforderungen begleichen zu können und neues Betriebskapital zu erhalten, hatte H. G. Nerong sich entschlossen, zu versuchen, eine Hypothek der Landeskreditkasse auf den Agathof zu bekommen. Vor allem bemühte er sich daher, seitens der kurfürstlichen Regierung einen förmlichen Erbleihebrief, der seinem Vater nie erteilt worden war, zu erhalten. Dieser wurde ihm auch endlich, nach Beschluß des kurfürstl. Gesamt-Ministeriums vom 9. Oktober 1835, durch die kurfürstl. Ober-Finanzkammer am 12. April 1836 erteilt.[4]) Aus dieser Urkunde erfahren wir dann, daß die in der Tat ‚beabsichtigte Vererbleihung des oft gedachten Agathofes' an seinen so langjährigen Besitzer Jakob Christoph Nerong ‚unter den in einem Beschluß kurfürstl. Staats-Ministeriums vom 5. April 1826, Abth. der Finanzen, enthaltenen Bedingungen, wegen des inmittelst erfolgten Ablebens (am 29. März 1832) nicht hat

[3]) Das westfälische Recht bestimmte, daß derartige Fideikommisse nur noch für den nächsten Sukzessionsfall Gültigkeit behalten sollten, der zum Teil bei den Ahnesorgeschen Erben bereits überschritten war. Nach 1813, in Hessen durfte ein derartiges Fideikommiß allerdings vier Grade durchlaufen.

[4]) Der Erbleihebrief kostete 20 Rtlr. 22 Gr. Stempelgebühr.

zu Stande gebracht werden können.'[5]) Da nun ,dessen Sohn, der Kattunfabrikant Heinrich Gottfried Nerong, welchem bereits seit mehreren Jahren, während mit ihm wegen der Vererbleihung des Agathofes unterhandelt worden, derselbe nebst dessen Zubehörungen unter gewissen Bestimmungen zur Benutzung überlassen worden, um Übertragung der Erbleihe nachgesücht hat,' so wird jetzt diesem der Agathof wirklich ,unter nachfolgenden Bedingungen zur wahren Erbleihe eingegeben und überlassen'. Erbleihegebühr ist für die Zeit vom 1. Januar 1832 (!) an zu entrichten. Und zwar für 1832 und 1833 je 52 Taler 12 Gute Groschen, für 1834 bis 1837 je 102 Taler 12 Gute Groschen, für 1838 und 1839 je 130 Taler. Vom Jahre 1840 an ist dann der volle Erbzins mit 180 Talern zu entrichten. Besondere Freiheiten, wie den früheren Beständern wurden in diesem Erbleihebrief von 1836 nicht zugestanden, auch wurde der Fabrikbetrieb für gewisse Fälle, namentlich bei eingreifenden Änderungen desselben, der Beaufsichtigung des leitenden Ausschusses des Kasseler Handels- und Gewerbe-Vereins unterstellt, unter Zuziehung eines Mitgliedes der Ober-Finanzkammer.

Nunmehr wurde dann durch Reskript der Ober-Finanzkammer vom 2. April 1837 H. G. Nerong gestattet, ein Darlehen von 25000 Taler auf den Agathof zu erborgen. Ein diesbezügliches Gesuch bei der Kasseler Landeskreditkasse wurde ihm aber nach langen Verhandlungen eben wegen des Erbleiheverhältnisses abgeschlagen. Nerong ließ jedoch nicht nach: am 3. Dezember 1838 stellte er ein neues Gesuch um 20000 Taler, und da auch dieses abgelehnt wurde, am 12. September 1839 ein gleiches um 16000 Taler. Aber immer fand er noch keine Gewährung. Endlich, laut Beschlusses der Direktion der Landeskreditkasse vom 12. Mai 1840, ward ihm, auf Grund eines erneuten Gesuches, mit etwa 40 Anlagen, vom 27. April 1840, eine Hypothek in Höhe von 16000 Talern bewilligt. Bei dieser langen Verzögerung war es H. G. Nerong nur dadurch möglich, sich zu halten, daß ihm inzwischen seitens des Handels- und Gewerbevereins 5000 Taler vorgeschossen worden waren. Dieser Betrag wurde bei Auszahlung der Hypothek zurückerstattet.[6]) Ferner erhielten jetzt die Ahnesorgeschen Fideikommißerben gemäß der mit ihnen am 4. Januar 1834 getroffenen Vereinbarung, die inzwischen mehrfach prolongiert worden war, die vertraglichen 8000 Taler, worauf der Mandatarius Amtmann Schär am 12. Juli 1840 das Ahnesorgesche Fideikommiß, namens der Erben, für endgültig beglichen erklärte.

Inzwischen hatte H. G. Nerong am 4. Juni 1838 geheiratet und durch seine Frau Vermögen bekommen. Dadurch und mit Hilfe der ihm aus der Hypothek von 1840 verbleibenden 3000 Taler gelang es ihm, die Kattunfabrik wieder in die Höhe, ja vorübergehend zu großer Blüte zu bringen. Inzwischen war auch der Betrieb vervollkommnet worden. Die erste Dampfkesselanlage scheint zwischen dem 27. Juni 1837 und dem 25. November 1838 angelegt zu sein. Überhaupt hat H. G. Nerong in dieser Zeit verschiedene Neuanlagen und Verbesserungen ausführen lassen, wie man aus einer Taxation vom 27. Juni 1837[7]) und einer Nachtrags-Taxation vom 25. November 1838[8]) ersieht. Außerdem liegt noch eine vom Ober-Bergrat Henschel aufgestellte Taxation vom 29. Dez. 1836 über das dem Agathof zustehende Wassergefälle vor, in der die vorhandene Wasserkraft gleichgesetzt wird einer 6pferdigen Dampfmaschine und für diese auf den Tag berechnet wird 3 Maß gute Braunkohlen zu 10 Gute Groschen = 1 Taler 6 Gute Groschen, ein Wärter und ein Junge zur Hilfe = 9 Gute Groschen, an Schmiere = 5 Gute Groschen, in Summa 1 Taler 20 Gute Groschen. Diese Wasserkraft war und ist ein wichtiges Besitzstück des Agathofs. Sie hatte bis dahin die alleinige Betriebskraft der Fabrik geliefert.

Nach dem Tode Kurfürst Wilhelms II. erhielt Heinrich Gottfried Nerong am 8. Januar 1848 einen erneuerten Erbleihebrief von der Ober-Finanzkammer zugestellt, wie ein solcher ,bei sich zutragenden Veränderungsfällen' jedesmal einzulösen war.[9]) Jedoch eben dieses Jahr 1848 machte dann in Kurhessen den althergebrachten Einrichtungen des sogen. geteilten Eigentums ein Ende. Durch die damalige einschneidende neue Gesetzgebung wurde aller Lehns-, Leihe-, Meier-, Erbpacht- oder sonstige gutsherrliche Verband gegen nachträgliche Entschädigung aufgehoben. So hörte auch für den Agathof das bisherige Erbzinsleiheverhältnis auf, er wurde zum vollen Eigentum der Familie Nerong.

[5]) In 6 Jahren. O heiliger Bureaukratius!

[6]) Die Quittung ist am 17. Juli 1840 von Münz-Verwalter C. Jordan ausgestellt; ,vidit' Fulda.

[7]) Unterzeichnet von den ,Stadtgerichtstaxatoren: Stadtbaumeister Rudolph, Zimmermeister Kümmel, Maurermeister Maus'.

[8]) Nunmehr beglaubigt von der ,Deputation für das Schätzungswesen' Baukondukteur Koppen, Zimmermeister Kümmel, Maurermeister Maus. ,Gesehen' Müller, Stadtrats-Mitglied, Döll, Bezirksvorsteher.

[9]) An Stempelgebühren usw. waren von neuem 22 Taler 20 Gute Groschen zu entrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Eisenbahnempfangsgebäude im Direktionsbezirk Kassel.

Wer sich auf einer längeren Bahnfahrt die äußere Form der verschiedenen Empfangsgebäude einprägen wollte, dürfte diesen Versuch schon recht bald wieder aufgeben. Sie sehen sich, namentlich auf den kleineren Stationen, ähnlich wie ein Ei dem andren und haben fast ausnahmslos noch das miteinander gemein, daß sie durch ihre Stil- und Charakterlosigkeit die Gegend verunzieren. Einer Ausnahme hierin begegnen wir im Großherzogtum Hessen, besonders seitdem dort der Geh. Oberbaurat Professor Karl Hofmann der Bauabteilung des hessischen Ministeriums vorsteht. Aber auch anderwärts kommt man, wenn auch erst allmählich, zu der Einsicht, welche Sünden wider den guten Geschmack man bisher durch einseitige Betonung der technischen Gesichtspunkte, durch öde Wiederholung nüchterner, nach der Schablone entworfener Zweckbauten, begangen hatte. Es ist noch nicht halten hat, hat man sich bemüht, alles das fernzuhalten, was das Dorfbild beeinträchtigen könnte, und ist damit auch der billigen Forderung des Heimatschutzes gerecht geworden, sich der überlieferten Zimmerkunst auch im Geschoßbau anzuschließen. Wo es nicht möglich war, das Fachwerk sichtbar zu lassen, wandte man Verkleidungen mit Ziegeln, Schiefer, Schindeln oder Brettern an. Die Bretter nehmen ja, wenn sie ungestrichen bleiben, wie die Schindeln oder die Fachwerkhölzer, mit der Zeit von selbst jenen grauen Naturton an, der von den weißen Putzflächen so eigenartig absticht. Auch im Äußern der Gebäude ist, wo wie in der Schwalm und in der Marburger Gegend landesüblich, die Farbe zu ihrem Recht gekommen. Im übrigen ist für die massiven Untergeschosse durchweg ein bis zur Fenstersohlbank reichender Sockel aus Bruchsteinbossen und ein Bewurf von rauhem Putz zur Anwendung gekommen. Beim Dach lag das Zurückgreifen auf die Mansarde um so näher, als diese französische Dachform seit den Zeiten der Hugenotteneinwanderungen in Hessen niemals außer Mode gekommen ist. Der ästhetische und praktische Vorzug, im Äußern ansehnliche Dachflächen, im Innern behagliche und warme Zimmer zu bieten, begründen die Wiederaufnahme des Knickdaches in der Neuzeit hinreichend. Zur Dachdeckung haben je nach der Gegend Biberschwänze, Pfannen oder deutscher Schiefer Verwendung gefunden. Für die Grundrißgestaltung waren ministerielle Bestimmungen maßgebend. Im wesentlichen befinden sich im Erdgeschoß die Warte- und Diensträume, im Obergeschoß Wohnräume für die Stationsbeamten und gegebenenfalls für den Pächter der Bahnhofswirtschaft.



Empfangsgebäude in Treysa. Ansicht von der Bahnseite.

allzu lange her, daß man auch bei uns in Hessen noch unverdorbene Dorfanlagen und kleine Städte mit ihren Fachwerkbauten antreffen konnte, und wenn heute schon so manches Dorf, so manches Städtchen durch unpassende Bauten entstellt ist, so tragen daran nicht zuletzt die dort errichteten Schul-, Post- und Bahnhofsgebäude die Schuld, die ohne Rücksicht auf ihre landschaftliche und architektonische Umgebung stillos in diese hineingebaut wurden und als „städtische" Bauten da, wo sich der alte Besitzstand lichtete und neues an seine Stelle trat, auch für den Bauern und Kleinstädter leider vorbildlich wirkten.

Da ist es nun außerordentlich erfreulich zu sehen, daß sich seit einigen Jahren auch im Direktionsbezirk Kassel, der außer hessen-nassauischem Gebiet einen Teil von Westfalen und Südhannover umfaßt, der — vortrefflich gelungene — Versuch gemacht wurde, den vorgeschriebenen Grundriß des Empfangsgebäudes mit den überlieferten Formen des Holzbaues in Einklang zu bringen, wie das eine ganze Anzahl kleiner Eisenbahnempfangsgebäude zeigt. Hier, wo die Bahnstrecken waldreiche Gegenden erschließen und Dörfer berühren, in die der nüchterne Ziegelrohbau noch nicht seinen Einzug ge-

Bis jetzt sind solche Neubauten im Direktionsbezirk Kassel errichtet in Harleshausen, Röddenau, Speele, Teistungen, Großbodungen, Allendorf, Ludwigshütte, Lengefeld, Kölbe, Bleicherode, Gemünden a. d. Wohra, Berleburg, Paderborn, Treysa und Marburg. Sämtliche Entwürfe sind in der Hochbauabteilung der Eisenbahndirektion Kassel vom Land-

bauinspektor Dr. phil. et ing. A. Holtmeyer bearbeitet. Das einfachste Beispiel ist in dem Empfangsgebäude auf Bahnhof Harleshausen gegeben (siehe Abbild.). Die kleine geschlossene Halle enthält zu ebener Erde ausschließlich zwei Warteräume. Die Anlage einer Dienstwohnung erübrigte sich, da in nächster Nähe des Bahnhofes geeignete Wohnungen vorhanden waren. Der Sockel und das Eingangsportal sind aus roten Ziegelsteinen mit weißer Fugung hergestellt, der Putz grau getönt und das Holzwerk mit Karbolineum gestrichen. Die Kosten des Baues belaufen sich — ohne Grund und Boden — auf rund 8000 M. Mit einer größeren Reihe von Diensträumen ist z. B. das Empfangsgebäude auf Bahnhof Treysa (siehe Abbildungen) ausgestattet, dessen Mitte die durchgehende Halle aufweist. Das Obergeschoß der gestreckten Anlage nimmt die Wohnung des Bahnhofsvorstehers und des Wirtes ein. Auch dieses Gebäude ist lebhaft bunt gestrichen und auch im Innern nach den Grundsätzen der Farbigkeit behandelt. Die Ausstattung ist einfach, aber geschmackvoll und künstlerisch. So haben wir einen harmonischen, durchaus seinen Zwecken angepaßten Bau vor uns. Schönheit ist ein unaufdringlicher, aber zielbewußter Erzieher. Wenn durch solche charakteristischen und stilgerechten Bauten nach den gesunden Grundsätzen der modernen Bewegung mit Berücksichtigung des heimatlichen Materials wieder gute Beispiele eingeführt werden, dann ist zu erwarten, daß diese auch Nachahmung finden werden und man auch wieder Privatbauten errichtet, die nicht aus dem Rahmen ihrer Umgebung herausfallen. Eigenart und Stammeseigentümlichkeit sollen im Hausbau ebenso zum Ausdruck kommen wie in Tracht und Mundart.



Empfangsgebäude in Treysa. Ansicht von der Stadtseite.

Die neuen Empfangsgebäude im Direktionsbezirk Kassel haben bereits allgemeine Beachtung gefunden. So hat sich z. B. das im Ministerium der öffentlichen Arbeiten herausgegebene „Zentralblatt der Bauverwaltung" bereits im Dezember vorigen Jahres eingehend mit ihnen beschäftigt, und auch die „Frankf. Ztg." behandelte sie noch kürzlich in längeren außerordentlich anerkennenden Ausführungen.



Empfangsgebäude in Harleshausen.

Sehr erstrebenswert wäre es, wenn man auf dem betretenen Wege rüstig weiter schreiten würde, wo immer es gilt, ein neues Empfangsgebäude zu errichten und seiner jeweiligen Umgebung anzupassen. Eine solche Hebung und Erweckung des guten Geschmacks bedeutet eine soziale Tat. Dazu kommt, daß diese individualisierten, schlichten und gefälligen Bauten nachweislich weniger kosten, als die oft recht geschmacklos überladenen älteren Bahnhofsbauten.

—b—.



Aus der Rumpelkammer.

Von Valentin Traudt.

Ich mustere gern die Schaufenster und Auslagen der Althändler mit ihren wurmstichigen Truhen und Schränkchen, ihren mit Draht sorgsam gebundenen Vasen und Töpfen, den alten, nie mehr tickenden Spindeluhren und den stockfleckigen Bildern und Büchern. Oft auch trete ich bei einem der geschäftskundigen Männlein und zungengewandten Weiblein ein, frage nach diesem und jenem und bringe vielleicht ein Zinnlicht oder eine gemalte Tasse, aus der natürlich niemand trinken darf — auch nicht möchte —, heim.

„Alter Trödel", sagt dann freilich meine Frau.

„O—o!" entgegne ich mild.

„Plunder!"

Und dann umhegt sie das „alte Gewerk" doch liebevoll und steht selbst manchmal in Gedanken versunken davor.

Diese Vorliebe für solche Zeugen vergangener Zeiten hängt mir, glaube ich, noch aus meiner Kindheit an, es ist ein Nachklang aus der Rumpelkammer meiner Tante in Windorf.

Das war eine Rumpelkammer!

Wir sind gar nicht mehr in der Lage, heute eine Rumpelkammer auszustatten; unser moderner Krimskrams ist gar nicht mehr geeignet, Jahr um Jahr in einer stillen Ecke auszuruhen, um dann doch noch einmal Enkelkinder zu erfreuen. Da ist alles gestückelt und geleimt und bricht einem sozusagen schon unter der Hand zusammen. Alles reißt und schleißt schon nach wenigen Jahren. Und Raum für eine echte und rechte Rumpelkammer ist in den Stadthäusern schon gar nicht mehr zu haben. Aber draußen in den Dörfern und den Ackerbaustädtchen, da sind noch breitgiebelige Dächer und große Kammern darunter, die noch manches Schöne und Gute aus alter Zeit bergen, und die Herzen vieler Menschen hängen dort auch noch an Großmutters Spinnrad mit den Knochenringlein, die beim Umdrehen in lustigem Spiele klappern, oder an Großmutters Ledersessel, und sie verehren darin treue Mahner an ihre Familiengeschichte, bei deren Anblick man nachdenken kann, wie es in vergangenen Tagen im Hause herging in Freud und Leid. Wie traulich werden bei dem düsteren Hängelicht, dem flackernden und knisternden Holzspan Burschen und Mädchen an den Spinn- und Spielabenden zusammen gelacht haben! Da gab es selbst unter den Augen der alles bewachenden Großmutter verschleierte Eckchen hinter dem Ofen oder der schwerfälligen Wanduhr und während des Auswechseln des Spans einige Sekunden zu verstohlenem Kuß und Händedruck. Und das unruhige Hüpfen des Flämmchens, die huschenden Schatten an der Wand, die Gespenster in den Geschichten ....

Wir hatten in der Stadt keine Rumpelkammer.

In der dunkeln Gangecke stand nur ein alter Schrank, neben dem Kisten und Pappschachteln aufgestapelt waren. Aber selbst dieses alte Erbstück mit der knarrenden Tür war für mich eine außerordentliche Erscheinung. In meinen ersten Lebensjahren fürchtete ich mich vor ihm, später wagte ich mich dann doch beim Suchenspielen hinter seine schützende Wand, und nachher war er für mich noch ein beliebtes Versteck für nicht ganz einwandfrei erworbene Äpfel und die ersten Zigarren und Streichhölzer, die Pulverflasche für das Soldatenspiel und andere verbotene Dinge. Noch heute denke ich an diesen Schrank wie an einen alten lieben Mann mit braunem Überrock, der ganz vergessen hatte, zu sterben und darum in der Ecke stand zitternd und knarrend, voller Angst, dem Naturgesetz ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Jetzt ist er — — —

Doch ich will ja von meiner Tante Rumpelkammer erzählen. Ja, meine Tante in Windorf hatte noch ein goldenes Reich aus märchenhafter Zeit, und ich kenne noch alles genau in seiner poetischen Unordnung und spinnwebenumhangenen Herrlichkeit.

Als Schüler durfte ich alle Jahre meine Sommerferien in Windorf bei meinem Onkel Hannes verbringen. Es ist schon lange, lange her. Das Korn wurde noch gesichelt, und es galt in den echten Bauernhäusern noch als Sünde, diese Gottesgabe mit der Sense zu schneiden. — Ui je, so ei Sens is ei Teuwelszeug! — Und gerade die Kornernte zog mich mit am stärksten hinaus in das winkelige Bauernhaus in Windorf. Und wenn mir zufällig die Narbe an dem kleinen Finger meiner linken Hand in die Augen fällt, dann werden sonnige Bilder wach —: das weite wogende Ährenfeld nach Erbach hin, kaum zu übersehen, die aufsteigende Straße mit den Nuß- und Kirschenbäumen, in deren Wipfel sich im Morgenwind die Flügel der Spatzenklappern drehten, die Scharen singender Schnitterinnen, die mit hochgeschürzten Röcken durch die Frühstunden hinauszogen, die roten und weißen Farbflecken, die sich zwischen den Gebreiten hin und her bewegten ... Und alle die kleinen Streiche und Neckereien und Geschichtchen zwischen dem Sichelwetzen, beim Frühstück und dem Nachmittagskaffee ... Und dann der lustige Abstieg mit dem blauen Krug zu dem Erbacher Born unter den fünf Linden und die

süße Erklärung von Schäfers Marie, sie wolle mich heiraten und mir das Schafehüten schon noch beibringen. Hunde haben, Schafe hüten und die Marie mit den blonden Zöpfen küssen! Das war ein hehres Ziel für mich! Fast alle Windorfer Jungen, die in ihrem Alter waren, fürchteten sich vor ihr. Und mich, mich hatte sie so lieb, daß sie Kirschen für mich fipste, die sie natürlich hinterher mitverzehrte, daß sie mir alle Rabennester im Eicher Wald zeigte. Ich war ihr Schatz.

Aber vor der Hochzeit mußte ich Schafe hüten können und zwei Hunde haben, die sollten „Munter“ und „Flinker“ heißen.

Es ist nichts aus der Freierei geworden. Der Schatz hat mich nicht nur treulos verlassen, sondern auch unsere Grundsätze verleugnet, die wir flüsternd und voll der glücklichsten Gefühle beim Schlagen der Hürden besprochen hatten.

Sie hat einen Holzhauer aus dem Nachbardorf vorgezogen.

— — — klingt ein Lied mir immerdar.

Aber was war dieses frohe Leben gegen den Blick in das geheime Reich der Rumpelkammer? Nicht nur habe ich stets meine Freude an den wechselnden äußeren Geschehnissen gehabt, sondern auch, und vielleicht noch viel mehr, an inneren Bildern, über deren Betrachten ich mich so in mich hinein verlieren und kreuz und quer ohne Weg und Steg meinen Träumen nachhängen konnte, daß die Welt versank. Dann wurden und werden noch heute feine Netze gesponnen, in deren flimmernden Fäden sich längst vergangene Ereignisse gar leichtiglich einflechten ließen und lassen. Der Lufthauch alter Tage bewegt sie.

Wenn am Sonntag nach der Mittagssuppe mein Onkel Hannes im Lehnstuhl über dem Kalenderstudium eingenickt war und das liebe kleine wuffelige Tantchen, nachdem es als letzte Küchenarbeit die Kaffeemühle auf das Wandbrett gestellt hatte, auf der Holzkiste neben dem Herd seine stille Einkehr hielt, dann schlich ich auf den Fußspitzen hinauf in das Dachgeschoß, heimlich wie eine Katze, und verlor mich vor dem großen Schlüsselloch der Rumpelkammer, in ein fernes, fernes Land, unter fremde und doch vertraute Menschen. Durch die Mitte der Kammer lief meist ein breiter Sonnenstrahl, der bis zur Decke sein Gold spannte. Nicht selten trieben flinke Mäuschen ihr Spiel in seinem Bereich und wirbelten die Stäubchen auf, die am Schlüsselloch vorüberschwebten. Hinten an der Wand sah man eine alte Lade mit roten und blauen Blumen in den Füllungen, und auf dem Deckel lag eine Bärenmütze mit einem hohen roten Federbusch, der kühn in die Luft stach. Daneben standen bemalte Blumentöpfe, die längst schon keinen Goldlack und keinen Rosmarin mehr gesehen hatten. In dem Balken hinter der Kiste steckte eine alte Eisenklammer, wie man sie früher hatte, um den Lichtspan zu halten. Und in den Sonnenstreifen hinein hingen bunte Kleider von Männern und Weibern. Mehr konnte man durch das Schlüsselloch nicht sehen; aber es war auch genug, alle Geister lebendig zu machen, die ich in den Märchen kennen gelernt hatte. Zuweilen wurde das still genügsame und wunderlich verträumte Wohlbehagen noch erhöht durch einen feinen Geruch von Wurst, Speck und Majoran, von Schnitzeln, gedörrten Zwetschen und süßen Hutzeln, der aus allen Ritzen zu dringen schien und heimlich erzählte, daß der Mensch nicht nur vom Brot allein lebt, insbesondere nicht der Onkel Hannes.

Seltsame Gestalten fingen an zu erzählen; es knisterte, als ginge jemand auf leisen Sohlen da drinnen umher; es klang dann auch wieder einmal wie feines Singen, verstohlenes Kichern. Und dazwischen dann, namentlich in den ersten Minuten meiner Schlüssellochgedanken das heiße Begehren, einmal eine ganze Wurst von der Stange reißen zu dürfen, um sie ohne Brot zu verzehren. Gewiß, ich war jedesmal satt; aber so eine zart duftende — — — Doch gleich darauf war diese Lust erstorben, der Traum wurde tiefer. Von Zeit zu Zeit tickten die Holzwürmer und summten die Wespen, die hinter einem Dachsparren ihr kunstvolles Haus angeklebt hatten.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 29. Juli fand im Lesesaal der Kasseler Landesbibliothek eine außerordentliche Mitglieder-Versammlung statt, in der einstimmig beschlossen wurde, der am 13. August zusammentretenden Mitglieder-Versammlung die Wiederwahl sämtlicher Vorstandsmitglieder in Vorschlag zu bringen. — Am Begrüßungsabend (12. Aug.) kommt u. a. ein von Rektor Emil Jakobi verfaßtes einaktiges Zeitbild „Alt-Kassel“ zur Aufführung, das die Vertreibung der Franzosen aus Kassel im August 1759 zum Inhalt hat.

Ehrung. Der Fürst von Waldeck und Pyrmont verlieh dem Major Freiherrn von Dalwigk zu Lichtenfels in Oldenburg für seine „Geschichte der Stammregimenter des Inf.-Regts. v. Wittich

Nr. 83" den Verdienstorden 3. Klasse, während ihm Landgraf Alexander von Hessen eine Photographie widmete.

Vom Kasseler Rathaus. Den Erbauer des Kasseler Rathauses, Architekten Karl Roth-Dresden, ersuchten wir, sich zu einigen Kritiken über den Vorhof seines Rathausbaues zu äußern, und erhielten darauf fogendes Schreiben:

„Die Sache mit den Löwen des Vorhofes wird oft nicht vom rechten Standpunkt betrachtet. Vor allem war es mir um pietätvolle Erhaltung der in den Orangerie-Löwen steckenden Kunstäußerung zu tun: die Sandsteinlöwen der Aue sind schon sehr verwittert und gehen als Originale in sehr kurzer Zeit zu Grunde; die Formen ließ ich vor dem Guß etwas für Bronze bearbeiten. Selbst als Wappen wollte ich die Original-Initialen verwandt sehen, gerade um den Charakter einer Kopie zu wahren; leider konnte sich die Baukommission nicht auf meinen Standpunkt stellen — und so gab es in dieser Hinsicht allerdings eine etwas eigene Sache. Mein besonderer Wunsch hatte sich jedoch auf die dekorative Verwendung der Stücke für den Vorhof bezogen, und dies war mir schließlich die Hauptsache. Die Vergoldung paßt mir gegen den neuen Stein auch sehr gut; eine künstliche Patinierung oder Tönung suche ich, wenn irgend angängig, meist zu vermeiden, dies soll die Zeit bringen, wie ja auch bei den neuen Steinfronten selbst. Ein neues Haus mit allem Anhängsel muß eben erst nach und nach seinen Gebrauchston erhalten, Wetter, Ruß und Wind machen das ganz vorzüglich.

Der Aschrott-Brunnen stellt mit seinem auf den Kugeln ruhenden Obelisken eine häufiger zu findende architektonische Spielerei dar: wie ich sehe, wird er ja auch als das betrachtet, wenn auch vielleicht etwas „schief". Als reines Architekturstück (im Gegensatz zu dem auf die Terrasse kommenden „Präsentierstück", dem Henschelbrunnen) hatte er nichts weiter zu tun, als in den rechten Vorhofteil etwas Gliederung zu bringen, etwas zu füllen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Karl Roth."

Im Anschluß hieran möchten wir daran erinnern, daß sich auch am oberen Abschluß der Wilhelmshöher Kaskaden solche barocken, auf Kugeln ruhenden Obelisken befinden.

Marburger Hochschulnachrichten. Dem Geh. Rat Professor Dr. E. Schmidt wurden am 29. Juli als dem Tage, an dem er vor 25 Jahren die Leitung des pharmazeutisch-chemischen Instituts übernahm, zahlreiche Ehrungen zuteil, u. a. überreichte Prof. Dr. Gadanner-Breslau ein dem Jubilar gewidmetes Werk. — In dem neuen Vorlesungsverzeichnis für Winter 1909/10 werden zum ersten Mal chemische und physikalisch-technologische Vorlesungen für zukünftige Verwaltungsbeamte angekündigt.

Die 600jährige Jubelfeier der Stadt Spangenberg nahm unter großem Fremdenandrang, den mehrere Sonderzüge kaum zu bewältigen vermochten, bei prächtigem Wetter einen recht gelungenen Verlauf. Das Engelhardsche Festspiel, dessen Proben Hofschauspieler Jürgensen-Kassel überwacht hatte, fand, von 45 Herren und Damen aus Spangenberg dargestellt, wiederholt vor ausverkauftem Hause statt. Großes Wecken, Gesangsdarbietungen, Vortrag eines von A. Siebert verfaßten Prologes und erste Aufführung des Festspiels füllten den ersten Tag; am zweiten fand nach dem Festgottesdienst ein Festzug statt, in dem u. a. auch die Forstschüler eine äußerst wirkungsvolle Gruppe stellten. Reges Treiben entwickelte sich auf dem Festplatz. Eine farbenprächtige Beleuchtung des Schlosses gab diesem Hauptfesttag einen schönen Abschluß. Der anwesende Regierungspräsident überreichte Bürgermeister Bender und Rentier Meurer den Kronenorden 4. Klasse.

Der Rhön-Klub hält seine 33. Hauptversammlung am 28., 29. und 30. August in Bad Kissingen ab.

Aus dem zwölften Jahresbericht der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck sei folgendes hervorgehoben:

Im Verlauf des Berichts-Jahres wurden ausgegeben: 1. Regesten der Landgrafen von Hessen. Erste Lieferung: 1247—1308. Bearbeitet von Otto Grotefend. — 2. Chroniken von Hessen und Waldeck. Erster Band: Die Chroniken des Wigand Gerstenberg von Frankenberg. Bearbeitet von Hermann Diemar. — Fuldaer Urkundenbuch. Dr. Stengel hofft jetzt durch Einschränkung seiner Lehrtätigkeit die nötige Zeit für die entgiltige Durcharbeitung der großen Fälschungsfragen zu gewinnen. Für die Zwecke der paläographischen Vergleichung hat er photographische Schriftproben von sämtlichen auf den älteren Fuldaer Urkunden begegnenden Fuldaer Schreiberhänden vorläufig bis zum Jahre 840 hergestellt. Professor Tangl in Berlin hat auf die Bearbeitung der Papsturkunden, die er von früher her sich vorbehalten, um anderer Arbeiten willen verzichtet. — Chroniken von Hessen und Waldeck. Nachdem die Chroniken von Gerstenberg erschienen, sollen auch die übrigen hessischen Chroniken in Angriff genommen werden, sobald ein geeigneter Bearbeiter gewonnen sein wird. — Dr. Jürges in Wiesbaden hat die Einlieferung des Manuskripts der Klüppelschen Chronik für die allernächste Zeit in Aussicht gestellt, und ebenso gedenkt Dr. Dersch in Münster die Bearbeitung der Flechtdorfer Chronik in kurzer Frist abzuschließen. — Landgrafenregesten. Die Fortführung der Arbeit hat Archivar Dr. Grotefend zufolge seiner

Versetzung nach Stettin aufgeben müssen. Dafür hat sich Archivar Dr. Rosenfeld in Marburg dazu bereit erklärt, doch kann er, durch andere Aufgaben behindert, sich erst im Herbste dieser Arbeit zuwenden. — Urkundenbuch der wetterauer Reichsstädte. Dr. Wiese hat den Druck des ersten Bandes des Wetzlarer Urkundenbuches begonnen. — Herr Dreher in Friedberg hat die Aufarbeitung des von Dr. Foltz für den 2. Band des Friedberger Urkundenbuchs gesammelten Materials fortgesetzt und daneben die Sichtung der während des letzten Jahres in den Stadtkirchturm überführten städtischen Archivalien vorgenommen. Sie ergab eine über Erwarten ergiebige Ausbeute. — Münzwerk. Konservator Dr. Buchenau hat unter den Anforderungen seiner neuen Stellung am Münzkabinett in München der Beschreibung der hessischen Münzen nur wenig Zeit widmen können. — Quellen zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens. Professor Dr. Köhler hat die Durcharbeitung des im Marburger Staatsarchiv vorhandenen Materials im wesentlichen vollendet, muß aber zufolge seiner Berufung nach Zürich leider darauf verzichten, die Arbeit in der bisherigen Weise fortzuführen. Er gedenkt jedoch die Kirchenvisitationsakten herauszugeben. Archivrat Dr. Küch hat sich bereit erklärt, ihn hierbei wie bisher zu unterstützen und insbesondere die Feststellung des in verschiedenen auswärtigen Archiven (Kassel, Eschwege, Kaufungen) etwa noch vorhandenen Materials zu übernehmen. — Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra. Dr. Huyskens hat den Druck der Regesten der Werraklöster fortgeführt und hofft ihn im kommenden Geschäftsjahre abschließen zu können. — Sturios Jahrbücher der Neustadt Hanau. Oberlehrer Becker hat die für Ergänzung und Erläuterung des Textes in Betracht kommenden Archivalien nahezu aufgearbeitet und gedenkt im kommenden Jahre den Text fertigstellen zu können. — Hessische Behördenorganisation. Stadtarchivar Dr. Gundlach in Kiel war auch im vergangenen Jahre durch Berufspflichten und Arbeiten zur Kieler Stadtgeschichte stark in Anspruch genommen. Indessen hofft er die darstellende Einleitung nunmehr nach Kräften fördern zu können. — Beiträge zur Vorgeschichte der Reformation in Hessen und Waldeck. Dr. Dersch in Münster hat im vergangenen Jahre die Archive in Dresden, Weimar und Meiningen besucht und namentlich am letzteren Orte wertvolles Material gefunden. Er hat sein Thema im Verlauf der Arbeit wesentlich weiter gefaßt, als es ursprünglich beabsichtigt gewesen war, und will die landesherrliche Kirchenpolitik, die kirchlichen Abgaben und das kirchliche Leben des ausgehenden Mittelalters eingehender behandeln. Einige Stifts- und Klosterarchive sind noch aufzusuchen und durchzusehen. — Lehnsstaat. Dr. Knetsch hat die Arbeit rüstig gefördert, sie jedoch wegen eines Augenleidens einige Monate unterbrechen müssen. — Klosterlexikon. Dr. Dersch in Münster hat gelegentlich seiner Vorarbeiten für die Vorgeschichte der Reformation umfassende Sammlungen angelegt für die Herstellung eines Verzeichnisses sämtlicher Kollegiatstifter, Klöster und Ordensniederlassungen, auch Beginen und Termineien, mit Angaben über Gründung, Ordenszugehörigkeit, Patronen, Diözesen usw., sowie über Quellen und Literatur. Auf den Antrag des Vorsitzenden Geh. Rg.-Rat Prof. Dr. von der Ropp beschloß der Vorstand, Dr. Dersch mit der Bearbeitung eines hessisch-waldeckischen Klosterlexikons zu betrauen und in die geographischen Grenzen des Unternehmens die jetzige großherzogliche Provinz Oberhessen einzubeziehen. In den Ausschuß für diese wie für folgende Publikation wurden die Herren Brackmann, Diehl und von der Ropp delegiert. — Klosterarchive. Denn zugleich mit dem vorstehenden Antrage wurde weiter beschlossen, die Bestände der Klosterarchive aufzunehmen und die Regesten der landschaftlich zusammengehörigen Klöster nach Analogie der Regesten der Werraklöster bandweise zusammenzustellen. Archivassistent Dr. Schultze übernahm die Bearbeitung der Regesten der Stifter und Klöster in der Stadt Kassel und deren näheren Umgegend und hat zunächst das Archiv des Klosters Ahnaberg in Angriff genommen.

Die Kasseler Friedrichsplatzfrage ist immer noch nicht gelöst. Die Stadtverordneten, denen der Magistrat ein verändertes Projekt vorgelegt hatte, gaben diesem die Vorlage zurück mit dem Ersuchen, zunächst mit dem Hofmarschallamt in Verhandlungen darüber einzutreten, ob die Bahn nicht an den Schlössern vorbeigeführt werden kann.

Auf hessische Vorfahren des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg weist Stadtpfarrer Dr. Diehl in der „Darmst. Ztg." hin. Die Familie Holweg, die wohl schon vor dem 16. Jahrhundert in Gießen saß, ist eine althessische Familie. Der Bürger Johannes Holweg von Gießen brachte 1617 einen Sohn Hermann zu den Studien; dieser studierte 1617—1622 in Gießen, wirkte 1622 bis 1624 als Konrektor an der Butzbacher Lateinschule, war 1624—1635 Pfarrer in dem damals von Hessen okkupierten Wetterauer Holzheim und 1635—1640 zweiter Pfarrer (Kaplan) in Butzbach, wo er 1640 starb. 1624 verheiratete er sich mit Katharina Dickhaut, die ebenfalls einer althessischen Familie entstammte. Sein Sohn Johann Valentin starb 1678 in Nauheim bei Limburg und wurde in Kirberg begraben. Mit ihm war die Familie aus dem Hessischen herausgezogen. Sein Sohn Georg Philipp Hartmuth Holweg (Hollweg) siedelte nach Frankfurt über, wo er 1720 als Stadtgerichtsprokurator starb. Dessen Sohn Johann Abraham H. starb 1762 als Handelsmann in Frankfurt; sein Enkel war Johann Jakob Hollweg, des Reichskanzlers Urgroßvater, der nach seiner Verheiratung den Namen Bethmann-Hollweg annahm.

Verschiedenes. Nach einem Bericht der Kommission für die Errichtung eines Ausstellungshauses der Marburger Altertümer weisen die Zeichnungen bis jetzt 800 Mark Jahresbeiträge auf, so daß Hoffnung vorhanden ist, daß die erforderliche Zinssumme von rund 2000 Mark jährlich bald erreicht und so das Unternehmen gesichert ist. — Die Vorbereitungen zum Kaiserbesuch in Fischbeck (s. „Hessenland" S. 206) sind in vollem Gange. Die Überreichung des Äbtissinnenstabes durch den Kaiser wird in der Kirche stattfinden. — In Bad Nenndorf fordert ein Komitee zu Beiträgen auf zur Errichtung eines Denksteins für Landgraf Wilhelm IX., der 1787 den Kurort gründete und

diese seine Schöpfung auch später angelegentlich förderte. — Die 150jährige Gedenkfeier der Schlacht bei Minden nahm einen erhebenden Verlauf. Es standen ungefähr 100 Kriegervereine in Parade. Am Denkmal in Todtenhausen fand Festgottesdienst statt. Volksfest und Festkommers beschlossen den Erinnerungstag an die bedeutungsvolle Schlacht. — Die für den 1. August geplante Aufführung der Kleistschen „Hermannsschlacht" bei Hochwaldhausen im Vogelsberg wurde „wegen der Unsicherheit der Wetterlage" aufgehoben. Die in einigen Zeitungen veröffentlichten ausführlichen Mitteilungen über das treffliche Gelingen des Schauspieles waren also etwas verfrüht. — Am 1. August wurde zu Salmünster das 700jährige Jubiläum des Franziskanerordens gefeiert.

Berichtigung. Der am 19. Juli verstorbene General Moritz von und zu Gilsa („Hessenland" S. 218) wurde nicht zu Gilsa, sondern am 9. November 1841 zu Wetzlar geboren.

Hessische Bücherschau.

Geschichte der waldeckischen und kurhessischen Stammtruppen des Infanterie-Regiments v. Wittich (3. Kurhess.) Nr. 83. 1681—1866. Von Freiherrn von Dalwigk zu Lichtenfels, Major und Bataillonskommandeur im Oldenburgischen Inf.-Regt. Nr. 91. XIII, 583 S. Oldenburg (Littmann) 1909.

Wohl selten ist die Verschiedenheit der militärischen Verhältnisse der deutschen Mittel- und Kleinstaaten im 18. und 19. Jahrhundert dem Leser so vorzüglich vor Augen geführt worden, wie in diesem Buche. Der Verfasser schildert uns auf Grund sorgfältiger archivalischer Studien einerseits in den Schicksalen des fürstl. waldeckischen Füsilierbataillons und seiner Stammtruppen die Militärverhältnisse eines der kleinsten deutschen Staaten, dessen Landesfürsten bestrebt waren, nicht mehr Soldaten auf Kosten ihrer Untertanen zu halten, als die Reichskriegsverfassung forderte, in Friedenszeiten sogar noch weniger, während sie daneben zum Wohle ihres Landes größere Truppenteile (auf deren Geschichte der Verfasser leider nicht eingehen durfte, weil sie außer dem Rahmen seiner Aufgabe lag,) anwarben und gegen dem Lande zugute kommende Subsidien an fremde Staaten vermieteten. Andererseits zeigt er uns in der Geschichte des kurhessischen 3. Infanterie-Regiments und seiner vier Stammregimenter die Militärverhältnisse eines dem preußischen Vorbild folgenden Mittelstaates, der stets eine stattliche Kriegsmacht unterhielt und mit ihr überall gegen die Feinde des Reichs auftrat, freilich aber auch zur Abgabe seiner Truppen gegen Subsidienzahlung greifen mußte, um die Kosten der Truppenhaltung von den Schultern der Untertanen abzuwälzen. In beiden Schilderungen, sowohl der Geschicke der waldeckischen als der hessischen Stammtruppen des Regiments v. Wittich, sehen wir tüchtige Truppenteile auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen tapfer und ehrenvoll fechten. Viel Erfolg war den im Verbande der Reichsarmee kämpfenden Waldeckern allerdings nicht beschert, und nach dem Untergang des Reichs wurden sie gar für französische Zwecke in Spanien (1809) und in Rußland (1812) geopfert. In den Befreiungskriegen (1814—15) konnten sie nur zum Belagerungskrieg verwendet werden. Während sie 1849 in Schleswig-Holstein Gelegenheit fanden, sich auszuzeichnen, kamen sie 1866 nicht ins Gefecht. Den hessischen Regimentern folgen wir in den Spanischen Erbfolgekrieg, in den Polnischen Thronfolge- und den Österreichischen Erbfolgekrieg, in den 7jährigen Krieg und den Kampf Englands gegen seine nordamerikanischen Kolonien. Nach den Kämpfen der französischen Revolutionszeit folgt eine Zeit der tatenlosen Ruhe und des Rückgangs bis zur ersten Auflösung am 1. November 1806. Die 1813 neuerrichteten Regimenter nahmen ebenso wie ihre waldeckischen Waffenbrüder nur an der Einnahme französischer Festungen teil. Ihr letzter Waffengang war der Feldzug in Baden 1849, da auch sie 1866 nicht ins Gefecht kamen. Neben der Darstellung der Kriegserlebnisse der Stammtruppen finden wir auch interessante Mitteilungen über den inneren Dienst der Truppen, über Verpflegung, Bekleidung, Ausrüstung, Sold usw. Zahlreiche Kartenskizzen dienen zum Verständnis der Berichte über die Schlachten und Gefechte, an denen die Stammtruppen teilnahmen, während eine Anzahl Offizierslisten dem Forscher auf dem Gebiete hessischer Familiengeschichte willkommen sein wird. Die Ausstattung des Buchs ist zu loben. Wir können unsern Lesern das Werk des auf kriegsgeschichtlichem Gebiete schon rühmlichstbekannten Verfassers aufs angelegentlichste empfehlen.

Wor.

„Alt-Kassel." Gesammelte Vorträge und Aufsätze des Sanitätsrats Dr. Karl Schwarzkopf †. Aus der Hinterlassenschaft zusammengestellt und herausgegeben von Victor Schwarzkopf. Mit Einbandzeichnung von Hans Meyer-Kassel. 199 Seiten. Kassel (Druck und Kommissionsverlag von Friedr. Scheel) 1909. Preis in Leinen geb. 3,25 M.

Wohl kein zweiter hat es so wie der verstorbene Sanitätsrat Schwarzkopf verstanden, bei seinen stets zahlreichen Zuhörern das Interesse für die Geschicke Alt-Kassels und seiner Bewohner zu wecken. Mit fortreißender Beredsamkeit, echtem Humor und einer farbenfrohen Phantasie begabt, wußte er wirklich plastische Gestalten in seinen Vorträgen vor Augen zu führen und den Hörer mitten in die Zeit hineinzuversetzen, von der er erzählte. So hat er ein gut Teil Heimatliebe zu wecken und zu fördern verstanden und sich selbst eine, man kann wohl sagen, beispiellose Popularität verschafft. Als dann sein beredter Mund verstummte, wurde vielen erst klar, was sie verloren. Das Bedürfnis, an der Hand gedruckten Materials noch einmal die Bilder erstehen zu lassen, die Schwarzkopf in seinen Vorträgen so bunt und abwechslungsreich vorzuführen verstanden hatte, machte sich bald geltend, und so wird es denn vielen Freunden Schwarzkopfs und Alt-Kassels sehr erfreulich sein, daß des Sohnes pietätvolle Hand eine große Zahl der Vorträge nun in einem schönen, stattlichen, mit dem Bilde des Verstorbenen geschmückten Bande vereinigt

hat. Ein Füllhorn mannigfaltigsten Stoffes scheint hier ausgegossen, von der Zeit des dreißig- und siebenjährigen Krieges bis in unsere Zeit, der Einmarsch der Franzosen in Kassel 1806, die Schillschen Offiziere in Kassel 1809, die Erhebung 1813, die Bayern und Österreicher in Kassel 1850, Kellners Flucht aus dem Kastell, die Einweihung des Stadtbaues und die Gräfin Reichenbach, der Tod des Bürgermeisters Henkel 1853, das alles wird in der Frische und Anschaulichkeit geschildert, die Schwarzkopf eigen war. Sein Humor, aber auch seine fabelhafte Lokalkenntnis kommt in den Aufsätzen über die Kasseler Wachtparade, über Kasseler Weinstuben, Stammkneipen und die alten Gasthöfe Kassels zum Ausdruck; weitere Abhandlungen über das Autor, den alten Friedhof und das Landgrafenschloß sowie über Kasseler Straßennamen und Denkmäler bilden den Beschluß. Das sehr gediegen ausgestattete Buch bedarf bei allen Freunden Schwarzkopfscher Lokalforschung und Erzählungskunst keiner Empfehlung. H'bach.

Hessische Burgen. 8 Original-Steinzeichnungen von F. Fennel, Kassel. Kassel (Karl Vietor, Hofbuchhandlung). Preis 3 M.

Diese neue Serie Fennelscher Steinkunst legt Zeugnis davon ab, welche Fortschritte der Künstler in der Technik der Lithographie gemacht hat. War in manchen Blättern der früheren Mappen noch das eine oder andere etwas unausgeglichen, stießen die Farben allzuhart aneinander, hier atmet alles Abgeklärtheit und Gleichmäßigkeit. Die Komposition der mit nur wenigen Farben hergestellten und doch farbig überaus wirkungsvollen Blätter ist durchweg geschickt, und auch die Wahl der Motive verrät den geschmackvollen Künstler. Behandelt sind Falkenstein, Krukenburg, Weidelsburg, Kugelburg, Hanstein, Felsberg, Altenburg, Trendelburg. Auch diese Mappe wird, wie die übrigen Mappenwerke Fennels, bald in den Händen aller Liebhaber guter heimischer Kunst und vor allem der hessischen Burgenfreunde sein. H'bach.

Eingegangen:

Feste Spangenberg. Erinnerungsblätter nebst Fortsetzung: Luftkurort Spangenberg. Hrsg. von Anna Bölke, geb. Gissot. Im Selbstverlag. 3. Auflage. 126 Seiten. Hildesheim 1909.

Alt-Kassel. Ein Zeitbild in einem Akt von Emil Jakobi. 32 Seiten. Druck von Gebr. Schönhoven in Kassel. 1909.

Das Volkslied in Oberhessen. Von Pfarrer O. Schulte, Großen-Linden. 26 Seiten. Gießen (R. Lange).

Hessische Blätter für Volkskunde. Hrsg. von K. Helm und H. Hepding. Band VIII. Heft 2. Leipzig (B. G. Teubner) 1909.

Hermann Schwan von Marburg. Ein Beitrag zur Geschichte Philipps des Großmütigen. Von Prof. Dr. Eduard Wintzer, Oberlehrer a. D. VIII und 336 Seiten. Marburg (Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1909. Brosch. 6 M.

Verlagskatalog der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg. 1831 — April 1909. 128 S. Marburg 1909.

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Forstrat Geheimen Regierungsrat Mühlhausen zu Kassel der Kronenorden 2. Kl.; dem Revierförster Reinknecht zu Holzhausen bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum, sowie dem Oberbahnhofsvorsteher a. D. Pietschmann zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Hegemeister Siebmann zu Burgjoß der Kronenorden 4. Kl.; dem Rechtsanwalt und Notar Dahlmann zu Hersfeld der Charakter als Justizrat; dem Gymnasialoberlehrer Henn zu Fulda der Charakter als Professor.

Ernannt: Metropolitan Wiegand zu Trendelburg zum zweiten Pfarrer in Ziegenhain; Pfarrer Selig zu Mitterode zum Pfarrer in Harle; Pfarrverweser Haas zu Orferode zum Pfarrer daselbst; Oberförster v. R. Goestrich zu Bieber zum Oberförster der Oberförsterstelle Neukirchen zum 1. Oktober d. J.; Gerichtsassessor Eckhardt zum Amtsrichter in Burghaun; Gerichtsassessor Dr. Westerkamp zum Amtsrichter in Blumenthal bei Vegesack; die Referendare Ahlemann, Dr. Elias, Schmidtmann und Dr. Schellmann zu Gerichtsassessoren; Brauherr Adolphus Busch zu St. Louis, Mo., vom Großherzog von Hessen zum Geh. Kommerzienrat.

Übertragen: dem Oberregierungsrat Dr. Blanckenhorn die Leitung der Kirchen- und Schulabteilung bei der Regierung zu Kassel.

Versetzt zum 1. Oktober: Postdirektor Schacht zu Aurich nach Hersfeld, Oberlandmesser Breitung von Hersfeld nach Siegen, Oberlandmesser Kussin von Hameln nach Hersfeld.

Bestellt: Pfarrer Fürer zum Pfarrverweser in Hersfeld.

In den **Ruhestand** versetzt: der Senatspräsident, Geh. Oberjustizrat Schwarzkopf zu Kassel.

Zugelassen: Gerichtsassessor Laymann zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgericht in Homburg v. d. H.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Ruetz und Frau Anna, geb. Marx (Kassel, 29. Juli); Regierungsbaumeister Werner Bergmann und Frau Hanna, geb. Mensing (Halle a. S., 8. August); — eine Tochter: Professor L. Menzer und Frau Lili, geb. Hallmann (Halle a. S., 29. Juli); Kapitänleutnant Victor Schütze und Frau Aennie, geb. Ganslandt (Kiel, 2. August); Dipl.-Ingenieur Walther Siebrecht und Frau Melanie, geb. Werner (Stettin, 8 August); Kultusminister von Trott zu Solz und Frau Emilie Eleonore, geb. von Schweinitz (Berlin, 10. August).

Gestorben: Kaufmann Henry Falkenhainer, 78 Jahre alt (St. Louis, 8. Juli); Fabrikant Peter Reckhart (Buffalo, N. Y., 14. Juli); Leihhaus-Verwalter August Konze, 55 Jahre alt (Kassel, 31. Juli); Postsekretär Julius Reyher, 68 Jahre alt (Kassel, 2. August); Frau Anna v. Eschstruth, geb. Jäger, 75 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 4. August); Fabrikant Christoph Krieb, 59 Jahre alt (Gladenbach, 4. August); Frau Katharina van Haag, geb. Kohlen, 56 Jahre alt (Fulda, 5. August); Generalarzt a. D. Heinrich Rosenthal, 60 Jahre alt (Halensee bei Berlin, 5. August); Kreisassistenzarzt Dr. Daske (Marburg, 5. August); Kaufmann Eduard Nolte aus Kassel (Schwabendorf, 7. August); Lehrer a. D. Heinrich Wagner, 68 Jahre alt (Kassel, 10. August).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 17. 23. Jahrgang. Kassel, 3. September 1909.

Die Dukatenmetze.

Von Dr. Philipp Losch.

In Nr. 15 des „Hessenland" hat Karl Vogt die Geschichte Junker Hans Hooses und seine Beziehungen zum Landgrafen Karl behandelt und dabei auch die Sage von der Dukatenmetze erwähnt, „die durch die Wirklichkeit nicht widerlegt, sondern in den Hauptzügen bestätigt" sei. Nach der Tradition, wie sie meines Wissens am ausführlichsten Schantz in Justis „Vorzeit" 1824, S. 250 ff., aufgezeichnet hat, soll Landgraf Karl mit seiner Gemahlin die Hochzeit seines Schwälmer Freundes mitgemacht haben. „„Die Fürstin tanzte selbst mit dem Bräutigam zu dessen unendlichem Entzücken. Wie man hier zu einer Sitte kam, wobei jeder Tänzer seiner Tänzerin einen Kuß gibt, die in der Schwalmgegend das Küsse-Süßchen heißt, getraute sich doch Hans Hoose nicht, ohne besondere Erlaubnis dieser Gewohnheit zu folgen, sondern wendete sich zuvor an seinen fürstlichen Gast mit der Bitte um diese Vergünstigung. Karl, der sehr heiter war, sagte mit scherzender Neckerei: „Ei, Hans, weißt Du nicht, was im Evangelio steht: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren . . ." — „Ach, allergnädigster Herr," erwiederte Hoose, „es ist ja nichts Böses, was ich begehre, einen Kuß in allen Ehren und zum Andenken an diese große Gnade und an meine Hochzeit." — „Was gibst Du aber dafür?" fragte Karl. — „Eine Metze voll Dukaten" war die schnelle Antwort. „Gut," schloß der Landgraf, „das gehe ich ein, und die bringst Du mir nach Ziegenhain ins Schloß, wenn ich wieder hinkomme." Der Kuß wurde gegeben und das Fest mit großer Freude in später Nacht geendigt. . . . Als der Fürst das nächste Mal nach Ziegenhain kam, stellte sich Hoose im Schlosse sogleich ein. „Hast Du mir die Metze voll Dukaten mitgebracht?" fragte der Landgraf nach freundlicher Begrüßung. „Jawohl", versetzte der Bauer und zog aus seiner Tasche ein kleines silbernes Gefäß mit Dukaten gefüllt, worüber ein silbernes Streichholz lag, und bot es dem Fürsten dar. „Die ist aber zu klein!" rief Karl. „O nein," antwortete Hoose, „Ew. Fürstl. Gnaden wollen bedenken, daß das Dukatenmaß kleiner ist als das Fruchtmaß." — „Du hast Recht" sagte Karl.""

Soweit die Erzählung von Schantz. Die Geschichte von der Dukatenmetze war seinerzeit in Hessen sehr populär, und verschiedene hessische Dichter, u. a. Karl Schmitt (im Hess. Jahrbuch 1855, S. 131) und Ludwig Mohr (Eddergold S. 86), haben den Gegenstand poetisch verherrlicht.

Da das vertrauliche Verhältnis des Landgrafen zu dem reichen Schwälmer Bauern gut beglaubigt ist, so klingt auch die Geschichte von der Dukatenmetze gar nicht so unglaubwürdig, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß der traditionellen Erzählung ein wirklicher historischer Kern zu Grunde liegt. Rommel hat sich auch nicht gescheut, sie als wahr in den letzten Band (10, 17) seiner „Geschichte von Hessen" aufzunehmen, und nach ihm ist sie in die verschiedensten neueren Schriften, die sich mit der Schwalm und ihrer Geschichte beschäftigen, übergegangen. Wenn aber die Geschichte wirklich wahr ist, woran, wie gesagt, kein ernstlicher Grund zu zweifeln ist, so entsteht die Frage: was ist aus der Dukatenmetze geworden? Ein so originelles Geschenk wie diese kleine silberne Metze, bei der sogar das Streichholz zum Abstreichen der gehäuften Frucht nicht fehlte, war doch gewiß des Aufhebens wert, und es ist nicht anzunehmen, daß der Landgraf es dafür zu gering geschätzt habe. Und so läßt denn auch Ludwig Mohr den Landgrafen sagen:

Gut gesagt, vornehmer Bauer!
Wie Dein Wort wir schätzen,
Merk dran, daß in unser Kunsthaus
Wir die Metze setzen.
Dorten soll sie unsern Enkeln
Noch erzählen von dem Schwank,
Von dem großen Bauernmaß
Und — vornehmer Herren Dank.

Diese Strophe beruht wohl auf der Behauptung von Schantz, der a. a. O. S. 274 sagt: „Die silberne Metze mit dem niedlichen Streichbrett kam ins Kunsthaus und von da ins Museum. Wahrscheinlich ist sie noch dort."

Auch Rommel, Gesch. v. Hessen, 10, 17 sagt: „Diese Metze kam nachher in das Kunsthaus", ohne jedoch über ihren weiteren Verbleib etwas mitzuteilen. Wenn die Dukatenmetze nun wirklich in das Kunsthaus gekommen ist, so müßte sie auch die weiteren Schicksale der dort vereinigten Schätze geteilt haben. Sie wäre demnach in das Museum gekommen, wie Schantz auch behauptet, und müßte von da in neuerer Zeit in den Unterstock der Bildergalerie gewandert sein, in dem jetzt die meisten kleinern Kunstgegenstände des ehemaligen Kunsthauses aufgestellt sind. Ist sie nun wirklich noch dort? Ich habe schon als Gymnasiast, als ich zuerst die Anekdote in Justis „Vorzeit" las, mit der größten Aufmerksamkeit die Glasschränke des Unterstockes der Bildergalerie nach dem interessanten kleinen Silbergefäß durchsucht, das ein hessischer Bauer einst seinem Fürsten zum Geschenk gemacht haben sollte. Ich habe so viel Interessantes darin gefunden, die Gerte, die Landgraf Philipp bei der Gefangennahme Heinrichs von Braunschweig in der Hand hielt, die Kugel, die das Herz des tapfern Prinzen Ludwig bei Ramillies durchbohrte (Karl Schmitt läßt in seinem oben erwähnten Gedicht in derselben Schlacht auch einen Sohn Hans Hooses, einen Gespielen des Prinzen, fallen!), die Armbrustbolzen des auf so unglückliche Weise gestorbenen Landgrafen Otto usw. usw., aber — die Dukatenmetze habe ich nicht gefunden. Auch der 1886 von Lenz herausgegebene „Führer durch den Unterstock der neuen Bildergalerie" konnte mir dabei nicht helfen. Viel später habe ich mich dann an die Museumsdirektion gewandt und ihre Hilfe bei der Suche in Anspruch genommen, aber auch das führte zu keinem andern als dem negativen Resultat: die Dukatenmetze befindet sich nicht mehr im Museum. Wo ist sie nun hingeraten? Man könnte daran denken, daß sie in französischer Zeit abhanden gekommen sei mit so vielen andern Schätzen des Museums, die damals auf Nimmerwiedersehn die Reise über den Rhein gemacht haben. Aber wenn man es recht überlegt, so ist diese Annahme doch nicht sehr wahrscheinlich. Der materielle Wert der Dukatenmetze kann doch bei der Kleinheit des silbernen Gegenstandes nur recht gering gewesen sein. Für die Dukaten hätte sich wohl schon ein Liebhaber gefunden, ob die aber überhaupt drin geblieben sind, ist doch recht fraglich, und nach dem leeren Büchschen aus Silberblech hätte doch wohl nur eine Hand gegriffen, die nicht in der Nachbarschaft viele wertvollere Schätze aus Edelmetall fand. Immerhin wäre es doch nicht unmöglich, daß die Dukatenmetze während der französischen Fremdherrschaft aus den Sammlungen des Museums verschwunden sein könnte, wenn sie damals sich überhaupt noch darin befand. Das ist es aber, was ich gerade bezweifeln möchte. Meines Wissens existiert kein sicherer Beleg darüber, obwohl verschiedene Reisende die Museumssammlungen beschrieben haben, die damals von den Besuchern mit viel größerem Interesse besichtigt wurden als heute in unserer durch Museumsausstellungen u. dgl. übersättigten Zeit. Auch Schantz a. a. O. S. 274 sagt nur: „Wahrscheinlich ist sie noch im Museum." Gesehn hat aber auch er sie nicht, und Hofrat Voelkel, der die Beraubung des Museums durch die Franzosen ausführlich beschrieben hat (sein Tagebuch ist in der Zeitschr. des hess. Gesch.-Vereins, N. F. 9, 249 abgedruckt) erwähnt die Dukatenmetze mit keinem Wort. Wo ist sie nun hingeraten? Oder hat sie überhaupt nicht existiert?

Ich glaube, daß sie existiert hat, und glaube auch eine Spur über ihren Verbleib gefunden zu haben.

Am 27. Dezember 1756 starb zu Kassel die Reichsgräfin Christine von Bernhold zu Eschau*), die nacheinander die vertraute Freundin der Landgrafen Karl, Friedrichs I. und Wilhelms VIII. gewesen und namentlich von dem erstgenannten Fürsten, dessen letzte Liebe sie war, mit Geschenken aller Art überhäuft worden war. Ihr Nachlaß wurde im September 1758 im Wohlfahrtschen Hause auf der Oberneustadt öffentlich versteigert. Die Auktion dauerte mehrere Tage und war wohl eine der größten, wenn nicht die größte, die in Kassel überhaupt vorgenommen ist. Es erschien damals ein gedruckter Auktionskatalog, der jetzt sehr selten sein dürfte und 154 Seiten stark war. In diesem Kataloge findet sich nun unter den Silbersachen, die im Besitze der Gräfin waren, „eine kleine silberne Fruchtmetze und Streichholz", die nach dem im Marburger Archiv befindlichen Auktionsprotokoll von dem Kommissarius Dünkelberg für nur 11 Albus erworben wurde! Der Gedanke drängt sich einem unwillkürlich auf, daß wir hier in dem kleinen damals so gering bewerteten Spielzeug die Dukatenmetze Hans Hooses vor uns haben. Die Gräfin Bernhold war die letzte Freundin des Landgrafen Karl, zu dem sie in einem so vertrauten Verhältnis stand, daß man von einer sog. mariage de conscience zwischen ihr und dem Fürsten gesprochen hat. Sie begleitete den Landgrafen auf seinen Reisen, er besuchte sie öfters auf den Gütern, die er ihr zum Geschenk gemacht hatte, namentlich in Veckerhagen, und die von der Gräfin noch vorhandenen Briefe beweisen, daß der alternde Fürst, der ihr u. a. auch den sog. Bellevue-Pavillon am Ausgang der Bellevue (jetzt Wohnung der Frau v. Heathcoate) schenkte und ihren ganzen reichen Haushalt in Kassel bestritt, ihr so leicht keine Bitte abschlagen konnte. Es ist daher durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er ihr einmal die kleine Kuriosität, womöglich noch mit den Dukaten, zum Geschenk gemacht hat. Daß die Dukaten nicht darin blieben, ist leicht erklärlich, ebenso auch, daß im Laufe der Jahrzehnte die Erinnerung an den Ursprung des Schwälmer Geschenkes verloren gegangen war, so daß bei der Auktion nur noch der geringe Silberwert in Betracht kam. Waren doch seit dem Tode des Landgrafen Karl fast 30, seit der Hochzeit des Hans Hoose sogar fast 70 Jahre vergangen, und in Kassel wußte man damals gewiß von dem Verhältnis des Landgrafen zu dem Bauern kaum noch etwas. Die Tradition hatte sich wohl in der Schwalm mehr als in der Residenzstadt erhalten und ist auch von dort aus erst wieder neu belebt worden. Trotzdem würde ich nicht die Vermutung wagen, daß die Bernholdsche Silbermetze mit dem Geschenk Hans Hooses identisch sei, wenn silberne Nippsachen gerade in dieser auffälligen Form einer Fruchtmetze damals etwas Gewöhnliches oder Alltägliches gewesen wären. Das ist aber meines Wissens nicht der Fall, und daß selbst das kleine silberne Streichholz dabei nicht fehlte, macht für mein Gefühl meine Vermutung fast zu einer Gewißheit.

Über den Kommissarius Dünkelberg, der damals die silberne Fruchtmetze für 11 Albus erstand, vermag ich nichts zu sagen, noch weniger, was aus der Rarität geworden ist. Der Name Dinkelberg kommt noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in Kassel vor, ist aber später aus dem Adreßbuch verschwunden. Und die Dukatenmetze wird wohl auch nie wieder zum Vorschein kommen.

*) Vgl. über sie meine Schrift: „Zwei Kasseler Chroniken des 18. Jahrh." Kassel 1904. S. 147 ff.

75. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

12—14. August 1909.

Die diesjährige Wanderversammlung des Vereins, die einen besonders festlichen Verlauf nahm, fand in Kassel statt, wo vor 75 Jahren auch die Gründung erfolgt war. In großer Zahl waren nicht nur aus Hessen, sondern vom Rhein bis zur Spree die Mitglieder und Freunde des Vereins zusammengekommen, und auch die Beteiligung aus Kasseler Kreisen war eine außerordentlich große. Einer Sitzung des Gesamtvorstandes am Nachmittag des 12. August folgte abends eine zwanglose Vereinigung der Mitglieder und Gäste im festlich geschmückten Stadtparksaale. Buchhändler Friedrich Junghenn sprach einen die Bedeutung des Tages würdigenden Prolog, worauf ein von dem erfolgreichen Autor der „Heimkehr", Rektor Emil Jacobi, eigens für die Jubelfeier des Vereins verfaßtes einaktiges Zeitbild „Alt-Kassel" in Szene ging, das in anschaulichster Weise ein Bild von der Besetzung Kassels durch die Franzosen (1750) bot und lebhaftesten Beifall fand. Die vom Verfasser vortrefflich charakterisierten Haupttypen fanden durch Kasseler Bürger — die Herrn Friedrich Junghenn, Kon-

rad Berndt, Dr. A. Jorns, Otto Schönemann, Hermann Jorns und Fräulein A. Gatzemeier vertraten die Hauptrollen — eine ganz vorzügliche Wiedergabe, so daß das kleine Stück einige Tage später nochmals vor ausverkauftem Hause gespielt werden konnte. Zum Gelingen des Abends trugen außerdem die vorwiegend heimische Weisen spielende Henkelsche Kapelle und die Kasseler Liedertafel bei, die durch eine Reihe musterhaft gesungener Männerchöre entzückte. Die eigentliche Festversammlung fand am Vormittag des 13. August im Vereinshaus statt, wo der Vorsitzende, General Eisentraut, zunächst die Anwesenden, darunter den kommandierenden General des XI. Armeekorps Exz. Frhrn. v. Scheffer-Boyadel und den Oberpräsidenten Exz. Hengstenberg begrüßte. Er gedachte des Tages, da vor 75 Jahren der Geschichtsverein in Kassel ins Leben trat, der nach der Absicht der Stifter die idealen Güter des Volkes wahren und eine lebendige Beteiligung möglichst zahlreicher Volksgenossen an den Vereinsbestrebungen herbeiführen sollte. Es dürfe wohl gesagt werden, daß die geschichtswissenschaftlichen Veröffentlichungen mit denen anderer Vereine wetteifern können, namentlich diejenigen über die überraschenden Ausgrabungen im alten Kattenlande. Mit besonderer Genugtuung dürfe auch konstatiert werden, daß der Verein, der durch die historische Kommission für Hessen und Waldeck sowie durch die Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel unterstützt werde, der relativ stärkste Geschichtsverein Deutschlands sei. Redner begrüßt sodann die anwesenden Vertreter der Behörden, die Abgesandten der hessischen Städte und Kreise, der Universität und des Staatsarchivs zu Marburg, die dem Verein befreundeten Vereine und Verbände sowie die anwesenden Nachkommen der Vereinsgründer und die Ehrenmitglieder. Er schließt mit dem Wunsche, daß der Verein auch ferner die Liebe zur Heimat und zum gesamten Vaterlande pflegen und fördern möge. Bürgermeister Jochmus übermittelte sodann die Glückwünsche der Residenzstadt Kassel, Professor Dr. Wenck diejenigen der Landesuniversität Marburg und der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck; Redner betonte, daß die Stärke des Vereins der schönste Beweis sei der großen Anhänglichkeit des hessischen Volkes an seine Heimat; geschichtlicher Sinn sei die beste Bürgschaft gegen die Umsturzbestrebungen auch auf wissenschaftlichem Boden. Landgraf Philipp habe zuerst an einer philosophischen Fakultät eine Professur für Geschichte eingeführt. Im Namen des kgl. Staatsarchivs Marburg sprach Archivar Dr. Rosenfeld, der daran erinnerte, daß auch Rommel und Landau zu den Stiftern des Vereins gehört hätten; ein Archiv bedürfe einer Publikationsstelle für kleinere Veröffentlichungen, und so habe die Wechselwirkung zwischen Archiv und Verein schon reiche Früchte getragen. Geheimrat Professor Dr. Schröder-Göttingen, ein langjähriges Mitglied des Vereins und des Vorstandes, machte sich zum Sprecher der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und des Vereins für die Geschichte Göttingens und seiner Umgebung, an dessen Spitze er seit zwei Jahren steht. Bedeutende Leistungen seien aus dem Verein hervorgegangen, dessen wärmende Kraft sich in der Heimat so sehr bewährt habe. Besonders Georg Landau dürfe heute nicht vergessen werden, an dessen „Ritterburgen“ sich schon der Gymnasiast berauscht habe; sein Blick war auf die Burgen gerichtet, von da stieg er in die Ebene hinab bis zu den Bauernhäusern; überall sah er Geschichte; Glaserei und Alaungruben seien ihm als einem der ersten ein Gegenstand historischen Nachdenkens gewesen, auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte habe er der Forschung wesentliche Anregungen gegeben; er lehrte weite Kreise historisches Verstehen und die Beschäftigung mit der Geschichte als eine Angelegenheit aller. Der Verein sei einer der ältesten und im Verhältnis zur Bevölkerung, die er zu historischem Denken erzieht, der stärkste in Deutschland; möge, so schließt Redner, seine Popularität wie bisher auch weiter wachsen! Weitere Glückwünsche sprachen aus Vertreter der Stadt Hanau, des Hanauer und des Hennebergischen Geschichtsvereins und der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde, die im Vorjahre ihr 100jähriges Bestehen feierte. Für den Verein für die Geschichte Berlins und den Verein Herold sprach Amtsgerichtsrat Beringuier, für die geladenen Kasseler Vereine Generalleutnant Exzellenz Fritzsch. Der Vorsitzende dankte für die Glückwünsche, die auch aus den verschiedensten Ländern in großer Zahl eingelaufen seien, gedachte der im verflossenen Jahr verstorbenen Mitglieder des Vereins, insbesondere des Vorstandsmitgliedes Metropolitan Vilmar-Schmalkalden, und teilte dann die Namen der auf Beschluß des Gesamtvorstandes ernannten Ehrenmitglieder mit; es sind dies Felix Freiherr von und zu Gilsa in Gilsa, Geheimrat Prof. Dr. Goswin von der Ropp-Marburg, Geh. Archivrat Dr. Gustav Schenk zu Schweinsberg-Darmstadt, der Direktor der Universitätsbibliothek Geh. Hofrat Haupt-Gießen und Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Abteilungsdirigent im Kultusministerium Dr. Schmidt-Berlin. Der Schriftführer des Vereins, Rechnungsdirektor Woringer, verliest hierauf den Geschäftsbericht, der in den Hauptzügen hier wiedergegeben sei.

Die Jahresversammlung in Hünfeld 1908 nahm einen überaus befriedigenden Verlauf. Zum Nachfolger Metropolitans Vilmar wurde Regierungsrat Spannagel gewählt.

Die Mitgliederzahl beträgt 1926. Unter den Arbeiten des Vereins ist besonders die Tätigkeit der Kommission zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in Hessen zu erwähnen, die außer einigen Ausgrabungen (Steingrab bei Ellenberg) namentlich die Erforschung der germanischen Niederlassung auf der Altenburg mit großem Erfolg fortgeführt hat, die im April auch die volle Anerkennung des in Kassel tagenden Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung fand. Bei der Tagung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Lübeck wurde der Verein durch Archivrat Dr. Rosenfeld, den Vorsitzenden des Marburger Zweigvereins, vertreten. Auf dem Gebiet der Orts- und Flurnamenforschung wird der Verein zunächst gemeinsam mit dem Fuldaer Geschichtsverein vorgehen. Die Auflassung des Bickellschen Hauses an den Käufer, Maler Kuschmann in Marburg, hat immer noch nicht stattfinden können. Zur Erleichterung der Vereinskasse haben 43 Mitglieder zusammen 586 Mark als einmalige Unterstützung, 78 Mitglieder erhöhte Beiträge im Mehrbetrag von 216 Mark gezahlt. Der Gedenkstein auf dem Grabe Steinhofers, wozu reichliche Beiträge eingegangen waren, wurde am 6. Oktober mit einer einfachen, aber würdigen Feier enthüllt. — Die Rechnung des Kassenführers schließt ab mit einer Einnahme von 13437 Mark 44 Pfg. und einer Ausgabe von 6232 Mark 89 Pfg. An Unterstützungen gewährte die Kgl. Regierung 600, der Bezirksverband 600, die Stadt Kassel 500 sowie zu den Kosten des Jubiläumsfestes noch 300 Mark. Der Verein gewährte der Historischen Kommission 500, für die Sammlungen des Vereins in Marburg 500 und noch insgesamt 110 Mark für andere Zwecke.

Konservator Giebel-Marburg zählt die im Vorjahre erfolgten Ankäufe für die Marburger Sammlungen auf, die Vorstandswahl ergab auf des Superintendenten Wissemann-Hofgeismar Vorschlag die Wiederwahl des gesamten Vorstandes. Einer Einladung des Bürgermeisters Strauß-Hersfeld, als Ort der nächsten Jahresversammlung Hersfeld zu wählen, wurde Folge gegeben.

Nach kurzer Pause begannen die Vorträge. Zunächst sprach Museumsdirektor Dr. Boehlau „über Volksburgen germanischen Ursprungs im Kattenlande."

Die Katten sind dauernd eine Gefahr für die Römer gewesen. Es ist gelungen eine kattische Befestigung nachzuweisen, die vielleicht Germanicus 15. n. Chr. zerstört hat, nämlich die Altenburg. Den Grund zu einer wissenschaftlichen Erforschung derartiger Anlagen legte erst der niedersächsische Verein in Hannover, und Schuchardt war es, der durch eine gesunde archäologische Methode Ordnung in das bisherige Chaos brachte. Der wichtigste Gewinn war die Feststellung der altsächsischen und der fränkischen Befestigungen. An der Hand von Skizzen, die den Zuhörern übergeben waren, erläutert Redner nun die charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Anlagen. Ein großer Teil von Burgen vom Typus der Herlingsburg (Scidroburg) bei Schieder a. d. Emmer mit ihren Vorwällen und Schanzen haben zur Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen als Heereslager der Sachsen eine Rolle gespielt, so die Iburg bei Driburg, die Hohensyburg, die Eresburg. Diese castra waren keine Wohnstätten, sondern Heereslager. Sie versteckten sich nicht im Innern der Waldflächen, sondern suchten geflissentlich die Heeresstraßen auf. Der Wall auf dem Dörnberg bezeichnet nur den letzten Zustand der einstigen Mauer, die sich dem Plateau anschloß. Auf der Nordseite erweitert sich der Wall zu einem Zwinger. Der Dörnberg ist kein Gegenbeweis der Burg als sächsisch; denn er liegt auf sächsisch-fränkischem Gebiet, das wohl lange streitig gewesen ist; ehe der Grenzwall angelegt war, mag die Grenze wohl geschwankt haben. Der Dörnberg ist also eine Anlage der Sachsen auf einem zeitweise eroberten Gebiet. Bei einem weiteren Typus, der Curtis Schieder a. d. Emmer, schmiegt sich die Umwallung nicht den Formen des Berges an. Die Zwingerwälle fehlen, dagegen legt sich im Nordwesten eine kleine Vorburg vor. Hier handelt es sich um eine von den Sachsenburgen verschiedene, jüngere Anlage, in diesem Typus haben wir karolingische Befestigungen zu sehen. Charakteristisch ist die rechteckige Form, die früher oft dazu verführte, diese Anlagen für römische Lager anzusehen; allerdings ist in der Technik des Mauerbaus und der Regelmäßigkeit der Anlage römischer Einfluß zu sehen. Es ist eine curtis regia. Die karolingischen Quellen geben uns auch Beschreibungen solcher curtes. Die curtis ist ein Gutshof mit Wohnsitz und Wirtschaftsgebäude, in dem der Edle mit seinem Gesinde wohnte. Karl der Große hat solche curtes weit in die eroberten Gebiete hineingeschoben als Etappen für sein Heer, das dort dauernd Verpflegung und Unterkunft finden konnte. In Hessen sind solche Burgen z. B. noch nachweisbar auf dem Ahlberg, auf den Eberschützer Klippen; eins der glänzendsten Beispiele ist der „Hof" bei Dreihausen. Anstelle der alten Volksburgen treten die karolingischen Königshöfe. Um 900 verlassen die Edlen die Höfe in der Ebene und bauen für sich ein kleines Schloß, aus denen sich dann später die Dynastenburgen entwickelten. Die ganze Entwickelung in allen ihren Stadien ist noch in Quedlinburg nachzuweisen. Unter den durch Eisentraut und Lange nachgewiesenen Befestigungen in Kurhessen können wir schon über 30 als germanische ansprechen; dazu gehören der Hirzstein, die Altenburg bei Niedenstein, die Landsburg, die Milseburg, der Stallberg in der Vorderrhön, der Öchsen bei Vacha. Redner erläutert an Skizzen der Altenburg, Milseburg und des Öchsen den Charakter dieser Befestigungen und zeigt die Verwandtschaft dieser kattischen Burgen mit den niedersächsischen, aber auch die Unterschiede. Bei den kattischen sehen wir lebendige Mannigfaltigkeit der Formen, die gestellte Aufgabe wird jedesmal anders gelöst. Man erinnert sich unwillkürlich an das Lob der Geschicklichkeit, das Tacitus den Katten zollt. Zur Datierung dieser Burgen stehen uns nur die Funde zur Verfügung. Genau untersucht sind Altenburg und Milseburg und können in das Ende des 2. und den Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. datiert werden. Um diese Zeit muß im Kattenland ein Burgenbau in großem Umfange stattgefunden haben, vielleicht unter keltischem Einfluß. Auf ihnen befanden sich z. T. ausgedehnte Ansiedlungen aus Fachwerkhäusern, zwischen denen Straßen herliefen. Redner sucht dann die Annahme zu widerlegen, daß es sich um germanische Städte handeln könne, die sich nicht halten lasse, wenn man auch Pflugscharen, Sicheln, Tongruben usw. dort vorgefunden habe. Eine Parallele bieten die Burganlagen Heinrichs I., der vielleicht an altsächsische Traditionen anknüpfte. Unsere kattischen Burgen waren nicht nur Fluchtburgen, sondern erfüllten auch militärische Zwecke; wie die Sachsenburgen suchten sie die Straßen auf. Wie die spätgermanischen, so sind auch die frühgermanischen Burgen als Gauburgen anzusehen.

Am Schlusse seines fesselnden, hier nur in den Grundzügen wiedergegebenen Vortrages betonte Redner, daß es eine große und kostspielige Aufgabe sei, die das Kasseler Museum mit diesen Ausgrabungen unternommen habe. Wenn dieses erst

zu einem Landesmuseum ausgebaut sei, erweitere sich auch sein Pflichtkreis über die ältesten Zeiten hinaus bis auf die Denkmäler der jüngsten Vergangenheit, und hierbei rechne es zunächst auf die Hilfe des hessischen Geschichtsvereins.

(Schluß folgt.)

Der Agathof bei Bettenhausen
und die ehemalige Kattunfabrik „Ahnesorge Gebrüder".

Von Julius Diemar.

(Schluß.)

Heinrich Gottfried Nerong sollte sich des Besitzes nicht mehr lange erfreuen. Bereits am 7. Jan. 1850 starb er auf dem Agathof. Seine Witwe, Helene, geb. Möller, führte als Vormünderin ihrer unmündigen Kinder die Fabrik nach dem Testament ihres Mannes weiter. Das Geschäft vermochte sich aber nunmehr, zunächst jahrelang unter Leitung fremder Hilfskräfte, nicht mehr recht zu entwickeln. Es schien allerdings noch einmal aufblühen zu sollen, als die herangewachsenen Söhne Gustav Nerong, geboren am 24. August 1840, und Heinrich, geboren am 31. Oktober 1845, dieses tatkräftig übernahmen. Der Agathof ging durch gerichtlichen Vertrag vom 30. April 1872 an die beiden genannten Brüder als alleinige Inhaber der Firma Ahnesorge Gebrüder über. Aber bereits am 6. Mai 1875 starb Gustav Nerong in der Blüte seiner Jahre. Heinrich Nerong [1]) betrieb nun noch einige Jahre allein die Kattunfabrik. In ihr wurden hauptsächlich Schweizer Kattunstoffe eingeführt und bedruckt nach Mittel- und Südamerika wieder ausgeführt, ‚wofür der Fabrik im Veredelungsverkehr Zollfreiheit zugestanden war'. [2]) Die Fabrik, deren Artikel sich zum Teil überlebt hatten, geriet immer mehr in Schwierigkeiten, sie fallierte im Jahre 1883. So nahm in diesem Jahre die altehrwürdige Firma Ahnesorge Gebrüder nach über hundertjährigem Bestehen ein Ende. Aber die Erinnerung an die Agathöfer Kattunfabrik, die in ihrer Blütezeit dem Hessenlande viel Segen gebracht hat, verdient erhalten zu bleiben.

Seit 25 Jahren hat auf dem Agathof eine andere Industrie ihr Heim aufgeschlagen mit der Seifenfabrik von Diemar & Heller [3]). Die Großstadt Kassel hat den alten Hof in ihr Netz eingezogen, der Fluchtlinienplan sieht neue Straßenzüge über die ehemaligen ‚Bleich-Wiesen' vor, und kommende Geschlechter werden an den ‚Agathof' als solchen unmittelbar wohl nur noch durch die nach ihm benannte eingangs erwähnte Straße erinnert werden!

[1]) Mit dem inzwischen auch verstorbenen Heinrich Nerong, der übrigens eifriger Numismatiker war und seine letzten Lebensjahre in Hamburg verbrachte, ist der etwa 80 Jahre in Hessen ansässig gewesene Zweig der Familie Nerong erloschen.

[2]) A. Woringer, „Hessenland" 1907, S. 139, Anm. 14.

[3]) Diese Fabrik zählt auch zu den ältesten in Hessen, sie feierte in diesem Jahre ihr 100jähriges Geschäftsjubiläum.

Anmerkung: Dr. Philipp Losch, Kgl. Bibliothekar zu Berlin, teilt uns freundlich mit, daß Sebastian Heinrich Ahnesorge am 22. August 1801 74 Jahre alt und Peter Gottlieb Ahnesorge am 25. November 1801 72 Jahre alt zu Kassel gestorben ist. Beide gehörten damals zur Oberneustädter Gemeinde, sind also wohl auch auf der Oberneustadt gestorben.

Vom Kasseler Hoftheater.

Der sechsundzwanzigste August ist ein Markstein in der Geschichte unserer heimischen Kunst. Das neue Theater — dessen Einrichtungen in dieser Zeitschrift schon eine eingehende Würdigung gefunden — ward mit festlichem Gepränge eingeweiht. Der Kaiser und die Kaiserin, mehrere Bundesfürsten und Prinzen waren mit glänzendem Gefolge gekommen. Eine festlich gekleidete und festlich gestimmte Menge füllte das Haus. Wenn man staunend beobachtete, wie so mancher als Gast anwesender Theaterdirektor oder Schauspieler — und es brauchte noch nicht einmal einer von Bedeutung zu sein — unter der Last seiner Hals- und Knopflochorden und Sterne fast zusammenbrach, da konnte man sich allerdings wohl zweifelnd fragen: „Wie werden wir künftig einen Sieger in der Feldschlacht, einen Retter des Vaterlandes ehren?" Das Theater machte in der prächtigen Beleuchtung einen außerordentlich nachhaltigen, erhebenden Eindruck. Der Zuschauerraum in seiner meisterhaften Anordnung, in seiner künstlerisch abgetönten Farbenwirkung erregte freudiges Staunen. Das Festgewand des Publikums bleibt nicht ohne Einfluß auf die Stimmung, und so ist der kaiserliche Wunsch nicht unberechtigt, das Publikum möge auch künftig in gewählter Kleidung erscheinen. Allerdings würde die Erfüllung dieses Wunsches manchem den Besuch des Theaters unmöglich machen. . . . Fanfarentöne erklingen. Die Bläser tragen friderizianische Tracht. So ein wenig Maskerade außerhalb der Bühne wirkt zwar etwas anachronistisch, hebt aber die Farbenwirkung des Bildes. Der Oberbürgermeister bringt ein Hoch aus, der Kaiser neigt sich dankend, — die Ouvertüre beginnt. Kein Prolog, kein Festspiel. Mit Recht hat man davon Abstand genommen. Programmatische Erklärungen von der Szene aus abzugeben, hat unser Theater nicht nötig. Richtung und Aufgabe der Zukunft sind von der Vergangenheit vorgezeichnet.

Daß es an ernstem Wollen, an emsiger, hingebender Tatenlust den leitenden Männern nicht gebricht, wissen wir. Möge ihrem Streben das Vollbringen nicht mangeln! Lortzings „Undine“ ward gegeben. Mit dieser Aufführung haben Leitung, Künstler und alle sonst an ihr Beteiligten gezeigt, daß dem glänzenden Rahmen ein gleich prächtiges Bild entsprechen kann. Sie alle haben vor der sachverständigen Korona Ehre eingelegt, sie haben freudige Anerkennung geweckt und eine künstlerisch bedeutsame Zukunft dem neuen Haus versprochen. Die neuartige Beleuchtung, die der Bühne das Licht nicht direkt zuführt, sondern es auf sie zurückgestrahlt fallen läßt und damit jede Grellheit ausschließt, bewährte sich glänzend. Die Akustik des Raumes erwies sich als vorzüglich. Herr Oberregisseur Hertzer hatte Hervorragendes geleistet. Die ganze Anordnung des Bühnenbildes, das Arrangement der Gruppen, die charakteristische Belebung der Massenszenen verdient uneingeschränkte Anerkennung. Herr Professor Dr. Beier zeigte sich wieder einmal als feinsinniger Dirigent von geläutertem Geschmack und künstlerischem Verständnis. Die musikalische Ergänzung, die der Kapellmeister Schlar in Wiesbaden der Oper gegeben, u. a. ein Marsch im zweiten, der Schluß des dritten und des vierten Aktes, gereicht der Wirkung nur zum Vorteil. Sie ist mit großem Verständnis ganz im Stile des großen Tondichters geschrieben. Frl. Kramm sang die Titelrolle und entzückte durch ihre schöne Stimme, Herr Koegel verkörperte den Ritter in Gesang und Spiel vortrefflich, ausgezeichnet war der Kühleborn des Herrn Wuzél. Mit Anerkennung sind auch Herr Warbeck (Veit) und Frl. Schuster als Bertalda zu nennen.

Der zweite Abend hielt sich nicht ganz auf der Höhe des ersten. Man gab „Minna von Barnhelm“. Zwar die Szene zeigte sehr hübsche, einheitlich im Stil der Zeit gehaltene Bilder, deren Reiz und Wirkung noch durch die indifferente Bühnenumrahmung gehoben wurde, die an die Stelle des früheren Faltenwurfabschlusses getreten ist. Zwar Herr Alberti war ein vorzüglicher Tellheim von ritterlich militärischem Wesen, von tiefer Empfindung, geraden aufrechten Charakters, in Sprache und Gestus lebenswahr und von großer Wirkung. Zwar der Wachtmeister des Herrn Bohné erfreute durch seinen natürlichen martialischen Humor, seinen Herzenston und sein kerniges Wesen, der Riccaut des Herrn Hellbach war eine sehr hübsche Charakterfigur und der Just des Herrn Jürgensen zeigte sich als eine Prachtgestalt, deren künstlerische Vollendung lauten Beifall weckte. Aber es war offenbar die Parole ausgegeben worden, das Stück in saloppstem Konversationston zu spielen, den Lessings gefeilte, an Pointen reiche Prosa nicht verträgt. Dazu kam, daß die Künstler (da in vollbesetztem Hause natürlich die Akustik eine andere ist wie bei den Proben im leeren Theater), die anzuwendende Tonstärke offenbar nicht kannten und vielfach zu leise sprachen. So ging ein gut Teil des Lustspiels dem Hörer verloren. Außerdem hatte Frau Bayrhammer sich im Ton der Titelheldin stark vergriffen. Sie gab sie als pikante Eroberin, wie die Hauptperson eines französischen Lustspiels: diese Minna wollte den Major durch ihre Reize entflammen und die Wirkung ihrer Schönheit auf seine Offiziersehre erproben. Sie war in Ton und Gehaben eine tüchtige Cyprienne, und Sardou hätte sich über sie gefreut. In Lessings urpreußischem Stück war das nicht ganz so erfreulich. Die gewollte Derbheit des Fräulein Groa, die sie in so manchem modernen Stück und auch als Lancelot Gobbo Triumphe feiern läßt, steht der Franziska schlecht zu Gesichte. Sie mag neckisch und keck sein, übermütig und voll fröhlicher Laune, — diese Franziska aber ähnelte denn doch in ihrer robusten Art allzusehr den dienstbaren Geistern, die wir aus Berliner Schwänken kennen.

Der dritte Abend gehörte Goethe. Man hatte die „Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“, die hier noch nie gegeben waren, hervorgeholt, um mit ihnen Goethes Geburtstag zu feiern. Von beiden Stücken sagt der Dichter in seinen Notizen zum Schema von „Dichtung und Wahrheit“: „Mängel und Fehler und eine Lust, sie darzustellen. Eigene: Laune des Verliebten. Fremde: Mitschuldige.“ Und in der Tat, in beiden Stücken folgt Goethe zum ersten Male dem Bedürfnis, das zum Segen des deutschen Schrifttums ihm zeitlebens treu blieb, das, was seinen Geist beschäftigte, was ihn quälte und beunruhigte, dichterisch zu gestalten und sich dadurch zu befreien. In der „Laune des Verliebten“ erblicken wir den Niederschlag seines Verhältnisses zu Käthchen Schönkopf. Er selbst ist der eifersüchtige Eridon und die Dithyrambe gegen dieses quälende Gefühl, die Anklagerede gegen den eifersüchtigen Liebhaber richtet er gegen sich selbst. So ist denn das Schäferspiel literarisch sehr wertvoll. Aber auch, wenn wir nicht wissen, daß sich hinter Eridon Goethe und hinter Amine Käthchen versteckt, bleibt das Stück interessant genug. Die in engem Rahmen ausgeführte scharfe Charakteristik der vier handelnden Personen, der leichte Fluß der Verse, die hübsch und zwanglos herbeigeführte Heilung des Eifersüchtigen würde auch erfreuen, wüßten wir nicht, daß Goethe der Verfasser ist; schade, daß er dem Eridon, hinter dessen Maske er steckt, nicht etwas von der eigenen Genialität und sonnigen Siegessicherheit verliehen. Das würde der Figur die Sympathien und das Interesse zugeführt haben, die ihr jetzt mangeln. Um so mehr Sorgfalt ist auf die Gestaltung der Amine verwendet. Acht Monate hatte der Dichter der Umarbeitung des Entwurfs gewidmet. Und als ihm seine Schwester über die Rolle der Amine schrieb: „En vérité, mon frère, tu la fais trop tendre“ konnte er ihr antworten: „Dem habe ich abgeholfen, indem ich ihr bei ihrer Zärtlichkeit ein gewisses Feuer, eine Liebe zur Lust gab, die sie interessanter macht.“ So wurde sie hier von Frl. Stiewe mit ausgezeichnetem Gelingen gegeben. In der Rolle der Egle war Frl. Groa von pikantem Reiz, liebenswürdig und graziös. Als Eridon und Lamon erfreuten die Herren Herzberg und Janssen durch ihr abgerundetes Spiel.

Auch in den „Mitschuldigen“ treten persönliche Erlebnisse Goethes deutlich hervor. „Wie viele Familien hatte ich nicht schon durch Banqueroute, Ehescheidungen, Morde, Hausdiebstahl, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich zu manchen kränkenden und demütigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu machen entwarf ich mehrere Schauspiele.“ ... Eine ganze Anzahl wurmstichiger Existenzen wird uns vorgeführt. Der Wirt, der bei seinem Gaste einbricht, um seine Neugier zu befriedigen; sein Schwiegersohn, der dasselbe tut, um zu stehlen; seine Tochter, die zum Stelldichein geht, vor dem letzten verhängnisvollen Schritt allerdings zurückschreckt; der vornehme Gast, der die Jugendgeliebte zum Bruch der ehelichen Treue verleiten will. Alles, was diese Personen an Unrecht vollführen, will Goethe „nur als Vergehen“ aufgefaßt wissen. Darin aber können wir ihm nicht folgen. Söllers Einbruchsdiebstahl ist eine ganz gemeine Tat, und das Mühen des Dichters, dem Spiel einen heitern Abschluß zu geben, scheitert. Daß Sophie weiter mit dem Verbrecher leben muß, macht sie uns beklagenswert, und wir vermissen jede Spur dichterischer Gerechtigkeit. Man darf es ruhig sagen, ohne den Respekt vor Goethe zu verletzen, daß dieses Stück in Anlage und Ausführung durchaus verfehlt ist. Hat er doch selber zugestanden, „das Stück verletze das ästhetische und moralische Gefühl wegen der hart ausgesprochenen

widergesetzlichen Handlungen.“ Trotz des klar erkannten Fehlers aber blieb das Jugendwerk noch dem greisen Dichter wert. Johanna Schopenhauer erzählt, daß er im Kreise bekannter Schauspieler 1807 noch die Rolle des Wirts las. Am Bühnenschicksal dieses Stückes aber konnte diese Vorliebe nichts ändern. Es ist der deutschen Bühne verloren, — und mit Recht. Die Regie (Herr Hertzer) hatte sich offenbar ein Wort des Dichters gemerkt, das in einem Briefe an Schiller steht: „Mich dünkt, die Hauptsache kommt darauf an, daß man noch etwas Heiteres, Angenehmes, Herzliches hinein retouchiere.“ Diese Retouche ward kräftig besorgt. Zum Beginn des dritten Aktes war eine derbe Szene, die unter Scheuerfrauen spielt, ersonnen, die vielleicht die Ansprüche des Dichters noch übertroffen hätte. Mit hingebungsvoller Sorgfalt, ganz wie es dem Dichterfürsten zukommt, hatte übrigens Herr Hertzer in beiden Stücken als Regisseur gewaltet. Uneingeschränktes Lob verdient auch die Darstellung. Herr Pickert stattete den Wirt mit außerordentlich erheiternden Zügen aus, Frl. Jähnert war eine sehr sympathische, sehr glaubliche Sophie, Herr Alberti spielte den Alceſt gewandt und weltmännisch, Herr Zschokke sorgte durch ein paar lustige Nuancen dafür, daß man dem Lumpen Söller nicht allzu gram ward.

Hermann Blumenthal.

Aus der Rumpelkammer.

Von Valentin Traudt.

(Schluß.)

Oft setzte ich mich auch der Türe gegenüber auf den Boden und verfolgte mit versonnenen Blicken die Maserungen des Holzes, phantasierte mir in die Astlöcher allerlei Gesichter mit langen Nasen und Zöpfen und studierte die verschiedenen Rostfarben der Angeln. Ich hatte schon damals, wenn auch noch unklar, das Gefühl, daß auch ich in eine Rumpelkammer — jetzt kann man ja wohl sagen in die Rumpelkammer des Lebens — am besten passe.

Erst wenn ich Tritte von unten her vernahm, stieg ich wieder hinab, um nach dem Kaffee, der recht langsam und mit Behagen geschlürft wurde, Onkelchen auf dem Gang durch die Fluren zu begleiten. Ohne Weg und Steg an Feldhecken und Rainen her, durch Ackerfurchen hin, immer einen kräftigen Tabakgeruch in der Nase, denn die Pfeife gehörte mit zu Onkels Sonntagsvergnügen, hier ein lautloses Stillstehen, dort ein gesprächiges Verweilen. An einem Sonntag wanderten wir sogar in einem großen Trupp hinauf zu den Dickwurzeln am Eicher Rain und hinüber zu dem Hafer im Roßdorfer Grund. Die Erlrieder waren nämlich auf Besuch gekommen und mußten nun natürlich alles sehen. Da man nur von landwirtschaftlichen Dingen redete, konnte ich meinen Gedanken nachhängen. Und heute war ich reich, unendlich reich geworden; denn die Tante war mit mir, als das Wägelchen auf den Hof gerasselt kam, hinauf gestiegen und hatte das große Tischtuch mit den breiten Stickereien und die alten Zinnteller hervorgesucht und eine Wurst abgeschnitten. Da war ich zum ersten Mal in der Rumpelkammer gewesen.

Was ich durch das Schlüsselloch bisher erspähen konnte, war gar nichts gegen den Reichtum, der sich mir nun gezeigt hatte. Aber alle die Dinge erweckten meine Neugierde bei weitem nicht so stark wie der weiße Uniformrock mit dem roten Kragen und den Aufschlägen und Rabatten von Gold, der zu der Bärenmütze gehören mußte. Ich fragte allerdings gleich nach diesem und jenem; aber Tantchen hatte keine Zeit. Unten waren schon die Pferde ausgespannt worden und man hörte schon Tritte nach der Haustüre hin. — Dann später. — Und während ich nun die Zinnteller auf den Arm bekam, überflog mein Auge schnell alle die Pferdegeschirre, Peitschen, Feuerschloßflinten, die Hufeisen und alten Zinnleuchter, Fuchseisen und Rattenfallen. Eine Strumpfmütze hing da, die aussah wie ein Klingelbeutel, und ein alter Filzzylinder lag neben der Seife auf dem Schrank, der sah rot aus und war am Rande arg zernagt. Die Spinnräder und Haspeln, die Teile eines Webstuhles, das schwerfällige Wiegebettchen, die alten Maße und Flachsschwingemesser waren ein herrlicher Tummelplatz für die Turnkünste der Mäuse . . . Später wurde ich dann öfter beauftragt, irgend etwas aus der Rumpelkammer zu holen, und ich hatte dabei Gelegenheit genug, genauere Nachforschungen anzustellen. Und eines Tages, als ich schon nicht mehr auf die Schule ging und nur vorübergehend zu Besuch in dem Dorf war, erzählte mir auch der Onkel die Geschichte von der Uniform.

„Das sind Andenke an mein Großvater, der als westfälischer Grenadiergardist unter Bardeleben mit in Rußland war. Am 9. Dezember 1812 ist er bei Wilna verwundet worde und hat dann die Füße erfrore. Was wußte der net zu erzähle von der vergeblichen Tapferkeit Neys und Wredes, dem schrecklichen Rückzug über das Eis des Niemen bei Kowno; was nicht alle, Bub! Und das bunte Frauenkleid, das nebe dem weiße Rock auf der Stang hängt, ist das Kleid der Tochter von der, die er in seiner Jugend geliebt und net gekriegt hat. Und die Tochter ist dann doch in unser Haus komme. Es war mei Mutter. Im Brautkleid ihrer Mutter war sie getraut worde und so hängt obe der Staat von dene friedlich zusamme, die sich im Lebe gesucht und net gefunde hatte. Und einfach darum ware sie net zusammekomme, weil mein Großvater ein

Lustiger war, der die Harmonika befingern konnt wie keiner wieder und in den Spinnstube die beste Geschichte erzählte."

Damit wollte er seine Mitteilungen schließen. Ich hatte ihn aber fragend und ungläubig angestiert und er fuhr darum fort: „Ja, Bub, so ist's doch gewese. Die Fröhlichkeit, der Fleiß und die Treu war'n in sein'm Herze hübsch beisamme'; aber in sein'm Geldbeutel war nur selte ein Taler zu finde. Darum hat's niks gegebe. Wie's heit noch geht. Hier unser Häusche hat ihm schon gehört, doch die Äcker im Roßdorfer Grund und am Eicher Rain, die Wiese gegen den Bach hin warn noch fremdes Gut; der große Stall war noch net gebaut und die Scheuer noch net; es war halt ein Kuhbäuerche wie Hindermanns David. Danach hatte die Marie freilich niks gefragt: der Bursch, der Bursch lag ihr im Sinn, und von kein'm andern ließ sie sich beim Tanz so gern schwenke, wie von ihrm Konrad. Ihr Vater aber, der alte Kornbauer, hat anders gespekuliert und manch Träne ist reichlich damals geflosse.

Es soll ei wunderseller Sommerabend gewesen sein, als sie der Bauer, du weißt ja, der Kornbauer, am Rosenhecker Busch, grad wo der Weg zu dem Erbacher Born absteigt, mit harte Worte und noch härterem Eichenknüttel auseinander trieb. Und die Harmonika hat er ihm zerschlage, — steht auch noch in der Kammer obe. Ja, das hat mein'm Großvater selig immer so ei Vergnüge gemacht, mal hier am Abend im Feld sitze und mal dort und Ziehharmonika spiele. Es soll auch ei Staat gewese sei. Und unser Schäfer hat meiner Mutter immer gesproche, es wär grad zu höre gewest, als ob einer mit Luft un Wald un Feld Zwiesprach halte tät; es wär so gefällig un so, so — — nun ja, also spiele konnt er, — spiele! Und der Schäfer hat ei Verständnis vor so Sache gehabt; das war selbst so einer mit allerlei närrische Gedanke unter der Woll. Und da ist mei Großvater auf Kassel gewandert und ist ein Grenadiergardist geworde. Und wie er wieder heimkam, ein halber Krüppel, der kaum noch gehen konnt, da hat sein Schatz den gefreit gehabt, den sich der Kornbauer selbst gesucht hat.

„So einer bringt niks vor sich, der so ein lustig Herz hat, so einer vertut alles", hat er sich sicherlich gedenkt. — Aber der Marie ihrer? Das war ein, wie's aussah, ernster, stiller, verbissener Kerle, der heimlich soff und das Werk fast verschleudert hätt'. Mein Großvater aber hat unsern Hof auf 'n Damm gebracht, und als die Marie Witfrau war und um ei Haar von Haus und Hof komme wär, ist er ihr beigesprunge und hat net zugebe, daß die Gläubiger das arme Weib mit ihrem Mädche, dem Käti, auf die Straß setzte. In Rußland hat er viel, viel durchgemacht und immer gehofft, es gäb auch für ihn ei Russekugel, daß er doch net mehr an sei Marie zu denke braucht. Der liebe Gott hat ihn als stiller Mann heim komme lasse, und als stiller Mann ist er Jahre lang noch allein gebliebe, bis er dann endlich auch gefreit hat. Das war ei gut lieb Weib gewese mei Großmutter selig, das ihn verstand und an alle Ecke half, daß er ein Mann und angesehener Bauer wurde. Da hat der Kornbauer erst recht sei Leid gehabt, als er das sah, und ist auch ein Wirtshausläufer geworde und gestorbe hinterm Schnapsglas wie bald nachher sein Schwiegersohn. Verdient hat's die Marie, daß der Großvater damals beisprang; denn sie hat noch als Frau stets um ihn getrauert und war nur dem Vater gefolgt. Und wege der Käti war's erst recht gut; denn das war ja mei Mutter dann. Ach ja, die Marie! Nebe dem stille und ernste Mann, der daheim kein stiller war, hat sie ihren Frohsinn verlore gehabt. Die runde frische Backe mit den Grüberchen, mei Mutter war ihr wie aus dem Gesicht geschnitte, sind sellemals schnell schmal geworde und hart und sauer. Ihr vergnüglich Lache hat sie erst wieder gefunde, als die Käti mein'n Vater gefreit hat, der ein so stolzer Bursch war, daß er, was auch das Geld belangt, schon ei ganz andere hätt' nehme könne. Die Äcker im Roßdorfer Grund hat sie mitgebracht; aber ihr übrig Werk ist nach dem Tod der Marie verkauft und unser großer Stall für das Geld gebaut worde. Es steht ja noch am Balke über der Tür! Die Wiese am Bach und der Eicher Rain hab ich erst noch kauft, und die neu Scheuer hab ich auch gebaut. Die Lustige sind net immer, wie der Kornbauer gefürcht't hat, die Schlechte. Aber jetzt ist's genug, ich muß an die Arbeit."

Wenn ich in jenen Tagen dann oben in der Rumpelkammer saß und wie früher eine Schnitzel in wohltuender Abwechslung mit einer Hutzel nach der anderen naschte, spann ich mir die Geschichte immer wieder von neuem aus. Ich sah die Marie am Fenster des großen weißen Hauses gegenüber dem Schulhof hinter ihren Geranien stehen und hörte ihren lustigen Gesang. Hinter den Hecken durch, am Friedhof vorbei, wird sie gerade auch nicht selten mit ihrem Schatzbursch gegangen sein. Der Weg ist ja noch heute so versteckt und heimlich, daß ihn die Burschen und Mädchen am Sonntagabend am liebsten gehen. Und der Kornbauer stand vor mir, stämmig und wohlbeleibt, mit verschmitzt berechnenden Äuglein und hartem Munde.

„Den net, Marie, nie den. Ich weiß Dir schon ein'n, der in mein Werk paßt, und den nimmst Du und damit basta!"

Das ganze Herzenselend des Mädchens bewegte dann mein Inneres, dieses ewige Bitten und heim=

liche Hoffen, verstohlene Ausschauen und müde Entsagenmüssen. Kein Lied huscht mehr über die Lippen, wenn das Spinnrad surrt, kein frohes Wort begleitet das Plätschern des Brünnleins, dessen Wasser die Eimer füllt. Der erste Sang wagte sich erst wieder hervor, als das Kind im Wiegebett lag...

Ein unverstandener Mann geht neben ihr her, arm an Gemüt und nur besorgt um sich, verzagt, wenn eine Kuh fällt, und ohne Vertrauen, wenn ein harter Winter zu lange die Felder drückt. Nebeneinander gespannt wie zwei fremde Zugochsen, die teilnahmlos ihre Last bewegen...

Ich sah dann auch den westfälischen Krieger auf Urlaub im Dorf. Wenn er in seiner schmucken Uniform durch die Gassen stolzierte, wurde er angestaunt von allen Nachbarn und begehrt von allen Mädchen. Doch er achtete sicherlich nicht darauf. Ich malte mir aus, wie ihm Marie verstohlen nachsah, die Hand auf dem Herzen und Tränen im Auge, wenn er vorüberging. Und welche Vorwürfe mag sich da der Kornbauer gemacht haben! Gewiß ist Marie später auch an das Lager des aus dem eisigen Land zurückgekehrten Geliebten geschlichen und hat um seinetwillen manches böse Wort, vielleicht noch Schlimmeres, ertragen. Und als nach Jahren die Alten, nachdem sie beide vereinsamt waren, hinter ihren Kindern durch die blühenden Felder gingen und selig beim Kirmestanz saßen, wenn sich ihre Brautleute lustig im Walzer wiegten! Wie sie sich erst wieder einen Kuß auf die Lippen drückten, als der Pfarrer den Segen über ihre Zwei gesprochen hatte und die Musik zurück ins Brauthaus aufzuspielen anhob! Und meinen Onkel sehe ich auf ihrem Schoß und höre ihre Scherzworte mit dem kleinen Bub und komme dann allmählich hinter das Geheimnis, warum er und mein Vater so sonnige Herzen bekamen und begreife endlich auch, weshalb mich die Rumpelkammer immer so anzog...

— — — — — — — — —

Meines Onkels Tochter Marie, die schon verheiratet war, als ich zum erstenmal nach Windorf aufs Land kam, hat eine ganze Reihe Jungen, und einer davon sitzt in dem Gut und verwahrt noch die alten Märchenschätze.

Im vorigen Jahre war ich dort und fand alles noch in bester Ordnung. Hinzugekommen ist nur noch eine Rattenfalle, in die keine Ratte mehr ging, einige alte Ketten, Zahnräder aus verbrauchten landwirtschaftlichen Maschinen, ein Kaffeeröster und der Lehnstuhl, auf dem Onkelchen seinen Sonntagnachmittagschlaf hielt.

Der junge Mann kennt die Geschichte des weißen Soldatenrockes auch genau und hat mir noch erzählt, daß er gehört, der Alte habe ihn jeden Sonntag gebürstet und geputzt und sogar am Hochzeitsabend seines Sohnes noch einmal getragen, darin seine Schicksale erzählt und auf der Harmonika des Nachbarn gespielt. Kätis Mutter aber habe das violette Tuch, das auch über der Stange neben dem Rocke hänge, am selbigen Abend hervorgesucht und umgebunden, weil es das einzige Geschenk gewesen war, das ihr Geliebter ihr einst verehrt hatte. Und seinen Kindern muß der glückliche Besitzer all dieser Herrlichkeiten einst alles das wieder erzählen; denn die Rumpelkammer sorgt dafür schon. Wenn nur erst einmal wieder neugierige Seelchen fragen, nachdem strahlende Augen das Wunderreich geschaut haben...

Ja, so eine Rumpelkammer!

Aus Heimat und Fremde.

Am 20. August, an dem sich der **Geburtstag des letzten Kurfürsten** von Hessen zum 107. Male jährte, wurde dessen reichen Blumenschmuck tragende Grabstätte auf dem alten Kasseler Friedhofe wieder von zahlreichen alten Hessen besucht. Unter anderen suchten auch Fürst **Heinrich** von **Hanau-Horzowitz** und Prinz **Philipp** von **Hanau-Oberurf** das Grab ihres Vaters auf.

Ihren **70. Geburtstag** beging am 22. August zu Oberurf die Frau **Prinzessin Marie von Ardeck, Prinzessin von Hanau** aus Bonn, die jüngste Tochter des letzten Kurfürsten.

Der Kaiser in Fischbeck. Nachdem der deutsche Kaiser bereits vor fünf Jahren an der Wiedereinweihung der alten Stiftskirche zu Fischbeck teilgenommen und das Stift, wie einst Otto I. durch seinen Gnadenbrief vom 10. Januar 954 unter seine besondere landesherrliche Schirmherrschaft gestellt hatte, weilte das deutsche Kaiserpaar am 27. August abermals in Fischbeck. Nach offiziellem Empfang fand in der Kirche die feierliche Überreichung des Äbtissinnenstabes durch den Kaiser an Frau Äbtissin v. **Buttlar** statt. Voraus ging eine Ansprache des Stiftspfarrers **Heermann**, Staatsminister v. **Feilitzsch**-Bückeburg, der Schirmvogt des Stifts, sprach darauf den Dank der Frau Äbtissin aus. Nach Besichtigung des renovierten Kreuzganges pflanzte der Kaiser im Gutshof eine Linde. Junge Bäuerinnen in der Brauttracht überreichten ein Trachtenalbum. Der nach einem Entwurf Professor Rohloffs gefertigte Äbtissinnenstab ist dem Krummstab der Bischöfe ähnlich und mit kunstvollen Schnitzereien versehen; er ist mit dem kaiserlichen Wappen und demjenigen des Stifts geschmückt.

150 Jahre waren am 16. August seit der Begründung des freiadeligen Damenstiftes Wallenstein verflossen. Freifrau Maria Amalia v. Schlitz, gen. v. Goertz, Witwe des hessen-kasselischen Kriegsrats Freiherrn v. Goertz, war die letzte des einst mächtigen Grafengeschlechtes derer von Wallenstein im Knüllgebirge, an das noch die gleichnamige Ruine bei Homberg a. d. Efze erinnert. In ihrem 1759 zu Frankfurt verfaßten Testament bestimmte sie ihr beträchtliches Vermögen zur Begründung eines gräflich und freiadeligen Fräuleinstiftes für Damen evangelischer Konfession. Sie starb 1762, aber erst nach 20jährigem Prozeß vor dem Reichshofrat zu Wien trat das Stift 1783 ins Leben, und zwar in Homberg. Nach zwei Jahrzehnten gedeihlicher Entwickelung brachte die französische Gewaltherrschaft mancherlei Brandschatzungen über das Stift; namentlich gab die Beschuldigung, die Stiftsdamen hätten 1809 den Dörnbergschen Aufstand unterstützt, willkommenen Anlaß, das Stift in königliche Verwaltung zu übernehmen und die Stiftseinkünfte anderweitig zu verwenden. 1814 stellte Kurfürst Wilhelm I. das Stift wieder her, das 1832 wegen Unzulänglichkeit der bisherigen Räume nach Fulda verlegt wurde in das erweiterte Harstallsche Haus, das wie das „Fuldaer Kreisblatt“ mitteilt, Fürstbischof Adalbert von Harstall nach der Säkularisation bewohnt hatte. Das Stift wurde bald der Mittelpunkt regen geistigen Lebens, und auch Franz Dingelstedt und Heinrich König verkehrten viel in ihm. — Zur Feier des Jubiläums fand am 16. August eine Kapitelsitzung statt, bei der der Stiftsdirektor Landeshauptmann Freiherr Riedesel zu Eisenbach in einer Ansprache daran erinnerte, daß gleichzeitig auch 50 Jahre verflossen seien, seitdem die Frau Dechantin Freiin v. Wechmar dem Stift angehöre. Oberpräsident Exzellenz Hengstenberg überreichte der Frau Äbtissin Freiin v. Hammerstein im Auftrage des Kaisers einen reich in Gold und Edelsteinen gearbeiteten Äbtissinnenstab. Am folgenden Tag unternahmen die Stiftsdamen einen Ausflug nach Homberg zum Besuch des alten Stiftsgebäudes und des alten Friedhofes, wo auf den Gräbern der durch ihre Beteiligung an dem Dörnbergschen Aufstande bekannten Äbtissinnen Freiin von Stein und von Gilsa Kränze niedergelegt wurden. Auch der Burgruine Wallenstein wurde ein Besuch abgestattet.

Der neuernannte Kriegsminister ist gleich dem Kultusminister geborener Kurhesse. Josias v. Heeringen, dessen Schwester, Stiftsdame Amélia v. Heeringen, in Kassel lebt, wurde am 9. März 1850 als Sohn des 1885 verstorbenen kurfürstlichen General-Intendanten des Kasseler Hoftheaters und späteren kgl. Schloßhauptmanns v. Heeringen zu Kassel geboren. Aus dem Kadettenkorps trat er 1867 als Portepeefähnrich beim hess. Füsilier-Regiment Nr. 80 ein, wo er 1868 Sekondleutnant wurde. Im französischen Krieg wurde er bei Wörth schwer verwundet, machte aber dann die Belagerung von Paris mit und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Er wurde 1875 Premierleutnant, 1879 zur Dienstleistung zum Großen Generalstab kommandiert und hier 1880 zum Hauptmann befördert, 1882 zum Generalstab des XI. Armeekorps nach Kassel versetzt, 1884 zu demjenigen der 22. Division, 1886 wurde er Kompagniechef im Infanterie-Regt. Nr. 91, 1887 Major im Kriegsministerium, 1882 Abteilungschef im Großen Generalstab und Oberstleutnant, 1895 Oberst und Kommandeur des Inf.-Regt. Nr. 117, 1897 unter Beförderung zum Generalmajor Direktor des Militär-Ökonomie-Departements im Kriegsministerium. 1903 erfolgte seine Ernennung zum Generalleutnant und Kommandeur der 22. Division in Kassel. Im Jahre 1906 erhielt er die Führung des II. Armeekorps und wurde kurz darauf General der Infanterie und kommandierender General dieses Armeekorps, bis er am 12. August 1909 zum Kriegsminister ernannt wurde. — Mit der Führung des freigewordenen II. Armeekorps wurde der bisherige Divisionskommandeur Generalleutnant v. Linsingen in Ulm beauftragt.

Aus Kassel. Die Stadtverordneten nahmen am 18. August die „veränderte“ Vorlage des Magistrats über die Überquerung des Friedrichsplatzes mit 23 gegen 21 Stimmen an. — Die Frage des hessischen Landesmuseums wird nun wohl bald geklärt werden, nachdem auf Grund eingehender Pläne und eines Gipsmodells Oberpräsident Exz. Hengstenberg, Oberbürgermeister Müller und Museumsdirektor Dr. Boehlau dem Kaiser zu Wilhelmshöhe Vortrag gehalten haben. — Die städtischen Körperschaften bewilligten die Mittel für Herstellung eines Ankerplatzes für Luftschiffe und stellten der Luftschiffgesellschaft Zeppelin das notwendige Gelände kostenlos zur Verfügung.

Todesfall. Am 28. August starb zu Wilhelmshöhe der Chef der kgl. Hofbauinspektion Hofbaurat Oertel. Früher Kreisbauinspektor in Eschwege, war ihm seit etwa zehn Jahren als Nachfolger Knyrims die Beaufsichtigung der Wilhelmshöher Bauwerke anvertraut, und namentlich der Konservierung der Wasserwerke hat er während dieser Zeit in gewissenhaftester Weise sein Augenmerk zugewandt. Oertel war gleichzeitig Gutsvorstand und Standesbeamter für den Gutsbezirk Schloß Wilhelmshöhe.

Verschiedenes. Die Marburger Stadtverordneten beschlossen endgiltig den Wiederaufbau

des abgebrannten Elektrizitätswerkes, der alten Herrenmühle, und zwar vorläufig des östlichen Flügels. — Mit den im Frühjahr begonnenen Aufbauten und Renovierungen der zerfallenen Gebäude auf Schloß Schaumburg wird rüstig fortgefahren; so ist die Wiederaufführung des an dem Archivturm stoßenden Amtshauses, das vor wenigen Jahren leider als baufällig abgerissen wurde, jetzt fast beendet. — Ein Museumsverein für die Grafschaft Schaumburg hat sich mit dem Sitz in Rinteln gebildet. — In Romrod wurde am 22. Aug. das erste Denkmal in Oberhessen für den verstorbenen Großherzog Ludwig IV. errichtet. — Auf dem Markt zu Groß-Steinheim soll 1911 durch einen geborenen Steinheimer, Professor Busch-München, ein Denkmal errichtet werden, dem die 100jährige hessische Verfassung und die 40jährige Friedensfeier als Idee zugrunde liegt.

Literarisches. Von Emil Jacobi erschien soeben im Verlag von F. W. Schmitt ein vieraktiges Schauspiel „Ehrenwort". — Henriette Keller-Jordans treffliche Erzählung aus dem Kurhessen der zwanziger Jahre „Die Grubers" ist aus dem Nachlaß der Dichterin in den Verlag der Vietorschen Hofbuchhandlung in Kassel übergegangen. (Preis 1 Mk.). — Im selben Verlag wird im Herbst eine Neuauflage von Franz Trellers Erzählung „Vergessene Helden" erscheinen.

Personalien.

Verliehen: dem Hoftheaterintendanten a. D., Kgl. Kammerherrn Freiherrn von und zu Gilsa zu Kassel das Prädikat Exzellenz; dem Landrat, Geh. Regierungsrat Riesch in Frankenberg der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und dem Abzeichen für Jubilare; dem Generalmajor z. D. Eisentraut zu Kassel anläßlich des 75jährigen Bestehens des Hessischen Geschichtsvereins der Kgl. Kronenorden 2. Kl.; dem Kapellmeister Dr. Beier, dem Justizrat Dr. Harnier, dem Baurat Heckhoff, dem Geh. Kommerzienrat Pfeiffer, dem Konsistorialpräsidenten Frhrn. Schenk zu Schweinsberg und dem Gutsbesitzer Seidler zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Eisenbahn-Betriebssekretär a. D. Angersbach und dem Rechnungsrat Horst zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Bürgermeister v. Kupsz zu Rotenburg a. F. das Ritterkreuz 2. Kl. des Großherzogl. hess. Verdienstordens Philipps d. Großm.; dem Stadtobersekretär Braunhof, dem Bauunternehmer Fuchs, dem Lokomotivführer Müller, dem Oberbahnassistenten a. D. Prellwitz zu Kassel, dem Bürgermeister Bender und dem Rentier Meurer zu Spangenberg der Kronenorden 4. Kl.; dem Hegemeister Feist zu Neukirchen dgl. mit der Zahl 50; beim Jubiläum der bischöflichen Lateinschule zu Geisa dem Gründer und Leiter, geistlichen Rat Hagemann und dem Professor Dr. Frye zu Fulda die Würde eines päpstlichen Geheimkämmerers; dem Obersekretär beim Oberlandesgericht Röhle und dem Amtsgerichtssekretär Finkelde zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat; der Titel Kammervirtuos den Kammermusikern Hillmann, Monhaupt und Deyerberg zu Kassel.

Ernannt: Oberregierungsrat Wißmann zu Kassel zum Präsidenten der Generalkommission für die Provinz Ostpreußen; Oberlandesgerichtsrat Stegemann zu Celle zum Präsidenten des Senats beim Oberlandesgericht in Kassel vom 1. November d. J. an; Rittmeister a. D. Graf von Bylandt, Baron zu Rheydt zum Intendanten der Kgl. Schauspiele in Kassel und zum Kgl. Kammerherrn; Architekt Karst zu Kassel zum Kgl. Baurat; Seminardirektor Dr. K. Heilmann in Ratzeburg zum Regierungs- und Schulrat in Minden; die Pfarrer Ganß zu Bischofsheim zum Pfarrer in Ostheim, Heyde zu Gundhelm zum Pfarrer in Roßdorf, Holzapfel zum Pfarrer in Haina, Junker zum Pfarrer in Ravolzhausen; der Referendar Dr. Böttcher zum Gerichtsassessor.

Vermählt: Bergassessor Ed. Siebert zu Recklinghausen mit Frl. Adelheid Mejer, Tochter des Pastors prim. Mejer zu Zellerfeld i. H.

Geboren: ein Sohn: Professor Dr.-ing. A. Nägel und Frau, Lulu, geb. Jacobi (Dresden, 10. August); Juwelier Hans Stück und Frau (Kassel, 14. August); Oberlehrer Schleck und Frau, geb. Henkel (Frankfurt a. M.); Apotheker C. Bernhardt und Frau Auguste, geb Henkel (Isselhorst i. W., 24. August); Dr. Bernhard Keyßer und Frau Lina, geb. Ricke (Beerfelden i. Odenw., 24. August); — eine Tochter: Professor D. Heitmüller und Frau Else, geb. Knoke (Marburg, 10 August); Dr. med. Mühlhausen und Frau Hedwig, geb. Herbst (Braunschweig, 24. August).

Gestorben: Privatmann Henry Falkenberger, 78 Jahre alt (St. Louis, Mo., 8. Juli); Kaufmann Heinrich Burger, 63 Jahre alt (Kassel-W., 3. August); Pater Bonaventura Jahn, 73 Jahre alt (Franziskanerkloster St. Patrick in Buffalo, N.-Y.); Buchdruckereibesitzer Eduard Bertelsmann, 65 Jahre alt (Rotenburg, 7. August); Staatsanwaltschaftsrat a. D. Rudolf von Ibell, 57 Jahre alt (Freiburg i. Br., 9. August); Frau Adele Probst, geb. Lanz, Witwe des Rentners, 74 Jahre alt (Mörle bei Osterode, Ostpr., 11. August); Frau Julie Auffarth, geb. Schwaner (Marburg, 11. August); Oberpostsekretär a. D. Andreas Arimond, 75 Jahre alt (Kassel, 12. August); Privatmann Philipp Fuchs, 86 Jahre alt (Brooklyn, N.-Y., 15. August); verw. Frau Justizrat Agnes Freudenstein, geb. Freiin v. Münchhausen (Bodenengern, 16. August); Buchbindermeister Traugott Zeiß, 80 Jahre alt (Treysa, 21. August); Frau Professor Bertha Waldeck, geb. Buhl aus Kassel, 69 Jahre alt (Luzern, 24. August); Gymnasialoberlehrer Professor Robert Bindewald, 63 Jahre alt (Breslau, 24. August); Gutsbesitzer Hermann Soldan (Freihof zu Großseelheim, 25. August); verw. Frau Amalie von Meibom, geb. Ries (Kassel, 26. August); Kgl. Hofbaurat Robert Oertel, 50 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 28. August); Bürgermeister a. D. Georg Braun, 74 Jahre alt (Hersfeld, 31. August).

Briefkasten.

P. M. in Altenkirchen, R. D. in Eschwege. Die Angelegenheit ist jetzt geregelt. Freundlichen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 18. 23. Jahrgang. Kassel, 17. September 1909.

Westfälische Offiziere.

VI. Johann Michael Bach.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

Unter den älteren, nicht mehr völlig felddienstfähigen Offizieren der am 1. November 1806 aufgelösten kurhessischen Armee, die in das westfälische Heer übernommen wurden, befand sich eine Persönlichkeit, die eine nicht unwichtige Rolle bei dem traurigsten Ereignisse gespielt hatte, das die hessische Kriegsgeschichte kennt, bei der Räumung der Festung Rheinfels in der Nacht vom 1. zum 2. November 1794.

Johann Michael Bach stammte aus dem Hanauischen. Die Grafschaft Hanau war im Jahre 1736 nach dem Tode des letzten Hanau-Lichtenberger Grafen an Hessen-Kassel gefallen, mit diesem Lande aber nicht vereinigt worden. Landgraf Friedrich I., der König von Schweden, hatte sie vielmehr seinem Bruder, dem Statthalter in Hessen, Landgrafen Wilhelm, überlassen, der sie auch als abgesonderte und selbständige Grafschaft weiter regierte, als er durch den Tod seines Bruders regierender Landgraf zu Hessen wurde. Die sonach nur in Personalunion mit Hessen-Kassel stehende Grafschaft Hanau erbte dann von Wilhelm VIII. nicht dessen Sohn und Nachfolger Friedrich II., sondern sein Enkel Wilhelm, Friedrichs II. ältester Sohn, den sein Großvater auf diese Weise dem Einflusse seines katholisch gewordenen Vaters entziehen wollte. Wie sein Vater, schloß auch Erbprinz Wilhelm als Graf von Hessen-Hanau anfangs 1776 einen Vertrag mit England über die Stellung von Truppen für den nordamerikanischen Krieg. Außer einem 668 Mann starken Infanterieregiment, einem Jägerkorps von 412 Mann und einem Freikorps unter dem bekannten, 1809 auf dem Forste bei Kassel erschossenen Obersten Emmerich stellte Hanau eine Kompagnie Artillerie von 120 Mann in englischen Sold. Dieser Kompagnie gehörte Johann Michael Bach, der auch wohl schon vorher in hanauischen Diensten gestanden hatte, als Leutnant an. Die kleine Artillerietruppe wurde am 15. Mai 1776 in Hanau eingeschifft, fuhr den Main und den Rhein hinab und wurde in Nymwegen in Seeschiffe verladen. Sie machte den Feldzug der Engländer in Canada im Sommer 1777 mit. Generalleutnant John Bourgoyne, der englische Höchstkommandierende in Canada, hatte den Plan gefaßt, mit seiner Armee von Canada aus am Champlain-See hinauf zu marschieren und sich mit der in den Neuenglandstaaten

befindlichen Armee Sir William Howes zu vereinigen, die ihm von Süden her durch das Tal des Hudsonflusses entgegenkommen sollte. Im Juni 1777 brach man auf, verstärkt durch 500 Indianer. Die Amerikaner wichen überall zurück. Die Marschhindernisse und die Schwierigkeiten der Verproviantierung in der Wildnis erreichten aber bald eine bedenkliche Höhe. Namentlich fehlte es auch an Lasttieren. Bourgoyne entsendete deshalb den Kommandeur der braunschweigischen Dragoner, Oberstleutnant Braun, mit seinem Regiment[1]), etwas leichter Infanterie, einigen canadischen Freiwilligen, 150 Indianern und 2 hanauischen Geschützen nach Bennington, wo man ein amerikanisches Vorratslager vermutete, um Pferde, Zugvieh und Mundvorrat aufzutreiben. Die beiden Geschütze befehligte der Leutnant Bach. Am 11. August brach Braun mit seinen Truppen auf und stieß am 15. bei Bennington auf eine große amerikanische Übermacht. Brauns Korps wurde vollständig eingeschlossen, Braun selbst tötlich verwundet und der Rest seiner Leute, darunter auch der verwundete Bach, fiel nach tapferer Gegenwehr in amerikanische Gefangenschaft. Bach wurde in Westminster[2]) interniert und erst Ende September 1778 ausgewechselt.[3])

Die Engländer beschränkten sich in den folgenden Jahren bis zum Frieden von Versailles 1783 in Canada auf die Verteidigung ihres Besitzes. Über Bachs Tätigkeit an den unbedeutenden kriegerischen Ereignissen ist nichts bekannt. 1784 kehrten die Hanauer in die Heimat zurück. 1785 starb Landgraf Friedrich II. von Hessen und sein ihm nun als Landgraf Wilhelm IX. folgender Sohn, Graf Wilhelm von Hessen-Hanau, vereinigte die hanauische Artillerie mit der hessischen, so daß auch Leutnant Bach jetzt in hessische Dienste übertrat. Das Avancement in der hessischen Armee war in den folgenden Friedensjahren ein sehr langsames, und wir finden Bach 1794 noch in der Stellung eines Stabskapitäns. Als solcher war er Kommandant der Artillerie auf der Festung Rheinfels.

Die über dem Städtchen St. Goar, dem Hauptorte der hessen-kasselischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer, gelegene Festung Rheinfels bildete neben dem in kurtrierischem Besitze befindlichen Ehrenbreitstein einen wichtigen Stützpunkt für die Behauptung der Rheinlinie. Schon einmal, im Jahre 1692, hatte sie unter dem tapferen Kommandanten Grafen von Schlitz gt. v. Görz den Ansturm der Franzosen unter Marschall Tallard solange ausgehalten, bis Landgraf Karl mit einem Ersatzheer zu ihrer Befreiung herbeieilte und die Absicht Ludwigs XIV., sich hier am Mittelrhein festzusetzen, vereitelte. Bald danach waren die Festungswerke mit für das kleine Hessen sehr erheblichen Kosten verbessert und erweitert worden. Wenn nun auch die Festung den bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gemachten Fortschritten auf dem Gebiete des Artilleriewesens gegenüber nicht mehr von solcher Widerstandskraft war, wie früher, weil sie von der Wellmicher Höhe und anderen Punkten der Umgegend überhöht wurde, so mochte sie doch immerhin auch damals noch geeignet erscheinen, einen feindlichen Angriff eine Zeitlang auszuhalten und so lange Widerstand zu leisten, bis ein Ersatzkorps herbeieilte. Die Besatzung war ausreichend. Sie bestand aus dem Regiment von Hanstein (854 Mann), einem Bataillon des Landregiments Rheinfels (600 Mann), dem leichten Bataillon Lenz (250 Mann), einer Jägerkompagnie (100 Mann), einer Schwadron Husaren (80 Mann) und 80 St. Goarer Bürgerschützen. Mundvorrat war genügend vorhanden, um eine längere Belagerung auszuhalten.

Ganz mangelhaft war aber die artilleristische Ausrüstung der Festung. Daß die Bedienungsmannschaft nur aus zwei Offizieren (dem Stabskapitän Bach und Leutnant Riepe[4]), 6 Bombardieren und 50 Kanonieren bestand, war wohl nicht gar schlimm; man konnte nötigenfalls Hilfsmannschaften aus der Infanterie heranziehen. Aber das Artilleriematerial selbst war durchaus ungenügend. Unter den vorhandenen 79 Geschützen waren nur ein 24pfünder, ein 12pfünder und zwei 10pfünder, die übrigen 40 Geschütze waren 6pfünder und ganz leichte Stücke, die zur Festungsverteidigung sich nicht eigneten. Ferner waren vorhanden ein 90- und drei 30pfündige Mörser und 25 kleine Handmörser. Munition war wohl genügend vorhanden, aber sie war entweder noch nicht zum sofortigen Gebrauch vorbereitet oder durch langes Lagern in feuchten Räumen verdorben.

Stabskapitän Bach war sich dieser traurigen Zustände wohl bewußt und hatte sein Möglichstes getan, deren Besserung herbeizuführen. Bei dem Kommandanten, dem Generalmajor von Resius[5]),

[1]) Das Regiment hatte seine Pferde in Braunschweig zurückgelassen und tat Infanteriedienst, wobei ihm seine Ausrüstung sehr hinderlich war.

[2]) Stadt im Staate Maryland.

[3]) Die hanauische Infanterie und ein Teil der Jäger fiel bei Saratoga im Hudsontale am 17. Oktober 1777 mit sämtlichen Truppen Bourgoynes ebenfalls in amerikanische Gefangenschaft.

[4]) Karl Ludwig Riepe hatte sich am 2. Dezember 1792 bei der Erstürmung von Frankfurt a. M. besonders ausgezeichnet und dafür am 9. Dezember 1792 den Orden pour la vertu militaire erhalten.

[5]) Philipp Valentin Resius, wegen Auszeichnung im Felde geadelt, hatte seine militärische Laufbahn in der hessischen Kavallerie zurückgelegt; am 23. Juli 1758 war er bei Sandershausen verwundet worden.

einem tapferen alten Soldaten, der aber bei seinen 76 Lebensjahren für eine schneidige Verteidigung nicht mehr die Kraft besaß, konnten seine Klagen freilich nicht viel helfen. Als aber Landgraf Wilhelm IX. im Sommer 1794 den Generalmajor Lempe, den Chef der hessischen Artillerie, nach Rheinfels schickte, um die Verteidigungsfähigkeit der Festung zu prüfen, da hielt Bach mit seinen berechtigten Forderungen nicht zurück. Aber alles war vergebens. Mag nun Lempe gescheut haben, beim Landgrafen, dessen übergroße Sparsamkeit er kannte, die mit großen Kosten verbundene Beschaffung einer widerstandsfähigen Artillerie für Rheinfels zu beantragen, oder mag er, wie behauptet wird, aus Feindschaft gegen Resius die Festung in ihrem trostlosen Zustande belassen haben, — sicher ist, daß er dem Landgrafen alles in rosigem Lichte darstellte, für die Verteidigungsfähigkeit der Festung aber gar nichts tat. Wo die Lafetten und Bombenstühle so schadhaft waren, daß es sofort in die Augen fiel, ließ Lempe sie nicht etwa erneuern, sondern er ließ sie frisch anstreichen, so daß die Schadhaftigkeit verdeckt wurde. Ja, er hatte sogar Bach den Befehl gegeben, die besten Geschütze und die beste Munition über den Rhein hinüber in das kleine Fort Katz, in dem er sich selbst befand, zu schaffen, was Resius allerdings nicht zuließ. Als aber Bach nicht aufhörte, Lempe Vorstellungen zu machen und Verbesserungen zu fordern, verbot Lempe ihm dies schließlich mit den Worten, „er solle sich nicht um Sachen kümmern, die ihn nichts angingen". Der Ingenieur vom Platz, Oberstleutnant Wetzell, war ein alter, fast stets an das Krankenlager gefesselter Mann. An ihm fand Bach keine Unterstützung und er mußte so das Verderben herannahen sehen, ohne imstande zu sein, es abzuwenden.

Am 26. Oktober 1794, morgens gegen 5 Uhr, erschien der französische Vortrab vor der Festung und trieb die hessischen Außenposten, Jäger und Husaren, in die Festung hinein. Ein Rekognoszierungsversuch der Franzosen, den sie noch an demselben Tage unternahmen, brachte den Hessen die einzigen Verluste, die sie erlitten; aber nicht französische Kugeln waren es, die drei tapferen Soldaten den Tod brachten. Als vielmehr die Franzosen sich der Festung näherten, befahl Resius, sie mit dem schweren Geschütz zu begrüßen. Bei dem ersten Schuß aus dem einzigen 24pfünder brach dessen morsche Lafette zusammen, wodurch die Kugel eine so niedrige Bahn erhielt, daß sie in einem der Außenwerke den Flügelmann der Grenadierkompagnie des Regiments von Hanstein erschlug. Die erste Bombe die aus dem 90pfündigen Mörser geworfen wurde, zersprang dicht vor dessen Mündung und verwundete zwei Mann von der Bedienungsmannschaft tödlich. Ein großer Teil der aus den 6pfündern abgefeuerten Kartätschen platzte schon in den Schießscharten, ohne Freund oder Feind Schaden zu tun. Stabskapitän Bach legte bei diesen Schießversuchen, bei denen auch die Wischer und sonstiges Gerät sich als ganz unbrauchbar erwiesen, wie auch in den nächsten Tagen rühmlichen Eifer und unermüdliche Tätigkeit an den Tag, aber es war zu spät; jetzt ließ sich nichts mehr verbessern. General Lempe aber, der sich, wie erwähnt, auf Burg Katz in Sicherheit gebracht hatte, begnügte sich damit, am 28. Oktober einige Kugeln nach dem französischen Lager hinüber zu senden, die aber nicht in dieses, sondern in die Neustadt St. Goar einschlugen.

Am 28. bis 31. Oktober fanden verschiedene kleine Scharmützel statt, die ohne Bedeutung waren. An einen ernstlichen Angriff gegen die Festung konnten die Franzosen noch nicht denken, weil sie nur drei leichte Feldgeschütze besaßen und ihre schwere Artillerie noch erwarteten. Am 1. November meldete sich ein französischer Tambour als Deserteur und berichtete dem Platzmajor, Oberstleutnant von Verna, daß die Franzosen, deren Zahl er bedeutend übertrieb, für den folgenden Tag einen Generalsturm auf die Festung beabsichtigten. Sobald dies Resius erfuhr, eilte er zu dem auf den Wällen beschäftigten Stabskapitän Bach und fragte ihn, ob er es für möglich halte, mit dem vorhandenen Geschütze einen von 30 000 Mann unternommenen Sturm abzuschlagen. Natürlich erklärte Bach das für unmöglich. Diese Antwort nahm Resius den letzten Rest von Tatkraft. Er berief auf 7 Uhr abends einen Kriegsrat, dem sämtliche Stabsoffiziere der Garnison und die Hauptleute des Regiments von Hanstein anwohnten. Trotzdem unter diesen Offizieren verschiedene waren, die mehr als einmal Beweise hervorragender Tapferkeit erbracht hatten, ließen sie sich durch Resius' mutlose Darstellung der Verhältnisse so stark beeinflussen, daß sie nach kurzer Beratung sämtlich — es waren ihrer 13 — den Beschluß unterschrieben, ohne jeden Versuch des Widerstandes die Festung zu räumen und die Besatzung, um sie vor Kriegsgefangenschaft zu retten, auf das rechte Rheinufer nach Burg Katz hinüber zu schaffen. Oberstleutnant Wetzell und Stabskapitän Bach wohnten dem Kriegsrat, ersterer wegen Krankheit, nicht bei. Wetzell wies die ihm gemachte Zumutung, den Beschluß nachträglich zu unterschreiben, mit Entrüstung ab; Bach unterschrieb.

Dem gefaßten Beschlusse gemäß rückte die gesamte Besatzung am 1. November 1794 um 11 Uhr nachts in tiefster Stille aus, marschierte nach St. Goar

hinab und wurde auf den dortigen Fähren auf das rechte Rheinufer überführt. Alles Artilleriematerial und sämtliche Mundvorräte wurden zurückgelassen, einige Posten in der Eile des Ausmarsches abzulösen vergessen. Am anderen Morgen rückten die Franzosen in die leere Festung ein. Ein lügenhafter Bericht des Volksrepräsentanten Bourbotte nach Paris stellte die Besetzung der Festung als eine mutvolle Waffentat ersten Ranges dar. Manchem der hessischen Offiziere und Soldaten mag bei der schmachvollen Räumung der Festung Rheinfels das Herz geblutet haben; aber die hessische Manneszucht war zu gut, um das erkennen zu lassen. Die Bürger von St. Goar aber hinderte niemand, ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben. Der Metzgermeister Kraft[6]) stürzte sich mit einer Axt auf Resius und hätte ihn erschlagen, wenn Kraft nicht glücklicherweise über ein Holzscheit gestolpert wäre. So brachte er dem General nur eine Wunde am Arm bei. Als der Kommandeur der St. Goarer Bürgerschützen, Major Bruère, diesen den Beschluß des Kriegsrats mitteilte, gingen sie ihm so zu Leibe, daß er flüchten mußte.

Hätte Resius doch nur noch kurze Zeit ausgehalten! Landgraf Wilhelm IX. hatte in Hanau die Gardedukorps, das Garderegiment, das Depotbataillon von Porbeck, das Depot des Husarenregiments und acht Geschütze, zusammen etwa 2800 Mann[7]), zusammengezogen und war mit ihnen am 2. November 1794 zum Entsatz von Rheinfels aufgebrochen. Bei Bockenheim ereilte ihn die Nachricht von der Räumung der Festung, die ein weiteres Vorrücken zwecklos erscheinen ließ. Die Rheinfelser Garnison wurde unter den Befehl des Obersten Schreiber vom Husarenregiment gestellt, das 1. Bataillon des Landregiments Rheinfels aufgelöst und seine Mannschaften nach Hause geschickt. Das Regiment von Hanstein wurde für unfähig erklärt, einen Chef zu haben, erhielt den Namen „Vakantes Bataillon“, mußte im April 1795 350 Mann zur Kompletierung anderer Regimenter abgeben und am 15. Juni 1796 zu Hanau Fahnen und Trommeln abliefern, worauf der Rest der Mannschaft in die Regimenter Erbprinz, Prinz Karl und Loßberg untergesteckt wurde.

Generalmajor von Resius, Oberst Lenz, Oberstleutnant von Verna, Oberstleutnant von der Malsburg und Stabskapitän Bach wurden alsbald verhaftet und unter starker Bedeckung nach Ziegenhain gebracht, wo ein aus 3 Generalmajoren, 3 Obersten, 3 Oberstleutnants, 3 Majoren, 3 Hauptleuten, dem Oberkriegsrat Lennep und dem Regimentsauditeur Sommer zusammengesetztes Kriegsgericht unter dem Vorsitz des Gouverneurs von Ziegenhain Generalleutnants von Donop zusammentrat, um über sie abzuurteilen. Das am 19. Dezember 1794 verkündete Urteil lautete:

„In Sachen des Generalmajors von Resius, des Obersten Lenz und der übrigen Officiers, welche an dem Kriegsrate über die Verlassung der Festung Rheinfels Teil genommen, und nach verlesenen Untersuchungsakten, auch rechtlicher Erwägung aller Umstände, wird zu Recht erkannt: daß wegen der von den Inkulpaten gegen die bestimmten höchsten Ordres eigenmächtig unternommenen Räumung und dem Feinde überlassenen Festung nach Maßgabe des verschiedenen Grades ihrer Verschuldung, der erste Kommandant, Generalmajor von Resius mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, sowie der zweite Kommandant, Oberst Lenz zu arquebusieren, ferner der Oberstleutnant von der Malsburg des ihm gnädigst erteilten Ordens[8]) verlustig zu erklären und zu kassieren, mit letzter Strafe auch der Major Klingender zu belegen, der Platzmajor, Oberstleutnant von Verna aber mit infamer Kassation zu bestrafen, sodann der Artilleriekapitän Bach zu einjährigem, die übrigen Kapitäns, Scheffer, Töpfer, von Haller, Marquardt, Rüffer, Renouard, von Trümbach und Dunker, hingegen nur zu dreimonatlichem Festungsarrest zu verurteilen, endlich der Schützenmajor Bruère mit einer weiteren Strafe zu verschonen, ihm jedoch die Tragung einer hiesigen *Uniform* und das *Portépée* zu untersagen, übrigens noch eine besondere standhafte Rechtfertigung des Generalmajors Lempe, wegen der ihm zur Last gelegten Punkte, in separato vorzubehalten sey. Inmaßen das niedergesetzte Kriegsgericht also, wie vorsteht, erkennt, condemniert und vorbehält.

V. R. W.

Pronunciatum Ziegenhayn,
den 19. December 1794.

W. v. Donop. L. W. Lennep.“

Obwohl die Räumung der Festung Rheinfels den Zorn des Landgrafen Wilhelm IX. im höchsten Grade erregt hatte, ließ er jetzt doch Milde walten. Durch eine am 8. Januar 1795 bekannt gemachte Ordre bestimmte er Folgendes:

„Demnach Wir im Betreff der schändlichen Räumung und dadurch dem Feinde geschehenen Überlassung der Festung Rheinfels, auf das darüber abgehaltene Verhör und Kriegsrecht, das von diesem gefällte, auch gehörig zu publicierende

[6]) Andere Berichte nennen einen Drechslermeister Kretsch.

[7]) Die übrigen hessischen Truppen kämpften in den Niederlanden gegen Frankreich.

[8]) Des Ordens pour la vertu militaire.

Urteil insoweit zu mildern und dabei Gnade für Recht ergehen zu lassen, resolvieret haben, daß 1) der bisherige Generalmajor von Resius als gewesener erster Kommandant, nachdem ihm vor versammelter ganzer Garnison zu Ziegenhayn der Degen zerbrochen und er infam cassieret worden, vorher auch das ihn zu arquebusieren commandierte Detachement herausgetreten, statt der blos aus landesherrlicher Macht und vordringender höchster Gnade selbigem erlassenen Todesstrafe, nach Spangenberg zu lebenswieriger Festungsgefangenschaft abgeführt werde; 2) der gewesene zweite Kommandant, Obristleutnant Lenz statt der ebenmäßig wohlverdienten Todesstrafe cassiert, auch des Ordens[9]), der Uniform und Portépée ferner zu tragen unwürdig erklärt, sodann zu 15 Jahren Festungsgefangenschaft nach Spangenberg condemnieret sey; 3) der Oberstleutnant von der Malsburg Charge, Dienst und Orden verlieren, auch mit 3jährigem Festungsarrest belegt werde; 4) der Oberstleutnant von Verna cassieret und zu 5jährigem Festungsarrest verurteilt sey; 5) der Major Klingender nebst Verlust dessen Charge und Dienstes gleichfalls mit 3jährigem Festungsarrest bestraft, übrigens aber sowohl in Ansehung der Bestrafung des Schützenmajors Bruère und sämtlicher Kapitäns als der in separato noch vorzubehaltenden standhaften Rechtfertigung des Generalmajors Lempe, es bei dem Kriegsgerichtsurteil sein Verbleib haben soll, so befehlen Unserem Kriegscollegio wegen Vollstreckung solchergestalt gemilderten und respve. confirmierten Urteils überall hiernach das weitere zu verfügen.

Cassel, den 30. Dezember 1794.

Wilhelm L."

[9]) Des Ordens pour la vertu militaire.

So kam das Urteil zur Ausführung.[10])

Unser Stabskapitän Bach wurde, nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, 1796 Zeugwärter und Festungsingenieur in Ziegenhain, nachdem sein erstes Gesuch um Bewilligung der Emolumente dieser Stellung vom Landgrafen abgeschlagen war, da er noch keine Gelegenheit gehabt hätte, „sein früheres Verhalten wieder gutzumachen".[11]) Vom 10. August 1798 bis 25. September 1799 war er ad interim auch Platzmajor in Ziegenhain, später auch Kriegsbauverwalter daselbst. In die westfälische Armee trat er als Adjutant beim Geniewesen ein und wurde am 1. Dezember 1812 Sekondekapitän im Artillerieregiment. Seit 1811 war er Repetent für Kriegswissenschaft an der Artillerie- und Genieschule in Kassel. 1814 wurde er als kurhessischer Garnisonsartilleriekapitän wieder Zeugwärter und Kriegsbauverwalter in Ziegenhain, welche Stelle er 1826 noch bekleidete. Bald nachher muß er wohl gestorben sein.

Die Festung Rheinfels wurde durch den Baseler Frieden 1795 an Frankreich abgetreten und 1797 von den Franzosen vollständig zerstört. Am 26 November 1812 wurden die Ruinen von der französischen Domänenverwaltung für 2500 Franken an den Handelsmann Peter Glaß verkauft. 1819 wurde ein großer Teil der noch brauchbaren Tür- und Fenstergesimse beim Neubau von Ehrenbreitstein verwendet. Später ging die Ruine in den Besitz Kaiser Wilhelms I. über.

[10]) Resius starb, blödsinnig geworden, am 19. März 1798 auf Spangenberg. Lenz wurde 1795 völlig begnadigt, aber ohne Abschied entlassen, ging in preußische Dienste und wurde Kommandant von Pillau. 1806 pensioniert, starb er 1813 in Hanau. Lempe erhielt 1795 den Abschied und starb 1799 in Kassel. Kapitän Marquard starb, geadelt, als hessen-darmstädtischer Generalmajor am 28. Januar 1854.

[11]) Zeitschrift des hess. Geschichtsvereins, Bd. 35, S. 299. Die dortige Bemerkung: „Was gegen ihn vorlag, ist nicht zu ersehen", dürfte durch Vorstehendes ihre Erledigung finden.

---

75. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde.

12.—14. August 1909.

(Schluß.)

Ein recht zeitgemäßes Thema, nämlich den „Dörnbergschen Aufstand am 22. April 1809", behandelte der zweite Redner, Rechnungsdirektor Woringer.

Nachdem in der Kleinstaaterei und Zerrissenheit Deutschlands im 18. Jahrhundert jegliches Gefühl für die Zusammengehörigkeit der deutschen Volksstämme verloren gegangen war, zeigen sich in den zahlreichen Aufstandsversuchen des Jahres 1809 die ersten Äußerungen eines gemeinsamen Nationalgefühls der Deutschen. Nicht nur als einen hessischen Aufstandsversuch haben wir daher die Erhebung unserer Landsleute anzusehen, sondern auch als einen Teil der über ganz Deutschland hin verzweigten Verschwörung zur Befreiung von der französischen Herrschaft. Die Quellen über die hessische Erhebung fließen recht spärlich. v. Dörnberg selbst hat zwei wenig umfangreiche Aufzeichnungen hinterlassen; am ausführlichsten, aber nicht immer zuverlässig, berichtet Lynker darüber in seiner bekannten Monographie, einige andere Berichte von Augen-

zeugen schildern nur einzelne Teile der Vorgänge. Rechnungsdirektor Woringer nun stand umfangreiches und noch nicht benutztes Material aus dem Marburger Staatsarchiv zur Verfügung, so u. a. die amtlichen Berichte, die eine Anzahl westfälischer Beamter an den Präfekten des Werra-Departements in Marburg über den Aufstand erstatteten, ferner die Verhandlungen in der Untersuchungssache gegen den Pfarrer Koch in Altmorschen wegen seiner Teilnahme an der Erhebung und noch manches andere.

In anschaulicher Weise schilderte Redner nun zunächst die Entstehung der beiden Aufstandsbewegungen in Hessen. An der Spitze der einen stand Oberst Wilhelm Kaspar Ferdinand Freiherr von Dörnberg, der sich sowohl auf den größten Teil seines meist aus hessischen Forstleuten und Jägern bestehenden Marburger Elitebataillons verlassen konnte als auch in der Marburger Zivilbevölkerung viele Freunde seines Unternehmens fand und schließlich auch nicht nur auf dem Lande, sondern auch in Kassel selbst unter den leitenden Staatsmännern Unterstützung zu erwarten hatte. Alle Fäden des Netzes liefen in Homberg a. d. Efze zusammen, wo die Dechantin des Damenstifts Wallenstein Marianne v. Stein, die Äbtissin v. Gilsa und andere Damen eifrig für die Aufstandssache tätig waren. Während Dörnbergs Anhänger meist dem Adel, dem Offizier- und dem höheren Beamtenstand angehörten, finden wir in den Reihen der anderen Bewegung, an deren Spitze der Friedensrichter Peter Sigismund Martin zu Frielendorf stand, mehr Angehörige des Mittelstandes, namentlich auch Geistliche. Stützte sich Dörnberg besonders auf das westfälische Militär, so hatte jener hauptsächlich seinen Rückhalt an der Bevölkerung des Landes und der kleinen Städte sowie den zahlreichen althessischen Soldaten. Naturgemäß fanden beide Bewegungen, die Dörnbergsche und die Martinsche, schon bald Berührungspunkte, besonders seit auch die Martinschen Bestrebungen ihren Mittelpunkt in Homberg gefunden hatten. Man wurde zur Entscheidung gedrängt, als Mitte April 1809 die westfälischen Truppen den Befehl zum baldigen Abmarsch an die Elbe erhielten, und faßte den Entschluß, in der Nacht vom 22. zum 23. April den König und die französischen Generale ins Kastell zu bringen, dessen Kommandant Major Krupp eingeweiht war. Im Laufe des 22. sollten die Verschworenen in Homberg, Gudensberg, Wolfhagen, Hofgeismar und anderen Orten ihre Leute sammeln und abends gegen Kassel führen, unterwegs überall Sturm läuten lassen und alle wehrhaften Männer an sich ziehen. Geheimrat v. Schmerfeld und Minister v. Witzleben sollten die Regentschaft übernehmen. Die Aufständischen aus Oberhessen sollten gegen Hanau und Mainz marschieren. Dörnberg rechnete unbegreiflicherweise auf über 14000 Mann ohne die Aufständischen aus Oberhessen. Redner wendet sich dann eingehend den Vorgängen zu, die sich am 22. April in Homberg abspielten, und bringt hier, gestützt namentlich auf den bisher unbekannten amtlichen Bericht des Homberger Maires Rodemann an den Präfekten des Werradepartements in Marburg Frhrn. v. Berlepsch, viele neue und interessante Einzelheiten. Rodemann wurde von Martin gefangen gesetzt. Auf das Sturmläuten versammelten sich nicht nur die eingeweihten Homberger Bürger, sondern auch die aus zwei Schwadronen des 1. Kürassierregiments bestehende Garnison, allerdings ohne die beiden Kommandeure. Auch die Bauern der umliegenden Dörfer rückten nach und nach ein. Verschiedene Detachements gingen nach Felsberg, Wolfhagen und Ziegenhain ab, um die dortige Erhebung zu unterstützen. Um 5 Uhr abends traf Dörnberg ein, und es begann das Ordnen der Streitkräfte. Karoline von Baumbach überreichte eine Fahne, die, wie Woringer feststellte, keine hessische war, sondern auf silberbordiertem rotsamtnem Grund den eingestickten schwarzen Doppeladler zeigte, was also mehr auf eine allgemein deutsche als speziell hessische Erhebung hindeutete. Um 7 Uhr abends setzten sich die Massen in der Richtung auf Kassel in Bewegung; in der Gegend von Dissen stießen die Felsberger zu der Homberger Kolonne und bildeten nun den Vortrab. Eine halbe Stunde vor den Felsbergern marschierte eine kleine aus Förstern und Bauern bestehende Abteilung als Spitze. Als diese bei der Knallhütte ankam, erhielt sie plötzlich Feuer. Denn am 23. gegen 3 Uhr morgens hatte man General Rewbell mit zwei Kompagnien der Jägergarde, einer Abteilung der Chevaulegersgarde und etwas Artillerie auf der Frankfurter Landstraße den Insurgenten entgegengeschickt. An der Hand eines Situationsplanes zeigte Redner, daß entgegen der gewöhnlichen Annahme das Gefecht in drei Teilen verlief, nämlich erstens einem unbedeutenden Scharmützel an der Knallhütte, wo die schon erwähnte Spitze auseinandergetrieben und einige Gefangene gemacht wurden, sodann dem Zusammenstoß der Westfalen mit den Felsbergern diesseits, also nordöstlich des Baunatales, und drittens der Zurückwerfung des Haupttrupps der Aufständischen jenseits, also südwestlich des Baunatals, auf der Hertingshäuser Heide. Redner ging eingehend auf die einzelnen Phasen ein und begründete dann seine Darstellung. Es ergibt sich also, daß das ganze Gefecht vom 23. April, das sich in der Hauptsache an ganz anderer Stelle abspielte, seinen Namen nach dem ersten unbedeutenden Zusammenstoß erhalten hat. Ganz unrichtig ist auch die Annahme, daß die Knallhütte ihren Namen von dem Gefecht habe. Das Wirtshaus „Zum grünen Baum“, in dem 1755 Katharina Dorothea Pierson, die Märchenfrau der Brüder Grimm, geboren wurde, führte schon lange vor diesem Gefecht den Namen „Knallhütte“ und zwar (nach Vilmars Idiotikon) wegen des dort befindlichen bretternen Tanzbodens. „Knallen“ heißt im Volksmunde so viel wie „derb auftretend tanzen“.

Der Vortragende schilderte nunmehr den Verlauf der Aufstandsbewegung im übrigen Hessen, so in Jesberg, Treysa, Witzenhausen, Allendorf und namentlich in den Kreisen Wolfhagen und Hofgeismar. Aber der Aufstand mußte überall als mißlungen bezeichnet werden. Nicht durch eigene Tatkraft, sondern durch eine Reihe von Zufälligkeiten war die westfälische Regierung gerettet worden. Nun aber traf sie umfassende Maßregeln zur Bestrafung der Aufständischen, überall fanden Verhaftungen statt, doch gelang es der Polizei nicht, sich der Hauptbeteiligten zu bemächtigen. Schließlich ließ aber Jérômes gütige Gesinnung Milde Platz greifen, nur Wachtmeister Hohnemann und Fähnrich v. Hasserodt wurden auf dem Forst erschossen. Demgegenüber läßt sich von Belohnungen der Aufständischen durch den Kurfürsten eigentlich nichts berichten; nur der Tuchmacher Ehrenfeld aus Homberg erhielt beim Kurfürsten in Böhmen eine kleine Anstellung und wurde 1813 Landwehrleutnant.

Auch bei den übrigen Erhebungen 1809 fehlte es zwar nicht an Opferwilligkeit, wohl aber an einheitlicher Führung und Zusammenhang. „Trotzdem“, so schloß Redner, „werden für unser Hessenland jene Tage eine ruhmvolle Erinnerung bleiben, in denen Tausende unserer Vorfahren Gut und Blut wagten für Hessen und für Deutschland und ohne Besinnen, als echte blinde Hessen, dem Rufe folgten, der sie gegen die fremden Gewalthaber aufrief. Wir wollen ihr Andenken in Ehren halten um ihrer Treue zu Fürst und Vaterland willen, denn, um mit den Worten unseres greisen Dichters Preser zu schließen,

Denn treu in tausend Freuden, tausend Schmerzen,
Hob hier das Volk die schwertbewehrte Hand,
Ein Bild, Sturmwettern trotzend, wie aus Erzen; —
Dich segne Gott, mein schönes Hessenland!“

Auch dieser Vortrag fand reichen und wohlverdienten Beifall. Nachdem die Nachmittagsstunden der Besichtigung der Kasseler Sammlungen gewidmet waren, vereinte am Abend ein Festmahl die Mitglieder und Gäste im Stadtpark, wo unter der stattlichen Schar der Teilnehmer manches bekannte Gesicht zu sehen war; besonders freudig begrüßte man u. a. Karl Preser, den Nestor der hessischen Schriftsteller. Die Reihe der Toaste eröffnete General Eisentraut mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser, Bankier Fiorino begrüßte die von auswärts erschienenen Gäste und Nachkommen der Stifter des Vereins, Superintendent Wissemann dankte in deren Namen, Landgerichtsdirektor Schröder widmete sein Glas allen, die zum Gelingen des Festes beitrugen, Geheimrat Fritsch brachte ein Hoch aus auf den Vorsitzenden, Rektor Jacobi, der Dichter des Festspiels, auf seine Mithelfer, Rechnungsdirektor Woringer auf die Damen des Geschichtsvereins. General Eisentraut verlas die von auswärts ergangenen Glückwünsche, darunter solche vom Kultusminister, vom Oberpräsidenten von Zedlitz-Trützschler, Reichsgerichtsrat Bernhardi u. a. Konzert und Tanz beschlossen den Abend.

Im Mittelpunkt des dritten und letzten Jubiläumstages stand ein Vortrag, den Bibliothekar Dr. Wilhelm Lange-Kassel auf der Höhe des Heiligenberges vor den auch dort wieder überaus zahlreich versammelten Mitgliedern hielt. Bei prächtigstem Sommerwetter hatte man in Gensungen den Kasseler Zug verlassen und unter den Klängen einer Kapelle den alten „heiligen Berg" erstiegen, auf dessen Plateau sich bald ein fröhliches Treiben entwickelte. In zwanglosen Gruppen lagerte man sich zum Frühstück, die üblichen photographischen Aufnahmen wurden gemacht, und schließlich erstieg man die eigentliche Spitze des Berges, um sich an der bekannten unvergleichlichen Fernsicht zu erfreuen. Geh. Justizrat Büff gedachte mit wenigen herzlichen Worten des Pfarrers v. Gehren aus dem nahegelegenen Felsberg, der gemeinsam mit dem Pfarrer Koch aus Immenhausen vor 100 Jahren von den Franzosen nach Mainz transportiert wurde und in einem Brief an die Seinen voll Liebe des Heiligenberges gedachte, der so oft in seine heimische Studierstube hineingegrüßt habe. Dann wurde der Kaffee eingenommen, worauf sich alles wieder unter den schattenspendenden Bäumen des Festplatzes vereinte, wo Dr. Lange die Geschichte des Heiligenbergs vor dem geistigen Auge der Zuhörer vorübergleiten ließ.

Was vor mehr als einem halben Jahrhundert Georg Landaus, des Vaters der neueren hessischen Geschichte und zugleich des Gründers des hessischen Geschichtsvereins, Seele bewegte, als er auf eben dieser Stätte stand und das Auge schweifen ließ über das weite Rundgemälde zu seinen Füßen, das bewegt auch uns heute, die wir mit der gleichen Liebe dem steinigen Acker hessischer Historie einige Früchte abzuringen streben. Und doch scheidet sich scharf das Heute vom Gestern, die alte von der neuen Zeit. Landau pflegte, wie die meisten seiner Vorgänger, nur die Geschichte vom frühen Mittelalter an, uns Epigonen aber bewegt gerade die Frage, wie es dort unten Jahrhunderte und Jahrtausende vor dem Tage aussah, mit dem die erste urkundliche Erwähnung der Örtlichkeit einsetzt. Und in der Tat haben wir schon hier und da den Schleier zu lüften vermocht, der die Urgeschichte so manchen Ortes verhüllte, der hier vor unsrem Auge liegt. Redner begründete dies an einer ganzen Reihe von Beispielen. Hinter dem im Nordosten aufragendem blauen Massiv des Meißner führte von Sooden her einer der uralten Sälzerwege über Melsungen am Fuße des Heiligenberges her und weiter über Gensungen nach Fritzlar. Da diese Sälzerwege schon in der Bronzezeit benutzt wurden, so gibt dieser Verkehrsweg ein interessantes Stück Kulturgeschichte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Geburt. In noch frühere Zeit leitet uns die Grab- und Bodenforschung anderer vom Heiligenberg aus sichtbarer Orte, so das Grab auf der Ellenberger Höhe, das Steingrab bei Züschen und die Funde auf dem Nordberg; aus späterer Zeit haben wir dann die Ringwälle auf der Landsburg, der Hundsburg, dem Bilstein, Baunsberg, Hirzstein, Hunrodsberg, der Altenburg. In das helle Licht der Geschichte tritt aber die Gegend erst, als die Donnereiche bei Fritzlar unter der Axt des Apostels fällt. Redner erklärt dann die Namensentstehung des Berges. In kluger Erwägung hatte die Kirche das nahe Gensungen, wo sich einst die Malstätte eines der neun alten Zentgerichte des Hessengaus befand, zum Sitz eines Dekanats gemacht, um so an die lebendige Erinnerung des Volkes an den heidnischen Kult auf dem Heiligenberg anknüpfen zu können. Man gab nur dem Zusammenströmen des Volkes auf dem Berge einen anderen Anlaß. So blieb der Heiligenberg eine Hauptstätte des kirchlichen Lebens in Hessen. Die Geschichte des Berges ist eng verknüpft mit den Kämpfen der hessischen Landgrafen mit dem Mainzer Stuhl. 1186 hatte der Mainzer Erzbischof auf dem Heiligenberg eine Burg erbaut, die 1232 durch Landgraf Konrad von Thüringen zerstört, 1247 wieder aufgebaut wurde, um 1273 durch hessische Truppen abermals zerstört zu werden und dann in Trümmern liegen zu bleiben. Eine neue Feste erbaute hier erst Landgraf Hermann, die er mit Amtleuten und Burgmännern besetzte. 1471 gab Landgraf Ludwig II. den Heiligenberg samt der Burg dem am Abhang des Berges im Kloster Eppenberg (heute Domäne Mittelhof) eingerichteten Orden der Karthäuser, doch schon 1527 bei Aufhebung der Klöster kam der Berg wieder in Besitz des Landgrafen. „Nun zieht wieder ein Jahrhundert nach dem andren über den Berg, umbraust von Sturm und Wetter, trübe Regenwolken umhüllen die Kuppe mit dem wüsten Steinhaufen, den die Nachbarschaft als willkommenen Steinbruch für notwendige Wirtschaftsbauten nutzte, kahl und öde, ohne jede Spur eines schattenspendenden Baumes liegen die Hänge des Heiligenbergs mit seinen vereinzelt hier und dort aufragenden Wacholderbüschen, die bei volkstümlichen Festen zur Abendzeit als lodernde Flammensäulen weit in das Land leuchten, dann pflanzte und hegte mit Liebe ein hessischer Forstmann den Wald, der uns heute labenden Schatten vor der glühenden Sonne spendet, Freunde der Natur räumen die Trümmer auf und schaffen willkommene Sitzplätze, und wieder steht ein Turm auf der Höhe, aber kein Germanenauge späht von dort gen Mittag nach römischen Feldzeichen, kein Wächterhorn ruft die Reisigen auf das Roß zum Ritt auf blutige Heide; in sicherer Friedenshut und im Schutz eines starken Staatswesens treten wir heute auf die Zinne, entzückten Auges schauen wir hinab auf das schöne Rundgemälde zu unsren Füßen, und historischer Sinn wie warme

Liebe zu der alten Heimat schärft das Auge, daß es auch jene Züge der Geschichte wahrzunehmen vermag, die eine ferne Vergangenheit in das Antlitz der Landschaft eingegraben hat für ewige Zeiten."

Die weihevolle Stunde, in der hier auf Bergeshöh mit dem Wehen des Windes der Zeitgeist durch die Bäume rauschte, wird manchem noch lange in der Erinnerung bleiben. Nur schwer trennte man sich von der durch Natur und Geschichte gleich ausgezeichneten Stätte und wanderte auf schattigem Waldweg nach Melsungen hinab. Unter klingendem Spiel zog man im Städtchen ein, wo der dortige Zweigverein im Kasino einen festlichen Empfang vorbereitet hatte und die Teilnehmer bis zu den Abendzügen festzuhalten wußte. So fand auch diese 75. Jahresversammlung des Vereins einen angenehmen Abschluß, und alle, die seit Monaten mit heißem Mühen auf ein gutes Gelingen des Festes hingearbeitet hatten, können mit voller Befriedigung auf diese Jubiläumstage zurückblicken. H.

Aus der Chronik der Familie Braun.

Von Dr. Hans Braun-Berlin.

Soweit unsere Familien-Nachrichten nach dem augenblicklichen Stand der Forschungen reichen, scheint es in Kassel mehrere Familien Braun gegeben zu haben. Ob diese drei oder vier Familien eines Stammes sind, habe ich noch nicht ermitteln können. Nur soviel weiß ich, daß in den Kasseler Kirchenbüchern der Name Braun, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, nicht gerade häufig vorkommt.

Aus unserer Familie sind eine Reihe bekannter Persönlichkeiten hervorgegangen, und diese Tatsache sowohl, wie auch der Wunsch, der Familienforschung noch weiter zu nützen, hat mich veranlaßt, einige kurze Nachrichten der Öffentlichkeit zu übergeben.

In unserer Forschung sind wir jetzt an dem Punkt angelangt, an dem es schwierig wird, die Geschichte einer bürgerlichen Familie rückwärts zu verfolgen. Gerade dem Stammbaumforscher wird es bei jeder Gelegenheit klar, welch großes Unglück unser deutsches Vaterland durch den 30 jährigen Krieg erlitten. Viele Kirchenbücher beginnen erst nach dem westfälischen Frieden, und man kann wohl sagen, daß nur durch günstige Umstände hie und da einige Nachrichten über Privatpersonen aus jener unglückseligen Zeit auf uns überkommen sind.

Durch Zufall hatte unser Familien-Senior Georg Braun-Berlin, ein eifriger Stammbaumforscher, einen Ahnen ermittelt, der im Hospital Haina, im heutigen Kreis Frankenberg gelegen, angestellt gewesen sein sollte. Eines Tages machte ich mich auf die Reise, um in Haina selbst Nachforschungen anzustellen. Die heutige Landesirren-Anstalt in Haina war von Philipp dem Großmütigen aus einem Kloster in ein Hospital umgewandelt worden, und eigenartige Gefühle überkamen mich, als ich am Gründonnerstag d. J. nach einer mehrstündigen Wagenfahrt durch den beginnenden Frühling die Stätte betreten konnte, von der, soviel ich bis jetzt wußte, unser Geschlecht ausgegangen war. Unterwegs hatte ich schon Bauern gefragt, ob in jener Gegend oder in einzelnen Dörfern der Name Braun vorkomme. Niemand kannte eine Familie dieses Namens. Der freundliche Anstalts-Geistliche teilte mir mit, daß er meinem Namen in den Kirchenbüchern auch noch nicht begegnet sei; er verwies mich aber an den Oberarzt der Anstalt, Herrn Dr. Holtenhausen, einen eifrigen Genealogen, der mich in liebenswürdiger Weise empfing und Nachforschungen im Anstaltsarchiv vornahm. Groß war meine Freude, als er mir nach kurzem Suchen die Anstellungsurkunde meines Ahnherrn zum Hüttenvogt in Fischbach zeigen konnte. Es heißt darin unter dem 5. August 1682 in einem Schreiben des Landgrafen Karl und seiner Gemahlin Elisabeth Dorothea, daß „unser bisheriger Sambt-Vogt des Hospitals Hayna, Johannes Braun seiner Bedienung resignieret und nach Fischbach zum Hütten Vogt bestellet" sei.

Aus dem Aktenmaterial des Hospitals Haina ging dann noch weiter hervor, wie in der Ernennungsurkunde zum Hüttenvogt schon besagt war, daß dieser Johannes Braun früher „Sambt Vogt" gewesen sei. Sein Wohnsitz war Wildungen. Von hier aus hatte er die dem Hospital Haina gehörigen Besitzungen zu beaufsichtigen, Gelder und Zinsen einzutreiben und Abrechnung nach Haina zu liefern. Mir ist ein Dokument vom 10. Mai 1677 in die Hand gekommen, darin entschuldigt er sich bei einer ihm vorgesetzten Behörde, der sogenannten „Mai-Kommission", daß eine Abrechnung nicht rechtzeitig eingegangen sei, und bittet gleichzeitig, ihm seinen Pachtzins, wie im vergangenen Jahre, auf den vierten Teil zu ermäßigen, „damit ich mit den meinigen gleichwohls auch ein Stück brodts zu genießen haben möchte". In einer Bemerkung der Mai-Kommission auf der Rückseite dieses Dokumentes wird ihm der Wunsch erfüllt.

Der Sohn meines Ahnherrn Johannes Braun war Melchior, der spätere Hofsattlermeister in Kassel, welcher neun Kinder hatte, die teils in jungen Jahren gestorben, teils ohne Nachkommen sind. Der älteste Sohn, Johannes, übernahm das Geschäft des Vaters. Er hatte zur Frau Maria Magdalena Kraut, deren Bildnis von dem bekannten hessichen Maler Tischbein gemalt ist. Dieser Ehe sind nicht weniger als sechzehn Kinder entsprossen, aus denen aber nur vier Linien hervorgegangen sind, Johannes, später Hofgärtner in Sanssouci bei Potsdam (die Berliner Linie), sein Sohn, Johann Friedrich Rudolf, Hof- und Ratsmaurermeister zu Berlin, mit drei Söhnen

Der zweite Sohn des Hofsattlers Melchior Braun und der Maria Magdalene Kraut war Friedrich August, Apotheker in Eschwege. Sein Sohn Georg übernahm die Apotheke, welche seit über 100 Jahren in dem Besitz der Familie geblieben ist, eine große Seltenheit unter den z. Z. obwaltenden Umständen. Ein Sohn des Georg Braun ist mein Vater, Julius W. Braun, Herausgeber von Schiller, Goethe, Lessing im Urteil ihrer Zeitgenossen, gewesen. Wir nennen diesen Zweig die Eschweger Linie im Gegensatz zu der pommerschen Linie, welche von Wilhelm Nikolaus abstammt, der Stallmeister im Regiment Prinz von Würtemberg gewesen und in Greifenberg in Pommern gestorben ist. Sein Sohn war Johannes Karl, Präsident der Oberrechnungskammer in Potsdam, mit dessen Kindern der männliche Stamm ausgestorben ist.

Die Kasseler Linie leitet sich von Ludwig Theodor ab, der das Geschäft seines Vaters Johannes übernahm. Aus dieser Linie sind verschiedene geschichtlich wichtige Personen hervorgangen. Otto Philipp, General-Feldmarschall von Montenegro, welcher auf Seiten der südamerikanischen Republiken den Unabhängigkeitskrieg gegen die spanische Herrschaft mit Erfolg durchgeführt hat. Der zweite Sohn, Heinrich August, besaß die Löwen-Apotheke in Kassel. Seine Frau entstammte aus der bekannten Hugenotten-Familie Neron (Agathof bei Kassel). Der dritte Bruder, Christian Friedrich, war Hof-Wagenbauer in Kassel und dessen Sohn Otto der bekannte Begründer der Augsburger Abendzeitung, welche heute in München unter dem Titel „Münchener Neueste Nachrichten" erscheint. Mit seinen Kindern starb auch diese Linie aus. In seinem Nachlaß fand man zwei Wechsel des Kurprinzen Friedrich Wilhelm über 4000 und 1000 Taler. Diese Wechsel haben folgenden Wortlaut:

„Gegen diesen Meinen Sola-Wechsel zahle Ich nach erfolgter dreymonathlicher Ankündigung an den Herrn Hof-Wagenfabrikant Friedrich Braun, oder dessen Ordre die Summa von Vier-Tausend Thaler Niederhessischer Währung, und verspreche zugleich, solche bis dahin inmittelt mit Fünf vom Hundert alljährlich zu verzinsen. So wie Ich hierdurch bekenne, den Werth der gedachten Summa von 4000 Rthllr. baar und richtig ausgezahlt erhalten zu haben, so verpflichte Ich Mich auch, unter Verpfändung Meines jetzigen und künftigen Vermögens, bey Meiner Fürstlichen Ehre, mit Ergebung auf alle Einrede, die Rückzahlung dieses Darlehns zur bestimmten Zeit pünktlich zu beschaffen. Urkundlich Meiner Eigenhändigen Unterschrift und Meines Fürstlichen Siegels.

Kassel den 15ten April 1825.

L. S. Friedrich Wilhelm, Kurprinz."

Ob die beiden Wechsel eingelöst sind, weiß ich nicht, ich nehme aber an, daß die Papiere zurückgegeben worden wären, wenn die Rückzahlung des Geldes stattgefunden hätte. Die beiden Wechsel würden, wenn die Summe nicht zurückgezahlt ist, heute mit Zins und Zinseszins über eine Million Mark wert sein.

Der vierte Sohn von Ludwig Theodor war Julius Wilhelm, Apothekenbesitzer in Melsungen bei Kassel. Sein Sohn Bernhard gründete eine Fabrik pharmazeutischer Präparate, die heute noch in dem Besitz der Familie ist. Ein Bruder des Bernhard ist Dr. Otto Braun-Berlin, der durch seine Neuerungen an der Milchzentrifuge, durch die Erfindung des Gyrometers und durch die Wiederentdeckung des Wollfettes, heute unter dem Namen Lanolin bekannt, sich einen Namen in Chemikerkreisen erworben hat.

Die weiteren Forschungen nach dem ältesten Ahnen, dessen Frau und Familie haben interessante Nachrichten für unsere Familie ergeben. Ich weiß heute genau, daß jener Hüttenvogt, bevor er Gesamtvogt wurde, seine Beamtenlaufbahn als Schreiber begonnen hat. Durch Vermittlung des Staats-Archivs habe ich auch aus Prozeßakten feststellen lassen können, daß er 1637 in Nieder-Möllrich geboren ist. Das dortige Kirchenbuch beginnt aber erst mit dem Jahre 1656, und nur aus einer späteren Bemerkung ist zu entnehmen, daß Johannes Braun noch einen Bruder namens Kurt gehabt, und weiter ist von einigen Vettern die Rede, von denen der eine Kurt, der andere Jost Braun hieß. Die Nachkommen dieses Jost Braun leben heute noch in Möllrich und führen dort den Beinamen „Brinjost" (Brauns Jost). Durch diese Nachforschungen haben wir also noch einen weiteren Stamm herausgefunden, und es ist nicht aus-

geschlossen, daß dieser Stamm wiederum in Verbindung steht mit einem Zweig, aus welchem zu Anfang des 18. Jahrhunderts viele Theologen hervorgegangen sind und welche vom Metropolitan Johannes Matthäus Braun aus Ziegenhain abstammen.

Sollte die Veröffentlichung dieser Zeilen dazu führen, daß sich unter den fünf oder sechs Familien Braun, die ich bis jetzt in Hessen festgestellt habe, eine Verwandtschaft ermitteln läßt, so würde der Zweck dieser Zeilen erfüllt sein.

Außer jener Theologen-Familie in Ziegenhain ist mir noch ein Kapitän Braun, der Kommandant von Ziegenhain war, bekannt, weiter ein Johannes Braun, Kapitän-Leutnant aus Trendelburg. Ein Rittmeister Jobst Braun hat 1680 der Kirche zu Natzungen bedeutende Kapitalien vermacht. 1681 hat ein Braumeister Valentin Braun ein Kind in Ziegenhain taufen lassen. Ferner hat es um das Ende des 17. Jahrhunderts in Kassel noch mehrere Handwerkerfamilien mit Namen Braun gegeben. 1553 wohnt in Kassel Christoffe Braun, 1583 wird in Kassel ein Henrich Braun aus Fritzlar Bürger, 1647 ist in Kassel Gregorius Braun ansässig, 1681 erwirbt Salomon Braun aus Homberg das Kasseler Bürgerrecht. In Homberg lebt heute noch eine angesehene Malerfamilie Braun, die seit einigen Jahrhunderten schon dort ansässig ist und mit Möllrich in Verbindung zu stehen scheint. Wenn ich aus diesen Familien von den Nachkommen etwas erfahren könnte, wäre ich für jede Nachricht sehr dankbar.

Eine kleine Begebenheit aus der Jugendzeit Franz Dingelstedts.

Von Agathe Koppen.

Im behaglichen Genießen sitzt der Herr Klostervogt Dingelstedt in Rinteln beim Frühschoppen. Um ihn herum lesend und plaudernd seine Mitgenossen und Freunde. Das Bier war ausgezeichnet, die schönste Frühjahrssonne lugte durchs Fenster, so schelmisch, als ob sie etwas wisse, was sich sehr bald wie eine kleine Bombe in die friedliche Gesellschaft stürzen würde, und sie blinzelte hin und her, dahin und dorthin, auf das dicke runde Gesicht mit der Stumpfnase und dem semmelblonden Bart, dann hinüber zu dem kleinen Schwarzkopf, der hochinteressiert seine Nase fast in das kleine Kreisblatt vergrub, wohl um ein eigenes Lächeln zu verbergen, das auf seinen Lippen schwebte. Jetzt spielten die übermütigen Sonnenstrahlen mit dem spärlichen Haar des Längsten im Kreise, der fast strengblickend gerade den ersten Schluck aus dem frischen Seidel nahm. „Hier, Dingelstedt, etwas Interessantes, Verse, lesen Sie mal, wer hat die wohl gemacht?"

Der Schwarze stand auf, nachdem er das Blatt über den Tisch gereicht, ging an das Fenster und trommelte an den Scheiben. Die Strahlen verkrochen sich hinter den Gardinen, jetzt durften sie nicht spielen, sie mußten aufpassen.

Der Herr Klostervogt nahm nun seinerseits das Blatt, las, las, las nochmals, dann sprang er hastig auf. In seiner ganzen Länge stand er da, eine tiefe Falte zwischen den Augenbrauen. Seine Stimmung zeigte ein Gewitter an. Nun schlug er heftig mit der Faust auf den Tisch, daß die Schoppen schwankten. „Das — das", polterte er heraus, „das hat der miserabele Junge getan." Er leerte im Nu seinen Schoppen, warf den Betrag der Zeche auf den Tisch, griff nach seinen Radmantel, nahm den großen schwarzen Filzhut und den langen Stock, seinen steten Begleiter, und rannte aus dem Lokal.

Die Zurückbleibenden waren erst starr, dann aber amüsierte sich jeder über die Schlauheit des liebenswürdigen Studenten, der so seinen Vater auf die Ebbe seines Beutels aufmerksam machen wollte. Da stand richtig im Kreisblatt zu lesen:

Des Vaters Brief ist immer dünn,
Ist weder Geld noch Wechsel drin.
Hätt' ich nicht die liebe Mutter noch —
Ich säß' schon längst im Hundeloch.

Sonst ging der Herr Klostervogt ruhig und bedächtig über die Straße, heute ärgerte ihn alles, das holperige Straßenpflaster, die grüßenden Menschen, in denen er nur Spötter sah, die sich über ihn lustig machen wollten, ja, die Sonne, die sich nach langer Regenzeit mal wieder zeigte, ärgerte ihn. Da erhob sich ein kühles Lüftchen, streichelte sein Gesicht und flüsterte ihm allerlei zu von der herrlichen, schönen Jugendzeit, von frohem, glücklichem Genießen und harmlosem Scherzen. Genießen! ja, daran hatte er auch nicht gedacht, daß dazu etwas mehr gehörte als zum gewöhnlichen Auskommen. Hierfür sorgte er ja als Vater freilich nach seiner Ansicht, aber heute war es ja auch wohl anders als in seiner Jugendzeit, und sein Franz wollte und sollte doch etwas Ordentliches lernen, ein großer Mann werden. Und da mußte die Frau aushelfen? das war doch zum Tollwerden, da sollte doch dieser und jener — was? hatte er nicht gespart für den Jungen? Jetzt sah, hörte und fühlte er nichts anderes mehr als seinen Stolz. Selbst und allein hatte er für das Nötige zu sorgen, er konnte es und er wollte

es, das mußte er seinen Freunden und Bekannten zeigen und zwar gründlich.

In der Ritterstraße betrachtete er mit Wohlgefallen sein nettes Heim, das kleine, jetzt mit sprossendem Weinlaub geschmückte Haus, den schönen, wohlgepflegten Garten, den Fleiß der Hausfrau. Die Züge des Herrn Klostervogts glätteten sich sichtlich, und die Falten machten einem Schein des Friedens Platz. Jetzt öffnete er die Haustür, nachdem er die drei Stufen der Vortreppe erstiegen; alles in ihm war wieder Ruhe und Würde. — In seiner Stube, links vom Flur, machte er sich gleich an seinem Schreibtisch zu schaffen. Nach einiger Zeit wurde Biene, das Dienstmädchen, das lange Jahre schon in der Familie war, gerufen. „Komm schnell, bring diesen Brief zur Post, er wird eingeschrieben und wohl 8 Silbergroschen kosten, du verstehst's, Biene, geh nur vorsichtig und verliere den Schein nicht, hörst du?" Über Bienens Gesicht ging ein Strahlen, schnell lief sie nochmals zurück in die Küche, — sie mußte doch schnell erst eine reine Schürze vorbinden —, und zeigte der Frau die Adresse. „An unsern Franz, o Madam, wo wird sek der Junge, wollte seggen de junge Herre, früen!"

Nun strahlte die Sonne nicht mehr allein, die Verse hatten Wunder gewirkt.

Bußgang.

Und hat ein neuer Tag sich aufgetan,
Tret' ich voll Bangen meine Bußfahrt an;
Der erste grußgewohnte Sonnenstrahl
Zuckt brennend auf ein altes Wundenmal.

In jede Stunde mischt sich so hinein
Ein leiser Ton von nie gebannter Pein.
So oft sich auch der Puls des Lebens regt:
Ein Klang voll Trauer mit dem Herzen schlägt.

Er treibt mich fort in rätselhafte Flucht;
Er träufelt Bitterkeit in jede Frucht; —
Und wo verweilend sich der Fuß verliert,
Winkt mir kein Weg, der hin zur Ruhe führt. — —

So reiht sich Stund' an Stunde fieberheiß. —
Wo bleibt der Tag, der mir zu sagen weiß,
Was ich so gern in meiner Unrast wüßt':
Ob auch dein Leben eine Bußfahrt ist?!

München. Gustav Adolf Müller.

Maja.

Von B. Moriton-v. Mellenthin.

Ein schmuckes, weißes Häuschen, das wie neugierig hervorlugt aus dem Grün der Vignen und Oliveten, sauber und zierlich wie ein Spielzeug in Kinderhand!

Darüber stand die helle Morgensonne am leuchtend blauen Himmel und sandte ihre lichten Strahlen zur Erde nieder. Wie die lustig auf den blanken Fensterscheiben tanzten! In alle Winkel guckten sie und verjagten alle Schatten; küßten das schlichte Bild der schmerzensreichen Mutter in der Nische über der Tür und die frischen Blüten, die der Heiligen zu Füßen prangten. Aber das Flämmchen der ewigen Lampe verblich vor der Gewalt des siegenden Lichts; wie ein Blutstropfen glühte es manchmal auf, wie ein roter, funkelnder Stern. In ernster Würde standen die Ölbäume da mit dem mattgrauen Laubwerk ihrer Kronen; unter dem flutenden Licht erglänzte es silberweiß und da und dort auch wie rötliches Gold oder bräunlich flimmerndes Kupfer. Die Mandelbäume streckten ihre langen, schwanken Ruten in die Luft; ganz besteckt waren die mit rosenroten Blütentuffs.

Wie in einem Märchenreich lag das Häuschen da, und heilige Stille hüllte es wie in einen Schleier ein. In der Nähe floß ein Bach vorbei; es war, als flattere ein leichtes Silberband über das Gestein. Schwanke Farnwedel spiegelten sich im klaren Wasser; Brombeerranken neigten sich darüber hin und küßten die verträumt murmelnden Wellen; Ginsterbüsche, übersät mit stark duftenden, goldgelben Blüten, die so zart und beschwingt waren wie die Schmetterlinge, drängten sich herzu. Und darüber hüpften huschende Sonnenlichter und trieben ihr munteres Spiel. Sanft koste der Wind mit den Blättern; leise rauschte und raunte es in ihnen wie heimlich inniges Geflüster. Er wiegte sie hin und her, bis sie sehnsuchtsvoll erzitterten. Und Lerchenjubel in der Luft und das Summen geschäftiger Bienen und all das Blühen und Duften und all die jauchzende Freude am Dasein — —

Frühling im Neapolitanischen!

Auf der hölzernen Veranda, die von grünen Ranken ganz umsponnen ist, steht sie, eine feine, jugendliche Gestalt, schmiegsam und anmutsvoll, in ihrer dunkeln Schöne ein echtes Kind des Südens, das die heiße Sonne braun geküßt hat. Aber ihre junge Kraft ist wie gebrochen; müde, wie zum Umsinken müde lehnt sie am Geländer. Und so unfroh, so scheu und furchtsam der Ausdruck ihrer Züge! Und so voller Angst, so verzweiflungsvoll der Blick!

Ein tiefer, weher Seufzer entringt sich ihrer Brust, und doch umspielt im gleichen Augenblicke fast ein

geheimnisvolles, süßes Lächeln diesen Mund, der eben noch so schmerzverzogen war. Glück und Leid im Kampf!

Ja, ein Jahr war's nun, da hatte sie eines Abends auch so hier gestanden und hinaus geschaut in die rosig-graue Dämmerung, ruhig-heiteren Herzens. Da, plötzlich traf ihr Auge auf ein anderes Augenpaar. Das war er gewesen — er, Matteo Forte. Wild hatte er ausgesehen, trotzig-wild und verwegen, aber auch stolz und kühn und schön. Ein schlanker, hoher Bursche, sehnig und spannkräftig, mit Augen so glänzend schwarz wie Kohle und mit lockend roten Lippen in dem frisch gebräunten Antlitz. Um einen Trunk, um einen Bissen Brot bat er. Matteo, der Hirt, nannte er sich. Seine Herde weide oben in den Bergen. Auf der Suche nach einem Schaf, das sich verirrt, habe er sich verstiegen und den Weg verloren. Dabei lachte er, daß seine festen weißen Zähne blitzten. Sie sah ihn schärfer an. Der ein Hirt? — Doch er hatte es gesagt; und so schwieg sie. Und Carlo hatte ihn ins Haus geführt, ihr gewinkt, daß sie Brot auftrüge und Käse und alten Frascati, der im Glase aufglühte wie ein funkelnder Rubin. Sie hatte am Becher genippt, ehe sie ihn dem Fremdling reichte. Der hatte den Blick tief in ihre Augen gesenkt und gelächelt, zärtlich gelächelt, so daß ein wonniges Erschrecken sie durchschauerte. Danach sprach er; sprach von den wilden, unwegsamen Felsenbergen, die sich auftürmen und gen Himmel ragen wie ungeheuerliche Wolkenmassen, wo das Maultier ruhig den gefährlich schmalen Pfad beschreitet, wo die Adler horsten und die Geier kreisen, wo sich durch Gestrüpp und Dickicht der Jäger seinen Weg bahnt und der Räuber, der Brigant, wo der schwarze Abgrund gähnt und in ihm das Verderben, wo in der Tiefe eisig kalte Wasser grollend tosen, wo die Luft frischer, stärker weht wie ein Labetrunk, der gegen Schwindel feit . . . . .

Etwas später warf er den Schafpelz wieder über die kräftige Schulter, griff zur Flinte, lockerte Pistole und Dolchmesser in der feuerroten Leibbinde und verließ das Haus. Ein Händedruck dem Wirt; ein letzter Blick, suchend, aufleuchtend, dem Mädchen:

„Leb wohl, schöne Maja! Ich seh Dich wieder!" —

Der ein Hirt? Wer das glaubte! Heute mußte sie darüber lachen, wenn sie nur daran dachte.

Und er kam öfters und immer häufiger. Um Carlos, um ihretwillen?

Ihr Auge suchte die Berge in der Ferne, verträumt, sehnsuchtsvoll. Das wilde, unwegsame Gebirge, das zum Himmel aufstarrt, wo die Adler hausen und — die adlerkühnen Räuber. Und auch ihr Matteo! Die Madonna, die hochgelobte, und die lieben Heiligen mögen ihn beschützen!

Begierde und Leidenschaft wallten in ihr auf. Wie sie ihn liebte! Wie stolz sie auf ihn war, die kleine Maja! Er — ihr Held!

Drinnen im Hause wirtschaftete die alte Nannetta; durch die halb geöffnete Tür drang das Klappern des Geschirrs hinaus. Sie bereitete das Mittagsmahl.

Wie oft hatte Maja in diesen Jahren nicht hier auf der Veranda gestanden und auf Carlo gewartet, wenn er heimkehrte zur mittäglichen Rast aus dem Weinberg und den Pflanzungen. Zugewinkt hatte sie ihm schon von weitem, wie er ihr, und gelacht, ihm ein Scherzwort zugerufen. Aber jetzt —

Nie, nie hätte sie gedacht, daß sie eines Tages sich aus diesem Hause wegwünschen würde; weit, weit weg — und weg auch von Carlo.

Sie schlug die Hände vor ihr glühendes Gesicht. Tränen entströmten ihren Augen. Tränen der Scham, der Trauer, der Verzweiflung. Ihr Herz pochte in wilder Angst.

Warum? Warum das alles? Warum war sie nicht in Rom geblieben, auf der Straße, wo sie ihren Kram anbot, sie — ein Kind der Straße? Warum war sie dem Manne doch gefolgt? Besser, tausendmal besser wäre es gewesen, wenn er sie da gelassen hätte! Aber freilich! Niemals hätte sie ihren Matteo dann kennen gelernt. Und mit ihm das Glück, die Liebe!

Und nun wieder das strahlende Lächeln auf ihren Zügen, wie ein Sonnenblick, der plötzlich sieghaft durch Gewitterwolken bricht, sie wundersam verklärend. Und dies Lächeln spielte um ihren Mund, als Carlo Venti plötzlich vor ihr stand.

„Siehst Du, Mädel, da bin ich! Und eher, als Du mich erwarten konntest. Nicht, das freut Dich, Kleine?"

Da erlosch der helle Glanz auf ihrem Antlitz. An dem Manne vorbei irrte ihr Blick in die goldig flimmernde Luft. Dann aber machte sie eine verzweifelte Anstrengung und zwang sich, lächelnd zu ihm aufzuschauen, wie er's erwartete. Erwarten durfte.

„Nun wie steht's, Maja? Guckst ja frisch und vergnügt drein wie der junge Morgen."

Und wieder lächelte sie. Aber die Zähne mußte sie zusammen beißen, daß sie's vermochte. Und ihre Hände krampften sich in den Falten des Rockes. Langsam wandte sie sich ab.

„Aber Mädel, wo fehlt's denn? Hast kein Wort für mich? Hm! Sieh mich doch mal ordentlich an mit Deinen hübschen Augen! Stimmt's denn nicht?"

Er schlang die Arme um ihren Leib und zog sie fest an seine Brust. Erschauernd hielt sie still unter seinen Küssen; doch ein schluchzender Laut entrang sich ihren Lippen. Da gab er sie frei, so plötzlich, daß sie strauchelte und gefallen wäre, wenn er nicht

zugegriffen hätte. Kopfschüttelnd ging er ins Haus, nachdem er sich bekreuzt vorm Bilde der Madonna — heute wohl weniger aus Andacht als Gewohnheit. Seine Gedanken weilten bei dem jungen Mädchen draußen.

Was war ihr nur? Sie gefiel ihm heute garnicht. Sonderbar war sie letztlich oft gewesen. Aber so wie heute doch noch nie. Was sie nur hatte?

Maja war ihm nicht gefolgt. Auf die Stufen der Veranda hatte sie sich niedergekauert. Tief und dunkel lagen ihre Augen in den Höhlen; um ihre Lippen zuckte es wie von verhaltenem Weinen. Und wieder stieg in ihr wie eine Erlösung der Gedanke an Matteo auf. An ihn dachte sie mit wachsendem Entzücken; an ihn, der so oft hier neben ihr gesessen, an jedes seiner Worte, an seine Blicke, die sie wonnevoll umschmeichelten, an seine tollen, heißen Küsse. Schwindelnd überkam sie eine ungeahnte Seligkeit; eine Flamme entzündete sich in ihr und leuchtete aus ihren großen, träumerischen Augen.

Carlos Stimme drang zu ihr heraus. Laut und lustig, wie gewöhnlich, sprach er mit der alten Nannetta, lachte vergnügt und schallend über einen Witz, den er gemacht.

Maja zuckte zusammen. Wär's doch nur vorüber! Ihr Herzschlag setzte aus, wenn sie an das bittere Geständnis dachte, das sie abzulegen hatte. Ihm, dem stets Gütigen, ihrem Beschützer, dem ihre ganz Dankbarkeit gehörte. Und doch nur Dankbarkeit und Mitleid. Liebe nicht. — In die Kniee sank sie.

„Madonna mia! Mutter voller Gnaden, steh mir bei! Hilf mir! Ich gelobe Dir zwei bunte Kerzen auf Deinen Altar in San Giovanni. Dir zu Ehren sollen sie brennen; Dir opfere ich sie. Aber sei mir gnädig! Hilf mir!"

Mit beiden Händen fuhr sie über ihr erhitztes Gesicht, wie um all den schlimmen Zwiespalt von sich abzutun. Zwingen wollte sie sich, ruhig zu werden, wollte sich im Gedanken an Matteo Kraft holen. Aber es gelang ihr nicht. In immer weitere Ferne gleichsam entwich Matteo ihr. Und im Herzen brannte ihr jedes Wort, jeder Kuß, jede stumme Zärtlichkeit, die sie mit Carlo ausgetauscht hatte. Da stand sie auf, um der grenzenlosen Qual ein Ende zu machen, zitternd wie eine Verbrecherin. Und ihr Glück war's doch, für das sie kämpfen sollte! Ihr war so wenig glücklich zu Sinn. Aber sie besaß Matteos, ihres Liebsten, Liebe. Und so war's an ihr, ihrer Liebe Mut zu zeigen. Das von ihr zu fordern, hatte er ein Recht.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Der Name Ziegenhain kann auch anders gedeutet werden, als es in Nr. 14 Seite 199 des „Hessenland" geschehen ist, eine noch natürlichere Erklärung liegt noch näher. Der Platz, wo die mächtigen Grafen sich festgesetzt haben, wird wohl besseren Schutz gewährt haben, als dies ein „als Nachtquartier für die Ziegen eingehegter Hain" vermochte. Der fragliche Hagen braucht nicht notwendig für die Ziegen angelegt zu sein, es ist auch möglich, daß er aus Ziegen bestanden hat. Ziege bedeutet nämlich auch pinus silvestris, Föhre, wie Nemnich, Allgemeines Polyglottenlexikon der Naturgeschichte, IV, Sp. 984 angibt. In derselben Bedeutung kommt dieses Wort im Bayerischen Wörterbuch von J. A. Schmeller, IV, Sp. 1105 vor: Zihen, Zigen, die Föhre oder Kiefer, pinus silvestris; das Zipach, Zipicht der Föhrenwald. Auch Grimm, Deutsches Wörterbuch, 5. Band, Sp. 670 verzeichnet Zigen als Namen der Kiefer. Sonach kann der Ziegenbach ein Föhrenbach, der Ziegenberg ein mit Kiefern bewachsener Berg sein, und Ziegenhagen eine aus dichtverwachsenen Föhren bestehende Hecke. Hagen ist nämlich, wie Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen, S. 37 angibt: „eine lebendige Hecke, eine Einfriedigung aus Strauchgewächs". Solche Hagen, auch Gebücke genannt, gehörten zur Befestigung einer Burg und konnten in Zeiten der Gefahr den Bewohnern der ganzen Gegend Schutz gewähren. Über eine solche Befestigung mit lebenden Hecken hat Professor Dr. Weerth in Detmold in einem Vortrage sich verbreitet: „hatte sich in der Urzeit der Mensch irgendwo seßhaft gemacht, so trat an ihn das unabweisbare Bedürfnis heran, sich, die Seinigen, seinen Besitz und seinen Acker, wenn er einen solchen schon bebaute, gegen die Tiere der Wildnis und gegen seinesgleichen zu schützen, eine Schutzwehr und Schranke rings um seine Siedlung aufzuführen, welche ein Eindringen unmöglich machte oder doch erschwerte. War der Wohnsitz eine natürliche oder gerodete Blöße, so war es nur nötig, die Zwischenräume zwischen den an der Peripherie stehen gebliebenen Bäumen auszufüllen, was man dadurch erreichen konnte, daß man die seitlichen Zweige der Bäume herunterzog und knickte, miteinander verflocht, in die Erde einsenkte und wieder ausschlagen ließ; ... in die Zwischenräume werden Dornen- und Brombeersträucher gepflanzt, so daß eine förmliche Mauer entsteht." Dies waren die ältesten Festungen. Sehr anschaulich beschreibt Cäsar, de bello Gallico, Lib. II, cap. 17 eine solche, wo er

von den Nerviern erzählt, daß sie teneris arboribus incisis atque inflexis, crebris in latitudinem ramis enatis et rubis sentibusque interjectis effecerant, ut instar muri haec saepes munimenta eis praeberent. Ähnlich mag der Hagen der Grafen an der Schwalm gewesen sein, und da überdies die Burg leicht unter Wasser gesetzt werden konnte, so war sie uneinnehmbar. Daher die Redensart: fest wie Ziegenhain.

Hofbieber. Roll.

---

100. Geburtstag. Am 5. September 1809 wurde zu Kassel der „Granatenhauptmann" Wilhelm von Breithaupt geboren. Nachdem er über ein Vierteljahrhundert in hessischen Diensten gestanden, trat er 1859 als Major zur österreichischen Artillerie über, bis er 1866 als Oberstleutnant aus dem Militärdienst schied. Er starb 1889 zu Kassel. Breithaupt ist der Erfinder des Granatenzünders, der zuerst bei der kurhessischen Artillerie und dann in sämtlichen Armeen eingeführt wurde. In Österreich wurde ihm dafür der Orden der eisernen Krone verliehen, womit gleichzeitig der Adelsstand verbunden war. — Wenige Tage später, am 12. September 1809 wurde auf Engelsburg bei Sangerhausen Julius von Bose geboren, der durch seine glänzenden Taten im deutsch-französischen Krieg bei Weißenburg und Wörth der Geschichte angehört und 1871—1881 als kommandierender General des 11. Armeekorps seinen Wohnsitz in Kassel hatte. Hier wurde er 1872 in den erblichen Grafenstand erhoben und bekam eine Dotation von 100 000 Talern; auch erhielt das 31. Infanterie-Regiment nach ihm den Namen „Graf Bose". Er starb am 22. Juli 1894 auf seinem Gut bei Wernigerode.

Ein seltener Baum. In Schenklengsfeld (Kreis Hersfeld) steht eine Linde, die es verdient, im Kreise wahrer Naturfreunde bekannt zu werden. Der Stamm ist durch einen Blitzstrahl in vier Teile gespalten; nach einer anderen Lesart wird die Spaltung des Stammes auf sonstige Naturereignisse zurückgeführt. Die Linde wird auf Ansichtskarten als tausendjährig bezeichnet; ihr Alter ist indes nicht verbürgt. Sehr alt ist der Baum jedenfalls. Im inneren Hohlraum können mehrere Personen bequem stehen. Der Stamm ist mit einer Mauer von 25 m Umfang umgeben. Die vier Teile treiben zahlreiche Äste, die auf ungefähr 80 Balken ruhen. Die grünende Linde bildet den Schmuck des ganzen Dorfes. Sie ist ein beliebter Spielplatz für Kletterübungen und sonstige Spiele, außerdem treibt das junge Volk durch Schneiden von Pfeifen und Schalmeien dort allerlei Kurzweil. Als Abschluß führt rundherum eine Mauer von 70 m Umfang mit vier Eingängen. Unter der Linde werden bei günstigem Wetter alle Tanzfeierlichkeiten abgehalten. Der Baum ist stummer Zeuge zahlreicher Liebesabenteuer gewesen und wird die Rolle eines stummen Beobachters hoffentlich noch recht lange spielen.

Kassel. G. D.

Sommerabend in der Barbarossapfalz zu Gelnhausen.

Hoch am Pallas, dessen Trümmer
Zäher Efeu dicht umlaubt,
Lächelt aus dem grünen Schimmer
Barbarossas steinern Haupt.

Lächelt, wie ein Weiser lächelt,
In den weltberühmten Bart,
Den des Künstlers Hand gemeiselt
Voller Liebe, fein und zart.

Lächelt, weil des Kaisers Auge
Auf des Bartes Zipfeln weilt,
Die mit kühnem Schwung der Meister
Unten zwiefach hat geteilt.

Lächelt, weil der eine Zipfel
Sanft ein Mädchenhaupt umschlingt
Und der Kopf des Lieblingshundes
Durch den andern Zipfel dringt. —

Alter, guter, kluger Kaiser,
Wahrlich trefflich war die Wahl,
Als du dir dein Schlößlein bautest
In dem stillen Kinzigtal!

Für die Jagden weite Wälder! —
Und wie herrlich es sich träumt,
Wo an deines Schlosses Mauern
Leis der Kinzig Welle schäumt! —

Träumtest dort den Traum der Liebe,
Und die Liebste strich dir zart
Von der Stirn die Kaisersorgen —
Und den schönen roten Bart.

Deshalb lächelt noch dein gutes
Kaiserantlitz aus dem Stein —
Lächelnd küßt die alten Mauern
Goldner Sommerabendschein.

Th. Endemann.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 4. September d. Js. unternahm der Kasseler Zweigverein des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde einen Ausflug, an dem gegen 60 Personen teilnahmen. Von Gudensberg fuhr man mit Leiterwagen nach dem zwischen Gleichen und Kirchberg gelegenen Mordberg (Warteberg), der Fundstätte unzähliger prähistorischer Scherben und von Tier-

knochen aller Art (Bär, Bieber, Rhinozeros usw.). Nach einem den Berg als Opferstätte ansprechenden Vortrage des Vorsitzenden, General Eisentraut, fuhr man weiter über Lohne nach der Höhe über Züschen, wo das dem Vereine gehörige Steinkistengrab liegt. Rittergutsbesitzer Garvens von Garvensburg, der ebenso wie sein Gutsinspektor Gelbke sich s. Z. um die Aufdeckung des Grabes sehr verdient gemacht hat, ließ es sich nicht nehmen, den Verein mit einem kühlen Trunk zu bewirten. Nach einem Vortrage des Vorsitzenden über das Grab, das bei den Teilnehmern des Ausflugs großes Interesse fand, trat man die Rückfahrt nach Gudensberg an, wo bis zur Abfahrt des den Verein nach Kassel zurückbringenden Eisenbahnzugs noch Zeit zu einem Imbiß blieb.

Hochschulnachrichten. Marburg: Für das Wintersemester wurden zu Dekanen gewählt Konsistorialrat Professor Mirbt (theologische Fakultät), Professor Präger (juristische Fakultät), Geh. Med.-Rat Professor Tuczek (medizinische Fakultät), Professor Troeltsch (philosophische Fakultät). Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät Dr. Wechßler wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Dem Privatdozenten Dr. med. Rieländer wurde das Prädikat Professor verliehen. Der Professor der Mineralogie an der Universität Bonn Dr. Reinhard Brauns, der 1887—94 Privatdozent zu Marburg war, wurde zum Geh. Bergrat ernannt. — Gießen: Der frühere Lehramtsassessor Dr. phil. Wilhelm Süß habilitierte sich für das Fach der klassischen Philologie.

Militärdienst-Jubiläum. Am 7. September begingen zwei alte kurhessische Offiziere, der Oberst Becker zu Kassel und der Major von Hundelshausen zu Wilhelmshöhe, ihr 60jähriges Militärdienst-Jubiläum.

Funde. Bei den Ausgrabungen am Schloßberge zu Schmalkalden wurde die ausgezeichnet erhaltene Bekrönung eines schönen gotischen Fensterpaares gefunden. Das zwei Zentner schwere Stück wurde unversehrt herausgebracht und in dem Sammlungsraum des Henneberger Museums geborgen. Es scheint sich um eine kleine Kapelle zu handeln, die mit der alten Stiftskirche durch eine bequeme Treppe in Verbindung stand. An der Ostseite ist die Kapelle jetzt bis zur Erdsohle ausgegraben worden. — Zu Buttlar in der Rhön stieß man auf das Skelett eines französischen Reiters, der wahrscheinlich 1813 dort mit seinem Pferde gestürzt und verscharrt wurde. Bei den Knochenresten fand sich ein gut erhaltener scharfer Säbel mit der Gravierung Versailles B. F. 2, außerdem Sporen, Knöpfe, Hufeisen und Schlüssel. — Beim Umbau der Kirche zu Wehrda (Kreis Hünfeld) wurden eine ganze Anzahl Gräber bloßgelegt. Die Bestatteten, deren Gebeine z. T. noch gut erhalten sind, gehörten bis auf einen, wie aus den Grabsteinen hervorgeht, der Familie von Trümbach an. Der älteste Grabstein, dessen Inschrift weniger gut erhalten ist, trägt die Jahreszahl 1514. Andere stammen aus der Zeit von 1514 bis 1626. Ihre Inschriften sind zum größten Teil noch sehr gut leserlich. Sie sind dem Gedächtnis der Hans Werner, Hans Wolff, Lugas v. Trümbach u. a. gewidmet. Der letzte Denkstein, der einzige, der einem Angehörigen einer anderen Familie errichtet ist, besagt: „Anno 1626 den 15. Martinus, des Nachts 12 Uhr ist der Wohledle und Beste Hans Christoffel von Erlach zu Endtsberg, seines Alters im 25sten Jahr in Gott verschieden, ward durch einen Schoß tödtlich verwundt.“ Es sind insgesamt 11 Grabdenkmäler vorhanden. — Im Laufe des Sommers wurden bei den Ausgrabungen auf der Kapersburg außer Fensterglas und Eisen ein Sigillatastempel, ein Amulett aus Bronze und eine silberne Fiebel mit der Widmung AVE SOROR gefunden.

Todesfall. Am Sedantage starb in seiner Vaterstadt Marburg im Alter von 91 Jahren der Volksschullehrer a. D. Dr. Wilhelm Bücking. Am 20. Dezember 1818 geboren, war er lange Jahre hindurch bis zu seiner Pensionierung 1889 ein beliebter Lehrer in Marburg. Daneben befaßte er sich in gediegener Weise mit historischen Forschungen namentlich auf dem Gebiet der Lokalgeschichte. Umfangreich ist die Zahl seiner Aufsätze und Werke, von denen „Die Kirche der hl. Elisabeth in Marburg“ im Vorjahr die vierte, das „Leben der hl. Elisabeth“ 1898 die zweite Auflage erlebten. 1889 wurde ihm von der philosophischen Fakultät der Universität Marburg die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Lange Zeit war er als Organist an der Elisabethkirche tätig. Auch das „Hessenland“ verliert an ihm einen Freund und Mitarbeiter.

Verschiedenes. Der neue vom Landbauinspektor Dr. Dr. Holtmeyer erbaute Marburger Bahnhof wurde am 3. September dem Betrieb übergeben. — Der Hexenturm zu Gelnhausen soll einer umfassenden Reparatur unterzogen werden. — Die sich auf dem hochgelegenen Friedhof zu Schlitz erhebende aus 1619 stammende und unter Denkmalschutz stehende Toten- oder Sandkirche wird mit einem Kostenaufwand von 4000 Mark wiederhergestellt. — Dem Vorstand des Heimatbundes für den Kreis Schlüchtern wurden im neuen Kreishause größere Räume für ein Heimatmuseum zur Verfügung gestellt. — Der 84jährige Bürger-

meister Mengel von Roßberg, der im nächsten Monat sein Amt nach 48jähriger Dienstzeit niederlegen wird, dürfte wohl noch der einzige kurhessische Bürgermeister sein, der auf Lebenszeit angestellt wurde. — Die Bijouteriewarenfabrik Bury & Leonhardt zu Hanau beging die Feier ihres 150jährigen Bestehens.

Der Kurhessische Künstlerbund eröffnete seine diesjährige Hauptausstellung am 16. September im Kasseler Kunsthaus.

„Araspas", ein dreiaktiges Trauerspiel von Frau B. Moriton-v. Mellenthin, wurde von der Intendantur der Kasseler Hofbühne zur Aufführung angenommen.

Dem Magistrat der Stadt Kassel und dessen Familienmitgliedern hat der Kaiser eine Loge im ersten Rang des neuen Theaters zur ständigen Verfügung gestellt.

Münzversteigerung. Vom 11. Oktober d. J. an wird bei Adolph E. Cahn zu Frankfurt a. M. (Niedenau 55) die Münzsammlung von Dr. H. Buchenau, Konservator am Kgl. Münzkabinett zu München, versteigert. Dieser hervorragende Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Numismatik ist ein besonderer Kenner unserer hessischen Münzkunde, und so enthält denn die 4619 Nrn. umfassende Sammlung unter Nr. 2634—2924 eine stattliche Reihe meist sehr seltener hessischer Gepräge, zum größten Teile Denare und Brakteaten: Abtei Hersfeld 2634—78, Fritzlar 2679—97, Abtei Fulda 2699—2721, Frauenabtei Eschwege 2722—31, Hofgeismar 2732, Landgrafen von Hessen 2733 bis 2924. Der soeben ausgegebene Katalog (der auch noch die 1478 Nrn. umfassende Sammlung des Baurates Heye in Hoya enthält) ist mit 10 schönen Lichtdrucktafeln versehen. Hessische Münzsammler seien auf die Versteigerung aufmerksam gemacht.

P. W.

Eingegangen:

Hadamar in der Franzosenzeit. Von Professor Dr. Heinrich Otto. 95 Seiten mit zahlreichen Illustrationen. Limburg a. d. L. (Limburger Vereinsdruckerei) 1909.

Die Stellung des Erzstiftes Mainz im Gange der deutschen Geschichte. Von Karl Wenck. 40 Seiten. Kassel (Kommissionsverlag von Georg Dufayel) 1909.

Ehrenwort. Schauspiel in vier Akten von Emil Jacobi. 96 Seiten. Kassel (Verlag von F. W. Schmitt).

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Riemann. Band 3. 330 Seiten. Leipzig (Turmverlag). Preis in Leinen gebunden 6 M.

Die Pariser. Ein Roman aus Hessen von Alfred Bock. 203 Seiten. Berlin (Egon Fleischel & Co.) 1909.

Personalien.

Verliehen: dem landgräflichen Hofmarschall Kammerherrn von Strahl zu Philippsruhe das Großkreuz des Herzogl. Anhalt. Hausordens Albrechts des Bären; dem Fürstl. Konzertdirektor und Hofmusikalienhändler Kramer-Bangert zu Kassel das fürstl. Lippesche Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft „die Lippesche Rose" mit Eichenlaub; der Kgl. Opernsängerin Frau v. Urff-Berny zu Kassel „die Lippesche Rose" am Ringe; dem Frl. Erna Schulz zu Witzenhausen die Rettungsmedaille; dem Garteninspektor Junge zu Kassel der Titel Gartenbaudirektor; den Oberlehrern Dr. Christ und Dr. Homburg zu Kassel, Heun zu Fulda der Charakter als Professor; den Amtsgerichtssekretären Volkemer zu Hersfeld, Hüsemann zu Wanfried, Alberti und Degeler zu Hanau der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Pfarrverweser Dietzel zu Walburg, Klasse Lichtenau, zum Pfarrer daselbst; die Pfarrer Götz zu Solz zum Pfarrer in Möllenbeck, Schrader zu Hersfeld zum Pfarrer der Altstädter Kirchengemeinde zu Rotenburg, Wolff zu Schemmern zum zweiten ref. Pfarrer in Schmalkalden, Herbold zu Schwarzenborn zum Pfarrer in Geismar, Klasse Gudensberg, Hilfspfarrer Finis zu Rotenburg zum Pfarrer in Watzmuthshausen; Arzt Dr. Nolte aus Berlin zum Kreisassistenzarzt in Marburg; Eisenbahnbauinspektor Hellmann zu Kassel zum Regierungs- und Baurat; Gerichtsassessor Schreiber zu Kassel zum Amtsrichter in Friedewald.

Versetzt: Oberzollkontrolleur Lutze von Wilhelmsbrück (Posen) nach Remscheid; Kreissekretär Thamer von Hersfeld nach Kassel unter Ernennung zum Regierungssekretär; Oberpostsekretär Thielepape von Hohensalza nach Kassel.

Überwiesen: Gerichtsassessor Dr. Gernsheim zu Hanau dem Amtsgericht zu Fulda.

In den Ruhestand tritt am 1. Januar 1910 Postdirektor Wilhelm Kördell zu Hamburg.

Geboren: ein Sohn: Leutnant Gottfried von Collas und Frau Lissy geb. Goldschmidt (Kassel, 4. September); Dr. v. Behm und Frau (Kassel, 13. September); Landmesser E. Giese und Frau (Kassel, 14. September); Bankier Hans F. Herzog und Frau, geb. Keller (Kassel, 15. September); Regierungsrat von Helmolt und Frau Elisabeth, geb von Altenbockum (Kassel, 15. September); eine Tochter: Kgl. Opernsänger Franz Eggenburg und Frau Hedwig, geb. Claus (Kassel, 30. August); Lehrer Karl Hempel und Frau, geb. Döring (Kassel, 31. August).

Gestorben: Vergolder Jean Appel, 61 Jahre alt (Kassel, 31. August); Witwe der Oberschulrats Dr. Schmitt, Anna geb. Bied, 84 Jahre alt (Marburg, 1. September); früh. Tierarzt Jakob Hornthal, 73 Jahre alt (Kassel, 1. September); Volksschullehrer a. D. Dr. hon. c. Wilhelm Bücking, 90 Jahre alt (Marburg, 2. September); verw. Freifrau Minna von Bardeleben, geb. Geyer (Kassel, 3. September); Stadtrat Privatmann Karl Malcomeß, 55 Jahre alt (Kassel, 4. September); Maurermeister Heinrich Geis, 78 Jahre alt (Gelnhausen, 6. September); Stationsvorsteher Ernst Bertram, 79 Jahre alt (Kassel, 7. September); Rentner Louis Wittig, 68 Jahre alt (Greussen, 9. September); Student Erich Herrmann aus Marburg, 22 Jahre alt (Walchgrat, Berner Alpen 10. September); Privatmann Heinrich Müller (Kassel, 11. September); Rektor Martin Iffert, 78 Jahre alt (Kassel, 12. September); Oberlehrer Professor Dr. Karl Becker (Elberfeld, 15. September).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 19. 23. Jahrgang. Kassel, 4. Oktober 1909.

Ein bisher unbekannter Brief Franz Dingelstedts.

Herr Professor Siebert in Kassel stellte uns den nachfolgend abgedruckten und bisher unveröffentlichten Brief Franz Dingelstedts zur Verfügung. Der Brief ist aus Fulda datiert, wohin der Dichter, da er sich wegen seiner literarischen Tätigkeit bei der Regierung in Kassel mißliebig gemacht hatte, im Herbst 1838 versetzt worden war und wo er bis zum Herbst 1841 als Gymnasiallehrer wirkte. (Vgl. über diese Zeit „Hessenland“ 1893, S. 154 ff.). Der Brief lautet:

„Verzeihung, verehrte Frau! daß ich Ihre mich seltsam erschütternden Zeilen vom 7. v. Monats erst heute beantworte. Fand ich sie doch nicht eher als gestern vor, wie ich von einer weiten Fahrt in die Nordsee zu meinem einsamen Herde wiederkehre!

Daß ich jener Franz bin, der Ihnen vor Jahren die Kindeshand liebend entgegenbot, wissen Sie nun gewiß; möchte der Mann durch den Druck der seinigen es Ihnen bald, Aug' in Auge, bestätigen können. Ihre Johanna, meine Mutter, ist nicht mehr; vor Jahren schon, den 3. April 1836, ging sie heim, und die schöne Hülle des schönsten Herzens schläft an der Seite dreier vorangegangenen Kindlein, auf der fremden Erde des Rinteler Gottesakkers. Sie kannten die Selige; Sie wissen also, was sie mir, dem ältesten und geliebtesten Sohne, war; jeder Gedanke an sie durchzittert mich, den wahrlich nicht eben Zarten und Sentimentalen, mit einer heiligen Rührung, und wer ihr im Leben nahe stand, ist mir schon dadurch freund.

Mein Vater lebt noch, vermählt mit einer anderen Frau, die ich wenig kenne, die aber wakker und gut sein soll. Ich komme nur selten, jetzo nie mehr heim; außer dem verwaisten älterlichen Hause steht noch eins in Rinteln, das ich meiden muß. Eine ehemalige Liebe, die Verhältniße und fremder Wille, auch eigene Schuld mir nahm, weint und welkt darin.

Der Geschwister leben mir noch drei: eine Schwester, verheiratet in Rinteln an den Gastwirt Bornemann, selber schon zweimal Mutter, aber jünger wie ich, Auguste geheißen, wahrscheinlich jene Kleine, die Sie zu Marburg in der Wiege schlafen sahen, — und zwei Brüder, Adolf, 14 Jahre alt, wird Kaufmann und ist jetzt in der Lehre zu Einbeck im Hannoverschen, Julius, 11 Jahre, besucht das Gymnasium in Rinteln. Er giebt am meisten Hoffnungen von uns.

Nun wissen Sie, wonach Sie fragten und was ich, im Vertrauen auf Ihre so freundlich und so überraschend geäußerte Theilnahme, Ihnen offenen Herzens mittheile. Von mir selbst kann und brauche ich kaum etwas hinzuzufügen; das Gerücht nimmt ja meinen Namen — leider! — oft genug auf die Flügel, um ihn an die Sterne zu tragen oder in den Koth zu werfen. Ich habe der Oeffentlichkeit mich geopfert. Glauben Sie mir, glücklich bin ich dabei nicht. Ich betäube mich in einem leichten, lauten, losen Leben, aber meine Seele bleibt inmitten ihrer Dichtungen und Trachtungen unbefriedigt. Ich wollt', es stünde anders, meine Mutter lebte noch, und ich wäre ein Kind, ein unschuldiges, unbekanntes.

Ob ich Ihnen und wann danken kann für Ihr Blatt, weiß ich nicht. Meine Pflicht fesselt mich an eine ungeliebte Stadt einen großen Theil des Jahres hindurch; die Zwischenräume nüzze ich zu Ausflügen in eine möglichst weite Ferne. Führt mich mein Weg einmal in Ihre Gegend, die mir völlig fremd ist, so grüße ich Sie und die Ihrigen mit Liebe, besser freilich noch, wenn es umgekehrt sein kann.

Und zum Schluße: misverstanden habe ich Sie keinen Augenblick lang, wahrhaftig nicht! Wie sollt' ich auch?! Wir sind uns ja geistig immer nahe, im Andenken an eine gemeinsam Geliebte, Verlorene, Verklärte ...

Beste Wünsche für Sie und Alle, so Ihnen nahe stehen! Lehren Sie ihnen frühe meinen Namen und bleiben Sie mir für alle Zeit und Ferne gut! Mit innigstem Antheil

Ihr

Fulda, 8. August 1840. ganz ergebenster

Franz Dingelstedt."

Gerichtet ist der Brief an Frau Luise Hassenpflug, geborene Siebert. Diese war eine Jugendfreundin von Dingelstedts Mutter, eben jener im Briefe genannten Johanna, die sich in Halsdorf mit dem Obergendarm Dingelstedt verheiratet hatte. Dort hatte sie auch Luise Siebert kennen gelernt, die von Mengsdorf aus öfter ihre Großeltern, den Pfarrer Faust und dessen Frau, in Halsdorf besuchte. Bei einem dieser Besuche hatte die Freundin zu ihrem in Halsdorf geborenen kleinen Sohne gesagt: „Komm, Fränzchen, gib der Tante Luise ein Händchen". Als diese nun in späteren Jahren oft von Dingelstedts Ruhm las, veranlaßte sie das, unter Hinweis auf die damalige Begegnung mit dem Knaben Franz an Dingelstedt zu schreiben und ihn zu fragen: „Sind Sie jenes Fränzchen?", worauf sie den hier wiedergegebenen, für die Biographie des Dichters recht aufschlußreichen Brief als Antwort erhielt.

Westfälische Offiziere.

VII. Die Artillerieoffiziere Schulz und Wille.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

An die Namen zweier westfälischer Offiziere knüpft sich eine Erzählung ganz eigentümlicher Art, die noch wenig aufgeklärt ist. Sie betrifft die Artillerieoffiziere Schulz und Wille. Beide hatten in der preußischen Armee gedient; sie werden in der Rangliste von 1806 nicht erwähnt, können also zur Zeit der Aufstellung dieser Liste im Anfange des Jahres 1806 noch nicht zum Offizier befördert gewesen sein. Das Generalstabswerk über das Preußische Offizierkorps im Jahre 1806[1]) erwähnt aber Wille bereits als Artillerieleutnant in Küstrin und erzählt von ihm, daß er am 31. Oktober 1806 vom Kommandanten dieser Festung, Oberst von Ingersleben, an den Kommandeur der vor der Festung angekommenen französischen Truppenabteilung, den General Gautier, geschickt worden sei, um diesem die Kapitulation der Festung anzubieten. Karl Ludwig Wille ist dann nach dem Friedensschluß in westfälische Dienste getreten, in denen er anfangs März 1808 als Sekondleutnant im Artillerieregiment angestellt und am 15. Februar 1809 zum Premierleutnant befördert wurde. Daß Schulz ebenfalls noch im Jahre 1806 im preußischen Dienst zum Sekondleutnant befördert wurde, ist wahrscheinlich, war aber nicht sicher festzustellen. Auch er wurde anfangs März 1808 Sekondleutnant im westfälischen Artillerieregiment und bereits 1808 darin zum Premierleutnant, am 15. Februar 1809 zum Sekondkapitän befördert.

Als nun im Frühjahr 1809 Major Ferdinand von Schill seinen berühmten Zug durch Westfalen nach Mecklenburg und Pommern ausführte, stießen plötzlich in Wismar die beiden westfälischen Offiziere Schulz und Wille zu ihm. Sie waren in Westfalen desertiert, aber wohl nur zum Schein. Denn es wird ihnen die Absicht zugeschrieben, nur deshalb in Schills Truppe eingetreten zu sein, um sich Schills zu bemächtigen oder ihn zu töten. Nach einer Nachricht bei Pelet, Mémoires[2]), sollen sie etwa 20 Mann westfälischer Soldaten, angeblich auch Deserteure, bei sich gehabt haben, mit denen sie Schill inmitten seiner Truppe hätten aufheben wollen. Pelet berichtet dann weiter, daß die beiden Offiziere während des Straßenkampfes in Stralsund Schill „geopfert" hätten (l'immolèrent pendant le combat), ohne indessen näheres anzugeben. Er erwähnt nur noch, daß der holländische General Gratien, der Kommandeur des französisch-holländisch-dänischen Korps, das Schill in Stralsund angriff, die Anwesenheit der beiden Offiziere in Stralsund ignoriert habe. Haken in seiner Lebensbeschreibung Schills[3]) berichtet auch das Eintreffen Schulzs und Willes in Wismar und ihre Aufnahme in Schills Truppe, obwohl ihr Auftreten Verdacht erregt habe und Schill vor ihnen gewarnt worden sei. Die Folge habe gelehrt, daß diese Warnungen am rechten Platze gewesen seien. Näheres gibt er

---

[1]) 1806. Das Preußische Offizierskorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. 2. Aufl., Berlin, Mittler & Sohn, 1906; Seite 269.

[2]) Mémoires sur la guerre de 1809, en Allemagne etc. Par le général Pelet. Paris, Revest, 1824, Band 4, S. 296.

[3]) Ferdinand von Schill. Eine Lebensbeschreibung nach Original-Papieren. Herausgegeben von J. C. L. Haken. Leipzig, Brockhaus, 1824; Band 2, S. 119.

aber auch nicht an. Bärsch erwähnt in seinem ausführlichen Werke über Schills Zug[4]) die Sache nicht, was aber nicht auffällig erscheint, da Bärsch sich in Warnemünde, wenige Tage nach dem Eintritt der beiden westfälischen Offiziere, von Schill trennte.

Wenn wir also auch nichts Genaueres über eine verräterische Handlungsweise Schulz's und Willes wissen, so ist doch Grund genug vorhanden, als erwiesen anzunehmen, daß sie etwas gegen Schill im Schilde geführt haben. Es ist dies um so sicherer anzunehmen, als beide nach Schills Tode wieder in Kassel erschienen und ohne alle Umstände wieder in ihre Offizierstellen im Artillerieregiment eintraten. Das spricht doch sicher dafür, daß ihr Anschluß an Schill mit Wissen und Willen der westfälischen Regierung geschehen war.

Schulz wurde dann 1811 Kapitän-Kommandant im Artillerieregiment und am 17. Februar 1812 Bataillonschef darin und Direktor des Zeughauses in Kassel. Auf dem Rückzug aus Rußland 1812 versuchte er, den verwundeten Kapitän Vollmar vom Artillerieregiment auf seinem Rücken über die Beresina zu tragen, was aber mißglückte. Es gelang ihm aber schließlich doch, Vollmar auf einem französischen Geschütze hinüberzuschaffen. Diese Handlungsweise liefert den Beweis, daß er doch auch edler Handlungen fähig war. Er selbst kam glücklich über die verhängnisvolle Beresinabrücke, fand aber auf dem weiteren Rückzuge den Tod.

Wille wurde am 18. April 1810 Sekondkapitän im Artillerieregiment, am 17. Februar 1812 Kapitän-Kommandant darin und erhielt am 23. Juni 1813 das Ritterkreuz des Ordens der westfälischen Krone. 1813 nahm er am Feldzug gegen die Verbündeten in Schlesien teil, gab aber dort seine Batterie an den Kapitän Schleenstein[5]) ab und übernahm die Führung des westfälischen Artillerietrains. In dieser Eigenschaft machte er die Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August 1813 mit. Am folgenden Tage fiel er bei einer Rekognoszierung verwundet in österreichische Gefangenschaft. Beim Rückzug der Österreicher ließen ihn diese in einem Dorfe bei Pirna liegen, wo ihn der Artillerie-Premierleutnant Normann[6]) fand und in ein Lazarett nach Dresden schaffte. Geheilt und nach Kassel zurückgekehrt, kommandierte er am 28. September 1813 bei der Flucht des Königs Jérôme die in Kassel stehende Gardebatterie, mit der er dem König folgte und dessen Flucht in einer Stellung hinter Niederzwehren deckte. 1814 trat er als Stabskapitän und Batteriechef in das kurhessische Artillerieregiment über, machte die Feldzüge 1814 und 1815 in Frankreich mit und nahm 1817 seinen Abschied.

Das Offizierkorps des westfälischen Artillerieregiments, das im Vorhergehenden mehrfach erwähnt wurde, war ein ganz vorzügliches; namentlich die jungen Leutnants, die aus der unter des Generals Allix Leitung stehenden Artillerie- und Genieschule in Kassel hervorgegangen waren, müssen als hervorragend tüchtig bezeichnet werden. Infolgedessen sind auch die meisten von ihnen später in höhere Stellungen im Zivil- oder Militärdienste aufgerückt. Ich will hier nur kurz die jüngsten Leutnants des Artillerieregiments erwähnen:

Joseph Maria Ernst Christian Wilhelm Freiherr von Radowitz, später kgl. preußischer Generalleutnant und Minister der auswärtigen Angelegenheiten,

Louis Heinrich Sichart von Sichartshoff, später kgl. hannöverscher Generalleutnant,

Ernst Wiegrebe, später kurhessischer Oberst und Ehrendoktor der Universität Marburg, unter dessen Leitung die berühmten hessischen Generalstabskarten hergestellt wurden, die nach Kauperts Urteil „alles in sich vereinigen, was man nur von einer solchen Karte verlangen und erwarten kann",

Ludwig von Wissel, 1850 Generalmajor und Kommandeur der schleswig-holsteinischen Artillerie im Kampfe gegen Dänemark,

Eduard August Oppermann, später kgl. hannöverscher Artilleriemajor und dann Oberfinanzrat,

Heinrich August Orges, fiel 1813 bei Dresden,

---

[4]) Ferdinand von Schills Zug und Tod im Jahre 1809. Zur Erinnerung an den Helden und an die Kampfgenossen von Dr. Georg Bärsch. Leipzig, Brockhaus, 1860.

[5]) Hans Konrad Schleenstein, geb. 1789, trat 1805 in die kurhessische Artillerie ein, wurde 1810 Sekondleutnant im westfälischen Artillerieregiment, 1811 Premierleutnant und am 24. Novbr. 1812 Sekondkapitän darin. Führte 1813 in Schlesien und Sachsen eine 6pfünder-Batterie. Wurde am 18. Oktbr. 1813 bei Leipzig schwer verwundet und starb am 30. Oktbr. 1813 in Leipzig. Sein Bruder Wilhelm, 1806 Stabskapitän in der kurhessischen Artillerie, fiel 1809 als westfälischer Kapitän-Kommandant im Artillerieregiment in Spanien. — Ein dritter Bruder Karl Heinrich Justus, 1806 Premierleutnant im kurhessischen Artillerieregiment, machte die Feldzüge 1809 bis 1813 als westfälischer Batteriechef in Spanien mit, wurde 1814 Stabskapitän im kurhessischen Artillerieregiment und starb am 4. August 1815 in Kassel.

[6]) Christian Normann, geb. 28. März 1794 zu Kassel, trat in die westfälische Artillerieschule ein, wurde 1811 Sekond- und 1813 Premierleutnant im Artillerieregiment, später in kurhessischen Diensten Oberst, aggregiert der Artilleriebrigade, 1850 pensioniert. Feldzüge 1813 in Sachsen gegen die Verbündeten, 1814 und 1815 gegen Frankreich, 1849 gegen Dänemark. Kommandierte 1849 die Bundesartillerie im Sundewitt (100 Geschütze). Seine Lebensgeschichte schilderte Oberkonsistorialrat Dr. Meister in Hannover in seinem Werke „Aus den Papieren eines alten Offiziers".

Johann Ludwig Orges, später herzoglich braunschweigischer Oberst und Kommandeur der Artillerie,

Gottlieb Petri, später kurhessischer Generalmajor und Kommandeur der Artilleriebrigade,

Joseph Otto Praël, später kgl. hannöverscher Oberlandbaumeister,

Peter Augener, später kurhessischer Straßen- und Wasserbaumeister,

Johann Wilhelm Bähr, später kurhessischer Oberst und Kommandeur des Invalidenhauses in Karlshafen, der bekannte Feind der Eisenbahnen,

Georg Büse, später kurhessischer Landmesser in Hofgeismar,

August Fesca, später kgl. preußischer Ingenieuroffizier,

Balthasar Gerland, später kurhessischer Generalmajor, Kommandeur der Artilleriebrigade und Generaldirektor der Staatseisenbahn, und

Johann Friedrich Hock, später kurhessischer Provinzialsteueramtsrendant in Kassel.

Nur von einem Artillerieleutnant des letzten Jahrgangs ist zu berichten, daß ihn ein trauriges Geschick ereilte. Karl Friedrich Robert, Sohn des kgl. westfälischen Kriegskommissars und späteren kurhessischen Rentmeisters in Ziegenhain Karl Emil Friedrich Wilhelm Ludwig Robert, wurde 1813 als Eleve der Artillerie- und Genieschule zum Unterleutnant befördert, trat 1814 in das kurhessische Artillerieregiment als Sekondleutnant ein und wurde am 14. April 1821 zum Premierleutnant darin befördert.

Im Sommer 1823, als Kurfürst Wilhelm II. sich in Bad Nenndorf aufhielt, wurde ihm bekanntlich durch seinen Privatsekretär Müller ein an diesen gelangter, für den Kurfürsten bestimmter anonymer Drohbrief überreicht, in dem der Kurfürst mit dem Tode bedroht wurde, wenn er nicht dem Einflusse seiner Mätresse, der Gräfin Reichenbach, auf die Landesregierung ein Ende mache. Weitere derartige Drohbriefe folgten. Der Kurfürst sah sein Leben in Gefahr und traf umfangreiche Maßregeln zu seiner Sicherung. Namentlich wurde das Schloß Wilhelmshöhe mit einer Kette von 40 Soldaten mit geladenem Gewehr umstellt, denen noch zur Kontrolle 10 Gendarmen beigegeben wurden. Wer sich außerhalb der Postenkette im Parke aufhalten wollte, mußte eine Legitimation bei sich führen, wer die Postenkette durchschreiten wollte, mußte mit einer von der Polizei besonders ausgestellten Sicherheitskarte versehen sein. Davon waren nicht einmal die Offiziere und die uniformierten Beamten ausgenommen. Da erschien eines Tages der Premierleutnant Robert und wollte die Postenkette durchschreiten. Von einem Posten angehalten, erklärte er, er besitze keine polizeiliche Sicherheitskarte, er wolle zum Geheimen Kabinettsrat Rivalier. Robert benahm sich dabei so auffallend, daß er auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten verhaftet wurde. Im Kastell, wohin er verbracht wurde, wirkte die Gefangenschaft derart auf ihn ein, daß völlige Verzweiflung sich seiner bemächtigte und er im Verhör erklärte, er habe in das Schloß Wilhelmshöhe eindringen wollen, um die Gräfin Reichenbach zu ermorden.

Augenscheinlich hatte nur der Wunsch, einer langen Gefangenschaft zu entgehen, ihn zu dieser unsinnigen Aussage veranlaßt. Das bestätigte sich, als er anfangs 1824 ein Fenster seiner Zelle zerschlug und sich mit den Scherben mehrere Adern durchschnitt. Dem Tode nahe wurde er aufgefunden und verbunden, aber er machte einen zweiten Selbstmordversuch, indem er den Verband abriß. Der starke Blutverlust entzog ihm dann die Kraft zu weiteren Angriffen auf sein eigenes Leben. Die Untersuchungskommission erkannte aber nun seine völlige Unschuld. Er wurde aus der Untersuchungshaft entlassen und 1826 als Zeugleutnant zum Festungskommando in Ziegenhain versetzt. Das war eine reine Sinekure, da ja von der Eigenschaft einer Festung bei Ziegenhain längst nicht mehr die Rede sein konnte. Man hatte wohl nur die Absicht, Robert in sein elterliches Haus zu bringen, da, wie erwähnt, sein Vater in Ziegenhain Rentmeister war. Er erhielt dann am 22 September 1827 noch den Charakter als Kapitän. Aber sein Geist hatte durch die Aufregung zu sehr gelitten. Des Lebens völlig überdrüssig, machte er am 17. Februar 1829 abermals einen Selbstmordversuch, der diesmal von Erfolg war. Robert war der einzige, der über die unselige Drohbriefsangelegenheit sein Leben verlor, während ja die Zahl derer, die dadurch an Stellung und Vermögen geschädigt wurden, leider eine recht große war.

Die Herbstausstellung des Kurhessischen Künstlerbundes.

Von Ernst Zöllner, Kassel.

Von den fünfundzwanzig Mitgliedern des Kurhessischen Künstlerbundes sind auf der kürzlich eröffneten Herbstausstellung vier Fünftel mit rund hundert Arbeiten vertreten. Gänzlich ausgeblieben sind die Bildhauer. Aber trotz der nicht vollzähligen Beteiligung hat sich der Saal des Kunsthauses gut gefüllt und zwar ohne daß man bei der Auswahl allzu weitherzig zu verfahren brauchte. Das Gebotene

steht durchweg auf einem achtungswerten Niveau. Besondere Überraschungen darf man freilich nicht erwarten. Neue wagemutige Talente sind in diesem Kreise nicht aufgetaucht. Von den Wänden des Kunsthauses grüßen die alten längst vertrauten Handschriften. Nur ein homo novus tritt uns entgegen: Hans Kolitz, Altona. Seine hauptsächlich auf ein warmes Rot gestellten Interieurs sind vornehm im Farbenklang, seine kecken impressionistischen Norderneyer Studien verraten eine Begabung, die sich selbständig an die Erscheinungen heranwagt. Es sind recht beachtenswerte Entwickelungsmöglichkeiten, die sich in diesen kleinen (übrigens zu dicht zusammengehängten) Studien andeuten.

Im Gesamtbilde der Ausstellung hat die Landschaftsmalerei die Führung. Die allgemeinen Richtungen sind — abgesehen von den selbstverständlichen Verschiedenheiten, die sich aus den Individualitäten der einzelnen Künstler ergeben — divergierend. Es lassen sich zwei Gruppen mit ziemlicher Deutlichkeit trennen. Ferdinand Koch, Friedrich Fennel, J. v. Kreyfelt, H. Metz, H. Otto, Fritz Rhein und Paul Scheffer stehen stärker unter dem Einfluß der modernen malerischen Licht- und Luftprobleme, sie arbeiten mehr in Valeurs, während die andere Gruppe — R. Jeschke, J. Hellner, J. Jung, Th. Matthei, A. Müller, Prof. O. Woite — mehr dem älteren Lokalfarbenkolorismus huldigt, dessen Wesen die Verbindung von Zeichnung und Farbe, die Betonung der Lokaltöne ist.

Unter den Landschaftern steht diesmal Ferdinand Koch an erster Stelle. Die intime Landschaft, *jenes* Neuland der Kunst, in dem die Meister von Barbizon die Pioniere waren, ist seine Domäne. Das Hessenland und die Rhön gaben ihm ein Dutzend Motive, die außerordentlich schlicht und jedenfalls ohne auffällige gegenständliche Besonderheiten sind. Auf solche kommt es eben nicht an. Es gilt die stillen Schönheiten zu erfassen, die das Licht selbst über den armseligsten Erdenwinkel auszubreiten vermag. Koch sieht die Landschaft als malender Poet; die lyrischen Stimmungen der Natur, hervorgerufen durch die geheimen Regungen des Lichtes und der Luft werden ihm zu seelischen Erlebnissen, die er mit sicherer Beherrschung seiner technischen Mittel niederschreibt. Mit kühlerem, objektiverem Realismus steht Fritz Rhein der Landschaft gegenüber, aber auch er ist in seinem „Fuldatal", „Dorf in Hessen" und „Aus Veere" durchaus Stimmungsmaler. Sehr lebendig ist Rheins „Hafenkade in Vlissingen" erfaßt, köstlich im Farbenklang sein Rosenstilleben. Als feiner Beobachter atmosphärischer Stimmungen tritt uns Paul Scheffer in seinen Bildern „Nach dem Aprilregen" und „März im Walde" (ein Talgrund mit Birken) entgegen. Eigenartig ist der Augenpunkt bei einer Schilderung schweren Nebels gewählt, über dem die höher gelegenen Partien eines Geländes wie Inseln hervorragen. Mit einer pointillistischen Technik erreicht H. Metz, Höchst, in seinem „Alten Park" und seinem „Waldtal" den Eindruck einer außerordentlichen Intensität des die Gegenstände umspielenden Lichtes. F. Fennel gibt sein Bestes in einer frisch heruntergemalten Studie „Motiv an der Dönche", während sein „Hessisches Dorf" etwas trocken zeichnerisch und kulturlos in den Farben wirkt. In den Rhönbildern des in Kleinsassen wohnenden J. v. Kreyfelt tritt zur stimmungsmalerischen Tendenz das Streben nach dekorativer Fernwirkung. Von H. Otto ist eine sonnige Herbststudie und ein in der einheitlichen Zusammenfassung farbiger Schattierungen gut gelungenes „Eifeldorf" zu erwähnen.

Neben den Landschaftern, die, wie gesagt, bei der Schilderung des vielfarbigen Naturbildes mehr von der Bestimmung der Valeurs, d. h. der durch Licht und Luft bedingten Tonwerte, ausgehen, umschließt der Kurhessenbund eine Reihe nicht minder schätzenswerter Künstler, die ihr Heil mehr in der Verbindung von Zeichnung und Farbe und in der malerischen Wertung der Lokaltöne suchen. Charakteristisch für sie ist die präzisere Durchbildung der Formen, die genauere Beschreibung des Gegenständlichen. Selbstverständlich kommt es aber auch diesen Künstlern darauf an landschaftliche Stimmungsbilder zu geben. Das Eine schließt das Andere nicht aus. Das sehen wir an den schönen Landschaften von Julius Jung, an seiner tieftonigen, dämmrigen Flachlandschaft mit Schäfer und Herde, an dem „Hessischen Dorf", dessen Häusersilhouetten sich als warme Schatten gegen das nur wenig von dem leichten Gewölk zurückgeworfene Licht der eben untergegangenen Sonne abheben, an der von bunten, schillernden Reflexen erfüllten sonnigen mecklenburgischen Küstenlandschaft von Julius Hellner, an den Alt-Kasseler Ausschnitten und den liebenswürdigen Genrebildern „Hausmusik" und „Sei wieder gut" von Th. Matthei. Die Malweise Th. Mattheis ist ganz besonders typisch für jene Richtung, die an der durchgeführten Zeichnung als Grundlage des Bildes festhält. Auch die schwärzlichen Schatten sind ein bemerkenswertes Moment. Aus den Bildern der den Lehren des Pleinairismus und Impressionismus folgenden Maler sind sie ganz verschwunden. Zwischen alter und neuer malerischer Anschauung steht Adolf Müller, der ein kontrastreiches Werrabild mit hellblauem Himmel und lilafarbigem Wasser beigesteuert hat. R. Jeschke sieht die Erscheinungen der Natur, ihre Einzelheiten mit einer Schärfe, die unwillkürlich auffällt. Photographien seiner Landschaften sind photographischen Naturaufnahmen täuschend ähnlich. Aber trotz dieser scharfen objektiven

Betrachtung kommt des Künstlers Individualität sympathisch zur Geltung durch die Art, wie er Einzelheiten zu Gunsten einer Bildwirkung unterordnet und durch die Noblesse des Kolorits. Ein feines Frühlingsbild aus dem hessischen Walde und mehrere Felsenschilderungen aus dem Harz sind charakteristisch für seine Anschauung. Durch eine Technik, die sich an Akkuratesse und Sauberkeit nicht genug tun kann, zeichnen sich die Aquarelle des Professors O. Woite aus. Seine Motive aus Fritzlar, von der Diemel und aus Kassels nächster Umgebung sind peinlich genau in der Zeichnung, aber doch auch wieder malerisch behandelt und stimmungsvoll durch das Eingehen auf die Licht- und Luftwirkungen.

Gegenüber der Fülle der Landschaften treten die figürlichen Malereien und das Bildnis stark zurück. Prof. Knackfuß hat die Aufgabe, einen Knaben im winterlichen Sportanzuge zu porträtieren, mit einer hübschen Bildidee kombiniert. Der in ganzer Figur dargestellte Knabe steht, die Schneeschuh bei Fuß, mit dem Rücken gegen ein offenes Fenster, durch das man Aussicht in eine Winterlandschaft mit violetten Schneeschatten genießt. Der beste Wurf indessen ist dem Künstler in seinem Bildnisse des Ingenieurs Brandau, des Erbauers des Simplontunnels, gelungen. Ich kenne kein anderes Porträt von Knackfuß, das sich mit diesem messen könnte, sowohl was die Frische der malerischen Konzeption und die Lebendigkeit der Charakteristik als auch die farbige und räumliche Komposition anlangt. Zwei weibliche Köpfe, Studien von pikanten Farbenklängen (u. a. Gelb und Schwarz) hat Karl Horn, München, ausgestellt; Ad. Lins, Düsseldorf, einen stehenden Mädchenakt. Das sorgfältig modellierte Fleisch stimmt im Ton sehr schön mit dem blauen Hintergrunde zusammen. Auf die Genrebilder von Matthei wurde bereits hingewiesen. Hinzu kommt ein mit bemerkenswerter Leichtigkeit und Delikatesse pastellierter Studienkopf einer Blondine.

In der kleinen graphischen Abteilung sind vertreten H. Giebel, Marburg, mit flotten, in den Tonwerten gut erwogenen Kohlezeichnungen (Frauenkopf und männlicher Halbakt), G. Braumüller, mit stilgerechten, auf die Kontrastwirkungen heller und dunkler Flächen gestellten Holzschnitten, J. Hellner mit Bleistift- und Kohlezeichnungen, darunter die recht lebendig wirkende Impression eines Sturmes an einer Landungsbrücke, R. Jeschke mit illustrativen Zeichnungen, reizvollen Motiven, die mit Geschick und Geschmack als Vignetten und Randleisten stilisiert sind. Erwähnen wir nun zum Schlusse noch die liebenswürdigen, feinen Silberstiftzeichnungen (Damenbildnisse) von Prof. Ad. Wagner, die malerischen Radierungen von H. Otto, die schönen Buntstiftzeichnungen (landschaftliche Motive) von J. v. Kreyfelt, so genügt diese kurze Übersicht wohl, um darzutun, daß unsere hessischen Künstler auch auf graphischem und zeichnerischem Gebiete tüchtige Leistungen aufzuweisen haben.

Damit die Plastik und das Kunstgewerbe auf der Herbstausstellung des Kurhessenbundes nicht gänzlich fehlen, ist der Hühnsche Kunstsalon aufgefordert worden, Kleinbronzen und keramische Arbeiten auszustellen. Unter den letzteren befinden sich sehr feine Stücke des eigenartig verzierten, dünnen, durchsichtigen Rozenburger Porzellans. Rozenburg liegt im Haag, und es dürfte interessieren, daß der Begründer der Rozenburger Manufaktur ein Deutscher gewesen ist, der zudem den im Hessenlande wohlbekannten Namen Wolff von Gudenberg führte.

Im „Halben Mond“.

Aus Heinrich Schmidtmanns Selbstbiographie „Erinnerungsbilder“.

(Wir freuen uns, unsere Leser mit Erlaubnis des Verfassers mit dem Eingangskapitel eines eigenartigen Werkes bekannt machen zu können, das nicht nur deshalb fesselt, weil es uns den von seltenem Erfolg gekrönten Lebensgang eines self made man vorführt, sondern namentlich auch für Kasselaner durch die eingehende Schilderung des Kassels der letzten sechs Jahrzehnte von hohem Interesse ist. Es bildet so gewissermaßen eine willkommene Ergänzung zu Friedrich Müllers „Kassel seit 70 Jahren“, an das es selbst hier und da anknüpft. Mit Ausnahme einer etwa sechsjährigen Episode in Hannover, das Schmidtmann nach vollendeter Lehrzeit beim Kasseler Maurer- und Steinhauermeister Georg Löser als Handwerksbursche aufsuchte und als selbständiger Architekt verließ, umfassen die von seltener Anschaulichkeit und einem prächtigen Humor getragenen Schilderungen fast ausschließlich Kasseler Verhältnisse. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das schöne Werk, dem auch eine große Anzahl Illustrationen beigegeben sind, nur für die Angehörigen des Verfassers niedergeschrieben und so der Öffentlichkeit vorenthalten wurde. Hoffentlich entschließt sich der Verfasser, noch einmal eine umfangreichere Ausgabe für den Buchhandel herauszugeben. Er kann des Dankes seiner Kasseler und hessischen Landsleute gewiß sein.)

Ungefähr in der Mitte der westlichen Seite der Müllergasse in Kassel steht noch heute an der Straßenfront, in seiner ganzen Breite einen hohen Giebel bildend, mein ehemals großväterliches Haus, derzeit „Gasthaus zum halben Mond“ genannt, äußerlich gekennzeichnet durch ein Aushängeschild mit einer vergoldeten Mondsichel auf beiden Seiten; der Name ist dem Hause bis in die Neuzeit verblieben.

Mein Großvater mütterlicherseits, Konrad Engelhardt, war Seilermeister und Gastwirt, aber nicht

Gastwirt im heutigen Sinne, denn er betrieb keine offene Wirtschaft, sondern die Wirtschaft im „Halben Mond" beschränkte sich auf den sogenannten „Ausspann". Eisenbahnen gab es damals noch nicht; die Bewohner der umliegenden Ortschaften fuhren mit ihren eigenen oder gemieteten kleinen offenen Wagen, meist einspännigen sogenannten „Klee-Chaisen", vielfach zur Stadt und spannten dann in solchen Gasthäusern, wie hier im „Halben Mond", aus. Die Wagen blieben auf der Straße stehen oder fuhren durch den breiten Torweg in den geräumigen Hof; die Pferde wurden ausgespannt und in dem großen Stall unter dem Seitenflügel, der Licht und Luft nur durch seine Tür und einige sehr kleine Fenster bekam, an den langen Steinkrippen befestigt und erhielten dort ihr Futter. Meistens fuhren die Ausspanngäste, nachdem sie ihre Geschäfte in der Stadt besorgt hatten, abends wieder nach Hause; Nachtquartier wurde nur in seltenen Fällen beansprucht; es waren deshalb nur einige Wohnräume für Schlafgäste in einem, den Hof nach hinten abschließenden Hintergebäude vorhanden. Vor diesem befand sich, in einer großen gepflasterten Vertiefung seitwärts, die Stätte für die Ablagerung des reichlichen Mistes aus den Ställen.

Die Hauptkundschaft bestand in Landleuten und Viehhändlern, die ihr Vieh, hauptsächlich Schweine und Kälber, in den Ställen des „Halben Mondes" unterbrachten; darunter waren die Händler aus Lohne, einem Dorf bei Gudensberg, besonders stetige Gäste. Diese Handelsleute, — „die Lohner", wie sie genannt wurden — trugen meist einen blauen Kittel über einem schwarzen Rock, der handbreit unter dem Kittel hervorsah und die erste Garnitur bei besseren Besuchen ersetzen mußte, weitere Garderobestücke pflegten die Herren nicht mit auf die Fahrt zu nehmen.

Eine andere regelmäßige Kundschaft bildeten die jüdischen Fellhändler, die ihre Felle auf den großen Böden in einem zweiten großen Seitenflügel lagerten.

Im Erdgeschoß des vorderen Hauses, links vom Torwege, lag nach der Straße hin die lange schmale Gaststube, in deren Längsrichtung eine durchgehende, in mehrere Teile getrennte Tafel mit einer dahinter an der Wand entlang stehenden Holzbank sich befand. Die Tafeln waren jede durch ein Querstück in der Mitte mit der Hausmauer durch eine Art Scharnierband verbunden, so daß die Tafel an der Wand in die Höhe geklappt werden konnte und durch einen Riegel festgehalten wurde. Durch diese damals vielfach gebräuchliche Einrichtung, welche heutzutage noch in alten Dorfwirtschaften zu sehen ist (z. B. auf der Knallhütte), konnte das Zimmer sofort ohne große Umstände in einen freien Raum verwandelt werden. In diesem Zimmer hielten sich die Gäste auf, tranken ihren Kaffee oder verzehrten ihr meist selbst mitgebrachtes Mahl: Brot, Butter, Käse 2c., dazu wurde ein Schnäpschen verschänkt.

Die jüdischen Fellhändler besorgten in der Gaststube, unbekümmert um etwa anwesende andersgläubige Gäste, auf und ab gehend ihre Morgenandacht, ein Gebetbuch in der Hand und um den entblößten Unterarm den Gebetriemen gewunden, der in einer Kapsel oder kleinen Rolle unter der auf dem Kopfe nach hinten zurückgeschobenen Mütze endete, was alles ohne Störung durch andere geschah, denn Antisemiten kannte man damals noch nicht.

Meine Großeltern bewohnten die erste Etage mit ihren beiden Kindern, einer Tochter und einem Sohn; mit ersterer, Katharine Pauline, verheiratete sich mein Vater im Jahre 1839 in einem Alter von 22 Jahren. Durch den frühen Tod der Eltern war mein Vater genötigt, durch die Übernahme des väterlichen Geschäftes als „Wagenlackierer, Maler und Vergolder" sich seinen eigenen Hausstand in sehr jungen Jahren zu begründen. Nach seiner Verheiratung siedelte mein Vater mit seinem Geschäft in das schwiegerväterliche Haus „Zum halben Mond" über, woselbst ihm im Seitenflügel, anschließend an das Vorderhaus, eine sehr große Remise zur Werkstätte eingeräumt wurde.

Die Familienwohnung befand sich in der zweiten Etage, dort wurden wir fünf Kinder aus erster Ehe, Konrad, ich, August, Marie und Louise, geboren, und ich verlebte meine Kinderjahre bis zum Eintritt in die Schule in der Müllergasse.

Die damalige Beschaffenheit dieser Straße war eine durchaus kleinstädtische, sie entsprach etwa einer alten Straße in Münden, Wolfhagen 2c., wie sie sich dort heute noch vorfinden. Der Fahrdamm war unregelmäßig mit rund abgefahrenen, glatten Basaltsteinen gepflastert, an beiden Seiten befanden sich offene flache Druseln (Gossen), zwischen diesen und den Häusern war etwas besseres Pflaster von Sandsteinen, Trottoire mit Randsteinen gab es nicht. In die Druseln durfte man die Spüleimer mit dem Wirtschaftswasser ausgießen. Die Fußsteige wurden verengt durch weit vorliegende Stufen vor den Haustüren. Die meisten Häuser hatten den Eingang in den Keller von der Straße aus durch sogenannte Kellerhälse, mit im Fußsteig liegenden schrägen oder auch wagerechten zweiflügeligen Falltüren. Bei uns im „Halben Mond" lag dieser Keller-Eingang seitwärts vom Torwege; schwere Lasten, Kisten oder Fässer wurden auf sogenannten Schrotleitern, die über die Sandsteinstufen zum Schutze derselben gelegt wurden, in den Keller hinabgelassen.

Vor den Ladenfenstern — Schaufenster gab es noch nicht — waren erhöhte Schwellen eingepflastert, auf die man sich stellte, um die vor dem Laden-

fenster befindliche „Ladenbank“ erreichen zu können, denn nur im Winter, bei schlechtem Wetter oder bei größeren Einkäufen ging man in den Laden selbst; sonst klopfte man von außen mit dem Geldstück ans Ladenfenster, hinter welchem die Verkäuferin saß, und ließ sich die Waren durch ein kleines Fensterchen herausreichen.

Der Trinkwasserbedarf wurde aus Brunnen — „Bumpeln“ genannt — gepumpt, welche in den Straßen ziemlich nahe an den Häusern standen; das Wirtschaftswasser holte man an den „Zaiten“, Instandhaltung in unserem Stadtteile lag dem Brunnenmacher Kolbe ob, dessen Söhne mithalfen. Kolbens Jungens waren stramme hübsche Kerle mit schwarzen Augen; so halb Zigeuner und richtige Radaubrüder, führten sie in der Kastenalsgasse das Regiment und wurden deshalb von der Müllergässer Jugend, die sich für eine Nummer besser hielt, sehr gefürchtet und gemieden.

An den Bumpeln und Zaiten wurde zu bestimmten Tageszeiten von den Dienstmädchen das Wasser geholt, zum Trinken in irdenen Steinkrügen, für



Löwenbrücke un Kattenburg in Kassel.
(Ansicht aus der Zeit von 1860 nach einem Ölgemälde.)
(Aus H. Schmidtmann, „Erinnerungsbilder“.)

so bezeichnete man die Druselwasserleitungs-Ständer, die mit Holz umkleidet nach vorn einen Ausflußarm mit messingenem Druckknopf hatten, aus dem je nach den Witterungsverhältnissen das Wasser mehr oder weniger trübe langsam herauslief. Dem „Halben Mond“ gegenüber, vor dem Hause des „Megsters“ Meth an der Kruggassenecke, stand ein Bumpelbrunnen mit einem schlichten, grün angestrichenen Holzkasten; das Wasser wurde durch Holzröhren — ineinandergeschobene ausgehöhlte Eschenholzeinstämmlinge — mit einem Holzschwengel, der durch den Gebrauch wie poliert glatt gegriffen war und beim jedesmaligen Anhub einen kreischenden Ton von sich gab, in die Höhe „gebumpelt“. Die die Wirtschaft in Eimern an einem auf den Schultern hinter dem Nacken liegenden Tragholz. Zwei Eimer voll nannte man „einen Gang Wasser holen“, wovon 3 bis 4 Gänge zum Füllen der „Bornstanne“ — des Wasserbehälters in der Küche — nötig waren. Morgens wurde dies Geschäft in möglichster Eile besorgt, und oft habe ich es gesehen, mit welcher Geschwindigkeit und Grazie kleinere Dienstmädchen den Pumpenschwengel, halb in die Höhe mithüpfend, zu handhaben wußten. Aber am Abend wurde sich fein gemacht zum Wasserholen, da fand an den Brunnen oder den Zaiten das erste Stelldichein mit den Herren Soldaten statt, denn die meisten Mädchen hatten ihre Schätze — es waren Soldaten

vom kurhessischen Schützenbataillon aus der am Walle, auf dem Platze der städtischen Badeanstalt, damals liegenden Schützenkaserne, die die Liebesbedürfnisse der Müllergässer Küchenfeen befriedigten und sich nicht gern Kameraden von anderen Regimentern ins Gehege kommen ließen.

Die Verhältnisse zu zärtlichen Annäherungen mit den Soldaten der Schützenkaserne waren aber auch sehr günstig, denn eine Straßenbeleuchtung im heutigen Sinne gab es noch nicht, das Leuchtgas war noch nicht in der Stadt eingeführt. Die Straßen wurden durch Öllaternen beleuchtet, die an einem Seile, das zwischen zwei Masten über Rollen zum Herauf- und Herablassen lief, über der Mitte der Straßen hingen. — Der Laternenanstecker kam des Morgens und orgelte mit einer Kurbel das Seil, das über eine in einem Kasten angebrachte Rolle hing, soweit herunter, daß er Öl auf die Lampe gießen und den Docht reinigen konnte, damit für den Abend die Laterne in Ordnung war. Unser Laternenanstecker hieß Semmler, der Straßenjugend wohl bekannt wegen seines gewaltigen Riechers und deshalb „Nasensemmler“ genannt, weil seine rote und stets tropfende, feuchte Nase den bösen Jungen Gelegenheit zum Hänseln gab, besonders wenn er selbst „zu viel Öl auf die Lampe“ gegossen hatte. — Sein Sohn Hennes lernte später mit mir zusammen als Maurer und Steinhauer „bie'm ahlen Leser“, und wir waren durch unsere Müllergässer Beziehungen stets gute Freunde. In der Müllergasse war eine Hängelaterne in der Nähe unseres Hauses, die, bei stürmischem Wetter mit pfeifendem Geräusch hin und her schwingend, ihre düsteren matten Schatten an den Häusern entlang huschen ließ.

(Schluß folgt.)

Hessische Balladen.

I.

Wie die Mainzer den Hessen von Fritzlar heimleuchten wollten.

(a. D. 1232.)

Schon haben sie drei Monde im heißen Sonnenbrand,
An Fritzlars harten Mauern die Schädel eingerannt. —
Auch heute will's nicht glücken; vergeblich war der Sturm!
— Nur ihre Toten halten noch Mauer, Tor und Turm.

Herr Konrad sieht es zürnend und reißt herum sein Pferd,
Und in die Scheide stößt er in jähem Grimm das Schwert:
„Schon fressen Pest und Hunger, doch schärfer nagt der Hohn!
Von Pfaffen kam wohl keiner noch ungeschoren davon.“

— Rings aus den Lagerhütten zum Himmel schwebt der Brand,
Hart knirschen schwere Karren im goldnen Edersand.
Aus Wust und trübem Qualmen die Fähnlein bunt sich wirren.
Die Männer schweigen zornig, — doch hell die Waffen klirren.

„Zurück!“ das ist ein Wörtlein, das macht die Herzen dumpf,
Das lähmt die stärksten Arme und macht die Klingen stumpf.
Dies Wörtchen deuchte immer dem Hessenherzen schlecht:
Vorwärts stürmt seine Liebe, vorwärts sein Zorn erst recht.

Drum sacht, ihr Mainzer Mannen, und laßt sie klüglich zieh'n,
Facht nicht zu heller Flamme des Hasses dunkles Glüh'n!
Noch hängt die Wetterwolke nah an des Hügels Rand,
Und drohend Wetterleuchten zuckt aus der Waffen Brand.

— Wie Wein vom Rhein so feurig kreist auch am Rhein das Blut,
Wie Rheinweinrausch so lustig sprüht Mainzer Übermut!
Das tollt und jauchzt und jubelt und ist aus Rand und Band;
Sie sind ohn' Wehr und Waffen zum Mauergang gerannt.

Der Pfaffen lose Weiber sind mit im Schwarm dabei:
— Eine dürfen sie nicht haben, drum han sie zwei und drei! —
„Schaut her, vieledler Landgraf und wackre Hessen wert,
Schaut her die süßen Schätzlein, die ihr so heiß begehrt!“

So kreischt's von Turm und Mauern und zetert wüst und roh,
An langen Stangen schwingen sie lustig flackernd Stroh:
„So fahret wohl, Herr Landgraf, und brecht nicht Hals und Bein
Und wallet sanft nach Hause bei unsrer Lämplein Schein!“

— Das peitscht der Hessen Rücken wie grimmer Geißelschlag:
„Der soll zur Hölle fahren, wer jetzt noch fliehen mag!“
Vor ihren Augen flirrt es wie Flammen und wie Blut,
Und tausend Kehlen brüllen rauh auf in wilder Wut.

Wie eine Büffelherde mit dröhnendem Gestampf
Prallt's rückwärts an die Mauern; der Staub wallt auf wie Dampf.
„Dran mit den Hebebäumen!“ — Die Tore wankend krachen
— Den frechen Weibern oben verging schon längst das Lachen

Hei, wie sie winselnd heulen, sich winden und sich bucken;
Wie rings beim wilden Morden die blanken Schwerter zucken!
— Schwer rieselt Blut hernieder an Planken und Gestein!
Wie ein blutroter Mantel fliegt hin der Flammen Schein.

Am Dome von St. Peter bis oben an den Knauf
Leckt schon mit gier'ger Zunge die Lohe rot hinauf.
Die Riesenfackel haben die Hessen angebraunt;
Sie kündet ihre Rache und leuchtet weit ins Land. —

Von Worms der fromme Bischof sich schon verloren gab;
Er ließ an einem Seile zur Mauer sich hinab.
Doch unten von den — Hessen ward er nicht wohl empfah'n:
„Jetzt han wir zu den Hennen auch noch den feisten Hahn!“

— So ist's den wackren Hessen vor Fritzlar doch geglückt!
Den Pfaffen ward von Konrad der Beutel arg gedrückt;
Sie und die Weiber fanden bei ihm nicht Gunst noch Gnad'. —
„Doch um das gute Städtlein“, sprach er, „ist's wahrlich schad!“

Th. Endemann.

II.

Heinz von Lüder.

(16. Jahrhundert.)

Den Saal seiner Veste zu Ziegenhain
Durchging er mit krachendem Schritt, —
Die Sonne lugte vom Burghof herein —
Und die Sonne erzitterte mit.

Mit der Faust auf ein grau Pergament er schlug
— Längst war's nicht mehr ganz geblieben —
Obwohl es des Landgrafen Siegel trug,
Und der Landgraf hatt' es geschrieben.

Der Landgraf sitzt hinter Riegel und Tür —
Der Kaiser hält ihn gefangen —
Keine Freude wagt sich im Lande herfür,
Seit der Landgraf von dannen gegangen.

Und der Landgraf schreibt: „Bei der Krone mein
Und dem Antlitz von sieben Zeugen:
Es soll meine Veste Ziegenhain
Der Gewalt des Kaisers sich beugen!

Herrn Heinz von Lüder tue ich kund —
Bisher mir dienend in Treuen —
Ich streiche sein Amt. Er soll zur Stund'
Die Fehde nicht mehr erneuen!" —

Heinz Lüder lacht. Und sein Lachen klingt
Wie Gekläff einer grimmigen Meute:
„Das fehlte! So lange mein Schwert noch schwingt —
Diese Veste des Kaisers Beute!

Und schlüge der Landgraf mit Fäusten drein —
Ich habe den Eid ihm geschworen
Als Kommandant von Ziegenhain —
Und die Veste bleibt unverloren!" — —

Und stärker verrammelt er Tor und Tür —
Und eilt, sein Volk zu verteilen, —
Und aus allen Mauern speit knatternd herfür
Ein Hagel von Steinen und Pfeilen! . . . .

Der Friede im Land. — Mit ergrautem Haupt
Ist der Landgraf wiedergekommen.
Sein Recht, seine Freiheit — vom Kaiser geraubt —
Nun hat er sie wiedergenommen.

Und rings im Lande ein Jubelchor
Und jauchzendes Schluchzen und Weinen —
Es wagen die Rosen sich wieder hervor
Zwischen den Dornen und Steinen.

Doch Philipp mit düsterem Antlitz spricht:
„Nun sollst du Gehorsam lernen —
Heinz Lüder! Nun halten wir zwei Gericht
Vor Gott und den heiligen Sternen!

Denn ich gab mein Wort — und ich löse es ein.—
Auf des Kaisers Dräuen und Drängen —
Den Kommandanten von Ziegenhain
Vor dem Tor seiner Festung zu ‚hängen'!" —

— Heinz Lüder lacht. Und sein Lachen klingt
Wie Gekläff einer grimmigen Meute:
„Und wenn auch mein Wappen am Galgen hängt,
Kommt mein Tun doch unter die Leute!!

Nur zu, ihr Schergen! — doch sollt ihr nicht
Die Augen feig mir verbinden;
Frei schau' ich dem Landgraf ins Angesicht —
Und ins Antlitz all meinen Sünden! —"

Da nahen die Schergen, — am Festungstor
Schon sieht man den Galgen schweben, —
Da ziehen die Männer Heinz Lüder empor —
Wie der Landgraf sein Wort gegeben.

Doch die Seile und Ketten — sind eitel Gold, —
So ließ der Landgraf sie weben, —
Und über dem Stadttor — von Fahnen umrollt —
Sieht blank er sein Wappen schweben!

„Heinz Lüder — nun ist mein Wort geschehn —
Nun steig' vom Galgen hernieder —
Deinem Landgrafen sollst du zur Rechten gehn, —
Dein Amt — da hast du es wieder! —"

E. v. Weitra. (Elisabeth Junker v. Ober-Conreut.)

Maja.

Von B. Moriton-v. Mellenthin.

(Schluß.)

Schon hatte Nannetta die dampfenden Schüsseln aufgetragen. Carlo saß drinnen am Tisch; ihm gegenüber nahm sie wie gewöhnlich Platz. Wenn sie ihre Lider hob, mußte sie ihn sehen. Das war seine breitschulterig gefügte, untersetzte Gestalt, sein gutmütiges Antlitz mit den starken, groben Zügen, das die Freude an ihr, die Freude am Dasein, das Wohlwollen nach vollbrachter Arbeit sonderbar verschönten. Alle Einzelheiten im Gesicht und Anzug nahm sie wahr wie mit unheimlich geschärften Sinnen. Die rote offene Weste, das Arbeitshemd darunter, die grobe, dunkelblaue Zwillichhose, wie plump das alles war! Wie anders sah dagegen ihr Matteo aus! Seine hohe, Achtung und Gehorsam heischende Gestalt, sein energisches Gesicht von wilder und doch so hinreißender Schönheit, seine Augen, dunkel wie die Nacht und funkelnd wie zwei Sterne. Und die Büchse auf der Schulter, das Dolchmesser im Gürtel — — der adlerkühne König des Gebirges — der Held!

Und fast mit Haß schaute sie hinüber zu dem Manne, an dessen Tische sie saß. Dessen Eigentum sie war wie dieser Tisch, wie dieses Haus. An den gekettet sie war durch Bande der Eitelkeit.

Endlich brach Carlo das lastende Schweigen.

„He, Maja! Bist doch ein gar zu hübsches Mädel! Immer anschauen könnt ich Dich. So wie Du gibt's gar keine Zweite. Wenn ich noch dran denke — damals in Rom — na ja, die Schönste war mir gerade gut genug! Du kamst mir gerade recht mit Deinem Kram. Weißt Du noch? All das Zeugs: die Korallen, rot wie Deine Lippen, die geschnittenen Muscheln und all das andere! Und dann sagte ich was zu Dir, und Du lachtest und botest mir die ganze Herrlichkeit zum Kaufe an. Na ja, und das Geld lachte mir im Beutel, und ich kaufte alles, was Du hattest, nicht? Allerdings verdammt lange brauchte ich dazu! Hahaha! Beim letzten Stück waren wir einig — weißt Du noch? — der Carlo Venti da unten aus dem Neapolitanischen und die kleine, hübsche Katze, die Maja. Hast den Handel doch nicht etwa bereut, Mädel? Hast's hier nicht viel besser gehabt wie in Rom? He?"

Sie hob die Augen auf; die brannten wie ein Blitz hin über den Mann; dann irrten sie zur Seite ab.

Besser? mußte sie denken. Besser? Verkauft hab ich mich damals. Meine Freiheit, meinen Leib, meine Seele verkauft. Wahrlich ein Handel? So schrie es in ihr. Aber ihr Mund sprach gleichgültig-flüchtige Worte.

„'s gibt viel Schönere als ich, Carlo. Hättest Dich nur mehr umschauen sollen. So eine wie ich —"

„Unsinn, Kind! Mir gefällst Du eben. Hübsch bist Du und ein gutes Mädel auch. Ein sehr gutes!"

Soviel verhaltene Zärtlichkeit lag in seiner Stimme, daß sie's nicht ertragen konnte. Wortlos stand sie auf und ging hinaus. Wieder saß sie auf den Stufen der Veranda nieder; den Kopf tief im Schoß geborgen, kauerte sie da, ein Bild grenzenlosen Schmerzes. Ein trockenes, tränenloses Schluchzen durchrüttelte krampfhaft ihren Körper. Da vernahm sie ein Geräusch; lauschend hob sie den Kopf, sprang auf und schwankte vorwärts. Es war Carlo. „Was ist denn los, Maja? Hat Dir jemand was getan? Bist krank? Bist nicht glücklich, Kleine?"

Und da sie schwieg, bog er ihren Kopf zurück mit zärtlich leisem Griff, um in ihren Zügen die Antwort zu lesen.

„Sag's doch, Mädel! Was ist's? Selbst Dein Lachen gefällt mir heute nicht."

Aber ihre Lippen blieben fest geschlossen, wie erstarrt in Verzweiflung.

„Maja, hör mal! Sei nicht bös, wenn ich vielleicht was Dummes sage; aber —. Manchmal denk' ich nämlich, daß jener Matteo öfter hier in unser Haus kommt, als für uns alle gut ist. Ich habe Dir vertraut, Maja, so wie ich selbst meinem Weib nur vertrauen könnte. Und Du bist ein gutes Mädel. Ich glaube gern, daß Du mich nicht betrügst, noch nicht; ich möchte darauf schwören. Aber — Du bist jung und dagegen so ein Kerl wie ich, — sieh nur, diese Hände! — mit denen kann man schaffen, Geld verdienen, aber mit denen hält man so ein Vögelchen nicht. Und schließlich, 's war ja nur ein Handel. Dich bindet kein Gesetz an einen, der —"

„Carlo, hör' auf! Hör' auf! Ich ertrag's nicht!" Am ganzen Körper zitternd stand sie vor ihm. „Sprich nicht so zu mir, so — so gut! Ich verdien's ja nicht. Sieh mich nicht so an — bis — bis — o Gott, ich weiß nicht, wie ich Dir's sagen soll, Carlo!"

Ihr war, als sollte sie ersticken. Mit wehem Aufschrei schlug sie die Hände vor's Gesicht. Und da — da gewahrte er den schlichten, goldenen Reif an ihrer Rechten.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er darauf hin. Eine Flamme schoß ihm ins Antlitz, gleich als hätte ein Peitschenhieb ihn getroffen. Keuchend, stoßweise ging sein Atem.

„Maja — Maja — was soll — was — was ist das?"

Mit hartem Griff riß er ihre Hand herunter, so daß sie einen körperlichen Schmerz empfand. Und dann kam plötzlich eine große Ruhe über sie.

Aber noch sprach sie nicht. Sie blickte ihn nur an und mußte denken: Ob er mich wohl töten wird? Dann wäre alles aus. Das wäre gut.

Wie im Taumel stand der Mann. Und dann war's, als erwache er aus einem wüsten Traum. Seine Hände legten sich auf ihre Schultern, schwer wie Blei.

„Sprich, Maja! Hörst Du nicht? Ich fragte, was das soll!"

„Du wirst mich töten, Carlo. Ich weiß es. Aber ich fürchte mich nicht. Jetzt nicht mehr."

„Ich werde Dich nicht töten." Und leiser: „Ich könnte es auch garnicht. — Aber sprich doch! Martere mich nicht länger, Mädchen!"

„Carlo — und wenn es um mein Leben geht — ich kann nicht anders. Ich liebe ihn. Mein Herzblut gäbe ich mit tausend Freuden für ihn hin, so liebe ich ihn. Und ich kann nicht leben ohne ihn. Carlo — ich bin sein Weib."

„Wer ist's? Mach schnell, Mädchen."

„Er — Matteo!"

Jählings gab er sie frei und trat von ihr zurück.

„Carlo, ich bin Dir immer treu gewesen; Du sagst es selbst. Ich wollte gut sein, um alles dessen willen, was ich Dir verdanke —"

Ihre Stimme brach. Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Du warst so gut zu mir. Aber — eins hast Du nicht getan. Hast mich nicht zu Deinem Weib gemacht. Mir lag auch nichts daran; ich — ich liebte Dich ja nicht so —. Ich war Dir gut; ich war Dir dankbar, unendlich dankbar, das war alles. Und er, Matteo, hat das bald herausgefunden. Und so wagte er's, mich zu fragen, ob ich sein Weib sein wolle! Sein Weib! Trotzdem er wußte, was ich hier in Deinem Hause war. Gestern hat Padre Antonio uns in aller Stille den Segen der Kirche erteilt zu unserm Bunde. Carlo, ich — ich liebe ihn so sehr — ich bin sein Weib —"

Er hielt den Blick gesenkt. Sie anzuschauen hätte ihn toll und wild gemacht. Und leise, stockend sagte er jetzt:

„Du mußt nun gehen, Maja. Das ist für uns das Ende. Deine Sachen nimm — und — geh!"

Sie wollte noch etwas sagen, ein gutes Wort ihm geben. Aber was? Ihr fiel nichts ein. So

schwieg sie und gehorchte; demütig ging sie an ihm vorbei ins Haus. Wie schwer war doch ihre Last! Und als sie bald darauf zurückkam, ein kleines Bündel nur am Arm, stand er noch immer da, starr das Auge ins Leere geheftet. Um Jahre gealtert sah er aus; so sehr ging's ihm zu Herzen. Heiß stieg es da in ihr auf; sie wäre ihm am liebsten zu Füßen gestürzt und hätte seine Hand an ihre zuckenden Lippen gepreßt. So stand sie ganz regungslos da und — wartete. Etwas mußte ja noch kommen. Das konnte das Scheiden nicht sein.

Und plötzlich umschlang er sie ungestüm mit seinen Armen und küßte sie — zum letzten Male.

„Maja, ich mein', ich müßt' den Verstand verlieren. Aber das hilft nun nicht. Das ist nun einmal so."

Ein herzzerreißendes Lächeln ging über sein Gesicht, ein Lächeln, wie es nur das Übermaß des Elends hervorzubringen vermag. Dann ließ er sie los.

„Leb wohl, Kind! Hoffentlich hast Du Dir überlegt, was Du tust. Gibst ein gutes Heim auf für eine niedrige, armselige Bretterhütte. Vergiß nie, Maja, hörst Du, nie, daß ich Dich liebe. Noch immer, immer liebe. Mehr vielleicht, als Matteo je Dich lieben wird. Und übrigens: ich hab Dir nicht weh tun wollen, Mädel; nein, gewiß nicht. Hätt' ich's nur geahnt, daß Du Dir so allerlei Gedanken gemacht, daß Dir etwas daran gelegen war, geheiratet zu sein! — Hätt' ich's nur geahnt! — Na ja, das ist nun nicht mehr zu ändern. — Aber, wenn er Dich eines Tages nicht mehr lieben sollte oder Du ihn nicht, wenn er Dich verließe oder stürbe — — denk' daran, Maja, daß Dir hier ein Heim bleibt. In meinem Hause und in meinem Herzen."

Sie erzitterte bei seinen Worten; eine unbestimmte Furcht kroch ihr zum Halse.

„Du wirst arm sein Maja."

Da trat es wieder auf ihre Lippen, das stolze geheimnisvolle Lächeln.

„Arm? In den Bergen? In den Bergen — und arm?"

Verständnislos sah er sie an. Und weiter sprach sie:

„Hast Du von Matteo Forte nie gehört?"

„Matteo Forte, der König der Berge, wie sie ihn nennen — der Brigant! Gewiß! Doch was soll's damit?" Und gleich darauf: „Mädchen — Du willst doch nicht sagen —?"

„Er ist's! Das ist Matteo! Mein Matteo! Dessen Mut und Stärke man weit und breit im Lande kennt, dessen Namen das Volk in Liedern, in hundert Liedern preist."

„Matteo Forte — der Brigant —"

„Der Held!"

„Sie werden ihn fangen, Maja!"

„Ihn fangen?"

„Sie werden ihn erschießen. Weißt Du, daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist?"

Sie nickte. Aber ihre Augen leuchteten.

„Die Madonna und die lieben Heiligen werden ihn beschützen. Und ich werde für ihn beten."

Sie schwiegen beide. In finsterm Grübeln stand der Mann. Und dann kam ein halb ersticktes Murmeln:

„Matteo Forte — der Brigant — auf dessen Kopf man einen Preis gesetzt — einen Preis —"

Wie von Sinnen fuhr sie da auf.

„Carlo — Carlo — was willst Du tun? Ihn töten willst Du? Ihn töten? Und von mir erfuhrst Du es, von mir! Carlo — ihn töten willst Du? Weißt Du auch, daß ich, Matteos Weib, ihn rächen müßte? Rächen müßte auch — an — Dir, dem bisher ich angehört? Blutrache müßte ich üben — weißt Du's nicht? Töten müßte ich Dich! Carlo — Carlo — laß ab davon!"

Wie wild drang sie auf ihn ein.

„Maja! Maja!

All seine Liebe klang daraus. Sie aber klammerte sich an ihn an.

„Carlo, nicht wahr, Du wirst ihn nicht töten? Schwöre! Schwöre mir's, daß Du ihn nicht töten wirst!"

„Ich schwöre Dir's! Möge ich, mein Leib und meine Seele verdammt sein in alle Ewigkeit, wenn ich je die Hand wider ihn erhöbe und sein Blut vergösse."

Da atmete sie auf. Und im Überschwange des Gefühls beugte sie sich nieder, faßte seine Hand und küßte seine Finger, die sich soeben zum Schwur erhoben hatten.

„Leb wohl, Carlo! Und Dank — Dank!"

Sie ging von ihm — für immer. — —

Er stand und sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwand. Dann barg er sein Gesicht in seinen Händen und stöhnte und biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, um die Tränen mit Gewalt zurückzuhalten. Und sein Herz brannte. Und dann plötzlich brach ein eigener Ton aus seiner Brust; er schluchzte und ballte die Fäuste, und die Nägel bohrten sich ihm tief ins Fleisch. So groß war sein Schmerz; so entsetzlich traf ihn der Verlust. Und dann sprang er auf und rannte auf und nieder wie ein wildes Tier im Käfig. Ein rasendes Verlangen erstand in ihm, ein Verlangen nach Weibesliebe, nach Weibesschönheit, nach ihr, die sein war und die jetzt einem andern angehörte. Einem andern! Das war die Eifersucht, die ihn übermannte. Wut und Haß glommen in ihm auf.

„Maja — Maja! Komm zurück! Ich will Dich — Dich! Mir gehörst Du! Mein bleibst Du — mein!"

Er trat hinein ins Zimmer. Da — auf dem

Tische lag die Korallenschnur, die er täglich an ihrem Hals gesehen hatte. Sein Geschenk! Die hatte sie abgelegt, als sie von ihm ging, als sie kein Recht mehr hatte, sie zu tragen. Er griff danach und zerriß sie, daß die Stücke in alle Ecken flogen. Seine Wut suchte nach einem Ausweg; es war ihm, als müßte er sonst daran ersticken. Ja, es verlangte ihn förmlich, etwas Brutales zu begehen, mehr noch: ein Unrecht, ein Verbrechen. Das müßten auch Freuden sein! Grausam wollüstige Freuden!

Immer heftiger geriet sein Blut in Wallung. Er trat ans Fenster, ballte wieder seine Fäuste und schüttelte sie drohend nach den Felsenbergen zu.

„Elender Du! Du Räuber! Du wußtest es, daß ich sie liebte, daß sie mir gehörte. Und Du stahlst sie mir! Nanntest mich Freund und — stahlst sie mir! Schurke Du! Verflucht, verflucht seist Du! Büßen sollt Du mir — sollst mir zahlen mit Deinem Leben!“

Doch sein Schwur? Geschworen hatte er bei seiner Seligkeit. Sollte er meineidig werden? Um seiner Rache willen seinen Eid mit Füßen treten? Seiner Seligkeit verlustig gehen?

Er sann und sann. Da! Ein Lichtblick in dem Dunkel! Wie doch hatte er gesagt? „..... wenn ich je die Hand wieder ihn erhöbe und sein Blut vergösse.“ Ließ das nicht eine andere Deutung zu? Matteo Forte — der Bandit — hinter dem die Häscher, diese Bluthunde, waren — — Nicht vergießen durfte er das Blut. Das mußten andere tun an seiner Statt. Aber — wenn er — ihn — verriete — !

Wenn er ihn verriete?

Das war's! Das war die Rache! Verrat! Und seine Hand blieb rein von Blut ..... Das war das Unrecht, das Verbrechen, das zu begehen ihn verlangte.

Rache! Verrat!

Das mußten auch Freuden sein! Grausam wollüstige Freuden! —

— — — — — — — — — — — — —

So kam die Nacht heran, die warme Sommernacht mit ihren Gelüsten, ihren Schauern von Liebeswonnen, von gesättigter Rache Wonnen. So ward es Nacht.....

Matteo Forte, der König der Berge, wie sie ihn nannten, er war ein großer Brigant. Im Leben ein Held und ein Held noch im Tode. Er fiel durch Verrat; erschossen ward er im Kampfe gegen der Häscher Übermacht, die ein Elender auf die Spur des Edelwildes gebracht hatte. Das Volk singt seinen Ruhm in hundert Gesängen. Und sein Name klingt durchs ganze Land.

Und Lieder sind's, die das Lob seines jungen Weibes künden. Die schöne Maja! Die tapfere Maja! In ihrer Brautnacht zückte sie den Stahl wider des Verräters Herz.

Blutrache hatte sie geübt .....

Aus alter und neuer Zeit.

Der 200jährige Geburtstag Konrad Friedrich Ernst Bierlings fiel auf den 15. September. Bierling, ein geborener Rinteler, hat gleich seinem Vater Friedrich Wilhelm Bierling als Theologieprofessor sehr zur Blüte der damaligen Universität Rinteln beigetragen. Er studierte in seiner Vaterstadt, durfte bereits 1728, als sein Vater starb, an der Universität Vorlesungen halten und wurde nach kaum drei Jahren Professor der Logik und Metaphysik. Die ihm 1743 angebotene erste lutherische Predigerstelle in Kassel schlug er aus, wurde aber 1749 auch ordentlicher Professor der Theologie. Bierling, der unvermählt geblieben war, starb schon am 14. Februar 1755.

Aus den Erinnerungen eines Kasseler Gymnasiasten.

I.

Der ehemalige Direktor des alten Kasseler Gymnasiums, Dr. G. W. Matthias, war ein großer Blumenfreund, was seinen einstmaligen Schülern wohl bekannt geblieben ist. Seine Liebhaberei war so groß, daß er alle ihm geeignet erscheinenden Stellen an dem Turnplatz des Gymnasiums mit Sträuchern und Blumenpflanzen versehen ließ.

Während der Sommerferien 1857 oder 1858 — das Jahr weiß ich nicht mehr genau — waren bei günstiger Witterung die Blumen auf jenen Stellen so gut gediehen, daß der alte würdige Herr große Freude daran hatte. Er hatte aber seine Rechnung ohne — die bösen Jungen gemacht.

Nach dem Wiederbeginn des Unterrichts schien es so, als ob die Schüler, namentlich die Herren Tertianer und Quartaner, bei ihren Spielen in den Freiviertelstunden eine geradezu ungewöhnliche Munterkeit und Fröhlichkeit entwickelten. Hatte sie die Ferienruhe so gestärkt? Es war so, als wenn sie nichts bei ihrem ungestümen Rennen und Laufen hindern und ermüden könne — und das alles zum großen Schaden der schönen Blumen, die von den stürmisch daher rennenden Knaben zertreten wurden oder in denen sich hier und da einer, von seinen Mitschülern scheinbar absichtslos umgerannt, herumwälzte.

Der Herr Direktor suchte durch Drohungen und Strafen Wandlung zu schaffen, aber die Schüler

schienen immer unvorsichtiger zu werden, und der Herr Direktor wurde immer strenger. Da sah man eines Morgens an dem Tor des Turnhofes ein großes Schild mit der Inschrift:

Kunst- und Blumengärtnerei
von G. W. Matthias.

Der Verfertiger dieses Schildes ist niemals öffentlich bekannt geworden. So viel aber weiß ich noch, daß der Herr Direktor in den Drohungen nachließ, seine Blumenliebhaberei einschränkte und den Schülern den ganzen Turnplatz einräumen mußte.

K. K.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Mittwoch, den 22. September fand ein Ausflug des Marburger Zweigvereins nach Frankenberg statt. Unter Führung des Professors Dr. Diemar, des Herausgebers der Werke des Frankenberger Chronisten Wigand Gerstenberg, wurden zunächst die Reste des Zisterzienserinnenklosters Georgenberg besichtigt, die heute noch das Landratsamt und die Oberförsterei beherbergen und trotz späteren Veränderungen noch deutlich genug ihren mittelalterlichen Ursprung seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, in der das Kloster dort entstand, verraten. Dann stieg man zum Burgberg hinauf, der eine schöne Aussicht gewährt; die alte landgräfliche Burg freilich ist ganz verschwunden und wahrscheinlich schon seit Ende des 14. Jahrhunderts wüst gewesen. So hat sie nur die erste Entwickelung des städtischen Gemeinwesens, das neben ihr heranwuchs, beschirmen können. Aber die Zeugen der glanzvollen Vergangenheit dieser Stadt im Mittelalter haben auch ihren späteren Niedergang in reicher Fülle überdauert: vor allem der mächtige Bau der alten Stadtkirche, interessant durch die Verwandtschaft ihrer baulichen Anlage mit der Marburger Elisabethkirche, sowie durch zahlreiche Reste ihrer künstlerischen Ausstattung und ihrer Geschichte, deren Einzelheiten der Vortragende ausgiebig und lehrreich erörterte; an sie angelehnt der köstliche Schmuckbau der Marienkapelle von etwa 1380; aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts noch die kleine schön gelegene Spitalkirche und das malerische, leider im Innern neuerdings seiner Wirkung zum guten Teil beraubte Rathaus; die Reste der Stadtmauern mit dem wohlerhaltenen „Hexenturm“, endlich die noch zahlreichen bemerkenswerten alten Wohnhäuser in den malerischen Straßen: eine wechselnde Fülle von Objekten genußreicher und belehrender Besichtigungen! Und es sei auch nicht vergessen, daß sich inmitten des reizvollen Alten seit kurzem auch ein geschmackvolles Kriegerdenkmal — ein seltener Fall! — mit Glück behauptet. — Vor der Rückfahrt war noch Zeit zu einem gemütlichen Zusammensein im Hotel Schmidtmann.

Der Fuldaer Geschichtsverein hatte als Ziel für seinen diesjährigen Sommerausflug das ehemalige Stift Rasdorf und seine nähere Umgebung gewählt. Am Stallberg wurden zunächst unter Führung Professors Vonderaus die von diesem entdeckten vorgeschichtlichen Befestigungsanlagen besichtigt. Besonderes Interesse erregten die freigelegten Teile der hier noch wohlerhaltenen Ringwallmauer. Prof. Vonderau legte in seinen Ausführungen des näheren die Bedeutung dar, die gerade der Stallberg für die Bestimmung des alten Straßenzuges Mainz—Thüringen, bezw. Gedern — Vacha hat. Auf dem benachbarten Morsberg erkannte man noch die Grundrißlinien der mittelalterlichen Burg des gleichnamigen Adelsgeschlechtes, das besonders im 13. Jahrhundert geblüht hat. In Rasdorf erläuterten Prof. Richter und Geh. Baurat Hoffmann, letzterer unter Vorlage von eigenen Zeichnungen, die Baugeschichte der dortigen Stiftskirche, die bis in die karolingische Zeit zurückreicht, und die einzelnen Bauteile, die z. T. aus romanischer Zeit, größtenteils aber aus dem ersten Jahrhundert der gotischen Stilperiode herstammen. Auf dem Rückweg nach Großentaft beachtete man noch die alte Friedhofsbefestigung, innerhalb deren einst die Pfarrkirche von Rasdorf gelegen hatte; endlich wurde auch der neuentdeckte Ringwall auf dem Kleinberg noch von einigen Teilnehmern begangen.

Todesfälle. Am 21. September verstarb zu Kassel im 69. Lebensjahre der Königliche Oberstleutnant a. D. Johann Friedrich Gustav Scheffer. Am 18. Juli 1840 in Alt-Hettendorf geboren, trat Scheffer am 2. Juni 1860 als Portepeefähnrich in Kurfürstlich Hessische Dienste ein und wurde dem 3. Inf.-Regt. (Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen) überwiesen. Dem Inf.-Regt. von Wittich (3. Kurh.) Nr. 83 gehörte er von 1866—1877 an. Im Kriege 1870/71 focht er mit Auszeichnung in den Reihen des Regiments. Bei Sedan wurde er schwer verwundet. 1887 wurde er unter Ernennung zum Bataillonskommandeur in das 3. Thür. Inf.-Regt. Nr. 71 versetzt. 1888 wurde er zur Disposition gestellt und zum Kommandeur des Landwehrbezirks Dessau ernannt. Als Oberstleutnant wurde ihm 1891 der Abschied bewilligt. (Hess. Post.)

Dem am 24. September zu Eisenach verschiedenen Forstkommissar a. D. Wilhelm Reinh. Casselmann widmet die „Eisenacher Tagespost“ einen längeren Nachruf, dem wir folgende Daten entnehmen. Casselmann wurde am 29. November 1831 auf der Domäne Retterode (Kreis Witzenhausen) geboren, besuchte das Kasseler Polytechnikum 1847/49, wurde dann Forsteleve in Reinsen, studierte an der Forstlehrlingsanstalt Melsungen 1851/52 und 1852/53 in Marburg Cameralia und Naturwissenschaften. 1861 wurde er als Dozent an die Eisenacher Forstakademie berufen. 1895 ließ er sich pensionieren. Casselmann, der als Dozent wie als Forstmann segensreich wirkte, hat sich auch auf politischem Gebiet und zwar als Angehöriger der Fortschrittspartei betätigt. Von 1893 an vertrat er 10 Jahre hindurch den Wahlkreis Eisenach im Reichstag, sechs Jahre lang gehörte er dem weimarischen Landtag an und war auch wiederholt Mitglied des Eisenacher Gemeinderates.

Der Primanergesangverein des Kasseler Friedrichsgymnasiums beging am 25. und 26. September die Feier seines 25 jährigen Bestehens unter der Leitung des Professors Dr. Brede durch Aufführung von Sophokles „Antigone“ in der Donnerschen Verdeutschung, durch einen Gang nach dem Grabe des einstigen Direktors Gideon Vogt, einen Festkommers unter dem Ehrenvorsitz des Fürsten zu Stolberg-Wernigerode und gemeinsamem Frühschoppen. Etwa 200 ehemalige auswärtige Mitglieder hatten sich eingefunden.

Kunstgewerbliches. Von Interesse sind einige zur Zeit in der Hühnschen Kunsthandlung zu Kassel ausgestellte Erzeugnisse der heimischen Textilindustrie, die der alteingesessenen Blaudruckfabrik von Friedrich Engelhardt entstammen und unter Verwendung ganz alter Holzstöcke noch im Handblaudruck angefertigt sind. Die Stoffe, deren Blaudruckmuster gerade heute ganz modern anmuten, sind zur Wandbespannung im Wohnzimmer bestimmt.

Aus Eschwege. Der Verein zur Pflege der Kunst veranstaltet in diesem Winter eine Reihe von Vorträgen über dramatische Kunst, mehrere Künstlerkonzerte sowie eine achttägige mit Vorträgen verbundene Ausstellung von farbigen Künstlersteinzeichnungen.

Eingegangen:

Verhandlungen der gemeinsamen Tagung des nassauischen und hessischen Städtetages zu Biebrich a. Rh., 24.—26. Juni 1909. Herausgegeben im Auftrag der beiden Städtetage von Stadtrat Boedicker-Kassel. Kassel 1909.

Waldeckische Landeskunde. Im Auftrage des Geschichtsvereins für Waldeck und Pyrmont herausgegeben von Dr. Victor Schultze. Mit 282 Abbildungen und 6 Tafeln. 419 Seiten. Mengeringhausen (Kommissionsverlag der Weigelschen Hofbuchdruckerei) 1909. Preis geb. 4 M. (für Waldecker Vorzugspreis 2,50 M.)

Im Wildstöckl. Die Geschichte eines Waldbuben von Ph. Buxbaum. 221 Seiten. Verlag von Emil Roth in Gießen. Preis broschiert 2,40 M., eleg. gebunden 3 M.

Offizieller Führer durch den Taunus. Herausgegeben vom Taunusklub Frankfurt a. M. 5. Auflage. Verlag der geograph. Anstalt Ludwig Ravenstein. Frankfurt a. M. Preis gebunden 2 M.

Der Hospitalbau der hl. Elisabeth und die erste Wallfahrtkirche zu Marburg. Von Dr. Albert Huyskens. Mit 1 Tafel und 3 Abbildungen. Kassel. Kommissionsverlag von G. Dufayel. 1909. 15 Seiten. Preis 50 Pfg.

O Mensch, dhu dinne Augen uff. Gedicht in Kasseler Mundart von Heinrich Jonas. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung vertont von Johann Lewalter. Op. 56. Verlag Walter Simon, Musikalienhandlung, Kassel. Preis 1,50 M.

Personalien.

Verliehen: dem Fürsten zu Ysenburg und Büdingen Durchlaucht auf Schloß Wächtersbach der Kgl. Kronenorden 1. Kl.; dem Professor Dr. Feitel zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand und dem Superintendenten Schüler zu Oberkaufungen der Kronenorden 3. Kl.; den Pfarrern Armbröster zu Kassel-W., Barchfeld zu Wolfsanger, Paulus zu Kassel-R. und dem Mittelschullehrer Boß zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Regierungs- und Landesökonomierat Klostermann zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand sowie dem Regierungsrat Winter bei der Generalkommission in Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrat.

Beauftragt: mit der einstweiligen Verwaltung der zweiten Richterstelle in Homberg Gerichtsassessor Dr. Lohrmann in Friedewald; Pfarrer Baumann in Windecken mit der Versehung des Metropolitanats der Klasse Windecken; Pfarrer Schrader in Hersfeld mit der Versehung des Metropolitanats der Klasse Rotenburg; Pfarrer extr. Sopp als Pfarrgehilfe an der evangelischen Kirchengemeinde Bockenheim.

Ernannt: Referendar Bode zu Kassel zum Gerichtsassessor; Gerichtsreferendar Baum zum Regierungsreferendar.

Versetzt: Gerichtsassessor Dr. Sauer unter Beförderung zum Staatsanwalt an das Landgericht in Schweidnitz; Gerichtsassessor Dr. Mergel zu Kassel an das Amtsgericht in Magdeburg unter Ernennung zum Amtsrichter; erster Oberarzt Dr. Schürmann bei dem Landeshospital zu Merxhausen in gleicher Eigenschaft an das Landeshospital zu Haina; Postdirektor Schacht von Aurich nach Hersfeld; Oberlandmesser Breitung von Hersfeld nach Siegen; Oberlandmesser Kussin von Hameln nach Hersfeld.

Zugelassen: Gerichtsassessor Dr. Elias zur Rechtsanwaltschaft beim Landgericht in Kassel.

Ausgeschieden: der erste Oberarzt Dr. Holthausen bei dem Landeshospital zu Haina.

In den Ruhestand tritt Metropolitan Rothnagel zu Rotenburg.

Verlobt: Regierungsassessor Gustave Castan zu Eschwege mit Fräulein Gerda Barthol zu Sooden (Werra).

Vermählt: Kaufmann Hermann Baumhard mit Fräulein Aenne Buske (Kassel, September).

Geboren: ein Sohn: Oberarzt Dr. Radloff und Frau Helene, geb. Heinze (Kassel, 14. September); Pastor Eduard Meyer und Frau Elisabeth, geb. Schmidt (Hollern bei Stade, 17. September); Julius Schmidt und Frau Helene, geb. Büsgen (Bekiven, Sumatra, 20. September); Professor Dr. Hermann Küttner und Frau Johanna, geb. Bernhard (Breslau, 21. September); Amtsgerichtssekretär Karl Kirchhoff und Frau Else, geb. Weber (Dortmund, 22. September); Kgl. Oberförster Lessing und Frau Frieda, geb. Jung (Wetter, 23. September); — eine Tochter: Forstassessor Busse und Frau, geb. Rohnert (Woldenberg, 14. September); Oberlehrer Dr. Koch und Frau Edith, geb. Schäfer (Siegen, 15. September); Regierungsbaumeister Lange und Frau Dora, geb. Gärtner (Kassel, 16. September); Amtsgerichtsrat Hintze und Frau Gertrud, geb Päßler (Kassel, 26. September); Regierungsrat Zuschlag und Frau (Hanau, 27. September).

Gestorben: Frau Baronin Elisabeth v. Schwertzell, geb. v. Reutern, Gattin des Landrats, Ziegenhain (Romershausen, 15. September); Frau Marie Strippelmann, geb. von Schmerfeld, Witwe des Generaldirektors, 70 Jahre alt (Kassel, 16. September); Fabrikant Louis Niderehe, 63 Jahre alt (Marburg, 22. September); Oberstleutnant a. D. Gustav Scheffer, 69 Jahre alt (Kassel, 22. September); Landesdirektionssekretär Edwin Becker aus Kassel, 42 Jahre alt (Nieder-Lindenwiesen, Österr., September); Bürgermeister Heinrich Immel, 59 Jahre alt (Frielendorf, 24. September); Pfarrer a. D. Wilhelm Sopp, (Roßdorf, 24. September); Frau Auguste Lotz, geb. Mangold, Witwe des Professors, 79 Jahre alt (Kassel, 27. September); Farmer Georg Fritsch, 83 Jahre alt (Rome, New-York); Pastor Theodor Alberding, 74 Jahre alt (Chicago, Ill., September).

Berichtigung: In Nr. 18 des „Hessenland“ muß es auf Seite 264 Zeile 8 von oben statt „gegen den Pfarrer Koch“ heißen „gegen den Pfarrer Werner“. Ferner muß es Seite 271 statt „Zipoch, Zipicht“ „Zigach, Zigicht“ heißen.

Briefkasten.

Kl. in Homberg. Besten Dank für den Hinweis.

W. in Homberg. Wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

B. in A. Es soll also geschehen. Schönen Dank und Gruß.

A in Kassel. Sie haben Recht, das Datum wird meist unrichtig angegeben. Wir bringen übrigens demnächst ein Porträt des Totenritters.

Sehr geehrte Redaktion!

Herr Professor Dr. August Röschen in Gießen hat in Nr. 14 Ihrer Zeitschrift eine auffällig abfällige Kritik meines illustrierten Wegweisers durch Vogelsberg, Wetterau, Rhön veröffentlicht, die eine Erwiderung meinerseits herausfordert. Es ist glücklicherweise in der Schriftstellerwelt noch nicht zur Gepflogenheit geworden, daß der Verfasser eines Buches selbst zum Griffel greift, um ein Konkurrenzwerk in einer öffentlichen Kritik abzuschlachten und herunterzureißen. Herrn Professor Dr. Röschen will ich diese Besonderheit nicht verübeln, wächst sich doch seine böse Kritik gewissermaßen zu einem Lob aus, denn wenn der Konkurrenzunmut bei allem Suchen in meinem 320 Seiten starken Buche nur die wenigen Fehler finden konnte, die Herr Professor Dr. August Röschen in seiner Kritik aufführt, so ist das immerhin für mich anerkennenswert, weil jeder Laie weiß, daß in einem so umfangreichen Führer Irrtümer nicht ausgeschlossen sein können, wie ich das auch in meiner Vorrede von vornherein zugestanden habe. Für die neue in Bälde erfolgende Auflage meines Wegweisers werde ich die freundlichen Hinweise des Herrn Professor Dr. August Röschen dankbarst zur Verbesserung benutzen.

Die wenigen Fehlerangaben hat Herr Professor Dr. August Röschen mit Bezeichnung der Seitenzahlen genau belegt, seine Behauptung aber, ich hätte seinen Führer „in unverfrorener Weise benutzt und verschiedentlich dem Wortlaute nach sogar abgeschrieben“, hat derselbe vorsichtigerweise ohne Beleg gelassen, denn die Beweise hierfür würden noch geringfügiger als seine Fehlerangaben ausgefallen sein und seine kühne Behauptung schmählich abgeschwächt haben.

Herr Professor Dr. August Röschen hat in seinem Führer unter Salzhausen das Geschichtliche nach dem in unserem Verlage erschienenen Führer von Taschè bearbeitet z. T. wörtlich daraus entnommen — wir haben als Verleger nichts dagegen einzuwenden —. Aus diesem seinem Geschichtlichen sind wenige Zeilen von mir für meinen Wegweiser entlehnt. Ich hätte das nicht einmal nötig gehabt, ich konnte das Geschichtliche berechtigt selbst aus Taschè wörtlich abschreiben. Ferner habe ich meine geschichtlichen Ausführungen unter Laubach z. T. nach Professor Dr. August Röschen niedergeschrieben, derselbe war längere Zeit in Laubach ansässig, hatte Gelegenheit, dort die archivalischen Quellen zu studieren und ist daher vorbildlich für das Geschichtliche Laubachs. Für diese beiden Benutzungen habe ich Herrn Professor Dr. Röschens Führer unter Quellenangabe namhaft gemacht, damit aber durchaus die schriftstellerische Anstandspflicht gewahrt. Nun mag Herr Professor Dr. August Röschen Beweise bringen, wo ich ihn in unverfrorener Weise benutzt und abgeschrieben haben soll. Hat Herr Professor Dr. August Röschen für solche Behauptung untrügliche Beweise, so kennt er sicherlich diejenige Stelle ganz genau, wo er mich wegen unrechtmäßigen Abschreibens belangen kann, anstatt urbi et orbi unbewiesene Behauptungen zu verkünden.

Herr Professor Dr. August Röschens Führer hat bei kleinerem Format und größerer Schrift 239 Seiten, mein Wegweiser 320 Seiten, schon diese Gegenüberstellung mag jedem Fremden zeigen, daß doch wohl viel selbständiges Schaffen in meinem Wegweiser steckt und nicht bloß, wie Herr Professor Dr. August Röschen behaupten möchte, unverfrorenes Abschreiben.

Im übrigen erhalten die wenigen Errata in dem Geschichtlichen meines Wegweisers die Touristen nicht ab, denselben zu kaufen, denn den meisten Touristen ist das Geschichtliche das am wenigsten Wesentliche, für den Geschichtsfreund oder ist mein Wegweiser nicht verfaßt, für diesen mag der Führer des Herrn Professor Dr. August Röschen weiter als der vollgültigere bestehen bleiben.

Gießen, 22. August 1909.

Hermann Oesterwitz,
Prokurist der Verlagsbuchhandlung Emil Roth.

Erwiderung.

Auf vorstehende Ausführungen des Herrn Hermann Oesterwitz hier eingehender zu antworten, halte ich nicht für nötig. Ich bitte den Leser, meine Kritik auf S. 208 dieser Zeitschrift sowie auf S. 1063 Nr. 32 des Literarischen Zentralblattes (Leipzig, 7. Aug. a. c.) zu prüfen und selbst zu entscheiden. —

Gießen, den 22. Sept. 1909.

Dr. August Roeschen.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 20. 23. Jahrgang. Kassel, 18. Oktober 1909.

Hofjuden in Kurhessen.

Von L. Horwitz.

Zu allen Zeiten lebten an deutschen Fürstenhöfen Israeliten, die durch ihre Leistungen als Kaufleute das volle Vertrauen der Landesherren besaßen, die sie durch die Bezeichnung „Hofjuden" ehrten und durch Verleihung von Titeln teils ihre vielseitige Tätigkeit anerkannten, teils sie in ihren Stellungen heben wollten. Die vielfachen Verbindungen mit anderen Handlungshäusern im Inlande und Auslande, die jene Hofjuden stets unterhielten, die praktischen, vielseitigen Lebenserfahrungen, die genaue Kenntnis der geschäftlichen Verhältnisse machten sie oft unentbehrlich. Ihre Dienste galten nicht allein dem Hofe zur Besorgung von Edelsteinen, Seidenstoffen und kostbaren Pelzen; sie schafften auch die großen Kapitalien herbei, die zur Kriegführung nötig waren, versorgten die Armeen mit Proviant und mußten ihr Geschick auch vielfach im diplomatischen Dienst zeigen, ohne für solchen erzogen zu sein. Prinz Eugen beehrte den Wiener Kaufmann Samuel Oppenheim mit seinem Vertrauen und bezeichnet ihn als „Retter in der Kriegsnot". Es ist in der Öffentlichkeit wenig bekannt, daß der Dessauer Hoffaktor Moses Benjamin Wulff die Erhebung der Apothekerstochter Anneliese Föhse zur Reichsgräfin beim Wiener Hofe durchsetzte. Der Intelligenz und der Umsicht der Berliner Hofjuden verdankt Brandenburg die Förderung der Seiden- und Porzellanindustrie. In Kurhessen wird man der Bedeutung einzelner hier lebenden Kaufleute besonders für die Entwicklung der Tuchindustrie gedenken müssen. —

Daß einzelne Juden ihre Stellung an den Fürstenhöfen zur Besserung der Lage ihrer Glaubensbrüder benutzten, darf nicht als besondere Tat gepriesen werden, denn sie hielten dieses für eine Ehrenpflicht. Im Nassauischen war es der Hoffaktor Wolf Breidenbach, der das unbestreitbare Verdienst sich erwarb, im Verein mit Israel Jacobson, Königl. Westfälischem Präsident des Konsistoriums der Israeliten zu Kassel, die Aufhebung des Judenleibzolles in zahlreichen Staaten Deutschlands erwirkt zu haben. In beiden Männern kann man die ersten und edelsten Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden in Deutschland sehen. Der reiche Besitz legte den einzelnen Hofjuden auch die Erfüllung sozialer Pflichten auf. Noch heute bestehen Krankenhäuser, die sie für die leidende Menschheit gegründet; Schulen, die sie errichtet, stehen Kindern aller Konfessionen offen, und in Altersversorgungsanstalten und Siechenhäusern können Männer und

Frauen nach des Lebens Kampf und Mühe einen ruhigen, sorgenfreien Lebensabend genießen. Es ist unerklärlich, daß in Kassel wenig solcher Stiftungen vorhanden sind. Das Waisenhaus ist erst von Philipp Feidel und Emilie Goldschmidt vor ungefähr 50 Jahren gegründet worden, während um die gleiche Zeit Jeremias Rothfels durch seine Schulstiftung und Goldschmidt und Kaufmann durch ihre Stipendienstiftungen ein dauerndes Andenken sich erwarben.

Der älteste hier bekannte Hoffaktor ist **Benedikt Goldschmidt**, der Stammvater der hier lange ansässig gewesenen Familie G. Seine Heimat war Frankfurt am Main. Ihn ehrte nicht allein das Vertrauen des Landgrafen Moritz, der ihn wiederholt zur Erledigung wichtiger Geschäfte nach Frankfurt sandte, sondern auch das der damaligen hessischen Gesamtjudenschaft, deren Obervorsteher er war. Die Leiden des großen Krieges gingen auch an den hier im Lande wohnenden Juden nicht spurlos vorbei. Sie mußten einen Beitrag von 2000 Talern Gold für die Kosten des Krieges beschaffen. Diese Summe legte Benedikt Goldschmidt aus und verteilte sie auf der ersten gemeinsamen Judenversammlung 1626 auf die einzelnen Personen in Ober- und Niederhessen. Hierüber sind noch die Quittungen im Staatsarchiv in Marburg erhalten. Einst legte der Rat der Stadt Kassel Einquartierung in Goldschmidts Wohnung. Hierüber beschwerte er sich beim Landgrafen und wies darauf hin, daß er als Hofbeamter von den Einquartierungslasten befreit sei. Der Rat der Stadt wies den Soldaten bald eine andere Unterkunft an. Benedikt G. starb 1642. Von seinen vier Söhnen, Abraham, Simon, Meyer und Herz, setzte Simon, der geistig bedeutendste, die Handlung seines Vaters fort. In welchem Verhältnis er zum Landgrafen stand, mögen die hier zum ersten Male veröffentlichen Briefe beweisen. Es muß der Spezialforschung vorenthalten sein, ob die Ausgabe „vor Tobac" auf den Ankauf von Tabakpflanzen sich bezieht. Wäre diese Annahme richtig, dann bewiese sie, wer die einst so blühende Tabakkultur in der Eschweger Gegend gefördert hat:

Durchlauchtiger, Hochgebohrener Fürst und Herr!

E. Fürstl. Gn. erinneren sich gnädig weß maßen Dieselbe den 16ten July dieseß laufenden Jahreß gnädig befohlen, daß ermelte zu den Landtschulden verordnete Comissionary mit wir wegen der beiden Capitalien so besagen 1311 und ¹/₈ thlr. zuforderst accordiren sollen, und nach bestehenden accord E. F. G. gnädig hierauff sich erklären wollen: Weihl dieser hierbey liegender accord abgeb. Commissarys vollzogen und unterschrieben, crep habe E. F. G. Ich solchen in unterthänigkeit offeriren wollen: Lebe der tröstlichen Hoffnung E. F. G. werden ferner gnädige Verordnung hierin ergehen laßen.

Caßell, den 4. Septembris 1655.

E. F. G.

Unterthäniger

Simon Goldtschmidt

Jud.

Gleichwie Wir die von Supplicanten an statt schulder Zahlung vor Tobac und anderes unß bey Ritter- und Landschafft cedirte und veraccordierte zwey Capitalia uff 1311 ¹/₉ thlr. sich belauffend nunmehr uff und angenommen: Also wollen wir unser Renthkammer hiermit gnädig anbefohlen haben, den unter der Landtschuldt Commissionarien Handt und Pittschafft sub dato den 13ten July diesen 1655sten Jahres hierüber uff Zwölff hundert rthlr. getroffenen und ertheilthen accord von Supplikanten abzunehmen, sich auch von selbigen die über beide Capital Posten meldente Original Obligationes sampt denen dazu gehörigen Cessionscheinen, documenten und Uhrkunden alsobalden übergeben zulaßen und die Verordnung zu thun, daß bey Ritter- und Landschafft muß hierdurch cedirte 1200 rthlr. gehörig ein und in Rechnung bracht werden mögen.

Nach dem auch der Supplicant über diese 1200 thlr. noch andere 2000 sonder Zinse vorzuschießen versprochen, undt mit diesen Geldern sämmtlichen unseres Vetters Herrn Landgraff Ernsts Lbd. vermöge des zu Regensburg ufgerichteten Vergleichs zu gewissen Terminen abestallet werden sollen alß hat gleichfalls unsere Renthcammer die Verfügung zu thun, daß den Supplicanten alles so Ihnen mit Tubac oder sonst nicht bezahlt wirdt, auß denen von Ritter- und Landschafft verwilligten und künftig einkommenden m/30 thlr. widerumb gutgethan werden möge.

Signatum Caßell den 5. Septempris Anno 1655

Wilhelm m. pr.

Simon Goldschmidt alhier betr.

Nachdem Simon Goltschmitt Jud allhiero vff vnßerß Gn. Fürsten vndt Herrn gn. begehren, zwey 'tausendt Rthr. ahn Herrn Landtgraff. Erstenß F. Gn. vff abgeschlagk dero zum Regenspurgk verglichenen gelder, durch Wechßel vff Franckfurt vbermacht undt bezahlt hatt, wie solches die von wegen hochgedachten Herrn Landtgraffs Ernstenß F. Gn. in Handen habende quittung mit mehrerem außweiset, undt Ihnen dan dieselbe vermöge des ahm 5 Septembris dieses Jahrß vnten hochbesagten unßers gn. Fürsten und Herrn eigenhandt gn. ertheilten rescripts auß denen von Ritter- undt Landtschafft verwilligten Dreißigk tausendt Thlr., wiederumb erstattet und guth gethan werden sollen, Alß ist dieses Ihnen bis dahin zur versicherung mittertheilt, undt sollen gemelte zweytausendt Rthlr. Ihnen oder seinen Commisshabern von itzberürten Geldern wan davon etwas einkommen wirdt, bahr wiederumb erlegt bezahlt werdten, undt hatt demnach der Cammerschreiber Johannes Rumpell vorberürte quittung dero ahn Herrn Landtgraff Ernstens F. Gn. bezahlte 2000 Rthr. von Ihme Juden abzunehmen, dieselbe in seiner Rechnung zu gehorenter Innahm zu bringen, undt hingegen in der Vergleichung mit mehrhochbesagtem Herrn Landgraff Ernstens F. Gn. wiederumb zur Ausgabe zu ersetzen.

Cassell, ahm 27. Octobris 1655.

Zweytausendt Reichsthaler, uff abschlag derer gelder, so von den 34000 rthlr. dem Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Ernsten Landt-

graven zu Heßen, Fürsten zu Herßfeldt, Graven zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda und Schweinsburg, Meinem Gnedigen Fürsten und Herrn uff den 1./11. dieses Monats bey Fürstlicher Renthkammer allhiero fellig worden, hat uff verordnung wohlerwehnter Fürstlichen Renthkammer Simon Goldschmidt Jud allhiero hochgedacht Ihrer F. Gn. durch Wechßel auff Frankfurt übermacht undt diesem wegen gehorigen wechselbrieff herausgegeben, Dahero denselben krafft habender fürstlichen Vollmacht gebührlich quittire; Undt hat Simon der Jude diese quittung dem fürstlichen heßischen Kammerschreiber dieselbe hochgedachten Herrn Landtgraff Ernst F. G. hinwiederumb zuzurechnen.

Signatum, Caßell den 10./20. Septembris Anno 1655.

Joachim Schew. m. pr.

(Fortsetzung folgt.)

Im „Halben Mond".

Aus Heinrich Schmidtmanns Selbstbiographie „Erinnerungsbilder".

(Schluß.)

Außer den Laternen, die in den offenen Torwegen einiger Häuser, darunter das unsere, einen schwachen Lichtschein spendeten, gab es keine Beleuchtung. Der Nachtwächter trug bei seinen Rundgängen stets eine brennende Laterne, mit der er unsicheren Passanten in der Dunkelheit heimleuchtete. Von 10 Uhr nachts an rief der Nachtwächter nach zweimaligem, in die Höhe schrillenden Pfiff die Stunden ab mit den Worten: „Die Stunde hat" — ansteigend bis zum Worte „hat" und dann absetzend weiter murmelnd — „zehn (usw.) geschlagen, zehn ist die Glock". Zum Glück gab es damals noch nicht soviel Spitzbuben wie heute, sonst hätten sich diese kein besseres Warnungssignal wünschen können, wie den Pfiff des Nachtwächters, der dessen Annäherung rechtzeitig verriet, so daß der Dieb sich vor Entdeckung sichern konnte.

Die Straßenreinigung besorgten die sogenannten Eisengefangenen — Zuchthäusler aus dem Zuchthaus an der Fulda. Es waren meist schwere Verbrecher, die Raub, Mord und Totschlag auf dem Kerbholz hatten, welche unter Aufsicht eines uniformierten, mit einem Seitengewehr bewaffneten Gefangenwärters die Straßen reinigten. Eine Kolonne düsterer Gestalten mit glattrasierten Galgengesichtern und kurzgeschorenen Köpfen, in langen hellgrauen Röcken mit schwarzen Kragen und Aufschlägen, anschließender viereckiger Kopfbedeckung, ähnlich der katholischer Geistlicher, und grauen Drellgamaschen bis zum Knie, so bekleidet durchzog die unheimliche Gesellschaft die Straßen der Stadt. Der Name „Eisengefangene" war ihnen beigelegt, weil am rechten Unterschenkel über dem Knöchel und unter dem Knie zwei starke eiserne Ringe befestigt waren, die mit einer Eisenschiene verbunden waren, an welche die Unglücklichen in ihren Zellen mit eisernen Ketten angeschlossen wurden. Die schwersten, mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe belasteten Verbrecher wurden als Zugtiere benutzt und mußten die schweren zweiräderigen Karren ziehen; als äußeres Merkmal begangener größerer Schandtaten hatten sie eine an der Schiene befestigte schwere eiserne Kugel mit sich zu schleppen. Lautlos mußten die Gefangenen mit Reiserbesen den Schmutz der Straße zusammenkehren, in die Karren laden und abfahren. — Alljährlich ein- oder mehreremal konnte man die Unglücklichen damit beschäftigt sehen, mit stumpfen Messern das vielfach auf Straßen und Plätzen zwischen den Pflastersteinen hervorwuchernde Gras herauszustechen, wobei es ihnen gestattet war, sich auf die Steine zu setzen.

Wie überall in den alten Stadtteilen, bestanden auch in der Müllergasse zwischen den Häusern durchgehende, stark mannsbreite Zwischenräume, — die „Winkel" genannt wurden und nach der Straße zu mit einer Tür abgeschlossen waren. In diese lief das Regenwasser von den Dächern ab, ebenso das Gossenwasser aus den Küchen durch steinerne Ausflüsse an den Gossensteinen. Die intimen Bedürfnisörtlichkeiten waren etwa wie in der Form von Starenkasten in die Winkel hineingebaut und vermittelten in diese durch eine viereckige Holzrinne — *Abtrittshofe genannt — den Speditionsverkehr* mit der Außenwelt, völlig frei, ohne Schutz vor Zug und Kälte; man war damals weniger empfindlich wie heute, nicht allein gegen Zug und Kälte, sondern „überhaupt und so — — —".

Fast jeder Hausbesitzer in der Müllergasse mästete sich sein Schwein, um es im Winter für den Haushalt zu schlachten, einige hielten sich auch noch Kühe. Im Frühjahr und Sommer wurden sowohl Schweine wie Kühe auf die städtischen Weideplätze beim Eichwäldchen oder bei Wolfsanger täglich durch den Schweine- bezw. Kuhhirten abgeholt und zu diesem Zwecke zu bestimmten Stunden aus den Ställen gelassen. Der Schweinehirt „Schinken-Willem" zog mit einer großen Peitsche knallend durch die Straßen, die Schweine aus den Häusern lockend. Sein Äußeres war nichts weniger wie vertrauenerweckend; in einen zerlumpten blauen Kittel gehüllt, mit zerrissenen Hosen, einen großen Sack um die Schultern, an den Füßen schief getretene zerrissene Schaftstiefeln, aus denen die Zehen herausguckten, mit ungekämmtem Haar und struppigem Vollbart, einem aufgedunsenen, schnapsgeröteten Gesicht, das

wohl kaum jemals mit Seife in Berührung gekommen war, in den Mundwinkeln den Kautaback äußerlich verratend, mit einem Wort ein „Schweine"-Hirt im besten Sinne des Wortes — war der Willem Schinken bei seiner recht zweifelhaften Ehrlichkeit dennoch ein Original, das in der ganzen Stadt bekannt war und besonders mit uns Jungen gute Beziehungen unterhielt. Seine „Schwinnerchen" nannte er nach den betreffenden Besitzern; wenn ein Schwein mal sich nicht fortbewegen wollte oder zu langsam war, dann lockte er es erst im Guten und rief es mit näselnder Stimme an: „Na, Litzenbauerchen — oder Needelchen — hoste dann noch nit ußgeschlofen? Widde dann nit mitte — na, so komm doch, du kannst doch nit alleine derheime bliewen?" Folgte dann aber das Tier nicht, dann wurde er wild und es gab „lange Hawwer" (Hafer), d. h. Schläge mit der Peitsche, dabei schimpfte er: „Nu gucke mo einer so'n Schwinnehund von Needel ahn, wie hä sich do rumräkelt — gehste uß d'r Drusel, du scheiwes Aas, du sadd's Gewidder krichen, basse mo uff, ich will däh Beine machen" — es waren nämlich Schweine vom Tuchbereiter (Dekateur) Litzenbauer oder Dachdecker Nöthel, die er meinte, auf die er dann mit seiner Peitsche unbarmherzig einhaute, daß sie laut quiekend und grunzend aufsprangen und mit den anderen Schweinen fortgingen. Abends, wenn „Schinken" mit den Schweinen zurückkam, brachte er uns öfters Hirschkäfer oder Einhornkäfer mit, die er in einem Säckchen aufbewahrt hatte, oder auch Vogeleier, die er „ausgenommen" hatte. In späteren Jahren war ich Abnehmer von letzteren zur Bereicherung meiner Eiersammlung; heute bedauere ich es tief, daß ich ein solches verabscheuungswürdiges Ausrauben der Vogelnester durch meine Sparheller unterstützt habe — aber Jugend hat keine Tugend — und ich war am wenigsten dazu angetan, eine Ausnahme zu machen.

Schinkens Kollege, der Kuhhirt, blies jeden Morgen, durch die Müllergasse ziehend, bewehrt mit einem langen Stocke mit losen eisernen Ringen, in ein langes Tutehorn, worauf dann die Kühe, mit mehr oder weniger überschnappenden Muh-Tönen aus den Torwegen kommend, ihren Morgengruß erwiderten und dem Hirten folgten, ihre Visitenkarte in breitem, grünem Format klatschend auf dem Straßenpflaster zurücklassend. Abends kamen sie mit vollgepfropften, kugelrunden Wampen zurück und blieben so lange heiser „muhend" vor den Toren stehen, bis ihnen diese geöffnet und sie in den warmen Stall getrieben wurden.

Meine frühesten Jugendbekanntschaften in der Müllergasse beschränkten sich auf die Nachbarskinder, mit denen wir spielen durften. Dies waren der Schorsche Gallhöfer, dessen Vater Schlossermeister war und dicht nebenan wohnte; ferner der Konrad d's Guste und d's Mimi Riemann, von Bäcker Riemanns, und dann noch der Hennes Nöthel vom Dachdecker Nöthel, genannt der „scheiwe Needel" wegen seiner furchtbar krummen Beine. Der Hennes war der älteste und ein durchtriebener Junge mit rötlichem Haar, er zeichnete sich durch sein geschicktes hohes Werfen mit Steinen aus; ich entsinne mich noch, wie er mal hoch über die Häuser bis in die Schäfergasse warf und dort eine Scheibe zertrümmerte, was ihm eine tüchtige Tracht Prügel eintrug, von der wir Jungen auch noch etwas abbekamen.

Zum Geburtstag unseres hochseligen Kurfürsten am 20. August war es Sitte, daß die Jugend die Brunnenhäuschen mit Blumengirlanden und bunten Lämpchen dekorierte, oben drauf ein ausgehöhlter Kürbis mit eingeschnittenem Gesicht, der von innen durch ein Wachslichtchen transparent erleuchtet wurde. — Die Müllergässer Jugend betätigte ihren Patriotismus an diesem Tage durch die Ausschmückung des Brunnens an Meths Ecke und wir Kleinen mußten in einer irdenen Sparbüchse die nötigen Heller zusammenbetteln, die dann von den älteren Jungen, nach Deckung der geringen Unkosten, verschnökert wurden.

Im Torweg des „Halben Mond" befand sich, in den Boden versenkt, ein kleiner Schacht zur Aufbewahrung des Teers (kasselsch „Zehr"), der zum Schmieren der Wagenräder in den Achsen gebraucht wurde, in welchem ein Schöpfgefäß mit einem langen Stiel stand; es machte uns immer ein Hauptvergnügen, den zähen Teer zu schöpfen und dann sich schlängelnd wieder einlaufen zu lassen; bei dieser Spielerei holten wir uns meist schwarze Pfoten und Flecken in die Hosen, sie brachten uns manche Schelte oder Ohrfeige ein.

Mein Großvater hatte seine Seilerbahn an der alten Stadtmauer neben dem Holländischen Tor, wo er seine Seile drehen ließ, was ich öfters mit ansah. Der Großvater selbst war durch ein schweres Bruchleiden gelähmt und konnte nur an zwei Stöcken gehen, konnte deshalb die Seilerbahn nicht besuchen. Den Bindfaden aber, der ihm in Waschkörben ins Zimmer gestellt wurde, wickelte er selbst viele Jahre lang über ein glattes, schwarzes Wickeholz zu Rollen auf in den verschiedenen Größen, wie sie verkauft wurden. Der Verkauf fand in der Gaststube statt, in deren Ecke nach der Straße hin die Seiler hingen, und wurde von meiner Großmutter besorgt. Meine Großmutter, eine geborene Horchler, ist mir noch erinnerlich in ihrer schneeweißen, den Kopf ganz umschließenden Haube mit „gedubdeten" Spitzen rings ums Gesicht und breiten Bindebändern.

Ein Bruder meines Großvaters, der Onkel Bernhard, war Schreinermeister und wohnte in der

Kastenalsgasse; von seinen Söhnen verkehrten wir mit dem „Schorsche“, der in späteren Jahren als Schreinermeister in langjähriger Geschäftsverbindung mit mir stand.

Im Hause gegenüber wohnte eine Frau Dittmar, deren Mann als Sergeant beim Kurhessischen Leibregiment, den sogenannten „Konräderchen“, stand. Frau Dittmar weißnähte für meine Mutter, und wenn uns diese gern los sein wollte, schickte sie uns hinüber; ich habe oftmals, auf dem Fußbänkchen sitzend, ihren Erzählungen gelauscht.

„Hennerchen“ stets von ihm begrüßt und mußte ihm die Hand reichen, wenn ich Brot holte.

Aus unserem engeren Familienleben erinnere ich mich noch, wie wir drei Jungens morgens im buntgeblümten Nachtkittel um den Tisch saßen und unsere selige Mutter aus einer braunen irdenen Kaffeekanne uns den Kaffee einschenkte. In der Wohnstube stand ein altmodischer großer, viereckiger, eiserner Ofen, hoch von der Erde auf geschwärzten Tonfüßen; um den Ofen befand sich ein Lattengestell, auf dem die Kinderwäsche hing, um sie bequem zur Hand zu



Das ehemalige Frankfurter Tor in Kassel.
(Links. Im Vordergrund das Eingangstor zum Landgestüte. Siehe Seite 301 dieser Nummer.)
(Aus H. Schmidtmann, „Erinnerungsbilder“.)

Unser Nachbar, der Bäckermeister Riemann, ein großer, stattlicher Mann mit scharfgeschnittenem, glatt rasiertem Geheimratsgesicht, stand meistens, wenn er mit Backen fertig war, in der Haustür. Mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, die Arme über der breiten Brust übereinander geschlagen, von den Hüften ab die nackten Beine rc. nur mit einem mehlbestaubten, blauen Bäckerhemd umschürzt und Lederschlappen an den bloßen Füßen, war er in seiner männlich schönen Erscheinung eine besondere Respektsperson. Er begrüßte die vorübergehenden Bekannten in seiner derb-jovialen Weise; auch ich wurde als

haben; wir Kinder wurden in der Nähe dieses Ofens von der Mutter gewaschen und angezogen und mußten uns dabei sehr ruhig verhalten, besonders wenn der Vater in der Stube war.

Unsere Eltern waren beide musikalisch veranlagt, Mutter sang und begleitete sich die Lieder selbst auf der Gitarre, damals das zumeist eingeführte Instrument für den Hausbedarf. Ebenfalls sang mein Vater, der eine schöne Baßstimme hatte; vollendet schön aber verstand er zu pfeifen, womit er uns lauschenden Kindern viel Freude machte — besonders waren es Opernmelodien, die nach einer im Theater

gehörten Oper mit Vorliebe gesungen und gepfiffen wurden.

Das erste Familienfest, dessen ich mich noch erinnere, war die Taufe meiner Schwester Louise, zu welcher unsere nächsten Verwandten eingeladen waren, darunter auch mein damals noch lebender Pate, der einzige Bruder meines Vaters, Onkel Heinrich. Wir drei Jungen durften aufbleiben und vorher der Tauffeierlichkeit durch Konsistorialrat Meyer beiwohnen. Die Feier fand in der „guten Stube" statt, die blendend hell gescheuert war, mit frisch gestreutem weißen Sand, der vor dem Eintritt der Gäste von uns Jungen nicht vertreten werden durfte.

Gestrichene Fußböden gab es damals in den bürgerlichen Wohnhäusern noch nicht; jeden Morgen wurde von einer Blechschippe nasser, weißer Sand auf die Fußböden der Zimmer geworfen, der dann mit einem Reiserbesen hin und her geschoben wurde, damit der Sand vom Tage vorher und die Staubteile sich mit dem genäßten Sand zusammenballten, dadurch wirbelte weniger Staub auf; dieser Kehricht wurde dann auf einer „Dreckschippe" in den Aschenkasten geworfen. Nach dem Lüften des Zimmers und Abstäuben der Möbel wurde auf den rein gefegten Boden blendend weißer Sand gestreut, der dem Zimmer ein freundliches Ansehen gab; wehe, wenn wir etwa in der eben fertig gestreuten Stube mit den Füßen rutschten und den Sand in seinen schönen Streufiguren verwischten — dann wurden wir „am Schlaffitch gekriggt" und mit einigen Klapsen an die Luft gesetzt.

Jeden Sonnabend wurden die Stubenböden gescheuert und mit „Riebesand" — zerkleinertem Sandstein — der in kleinen Säcken auf der Straße feilgeboten wurde — zur besseren Reinigung abgerieben. Etwaige Fettflecken, die auf dem hellen Holzfußboden besonders sichtbar waren, bestrich man mit steifer weißer Kollerfarbe (Schlemmkreide), wodurch die Fettflecken gelöst und aufgesogen wurden. So lange wie diese weißen Schmierpflaster auf dem Fußboden hafteten, durften die Stuben von uns Kindern nicht betreten werden. — Das sich stets wiederholende Abreiben mit Sand veranlaßte natürlich eine starke Abnutzung des Fußbodens, wodurch die härteren Äste in den Dielen allmählich in halbfingerhohen Buckeln aus dem Fußboden hervorragten, so daß es oft ein Kunststück war, Tische und Stühle — ohne daß sie „wuckelten" — festzustellen.

Die Beleuchtungsverhältnisse waren derzeit allereinfachster Art, man kannte nur ein Brennöl — das „Sparöl" — das in einfachsten Tischlampen mit grün angestrichenen Blechschirmen im Zimmer, oder in offenen „Hangelichtern" oder zinnernen Stehlichtern mit Glasbirnen als Ölbehälter in den Küchen das Licht unterhalten mußte. Naphta, Solaröl, Petroleum rc. mit allen den verbesserten Lampen gab es erst viele Jahre später. In der „guten Stube" oder bei Festlichkeiten wurden Kerzen gebrannt; für den raschen, vorübergehenden Gebrauch verwendete man Talglichter, die auf einfache Leuchter aufgesteckt waren.

Ein unentbehrliches Hausgerät, mit dem sogar ein gewisser Luxus getrieben wurde, war die „Lichtputzschere", womit man den „Schnuppen", der sich in der Flamme durch Rußansetzen des Dochtes bildete, abschnitt, so daß sich der verbrannte Docht in einem Kästchen durch eine Klappe an der Schere zusammenpreßte; dies mußte aber mit Vorsicht geschehen, sonst knippte man die Flamme aus.

In unserer guten Stube stand auf der Kommode eine Zündmaschine, ein siphonartiger Glasbehälter zur Aufnahme der Säurenflüssigkeit, mit einem messingenen Deckelverschluß, an dem die Zündvorrichtung befestigt war. Durch Druck auf einen Hebel machte man ein Platinschwämmchen erglühen, an dem man sich die Zigarren oder Fidibusse anstecken konnte, was jedoch nur in den seltensten Fällen gelang.

Für den allgemeinen Gebrauch wurden Phosphorstreichhölzchen in großen runden Schachteln verwendet, auf deren Deckel eine rote Masse zum Anreiben der Hölzer aufgetragen war, die sich dann mit blauer, den Atem fortnehmender Schwefelflamme entzündeten.

In den Küchen saßen die Mädchen des Abends beim trüben Schein eines Küchenlichtes, das, wenn es ausgehen wollte oder zu sehr qualmte, durch einen fingerlangen Draht, der an einem kleinen Kettchen mit dem Lichte verbunden war — „Stocheler" genannt — in Ordnung gebracht wurde, indem man den Docht weiter hervor „stochelte". Nach der Hausarbeit strickten die Mädchen oder sie drehten das Spinnrad und spannen Garn für die Herrschaft zu Hausmacheleinen, dabei erzählten sie uns Kindern, die wir uns doch gern in der Küche aufhielten, Gespenstergeschichten oder umgekehrt wir ihnen.

So verlebte ich meine Kinderjahre in der Müllergasse bis zum Eintritt in die Schule. Gegen Ende des Jahres 1847 sah sich mein Vater genötigt, die Geschäftsräume im „Halben Mond" aufzugeben, einesteils weil sich der Umfang seines Geschäftes erheblich vergrößert hatte, so daß die Räume nicht mehr ausreichten, dann aber auch, weil mein Onkel August, der einzige Bruder meiner Mutter, aus Paris zurückkehrte, um sich im elterlichen Hause ein eigenes Geschäft als Kaufmann zu begründen, wozu er die Geschäftsräume meines Vaters benötigte.

Meinem Vater bot sich Gelegenheit, ein für seine Zwecke vorzüglich gelegenes Anwesen zu kaufen, in dem Hause des Lohnkutschers Mohr „hinter der Mauer" — so wurde die jetzige Mauerstraße damals genannt. Mein Vater hatte die Postarbeit, d. h. die

Postwagen anzustreichen und zu lackieren, die, zur Thurn und Taxisschen Post gehörig, hellrote Farbe trugen; durch den Umstand, daß das Haus unmittelbar an das Postgebäude stieß, fielen die bisherigen, immerhin zeitraubenden Transporte der Fahrzeuge fort; das Geschäft lag also bequemer und vorteilhafter für meinen Vater. Dazu kam noch, daß ihm viel größere Werkstattsräume zu Gebote standen. Außerdem gehörte zum Hause ein großer, schöner Garten mit mächtigen Obstbäumen, wovon ich später noch erzählen werde.

Wir zogen also aus dem „Halben Mond" in das nunmehr zum Eigentum erworbene Haus „hinter der Mauer"; ich war bei diesem Umzug auch tätig, denn ich trug unseren Kanarienvogel in seinem Vogelbauer von der Müllergasse bis in unser neues Quartier.

Im „Halben Mond" traten nunmehr wesentliche Änderungen ein; die Ausspannwirtschaft wurde aufgegeben; mein Großvater, der inzwischen Witwer geworden war, nahm die jüngste unverheiratete Schwester meines Vaters — die Tante Minchen — zu sich zur Führung seines kleinen Hausstandes und behielt seine Wohnung in der kleineren Hälfte der ersten Etage. Die andere Hälfte und die gesamten Geschäftsräume bekam Onkel August zur Verfügung gestellt. Die Gaststube wurde zum Kaufmannsladen für ein Kolonialwarengeschäft umgebaut und eingerichtet mit dem Eingang direkt von der Straße. — Für uns Jungen waren die Einrichtungen im Laden etwas Neues; wir staunten u. a. die Messingwagen an, die über dem der Länge nach im Laden stehenden „Träsen" zum Auf- und Abziehen mittels polierter Messing-Gegengewichte hingen. Auf dem äußeren Ende des Träsens stand ein in Fächer abgeteilter, flacher Schaukasten, der, mit einem Glasfenster gedeckt, in abgeteilten Fächern Zigarren enthielt, die mit der Preisangabe von 2 bis 6 Hellern pro Stück in verschiedenen Qualitäten sortiert waren, wovon für die Müllergässer Kundschaft die billigeren 3—4 Heller-Zigarren die begehrtesten waren.

Zugleich mit dem Detailgeschäft verband mein Onkel ein Engros-Geschäft in Landesprodukten und Kolonialwaren, das sich später zu einem der größten Fruchtgeschäfte am Platze erweiterte. — In der früheren Remise meines Vaters waren die Kolonialwaren in Kisten, Fässern oder Säcken gelagert, und wir Jungen wußten immer mit besonderer Findigkeit die Säcke rc. aufzuspüren, die Zucker (Kochzucker) oder Mandeln, Rosinen und besonders Kakaobohnen enthielten. Wir benutzten oft die Gelegenheit, wenn das Lager nicht abgeschlossen war, uns in demselben etwas zu schaffen zu machen und aus den Säcken durch etwa vorhandene Löcher, die soviel erweitert wurden, daß man mit den Fingern etwas heraus „kriebelen" konnte, — Rosinen, Kakaobohnen rc. — verstohlen in die Taschen zu bugsieren. Diese Handlungsweise, dies Schnucken, wurde aber manchmal bitter bestraft, wir überluden uns den Magen und hatten dann den Jammer der Verzweiflung eines gewissen Dichters zu erleiden. Das geschah uns aber ganz recht — denn „Strafe muß sind!"

Familiengeschichtliche Notizen.

Von Stabsarzt Has-Diedenhofen.

I.

Verwandtschaftliche Beziehungen des verstorbenen sächsischen Ministers Graf von Hohenthal zum kurhessischen Fürstenhause.

Gar mancher auch der Leser des „Hessenland" hat in diesen Tagen in den politischen Zeitungen Nachrufe auf den verstorbenen ehemaligen Kgl. sächsischen Minister des Innern und Äußern Graf von Hohenthal und Bergen (bekannt durch die Durchführung der Wahlrechtsreform) gelesen, aber nur wenige werden sich dabei erinnert haben, welch nahe Beziehungen dessen Familie mit unserem ehemaligen Fürstenhause verbinden. Seine Mutter war nämlich die bekannte Karoline von Berlepsch (geboren am 9. Januar 1820 in Hersfeld als Tochter des kurfürstlich hessischen Generals v. B.; gestorben 1877), die in erster Ehe mit dem Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen vermählt war. Ihre Trauung wurde am 28. August 1843 im Fürstenbau des Wilhelmsbades bei Hanau von dem damaligen Ortspfarrer von Wachenbuchen in aller Stille vollzogen. Bald nach der Trauung erhob der Kurfürst seine junge — dritte — Gemahlin zur Baronin und kurz darauf zur Gräfin von Bergen, diesen Namen dem in der Nähe von Frankfurt gelegenen Flecken Bergen entlehnend. Diese Heirat erregte damals, besonders bei der diplomatischen Welt in Frankfurt, wo der Kurfürst von nun an ständig im Mainschloß (am Untermainkai) residierte, großes Aufsehen. Nach kaum vierjähriger Ehe starb der Kurfürst — siebzigjährig — am 20. November 1847.

Wenige Stunden noch vor seinem Tode hatte Wilhelm II. seinem Frankfurter Leibarzte Dr. Josef Wallach und dem von Kassel nach Frankfurt an das Krankenlager des Fürsten geeilten Geh. Hofrat

Dr. Richard Harnier, auf die Gräfin Bergen zeigend, gesagt: „Man stirbt nicht gern, wenn man noch eine so junge und schöne Frau hat."

Gräfin Bergen vermählte sich bald wieder; am 28. Oktober 1851 heiratete sie in Frankfurt den Kgl. sächsischen Kammerherrn und Wirklichen Geheimen Rat Adolf von Hohenthal, der am seligen Bundestag akkreditiert gewesen. Diesem wurde 1854 von seiner Regierung gestattet, seinen Namen mit dem der Gräfin von Bergen als „Graf von Hohenthal und Bergen" zu vereinigen. Das älteste Kind aus dieser Ehe (am 4. Februar 1853 zu Berlin geboren), der Graf Karl Adolf Philipp Wilhelm von Hohenthal und Bergen, ist der am 29. September d. J. zu Dresden verstorbene ehemalige sächsische Staatsminister.

Treuchen.

Skizze von Mary Holmquist.

Acht Tage schon war Lene bei Frau Göbel, und doch war ihr die neue Umgebung noch so fremd und unbehaglich wie am ersten Abend, da sie als „Kostkind" ihren Einzug hier gehalten. Frau Göbel hatte die zehnjährige Waise von der Armen-Verwaltung in Pflege bekommen und hoffte im Stillen, an der Kleinen ein tätige Hülfe zu haben.

Und gefällig und fügsam war die Lene, das mußte man sagen. Sie flog herbei auf jeden Ruf und half im kleinen Gemüseladen und bei der Hausarbeit, so viel sie konnte. Aber vergnügt war sie nicht, sie lachte nicht und tollte nicht und hatte auch so eine besondere, verständige, ernste Sprechweise, die Frau Göbel fast unangenehm war. Sie hatte auch gleich ihre Bedenken gehabt. Na, aber das machte sich ja wohl alles, Lenes Vater war ja erst seit vierzehn Tagen tot. Es sollte ein verarmter, gebildeter Kaufmann gewesen sein, der seinem einzigen Kinde nichts als die paar alten Möbel hinterlassen hatte, aus deren Erlös die Beerdigung bezahlt worden war.

Verwandte waren nicht da und die Mutter seit Jahren tot, also mußte die Kleine irgendwie untergebracht werden.

Hinter dem Gemüsekeller, einige Stufen höher, lag die Wohnung, ein kleines Wohnzimmer, zwei Kammern und eine winzige Küche. In der einen Kammer schlief Lene mit Frau Göbel, die andere war an einen Schlafburschen vermietet, augenblicklich an einen Maurer von einem nahen Neubau. Morgens in aller Frühe wurde Kaffee gekocht, denn Heinrich Schillbach mußte um 6 Uhr am Bau sein. Mittags brachte ihm Lene das Essen hin, und jede freie Minute außerhalb der Schulzeit wußte Frau Göbel praktisch zu verwerten. Lene bediente die Nachbarinnen mit Petersilie, Kartoffeln, Bierrettig und Kohl, scheuerte abends den Fußboden und die Treppenstufen und wusch das am Tage gebrauchte Eßgeschirr. Sonntags wurde oft ein Spaziergang gemacht oder Besuche bei guten Freundinnen Frau Göbels.

Heute aber hatte diese Magenkrampf, und Lene sollte bei der Schmidten die guten Tropfen holen. Die Schmidten wohnte am Fluß in der neuen Mühle. Lene machte sich auf und ging am Ufer hin. Das Wasser war lehmig gelb, lange Regenzeit hatte den Fluß zum Steigen gebracht. Lene versank in schmerzliche Erinnerung an die gewesene Zeit. Ach, als Vater noch lebte, immer so gut und ernst mit ihr sprach, sie sein Treuchen nannte, das er immer wieder ermahnte, nur immer ehrlich zu sein, nie zu lügen und den Menschen für alles Gute dankbar zu sein. In den Dämmerstunden hatte er oft auf seiner alten Zither gespielt oder hatte vom Mamachen, dem zarten, blonden Mamachen, erzählt, das schon von ihnen gegangen war, als Lene erst sechs Jahr alt war. Und dann, — wie Vater gestorben war. Geweint hat sie nicht, das konnte sie nicht, aber traurig, furchtbar traurig ist sie heute noch! Lene achtet nicht auf den Weg. Sie geht immer weiter, aber alle Gedanken sind in der Vergangenheit.

Frau Göbel hatte inzwischen Besuch bekommen, war trotz der Schmerzen ins Reden gekommen und bemerkte erst bei Dunkelwerden, daß ja die Lene noch nicht zurück sei.

„Nu nadierlich, so machen's de Blagen alle. Wenn mer se mal wegschickt, da gehn se Gott weiß, wohin."

Weiterer Wortschwall ward unterbrochen durch ein Klopfen an der Türe. Dann traten einige Männer ein. Die Frauen schrieen auf. Da hat ja der eine die Lene im Arm, kreideweiß und platternaß! Das Wasser läuft aus den an den Körper geklatschten Kleidern. Und dahinter kommt Heinrich Schillbach, frostzitternd, bleich und naß. Er deutet auf Lene, die der Mann auf das Sofa gleiten läßt:

„Ich hab' ihr rausjezogen. Ich kam grad daher, wie se ins Wasser stürzte. Ohne aufzugucken war sie so jejangen. En schweres Stücke Arbeit!"

Dann verschwand er in seiner Kammer. Die fremden Männer erbaten ein Trinkgeld, das widerwillig gegeben wurde, und verschwanden. Frau Göbel und die Freundin machten sich energisch mit

dem fast leblosen Kind zu schaffen und hatten endlich den Erfolg, daß sie atmete und „wieder bei sich war". In eine Wolldecke gewickelt, lag sie wehrlos da und mußte eine Flut von scheltenden Reden über sich ergehen lassen für den Schrecken, den sie eingejagt.

Heinrich Schillbach erhielt später die Rettungsmedaille, die er an der Uhrkette trug und gern vorzeigte.

Mit Lene ging seit dem Unfall eine Veränderung vor. Sie wurde fast froh und frisch, stand noch früher auf als sonst und suchte sich ihrem Retter so dankbar und gefällig als nur möglich zu erzeigen.

Wenn sie ihm nur einmal eine Freude machen könnte! Aber wie?

Der Krämer, bei dem sie Petroleum und Kaffee holte, gab ihr manchmal ein paar Rosinen oder Bonbons. Schüchtern bat sie ihn, ihr statt dessen doch ab und zu eine Zigarre zu schenken, aber der Kaufmann lachte sie aus, und sie bekam nun garnichts mehr. Den Sonntagszucker sparte sie auf und sammelte ihn, auch was sie vielleicht einmal von Nachbarinnen geschenkt bekam. So wanderte manches in seine großen, roten Hände. Er nahm alles und lachte über das Gebaren des Kindes, das er nicht verstand. Aber einmal brachte er ihm ein junges Kaninchen mit. Bebend vor Freude nahm Lene es in Empfang. Dann gab es einen Kampf mit Frau Göbel, die das Tierchen nicht in der Wohnung haben wollte. Aber es durfte endlich doch in einer großen Kiste an der Flurtüre hausen und wurde mit Gemüseabfällen gefüttert.

In Erinnerung an eine treu geliebte Katze, die sie einst besessen hatte, nannte Lene das Kaninchen Nettchen. Ihre Dankbarkeit Heinrich Schillbach gegenüber kannte nun keine Grenzen mehr.

Kurz danach kam dieser unerwartet nachmittags um 4 Uhr nach Hause, etwas zerschunden und in sehr gereizter Stimmung. Er schimpfte furchtbar auf alle Bauherren und Arbeitgeber der Welt und ließ auf eindringliche Fragen nur die Tatsache hören, daß er entlassen sei. Zu näheren Erklärungen ließ er sich nicht herbei. Lene zitterte vor Mitgefühl und Aufregung. Frau Göbel nahm es ruhiger; sie dachte: So lange er bezahlt, kann er ja noch bleiben. Er blieb auch, trotzdem sich jetzt, gegen den Winter, keine neue Arbeit fand. Sein Erspartes war bald zu Ende, er zahlte noch jeden Sonnabend sein Schlafgeld, aber er mußte doch Sorgen haben oder vielmehr, sie zu vertreiben suchen, denn er kam jetzt öfters des Abends mit gläsernem Blick und schwankenden Ganges heim. Das war man sonst nicht an ihm gewohnt. Noch einen Kummer hatte Lene zu tragen. Sie fand eines Tages ihre Nette, der sie jeden freien Augenblick schenkte, seltsam zuckend in ihrem Eckchen. Alles Kosen und Wärmen half nichts, abends war das Kaninchen tot. Der kleine Freund fehlte Lene sehr, wie oft hatte sie ihr trauriges Gesicht in das weiche Fellchen vergraben oder eine kleine Freude in die rosigen Ohren des Tieres geraunt! All das hatte Lene so gut getan.

Heute war nun, wie allmonatlich, der Tag, an dem Frau Göbel ausging, um Rechnungen zu bezahlen und neue Aufträge zu erteilen. Lene wurde damit betraut, Laden und Haus zu hüten. Die eindringlichen Vorschriften wären nicht nötig gewesen bei dem peinlich gewissenhaften Kind. War es doch seines Vaters „Treuchen" gewesen, dessen innige Liebe das brave Gemüt seines Töchterchens erkannt hatte. — Eben hatte das Kind sorgfältig einen schönen, festen Krautkopf für eine gute Kundin herausgesucht. Nun trat das schwere Werk an sie heran, der sehr dürftig lebenden Frau Herbert die Bitte um ein Mäßchen Kartoffeln mit Bezahlung am nächsten Ersten abschlagen zu müssen. Borgen tat Frau Göbel grundsätzlich nicht, also blieb Lene fest, so schwer es ihr auch wurde. Jetzt kam Schillbach herein, setzte sich auf den einzigen Stuhl und begann, sich mit der Kleinen zu unterhalten. Lenes Augen strahlten, sie war so froh, daß er sie dessen würdigte.

„Na, Lene, nu erzähl' mal, jefällt's Dir denn hier?"

„O ja, ganz gut, wenn nur Nettchen noch lebte."

„Ach so, das Karnickel! Na, ick bring' Dir im Frühling mal wieder eins mit."

„Nein, ach nein," sagte das Kind eifrig, „ich möchte lieber kein anderes wieder haben, so versteht mich doch nicht jedes wie Nettchen."

Dröhnend lachte Schillbach auf: „Ach, 'n Vieh is doch 'n Vieh. Und Du bist ja albern."

Lene schwieg. Er rückte ihr näher und sagte: „Na, Leneken, sei man nich böse, ick will Dir auch was janz Neues sagen. Nämlich: mein Jeld is alle." —

„Ach Du lieber Gott, was soll denn da werden!? Frau Göbel muß doch am Sonnabend ihre vier Mark haben!"

„Ach, — Frau Göbel! Unsinn! Die kann schließlich ooch mal warten. Aber ick, ick vor allem muß Jeld haben. Ick brauche allerlei, hab 'n paar kleene Schulden beim Wirt drüben un muß Arbeit suchen. Das kost' alles Geld! Und wenn's die Göbeln hört, det ick schon Schulden habe, schmeißt se mir am Ende zum Hause 'naus."

„Zum Hause hinaus", flüsterte die Kinderstimme. Dann klang es bang:

„Ja, was soll dann aber werden?"

Schillbach blickte das Kind an und sagte leise, trotzdem sie ganz allein waren: „Das will ick Dir sagen. Du kannst mir helfen."

„Ich?!“ — Atemlos, freudig, zweifelnd.

„Ja Du, Du brauchst nischt weiter zu tun, als nachts, wenn die Göbeln so recht sanfte schnarcht, ihren Schrank aufzuschließen und mal ’n Zehnmarkstück für mich ’rauszunehmen. Wo se den Schlüssel hat, weißt de wohl?“

Halb unbewußt nickt das Kind.

„Na also, dann is et ja jut. Dann wollen wir sagen, morgen Nacht. Und nimm lieber zwanzig Mark, se hat ja ’n Berg Jeld und merkt’s nich. Ick geb’s dann wieder, wenn ick Arbeit hab’.“

Da rafft sie sich auf und schreit so laut, daß der Mann ihr den Mund zuhalten will:

„Nein, nein, das tu ich nicht! Das kann ich nicht! Das wär’ ja — gestohlen!! — —“

„Ach wat, jeliehen is det! Und ’s is doch ooch nich für Dich! Aber laß es man ja sinn, wenn de keene Lust hast, ick dachte bloß — —“

Und er nestelt an der Uhrkette mit der Medaille so augenfällig, — daß das Kind versteht.

Sie starrt hin. Dann sagt sie:

„Morgen Nacht tue ich es.“

Der Mann ist eigentlich verblüfft. Aber er läßt sich nichts merken, lächelt ihr ermunternd zu: „Na adje dann, gutes Leneken“ und verläßt den Keller. In der Kleinen ist alles wirr und wild. Sie muß es doch tun! Und doch sträubt sich auch wieder alles in ihrem Sinn dagegen. Aber, — er hat ihr das Leben gerettet, ist sie nicht verpflichtet, ihm zu helfen? Aber wie **kann** sie Frau Göbel Geld fortnehmen? — Er nennt es leihen. Es ist wohl auch nur geliehen. Er verlangt doch nichts Unrechtes von ihr, er kann doch kein schlechter Mensch sein?

Frau Göbel kommt dann nach Hause, sehr guter Laune, sie hat günstige Einkäufe gemacht, nachher einer Bekannten zum Geburtstag gratuliert und einen guten Kaffee getrunken. Dann kramt sie ein Stückchen Kuchen hervor: „Da, Lene, das hab ich Dir mitgebracht, Geburtstagskuchen.“

Und da stürzt ihr Lene zu Füßen, schluchzt und weint: „Sie sind zu gut! Zu gut zu mir!“

Frau Göbel ist bestürzt. Was soll denn das? Sie wehrt ab. „Dummes Ding, sei doch nicht albern! Wegen so’n bischen Kuchen.“

Albern! Lene hört sich heute schon wieder so nennen. Ist sie albern? Nein, aber schlecht, so erbärmlich schlecht ist sie, und niemand weiß es. Niemand kann ihr helfen. Was soll sie tun? Was ist das Rechte? Sie **muß** ihm doch helfen?! —

Nun war der Abend da. Die Außentüre wurde geschlossen, die Lampe ausgelöscht, man begab sich zur Ruhe.

Nun ist alles still. Lene liegt mit offenen Augen da. Zitternd, horchend. Die alte Wanduhr tickt. Ab und zu schlägt die Uhr der nahen Kirche.

Sonst alles still.

Dann wieder fernes Hundegebell, ein Wagenrumpeln, ein Windstoß um das Haus. Alles, was sonst im halben Schlaf traulich klingt, erscheint dem Kind jetzt beinah grauenhaft.

Zwei Uhr.

Man hört jetzt nur das Schnarchen der tiefschlafenden Frau.

Aus den Kissen erhebt sich eine kleine Gestalt, huscht auf nackten Füßen unhörbar zu dem großen Bett hinüber, in dem Frau Göbel liegt, greift mit zitternden Händen leise unter deren Kopfkissen, nimmt einen Schlüssel an sich, huscht ins Nebenzimmer und schließt vorsichtig ein Schränkchen auf.

Laternenlicht dringt in die Stube, beleuchtet auch das Kästchen, in dem Frau Göbel das Geld verwahrt.

Das Kind nimmt zwei Zehnmarkstücke, legt sie dann aber wieder hinein und nimmt ein Zwanzigmarkstück.

„Nur einmal nehmen! Nur einmal“, flüstern zitternde Lippen.

Der Schlüssel dreht sich wieder. Liegt jetzt auch schon wieder unter dem blaugewürfelten Kopfkissen.

Ein stöhnender Seufzer dringt aus der Brust des Kindes, es versteckt das Geldstück in der Tasche seines Kleidchens dort auf dem Stuhl. Dann ins Bett!

Und liegt mit offnen Augen bis zum Morgen.

Zur gewohnten Zeit steht Lene auf und kocht Kaffee. Alles wie sonst. Nachher geht Heinrich Schillbach fort, „Arbeit suchen“. An der Ecke ruft er: „Lene, bring’ mir doch mal meinen andern Hut.“

Lene läuft ihm nach mit dem Verlangten und schiebt ihm das Geldstück in die Hand.

„Bravo, Leneken, siehste, det is der Dank for Dein Leben, nich?“

Aber sie strahlt nicht wie sonst, wenn er mit ihr spricht. — —

Einige Tage vergingen.

Schillbach hatte wieder Arbeit. Das richtete Lene auf. Nun konnte er das Geld sicher bald zurückgeben. Sie wollte es dann an seinen Platz legen. Ob dann alles wieder gut war? Nein, aber etwas froher könnte sie dann doch wieder werden. Oh, wie es in dem kleinen Kopf arbeitet all die Zeit! — Sie peinigte dann Schillbach so lange, bis er sich, — sehr widerwillig, — entschloß, eine Mark zum Anfang zu geben.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Das alte Frankfurter Tor. (Siehe Abbildung Seite 295). Über dieses alte Tor schreibt Heinrich Schmidtmann in seiner fesselnden Selbstbiographie S. 25 f. folgendes: „Den oberen Abschluß der Gebäudereihen der Bellevue bildete ein langer, massiver, nüchterner Sandsteinbau, in dem das kurhessische Landgestüt sich befand. Die ausgedehnten Stallungen nahmen das ganze Erdgeschoß ein, darüber war nur ein Geschoß mit Wohnungen für die Beamten, von denen einer, der Sekretär des Landgestütes, mein Onkel Henkel war. Der Eingang zum Landgestüte war von der Frankfurter Straße, dicht neben dem Frankfurter Tor (s. Abbild.), die Friedrichstraße war noch nicht durchgeführt, sie endete an der Frankfurter Straße. Außer dem langen Hauptgebäude standen dort noch mehrere Fachwerkgebäude, worin die Marställer wohnten, und eine große Reitbahn auf dem mit einer Mauer umschlossenen Gebiet des Gestütes. Wir verkehrten hier viel mit unseren Vettern und lernten alle die berühmten Zuchthengste kennen, prachtvolle Tiere, die wir oft bewunderten."

Louis Spohrs 50. Todestag. 50 Jahre werden am 22. Oktober verflossen sein, seitdem der kurfürstliche Generalmusikdirektor und Kapellmeister Louis Spohr im Alter von 75 Jahren 7 Monaten in Kassel starb. Am 25. Oktober wurde er in einer Gruft der an der nördlichen Seite des neuen Friedhofes befindlichen Totenhalle beigesetzt. Etwa 150 Sänger sangen an der Gruft einen Chor aus des Altmeisters Oper „Pietro von Abano", Pfarrer L. Jatho hielt eine glänzende Grabrede. Seit der Beerdigung Johannes von Müllers 1809 hatte man in Kassel keiner europäischen Berühmtheit wieder das letzte Geleite gegeben.

Seinen 50. Geburtstag beging am 14. Oktober zu Gießen der hessische Schriftsteller Alfred Bock, Verfasser des (auch in unserer Zeitschrift 1902 z. T. abgedruckten) Romans „Der Flurschütz" und der weiteren Romane: „Bodo Sickenberg", „Die Pflastermeisterin", „Kinder des Volkes", „Der Kuppelhof"; der Novelle „Hessenluft". Fast sämtliche Werke Bocks sind im Vogelsberg und dessen Ausläufern lokalisiert.

Der Bücherwurmbrunnen vor der Murhardschen Bibliothek zu Kassel wurde am 7. Oktober in Gegenwart von Vertretern der städtischen Behörden mit einer Ansprache des Syndikus Brunner enthüllt. Der von Professor Bernewitz geschaffene Brunnen zeigt auf einer Granitsäule die Goldbronzefigur eines bezopften Männchens, das in gebückter Stellung in die Lektüre eines Folianten vertieft ist, während es weitere „Wälzer" zwischen den Knieen und unter den Armen festhält. Die auf einem Granitsockel ruhende Säule steht inmitten eines Wasserbeckens aus schwarzem Syenit, auf dessen Rand zwei wasserspeiende Pelikane und zwei Affenpaare sitzen, während aus den Nischen vier Marabus hervorschauen. Das originelle Werk entstand auf Anregung der Staatsregierung, die 20 000 M. aus dem Kunstfonds dazu bewilligte, während die Stadt Kassel den Rest von 10 000 M. beisteuerte.

Das Hessendenkmal auf dem Forst wird 1911 mitten auf den Ausstellungsplatz der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft kommen. Deshalb regt die Tagespresse eine würdige Ausstattung des Denkmals mit seiner verwahrlosten Sandsteinplatte an.

Aus Hersfeld. Nachdem der Mittelbau des alten Gymnasialgebäudes instand gesetzt ist, hat man jetzt mit der Niederlegung des seit 1838 den Zwecken des Gymnasiums dienenden ehemaligen Waisenhauses begonnen. Dieses wurde 1711—34 als Unterkunftshaus für Waisenkinder erbaut und dann später vom Gymnasium erworben. Mit diesem Bau schwindet wieder ein altes Wahrzeichen aus Hersfelds Vergangenheit.

Bei der letzten Berufszählung ergab sich für Hessen-Nassau eine Gesamtbevölkerung von 2 115 685 Personen. Übrigens ist in unserer Provinz die Seßhaftigkeit am stärksten, indem auf 1000 Personen 600 Ortsgebürtige kommen, (dagegen in Braunschweig z. B. nur 385 und überhaupt in Preußen nur 496). Nach der letzten Volkszählung 1905 waren im damaligen Stadtkreis Kassel von insgesamt 120 467 ortsanwesenden Personen 47 828 oder 39,7 Prozent in Kassel gebürtig; von den zugewanderten stammten 39 048 oder (auf die Gesamtbevölkerung berechnet) 32,4 Prozent aus der Provinz Hessen-Nassau (ohne Kassel).

Münzfund. In Steinberg bei Gießen fand man einen Topf mit wohlerhaltenen spanischen und österreichischen Silbermünzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Todesfall. Am 9. Oktober starb zu Bad Nenndorf der frühere Sekretär der Kölner Handelskammer Dr. phil. Hermann Weibezahn. Er war am 30. März 1820 zu Rinteln als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren, studierte von 1840 ab zu Marburg Staats- und Kameralwissenschaften, wurde 1844 Regierungsreferendar in Kassel und 1850 Verwaltungsbeamter in Hofgeismar. Als

kommissarischer Verwalter des Kreises Schaumburg erhielt er einen Erlaß des Ministers Hassenpflug, wonach er auf Wartegeld gestellt wurde. Da er bei seinem politischen Standpunkt wenig Aussicht auf spätere Verwendung im kurhessischen Staatsdienst hatte, wurde er 1862 wissenschaftlicher Mitarbeiter (Sekretär, später Syndikus) der Kölner Handelskammer, der er als solcher 28 Jahre hindurch angehörte, um dann (1890) nach Bad Nenndorf überzusiedeln, wo er jetzt im 90. Lebensjahre starb. Er wurde übrigens 1868, ohne sich darum beworben zu haben, zum Bürgermeister von Kassel gewählt, lehnte diese Stellung jedoch ab. An der Reform des deutschen Münzwesens war Weibezahn hervorragend beteiligt. 1867 erschien seine Studie „Die deutsche Münzfrage", und der Übergang zur Goldwährung ist im wesentlichen in Übereinstimmung mit seinen Vorschlägen ausgeführt worden. Die zehnte und letzte seiner münzpolitischen Studien — eine von ihnen trug ihm den philosophischen Doktorgrad bei der Universität Jena ein — erschien 1873. In den letzten Jahren seines Lebens widmete sich der liebenswürdige und weithin beliebte alte Herr fast ausschließlich dem Gartenbau und der Obstzucht.

Eingegangen:

[Hessische] Literatur. Redigiert von Professor Dr. K. Wenck-Marburg. Sonderabdruck aus Bd. 43 der Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins. 74 Seiten. Kassel (Kommissionsverlag von G. Dufayel) 1909.

Hessen-Kunst. Kalender für Kunst- und Denkmalpflege. 5. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Christian Rauch. Federzeichnungen von Otto Ubbelohde. 1910. Verlag von Adolf Ebel, Buch- und Kunsthandlung, Marburg a. d. L.

Hessische Blätter. In Verbindung mit Freunden herausgegeben von Wilhelm Hopf. Erscheint zweimal wöchentlich. Preis viertelj. durch die Post 2,50 M., durch Streifband 2,78 M.

Personalien.

Verliehen: dem Landrat des Kreises Grafschaft Schaumburg v. Ditfurth die Kammerherrnwürde; dem Metropolitan Limbert zu Ostheim beim Übertritt in den Ruhestand und dem Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Varrentrapp zu Marburg der Kgl. Kronenorden 3. Kl.; dem Eisenbahnobersekretär Rechnungsrat Allardt und dem Gütervorsteher Hawlitzky zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Zolleinnehmer a. D. Bode und dem Lehrer a. D. Appel zu Kassel, den Hegemeistern Braunß zu Kassel-Kirchditmold und Rößler zu Harleshausen, dem Hegemeister a. D. Dux zu Hoheneiche, dem Bahnhofsvorsteher a. D. Tölle zu Fulda sowie dem Oberbahnassistenten Riedel zu Treysa der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern a. D. Erb zu Fulda, Schmincke zu Wolfhagen und Weber zu Hilders der Adler der Inhaber des Königl. Hausordens von Hohenzollern; dem Amtsgerichtssekretär Seller zu Neukirchen der Charakter als Rechnungsrat; der Frau Justizrat Maria Rang zu Fulda der päpstliche Orden vom heiligen Grabe 2. Kl.

Ernannt: Geh. Finanzrat Dr. Karl Heßberger in der Direktion der Zentralgenossenschaftskasse zu Berlin zum Geh. Oberfinanzrat mit dem Rang der Räte 2. Kl.; Gerichtsassessor Dr. Mengel zu Kassel zum Amtsrichter in Magdeburg; Hilfspfarrer Hoffmann zu Langenselbold zum Pfarrer in Gundhelm; Pfarrer Krause zu Eckstedt zum zweiten Pfarrer in Wetter; Pfarramtskandidat Fritsch zu Preungesheim zum Pfarrer in Kirchbracht; die Gerichtsreferendare Orth aus Kassel und Levy aus Eschwege zu Gerichtsassessoren; Landmesser Schmitz in Hünfeld zum Oberlandmesser; Dr. Linkenheld endgültig zum Abteilungsarzt am Landkrankenhaus zu Kassel; Leihbankkassierer Dönges zu Hanau zum Verwalter des Leihhauses in Kassel; Sekretär Römmelt bei der Leihbank zu Hanau zum Leihbankkassierer.

Etatsmäßig angestellt: Bildhauer Hans Sautter als Lehrer an der Kgl. Kunstgewerbeschule zu Kassel.

Überwiesen: Regierungsassessor Castan zu Eschwege der Königlichen Regierung in Oppeln.

Übertragen: dem Gewerbeassessor Müller zu Reichenbach die Hilfsarbeiterstelle bei der Gewerbeinspektion in Kassel.

Versetzt: Regierungsrat Knebel von Berlin nach Kassel als Mitglied der Eisenbahndirektion; Bau- und Betriebsinspektor Möckel von Gleiwitz nach Kassel als Mitglied (auftragsw.) der Eisenbahndirektion; Regierungsassessor Dr. Wolff von Berlin nach Kassel als Vorstand (auftragsw.) der Verkehrsinspektion 2; die Eisenbahn-Obersekretäre Schmidt von Essen und Friedrich Dohme von Beuthen nach Kassel; Gerichtsassessor Harff von Stettin nach Kassel; die Gerichtsassessoren Dr. Gernsheim und Greim in den Bezirk des Oberlandesgerichts Posen; Seminarlehrer Pfarrer Lange zu Homberg unter Ernennung zum Oberlehrer an das Seminar in Petershagen in Westf. zum 1. November; zum 1. April 1910 Landesrentmeister Stietz von Gersfeld nach Rotenburg; Sekretär Schunk zu Kassel als Landesrentmeister nach Gersfeld; die Amtsgerichtssekretäre Schmidt von Wetter nach Windecken und Müller von Weyhers nach Wetter.

Vermählt: Dr. phil. Wilhelm Siebert mit Fräulein Maria Gaul (Lennep, Rheinland).

Geboren: ein Sohn: Korvettenkapitän a. D. Dr. H. Glaue und Frau Gabriele, geb. Freiin von Soden (Marburg, 1. Oktober); Hofuhrmacher Heinrich Kochendörffer und Frau Else, geb. Lorenz (Kassel, 3. Oktober); Hauptmann Seebohm und Frau (Fulda, 5. Oktober); Privatdozent Dr. L. Schiedermair und Frau Elisabeth, geb. Rheinberger (Marburg, 7. Oktober); Rechtsanwalt Dr. Vilmar und Frau Anna, geb. Bachmann (Kassel, 13. Oktober); — eine Tochter: Ingenieur Thyriot und Frau, geb. Lenderoth (Kassel, 4. Oktober).

Gestorben: Bäckermeister Johannes Möller, 72 Jahre alt (Treysa, 2. Oktober); Frau Margarethe Probst, geb. Schocke, Witwe des Mühlenbesitzers, 71 Jahre alt (Helsa, 2. Oktober); Frau Anna Margarete Bamberger, geb. Becker, 69 Jahre alt (Marburg, 3. Oktober); Sanitätsrat Dr. von Roques, 79 Jahre alt (Treysa, 4. Oktober); Fräulein Emma von Spindler, 89 Jahre alt (Kassel, 4. Oktober); Lehrer a. D. Wilhelm Schnitzerling, 66 Jahre alt (Kassel-W., 6. Oktober); Rentier Eduard Matthei, 88 Jahre alt (Rinteln, 9. Oktober); Syndikus a. D. Dr. phil. Hermann Weibezahn, 89 Jahre alt (Bad Nenndorf, 9. Oktober); Landesrentmeister Wilhelm Matthäus, 59 Jahre alt (Rotenburg, 12. Oktober); Fräulein Anna Lücken, 59 Jahre alt (Kassel, 12. Okt.); Pfarrer Wilhelm Reismann (Neukirchen b. Z., 13. Okt.); Fräulein Amanda Weber, 54 Jahre alt (Kassel, 14. Oktober); Frau Emmy Baumann, geb. Timaeus, 30 Jahre alt (Hirschberg bei Großalmerode, 15. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 21. 23. Jahrgang. Kassel, 3. November 1909.

Kurhessens Bergbau zur Zeit der Einverleibung in das Königreich Preußen.

Von Bergrat Wigand=Homberg.

Kurhessen war nicht reich an unterirdischen Bodenschätzen, und umfangreiche Bergwerke waren nicht vorhanden, aber die Vielseitigkeit der Produkte ist wohl bemerkenswert. Es wurden gewonnen Ton, Schwerspat und Farbkohle, Gold, Silber, Kupfer und Kobalt mit Nickel und Wismut, sodann Braunkohlen, Steinkohlen und Eisenerze sowie Salz. Nach der Einverleibung dachten viele, Kurhessen wäre eine terra incognita, und es wurde frisch drauf los gemutet und viel Geld unnütz verbohrt, denn hinterm Berge wohnten auch Leute. Es ist unter den neuen Verhältnissen nur ein neues Braunkohlenwerk an dem südlichen Hirschberg entstanden, und zwar wurde dieses von einem kurhessischen Bergbeamten aufgefunden. Es war ein ziemlicher Andrang der jungen Leute in das Bergfach, sie konnten aber nicht alle auf den sechzehn fiskalischen Gruben, Hütten und Salzwerken beschäftigt werden und mußten deshalb Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Ungarn und der Bukowina, Böhmen und Rußland, nach Spanien und sogar nach Chile und Bolivia auswandern, aber nicht alle fanden das Erhoffte, und z. T. kehrten sie stellenlos zurück.

Gold wurde als Waschgold in der Edder gewonnen, und noch in den 50er Jahren wurde alljährlich an einen Goldwascher Löwe in Altenburg a. d. Edder eine Pension gezahlt. Es waren sog. Edderdukaten geprägt, und man erzählte sich, der Kurfürst habe ein Service aus Eddergold besessen. Auf der ursprünglichen Lagerstätte ist Gold nie gefunden worden, es galt aber später als solche bei Mutungen der Eddersand.

Silber wurde vor langen Jahren durch Frankenberger Bergbau neben Kupfer gewonnen, ebenso gelangte dies Edelmetall in Bieber aus den Kupfererzen zur Nebengewinnung, und noch jetzt findet man bei Bewohnern im Kreis Gelnhausen aus dem Jahre 1778 Konventionstaler mit der Bezeichnung „Biberer Silber." Das Kupfererz war ein Glied der Kupferschiefer=Formation, hieß Kupferletten und kam bis Schluß des 18. Jahrhunderts zur Gewinnung.*)

*) Beim Abbruch der alten Silberhütte in den 70er Jahren fand man eine Anzahl „Hochofensauen", die sich beim Verkauf an ein Hamburger Haus durch ihren Metallgehalt hoch bewerteten.

Es mögen jetzt die im fiskalischen Besitz befindlichen Werke mit ihren Beamten zur Zeit der Einverleibung genannt werden.

1. Bergamt zu Bieber (Kreis Gelnhausen). Die Gewinnung von Kobalterzen geschah noch bis zu den Jahren 1866/67, dann wurden die betreffenden Schächte abgeworfen, und der Bergbau beschränkte sich auf Eisenerze zum Verkauf und zur eigenen Verhüttung und die Verarbeitung des Roheisens zu Stabeisen in den zugehörigen drei Hammerwerken. Der Mangangehalt der Brauneisenerze begünstigte die Herstellung von Rohstahleisen und besonders Spiegeleisen. Unter dem Bergamt zu Bieber standen noch die gewerkschaftlichen Braunkohlenwerke zu Rückers und Eichenried.

Beamte: Berginspektor Hermann Bücking, Bergamtsassessoren Eduard Schwenken und Karl Lentz.

2. Bergamt zu Habichtswald. Der Bergbau auf Braunkohlen war hier im flotten Betrieb und lieferte mit den unterstellten acht gewerkschaftlichen Werken ein ansehnliches Quantum.

Beamte: Berginspektor Wilh. Schulz, Rechnungsführer Chr. Ludovici.

3. Bergamt zu Holzhausen. Die Eisenhütte mit der zugehörigen Eisensteingrube zu Mardorf lieferte ein ganz vorzügliches Gußeisen. Es gab kaum ein gleich gutes Produkt, es erlangte auch großen Absatz in einem weiten Bezirk des Deutschen Reichs. Auf dem dasigen Hammerwerk erzeugte man auch ein vorzügliches Stabeisen. Alle Hammerwerke des Kurstaates kamen durch die Puddel- und Walzwerke zum Erliegen.

Beamte: Berginspektor Werner Hansmann, Rechnungsführer Jakob Ruckert, Bergamtsassessor Adolph Wigand.

Die eigene Braunkohlengrube zu Hilgershausen und die gewerkschaftlichen Gruben von Ronneberg, zu Frielendorf und am Heiligenberg standen unter Aufsicht des Bergamtes.

4. Bergamt am Meißner. Die bedeutenden Werke am Meißner mit den gewerkschaftlichen Gruben am Hirschberg und bei Kaufungen förderten ein ansehnliches Quantum der schönsten Braunkohlen, und im Werratal kam Schwerspat zur Gewinnung, vor allem aber war die Gewinnung von feuerfestem Ton in Großalmerode von Wichtigkeit. Dessen Güte war schon seit langen Jahren bekannt und der Absatz selbst nach Amerika bedeutend. Man erzählt sich, daß früher wiederholt Briefe nach Kassel angekommen seien mit der Adresse: „Kassel bei Großalmerode."

Beamte: Oberberginspektor Fr. Strippelmann, Berginspektor Chr. Lengemann.

5. Fabrikamt Messinghof bei Kassel. Hier wurde das in Richelsdorf gewonnene Kupfer weiter verarbeitet und unter Zusatz von Zink Messing dargestellt.

Beamte: Oberhütteninspektor W. Stamm, Hütteninspektor E. Pfannkuch.

6. Salzamt zu Nauheim. Diese Saline kam mit der Enklave Nauheim an das Großherzogtum Hessen. Bemerkenswert war die Erbohrung des großen Solsprudels.

Beamte: Salineninspektoren Fr. Schreiber und K. Ziegler, Salzamtsassessor O. Weiß.

7. Gesamt-Bergamt zu Obernkirchen. Dieses Steinkohlenwerk war gemeinschaftliches Eigentum von Kurhessen und Fürstentum Bückeburg.

Beamte: Oberberginspektor Fr. Heuser, Berginspektoren Fr. Busse und G. Engelhardt, Assessor W. Spring.

8. Bergamt zu Richelsdorf. Dieses interessante Werk lieferte Kupfer, Kobalt und Nickel. Ersteres wurde aus dem gering mächtigen Kupferschiefer wie im Mansfeldischen gewonnen. Leider war aber der Silbergehalt so unbedeutend, daß eine Extraktion nicht stattfinden konnte. Das Werk wurde verpachtet und kam bald ganz zum Erliegen. Der Verwaltung unterstand auch der Torfstich bei Großenmohr.

Eine Tiefbohrung in Nentershausen vom 18. April 1856 bis 8. Juni 1868, welche den Aufschluß der Steinkohlenformation bezweckte und eine Tiefe von 848 m erreicht hatte, wurde von der preußischen Verwaltung nicht fortgesetzt.

Beamte: Bergrat Siegmund Fulda, Berginspektoren Wilh. Fulda und Th. Wessel, Markscheider Karl Ey.

9. Salzamt Rodenberg.

Beamte: Wilh. Avenarius, Wilh. Dreymann.

10. Bergamt zu Schmalkalden. Gewerkschaftliche Eisen- und Stahl-Berg-, Hütten- und Hammerwerke in der Herrschaft Schmalkalden.

Beamte: Berginspektoren Fr. Danz und H. Merz.

11. Bergamt zu Schönstein. Die Eisenhütte zu Schönstein, sowie die Eisen-Hammerwerke zu Rosenthal und Oberurf. Außer der selbstbetriebenen Eisensteingrube der Haingrube bei Fischbach kamen noch angekaufte Erze aus Wetzlar und von der Mardorfer Grube zur Verhüttung.

Beamte: Oberberginspektor W. von Hagen, Berginspektor G. Württenberger, Rechnungsführer F. Schultheis.

12. Fabrikamt zu Schwarzenfels. Die Kobalterze von Richelsdorf und Bieber gelangten auf dem kurfürstlichen Blaufarbenwerk in Schwarzenfels zur weiteren Verarbeitung und lieferten die Smalte-Farbe, die man zur Färbung des Glases nicht entbehren kann, während sie zur Färbung anderer Gegenstände durch das viel billigere Ultramarin ersetzt wird.

Beamte: Oberhütteninspektor August Wille, Hütteninspektor Friedrich Wille, Rechnungsführer Emil Hön.

13. Salzamt zu Sooden-Allendorf. Diese alte Saline, um deren Besitz schon vor vielen Jahren die Sachsen und Hermunduren blutige Kämpfe führten, ist nun auch zum Erliegen gekommen, die Sole dient nur zum Betrieb des in große Blüte gekommenen Bades.

Beamte: Obersalineninspektor Chr. Sallmann, Salineninspektoren C. Weiß und Benjamin Rieß, Rechnungsführer Chr. Manns.

14. Bergamt zu Veckerhagen. Die Eisenhütte daselbst mit dem Eisen-Hammerwerk zu Lippoldsberg empfing die Erze von Hohenkirchen und Volkmarsen. Erstere waren zum Teil sehr manganreich und kamen nicht zur Verhüttung, erst später konnten sie nach verändertem Hüttenbetrieb gewonnen werden. Weiter standen unter der Verwaltung bzw. Aufsicht die Steinplatten-Gewinnung zu Helmarshausen und einige Braunkohlengruben im Reinhardswald.

Beamte: Oberhütteninspektor Konr. Pfort, Berginspektor Jul. Des Coudres, Rechnungsführer H. Schulz.

Sämtliche fiskalischen Werke standen unter der Ober-Berg- und Salzwerks-Direktion. Deren Beamte waren: Direktor Sigm. Fulda, Oberbergrat Ed. Dunker, Berginspektor Jul. Des Coudres (siehe Veckerhagen), Oberbergsekretär L. Frederking, Repositar H. Ellenberger, Buchhalter, W. Fiedler, Probatore A. Egeling und Ph. Cornelius.

Die Münze zu Kassel wurde verwaltet vom Münzverwalter Fr. Sievers und Münzwardein H. Claus.

(Die Beamten der Bergwerksverwaltung waren nach der Einverleibung durch Austausch ihrer Photographien in Besitz eines schönen Andenkens gelangt.)

Überblickt man diese Verwaltung, so sind nach und nach die Richelsdorfer Werke samt Schwarzenfels durch Verkauf und Betriebseinstellung, die Eisenhütten Veckerhagen und Schönstein durch Verkauf außer Tätigkeit gekommen, die Salinen Sooden und Rodenberg ebenfalls außer Betrieb und die Saline Nauheim durch Austausch anderer Gebietsteile ausgeschieden, auch die Braunkohlenwerke am Meißner und Habichtswald eingegangen. Das Bieberer Werk wurde zunächst außer Betrieb gesetzt und dann verpachtet, ebenso auch die Eisenhütte Holzhausen verkauft.*) Jetzt sind nur noch das Steinkohlenwerk Obernkirchen, die Saline Nauheim und eine Anzahl gewerkschaftliche Braunkohlenwerke in flottem Betrieb.

*) Diese Hütte ist durch Aufgeben des Hochofenbetriebs zu einer Eisengießerei degradiert, die aber in flotten Betrieb gelangt ist.

Westfälische Offiziere.

VIII. Karl Hamel.

Von Rechnungsdirektor A. Woringer.

In unserer, an großen und wichtigen Erfindungen so reichen Zeit ist es vielleicht nicht unangebracht, wenn ich schließlich noch auf eine Erfindung eigentümlicher Art aufmerksam mache, die einem westfälischen Offizier gelang, nämlich auf die Erfindung eines künstlichen Pferds. Der Erfinder war der am 17. April 1789 zu Köthen in Anhalt geborene Karl Hamel. Von seinem Vater, der Stallmeister des Herzogs von Braunschweig war, bereits ebenfalls zum Stallmeister ausgebildet, trat er als maréchal des logis[1]) in die westfälische Chevaulegersgarde ein, wurde 1810 Bereiter mit Sekondleutnantsrang darin und am 11. Mai 1811 Premierleutnant. 1813 war er als solcher Bereiter im 2. Husarenregiment und Reitlehrer an der Militärschule. In den Kriegen, an denen die westfälischen Truppen teilnahmen, hatte er tapfer mitgefochten. Er trug in sieben Feldzügen verschiedene Wunden davon. Wegen seiner treuen Ergebenheit an König Jérôme wurde er am 26. August 1813 geadelt. Er war es, der die sechs Hirsche dressierte, die bei feierlichen Gelegenheiten den Wagen Jérômes zogen, die übrigens nie ganz zahm wurden und deshalb vor dem Einspannen jedesmal mehrere Tage lang müde gejagt werden mußten. 1813 nahm sie Czernitschef mit fort.

Das eifrigste Bestreben Hamels war es, ein Mittel zu schaffen, das die Möglichkeit bot, dem Schüler der Reitkunst Geschmeidigkeit des Körpers und Geistesgegenwart auf leichtere, raschere, gefahrlosere und billigere Weise zu verschaffen, als dies mit Hilfe des lebendigen Pferdes angängig war. Das suchte er durch die Herstellung eines mechanischen Pferdes zu erreichen. „Es[2]) war dies eine dem Vollblutaraber in allen seinen äußeren Teilen mit großem Scharfsinne und vieler Erfindungsgabe nachgebildete Maschinerie, welche, auf einer Säule stehend, durch einen unterhalb an-

[1]) Wachtmeister.

[2]) Poten in „Allgemeine Deutsche Biographie“, Bd. 10, S. 473.

gebrachten Mechanismus eine große Zahl derjenigen Bewegungen nachahmt, welche das Pferd, ohne sich von der Stelle zu bewegen, machen kann: das mechanische Pferd schlägt aus, bäumt sich, bockt, stürzt, überschlägt sich, macht kehrt, weicht den Hand- und Schenkelhilfen usw. Trotz mancher guten Dienste, welche es zu leisten imstande ist, hat es sich nicht eingebürgert, weil seine Leistungen nur einen Teil der reiterlichen Ausbildung, das Festsitzen, fördern, da es fortschreitende Bewegungen nicht ausführen kann und da dem Schüler nur wenig Gelegenheit geboten ist, sein Gefühl zu bilden. Das mechanische Pferd ist in zwölf Exemplaren vorhanden, von welchen das Original sich im Kgl. Akademiegebäude in Stuttgart befindet." Daß Hamel seine Erfindung schon in Kassel vollendet hat, ist wohl nicht anzunehmen; er wird aber hier schon daran gearbeitet haben.

1813 folgte er dem König Jérôme nach Triest, wo sich dieser in der nächsten Zeit aufhielt, von der österreichischen Regierung aufs strengste bewacht. Als Hamel hier im Mai 1815 eines Tages spazieren ritt, wurde ihm von einer benachbarten Höhe ein Stein zugeworfen. Hamel fiel das auf; da die Begleiter Jérômes aber stets von der österreichischen Polizei beobachtet wurden, ritt er zunächst noch ein paar mal hin und her, stieg dann ab und machte sich an seinem Sattel zu schaffen. Hierbei ließ er sein Taschentuch auf den Stein fallen und hob mit dem Tuch unversehens den Stein auf. An diesem war ein Zettel befestigt mit den Worten: „Die Schwalben ziehen über das Meer. Die Diamanten befinden sich im Besitze der Bourbonen." König Jérôme und seine Umgebung deuteten diese Worte richtig dahin, daß Kaiser Napoleon Elba verlassen habe und nach Frankreich segle. Der zweite Satz bezog sich auf die durch Maubreuil der Königin Katharina gestohlenen Juwelen.[3]) Den König hielt es nun nicht länger in Triest; aber ein Anschluß an seinen Bruder war bei der Wachsamkeit der österreichischen Polizei nicht leicht möglich. Man griff deshalb zur List. Der König wurde schwer krank; aus den Rezepten, die die Polizei in der Apotheke einsah, mußte sie ersehen, daß es sich um eine lebensgefährliche Erkrankung handelte, so daß sie in der Bewachung etwas nachlässiger wurde. Unterdessen mietete ein Vertrauter Jérômes, der Konsul Abbatucci, eine Barke unter dem Vorwande, es sollten vier Personen, die wegen eines Duells flüchten müßten, weggeschafft werden. An einem der nächsten Abende, bei dunkelm, wolkenbedeckten Himmel, verließ Hamel das von der königlichen Familie bewohnte Schloß, scheinbar, um, wie er das öfters tat, eine nahe wohnende Fischerstochter zu besuchen, mit der er ein kleines Liebesverhältnis unterhielt, in Wirklichkeit aber, um zu rekognoszieren. Denn ihm folgten drei dicht vermummte Männer, von denen einer der König war. Alles glückte, das Boot war zur Stelle und man ruderte ab. Aber schon nach wenigen Stunden nötigte das Wetter zur Landung bei Pirano an der istrischen Küste. Der König und seine Begleiter suchten eine Kneipe in der Nähe des Meeres auf. Während sie hier beim Abendessen saßen, erschien plötzlich eine Anzahl österreichischer Soldaten. Die Flüchtlinge redeten sofort deutsch und beruhigten dadurch die anfangs argwöhnischen Österreicher. Aber die Sache wurde auf die Dauer doch bedenklich. Da wußte Hamel Rat. Er stellte sich betrunken, fing mit den drei andern Streit an, worauf ihn diese mit den Worten „Laßt uns den betrunkenen Kerl hinauswerfen!" vor die Türe schafften und ihm selbst folgten. Alles wäre gut gegangen, wenn nicht der Degen des Königs klirrend auf die Steinstufen der Treppe aufgeschlagen wäre. Das machte die Soldaten aufmerksam, sie eilten nach und suchten sich der vier zu bemächtigen. Aber diese erreichten glücklich ihr Boot, das sofort abstieß. Die Österreicher sandten ihnen eine Anzahl Kugeln nach, die aber nicht trafen.

Zwei Tage hielt sich das Boot nun auf dem adriatischen Meere, nur mit Mühe englischen Schiffen entgehend. Dann landete man zwischen Casa Bruciata und Ancona. Man stieß hier bald auf einen Generalstabsoffizier Murats, der die Flüchtlinge diesem zuführte. Da aber Jérôme seinen Schwager zum tatkräftigen Auftreten für Napoleon I. nicht bewegen konnte, verließ er ihn und segelte von Neapel aus mit seinen drei Begleitern nach Frankreich. In dem Feldzuge des Jahres 1815 gehörte Hamel dann dem Generalstab Jérômes, der ein Armeekorps führte, als Bataillonschef an und wurde am 18. Juni 1815 bei Waterloo verwundet. Durch Vermittelung der Königin Katharina trat er hierauf 1816 als Stabsrittmeister und Stallmeister des Königs in württembergische Dienste, stieg in diesen bis zum Range eines Generalmajors auf und starb am 18. Oktober 1871, wie er es sich gewünscht hatte, im Sattel hoch zu Roß.

[3]) Siehe „Hessenland" 1908, S. 299.

Hofjuden in Kurhessen.

Von L. Horwitz.

(Fortsetzung.)

Im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts lebte am landgräflichen Hofe zu Kassel der angesehene Kaufmann Abraham David.*) Er entstammte einer wohlhabenden Familie der jüdischen Gemeinde zu Halberstadt, erhielt am 23. April 1711 den Schutzbrief für Kassel; am 29. Juli 1722 wird ihm der Gewandschnitt nicht zugestanden, denn die hiesigen Zünfte fürchteten seine Konkurrenz. „Der Handel mit allerlei Tuch" wird ihm am 24. Juli 1725 gestattet. Abraham David gehörte nicht zu den reichsten Leuten der damaligen hiesigen jüdischen Gemeinde. In den Jahren 1718—1727 war er nur mit 4 Talern zur Silbergeldsteuer veranlagt, während Goldschmidt und Levi 24 und 17 Taler zahlten. Doch stand er an Freigiebigkeit keinem nach; er übernahm oft die Bürgschaft für das Schutzgeld armer Leute, löste oft die Quittungen selbst ein, sandte große Summen nach dem heiligen Lande und spendete für den Neubau der Synagoge in Rotenburg 50 Taler. Mit einem Freipaß von seinem Landesherrn versehen, konnte er seines Fürsten Geschäfte und die seinen stets in Frankfurt besorgen.

Abraham David wurde am 1. November 1727 Hoffaktor. Für seine Leistungen erhielt er 100 Taler „zur jährlichen Hausbestellung" und vier Malter Korn, zwei Malter Gerste und ein Malter Weizen. Diese Vergütung muß ihm eine Zeitlang entzogen sein, erst im Dezember 1734 wurde sie ihm durch Königliche Verordnung aus Stockholm aufs neue gewährt: „Der Casselsche Hoffaktor und Jude Abraham David hat in verschiedenen pressanten Geldangelegenheiten durch Negotiirung einiger Summen nützliche Dienste geleistet und desfalls Mühe und Kosten nicht gespart, so würde es ihn in dergleichen ferneren Vorfallen sehr couragiren", so lautet der Bericht aus Kassel. Der Kabinettsdirektor und Geheime Kriegsrat Möller hatte für Ausführung der Bestimmung zu sorgen. Durch Königliche Verfügung — Stockholm 5/16 August 1740 — wird ihm „das gewöhnliche Futter für 2 Pferde" gewährt. — Auf sein Ansuchen wird dem Hofagenten Abraham David bescheinigt, „daß derselbe, so viel seine Person angehet, vor Unserem allhiesigen Hofgericht sein forum haben, in realibus aber nach wie vor unter des Land-Gerichts Jurisdiktion stehen soll". (10. März 1744).**) —

*) Kasseler Geh. Ratsakten O. St S. 2255.

**) Alexander David, Bruder Abraham Davids, gründete die jüdische Gemeinde Braunschweig.

Den Gebrüdern Moses und Sußmann Abraham war es nicht leicht geworden, einen Titel zu erhalten. Die Gebrüder Abraham stammten aus Petershagen an der Weser, erhielten 1762 die Wohnungsberechtigung für Kassel, nachdem sie schon ihre Tüchtigkeit und Rechtlichkeit als Armee-Lieferanten bewiesen hatten.

Die Ernennung zu Hof- und Kammer-Agenten erfolgte durch Patent vom 2. Februar 1788. — In einer Bittschrift an den Landgrafen vom 27. Oktober 1789 nehmen sie auf frühere Bezug. Sie hätten 18 Kinder, deren Ansehen sich erhöhen würde. Die Berichte der Kriegs- und Kabinettskassen würden ergeben, „daß die seit einiger Zeit abgegebenen englischen und holländischen Wechsel zu hohen Preisen verlassen worden, wovon seit 15 und 20 Jahren ja wohl nie ein Beispiel vorhanden." „In Rücksicht auf das unermüdliche Streben, in allen Lieferungsgeschäften als wahrhaft nützliche Untertanen sich zu zeigen", bitten sie um „gnädigste conferirung eines Gehaltes, um dadurch einer Ermunterung zu fernerem Diensteifer sich teilhaftig zu machen."

Durch Resolution vom 27. Oktober 1789 wurde ihnen ein Gehalt von 100 Tlr. jährlich bestimmt, vom dritten Quartal des laufenden Jahres beginnend. — Wie sehr die Gebrüder Abraham bemüht waren, für die Sicherstellung ihrer Familie zu sorgen, sei durch Nachstehendes bewiesen. Anfangs 1792 bitten sie den Landgrafen um Erteilung des freien Schutzes für ihre sämtlichen Kinder in der Residenzstadt Kassel. Sie rechnen auf Gnade und Milde und auf ihre geleisteten Dienste. „Eine Gelegenheit hierzu gab uns der schnelle Hin- und Hermarsch Höchst dero Truppen, welche wir mit Fourage und Brot zu versehen, gnädigst befehligt wurden. Diesem Höchsten gnädigsten Befehl die untertänigste Folge zu leisten, haben wir in aller Geschwindigkeit vieles Mehl und Fourage in den höchsten Preisen angeschafft und dadurch einen Schaden von mehr als 10000 Thalern erlitten; doch tröstet uns hierbei, daß wir eine neue Probe unserer Fähigkeit und Dienstbeflissenheit abgelegt haben, um das höchste Wohlgefallen zu erwerben." Landgraf Wihelm verfügte nun in Wilhelmsbad, 8. August 1792:

„Denen Gebrüder Moses und Sußman Abraham, wird in Betracht der von ihnen als Hof und Kammer-Agenten, zu unserer vorzüglichen Zufriedenheit, treu geleisteten Dienste der gebetene General-Schutz Brief für ihre sämtliche Kinder Mann-

und Weiblichen-Geschlechts, auf Unsere Residenz-Stadt Kassel, aus besonderer Gnade, zugestanden; und soll solcher alsbald expedirt werden."

Wer die Mühe und Kosten kennt, mit denen die Erlangung eines Schutzbriefes verknüpft waren, wird den Gnadenbeweis zu würdigen wissen. Auch auf Schwiegersöhne wurde der Gnadenbeweis ausgedehnt. Die älteste Tocher des Moses Abraham durfte ihren Verlobten Jacob Hirsch von hier heiraten (erlaubt 30. Oktober 1792), während sein ältester Sohn Abraham Moses am 17. Juli 1795 Hoffaktor wurde.

Im Juli 1795 wurde Herz Baruch aus Bonn, Sohn des Kölnischen Hofagenten Baruch Simon, dem Verlobten der ältesten Tochter Sußmann Abrahams, in der hiesigen Stadt Niederlassungsrecht gewährt, „nachdem er den Beweis des erforderlichen Vermögens, gesetzmäßigen Alters und der Kaution von der Judenschaft erbracht". — Der älteste Sohn Sußmann Abrahams, David Sußmann, wollte sich mit der Tochter des Bankiers Salomon aus Amsterdam verbinden. Die Mitgift betrug 22 500 Gulden. Am 26. April 1796 wurde ihm sein Patent als Hoffaktor verliehen. Am 25. Juli 1804 erhielt sein zweiter Sohn Joseph, Bräutigam der Tochter des Löb Herz Gans, seinen Besitzbrief für Kassel und damit die Erlaubnis zur Heirat, die auch am 28. Februar 1809 Jesaias Rieberg aus Abterode gewährt wurde, um ein Fräulein Abraham zu freien. Erwähnt sei noch, daß den Gebrüdern Abraham die Versorgung von 6000 Mann des Hessischen Hülfskorps für die Preußische Armee nach Frankreich 1792 durch Vertrag mit dem Kriegskollegium übertragen wurde.

Am 2. Mai 1776 wurde Baruch Holländer aus Hamburg als Hoffaktor ernannt, dergestalt, „daß er seinem Erbieten gemäß alle für die Hofhaltung vorfallenden Verrichtungen für Collegia und Kassen treulich besorgen, besonders aber den Debit der hiesigen Lotterien in den Gegenden von Hamburg, Lübeck und Bremen angelegen sein und lassen soll". In diesen Orten, so heißt es in der Bittschrift, sei er als ehrlicher Mann bekannt und sei auch „in Credit". Von seinen dort wohnenden nahen Verwandten und Korrespondenten erwarte er die weitgehendste Förderung seines Unternehmens. Seit 1757 habe er der hiesigen Kriegskasse und dem Hofstaate „sowohl an als abwesend" vorteilhafte und uneigennützige Dienste geleistet. — Am 6. Juni 1786 erbittet Baruch Holländer die gleiche Auszeichnung für seinen Sohn Abraham Wolff. Seit 29 Jahren leiste er dem Hause Hessen-Kassel viele Dienste ohne Gehalt. Die Wechsel habe er zu den höchsten Kursen gekauft und sei unermüdlich gewesen, „holländische und englische Wechsel zu manteniren". Millionenweis habe er die Münze „mit Gold und Silber formirt" und die Klassenlotterie „in den wahren Lauf" gebracht. Mit aller Treue habe er den Landgrafen Wilhelm VIII. und Friedrich II. gedient. Seine Angaben werden von der Lotterie-Direktion, gez. Motz, — 19. Juni 1786 — bestätigt. „Als General-Kollekteur habe er eine considerable Anzahl von Loosen von jeder Lotterie abgesetzt, jederzeit richtig Rechnung geflogen und sich sehr ordentlich und accurat bezeigt". Die Ernennung erfolgte in Wilhelmsbad am 23. Juli 1786.

In der Familie Feidel, deren Andenken hier noch durch viele Stiftungen fortlebt, erbten die Auszeichnungen sich fort. Am 9. Februar 1756 wurde der Schutzjude Feidel David „Livrancier" — Armeelieferant. Sein Sohn David Feidel erhielt sein Patent als Hof- und Kammeragent am 31. August 1764, „weil er bei Höchstdero Kassen mit so vieler Bereitwilligkeit und Treue unverdrossen sich hat brauchen lassen". Nach dem Tode der Hofagentin Witwe Hertz erhielt Feidel eine jährliche Besoldung von 200 Talern. Im Jahre 1785 — 18. Februar — trat sein ältester Sohn David Feidel an Stelle seines Vaters. 1792 — 8. Februar — wurde Feidel David „Ober-Hof- und Kammeragent". Er begründet seine Bitte: „ehe er zu seinen Voreltern Abraham, Isaac und Jakob in die Gruft übergehe". Noch in demselben Jahre — 21. April — erhielt er einen Freipaß für Frankfurt a. M., gleich dem Hoffaktor Meyer Amschel Rothschild, dem Begründer des Welthauses. Zwischen diesen Bankiers entstand nun ein heftiger Wettbewerb um den An- und Verkauf der Wechsel. Rothschilds Intelligenz siegte. Wie sehr der Feidel David bemüht war, seinen Einfluß beim Landgrafen für seine Familie geltend zu machen, sei durch Nachstehendes bewiesen: Am 10. März 1793 erhielt der Oberhof- und Kammeragent Feidel David „Besitz für seine sämtlichen Kinder". Seine Töchter waren verheiratet mit Bankier Poppert in Hamburg, Samson Ruben Goldschmidt und Löb Herz Gans von hier.

Oberhof- und Kammeragent Feidel David hatte zwei Söhne Gumpert und Levy Feidel durch Testament vom 18. Juni 1800 bestimmt, sein Wechselkontor unter der bisherigen Firma „zum Besten ihrer und der übrigen minderjährigen Geschwister" fortzuführen. Im Oktober 1801 bitten die genannten Brüder den Landgrafen, „sie mit dem ihrem verstorbenen Vater beigelegt gewesenen Charakter als Oberhof- und Kammeragenten zur Aufrechterhaltung und Begründung ihres Ansehens im Ausland zu beglücken", und erbieten sich dabei zugleich zu alsbaldiger Erlegung von 100 Dukaten,

wovon 50 zum Unterneustädter Kirchenbau und 50 zur Zivil-Witwenkasse zu entrichten. „Auch dasjenige Kapital von 100 Stück Louisdor, welches Ew Hochfürstliche Durchlaucht unserem verstorbenen Vater bishero mit 5 pro Cento zu verzinsen gehabt und dessen Rückzahlung nun jetzo bey der geschwisterlichen Verteilung geschehen würde, alsdann zu einer gleichen Verzinsung auf unsere Rechnung übernehmen — und noch eine geraume Zeit behalten wollen."

Die Ernennung Gumpert und Levy Feidels zu Hof- und Kammeragenten erfolgte am 30. Oktober 1801. Diese Auszeichnung kostete aber 300 Dukaten, über deren Empfang von der Ober-Rentkammer und Direktion des Zivil-Witwen-Instituts quittiert wird.

(Schluß folgt.)

Wer mag von Tod und Sterben reden.

Wer mag von Tod und Sterben reden,
Wenn Gold durch alle Fluren lacht!
Was gleicht an Farbe, Glanz und Leben
Dem Herbst und seiner Wunderpracht!

Und wär's ein Sterben! Kann es holder
Und besser nicht geschieden sein,
Es schläft die Welt, die schöne, weite,
In Gold und Purpur leise ein.

Hanau-Kesselstadt. Else Hertel.

Schbinnschdoawen.

Skizze in Abteröder Mundart von Helene Brehm.

Schbinnschdoawen! Wie das „Sesam, do dich uff" us'me Merchen gemahnt mich diß Wort! Es wäcket lewe Erinnerungen ahn minne Kinnerdage, unn halb vergässene Bilder schdichen doabie in me uff!

Wänn de Nachberschfrai Schbinnschdoawen healt, des woar ai[1] änn Festdag vär mich kleines Maichen. Dänn saß ich dräwwen in där nedderigen Wohnschdoawen, in där de Dealen dicke mit wissem Säne[2] beschdraiwet[3] woaren, imme Sorgenschdohl des Nachbersch, in däm'e sich rauwede[4], wänn'e sich am'me Dresselbanke[5] meade gearweidet hadde.

Am'me Dische schdungen de rot ahngeschdreachenen Schdeahle met dän hochen Lehnen häbsch in Reihe unn Glead, unn us där Owenkachel schdeach där Duft vunn Kaffee verlockend uff. Uff'me Dische äwwer schdungen de Däller met Blechkoachen, Zucker-unn Schmändkoachen, das woar änn Schdaat! So Koachen wären äwwerhaubt nor in Hessen gebacken, wo's dach sist[6] nor „große Schisseln unn nischt ze ässen" gä sall! — Unn wengestens[7] drei Finger breit mudde där Koachen hoch gese, sist woarsch nischt!

So imme'n Uhrener zwei rimme kamen dänn de Gäste ahn, de Wase[8] Gebderudde, de Wase Dordlie, de Wase Annemarde, de Wase Annekadderine unn wär's sist nach alle woar. — Se kamen in ähren schwarzen Doochröcken, änn wiedes Schärzel[9] värgebungen, das glich dän Jhwest verdecke mudde, dän großen Flicken us ännerem Zick[10], där vorne in de Röcke ingesahst woar, imme[11] 'ne Elle dieres[12] Dooch[13] ze schbare. Schboarsam woar joa das wohl, äwwer scheene nit!

Änne jede drog ähr Schbinnroad in der Händ, am'me Wocken glänzde där gillene Flaß, där meat eime breiden, bunnen Siedenbänd immewickelt woar, unn de Netzedibberchen blitzden nor so, so blank woaren se gebutzt.

Woaren de Gäste alle biesammen, dänn gungs zeerscht ahns Kaffeedrinken. De Dassen worden so vull geschänket, daß ai nach de Ungerdassen vull woaren, dänn vär gizzig wäll doch kenne Husfrai gelle! — Doa saßen dänn de Wiewer imme dän Disch rimme, äwwer 'ne Värdelschdunne devohne ab, hadden de Dassenkebberchen uff dän Disch geschdählt, healden de vulle Ungerdassen, us där se schlearfden, uff dän fimf Fingerschbitzen, unn schdibbeden doazwischen flissig ähren Koachen in. Jch krichede ai minn Schdicke ab unn es äß ze verwungeren, daß me nit alle de Muhlschbärre kreachen vunn däme hochen Koachen!

De wissen Betzelerchen[14] behealen de Wiewer ai in der Schdoawen uff ähren Schdiezerchen[15] sitzen, dach[16] megen änn de schwarzen, ungerm Kinn gebungenen Siedenbänner in där heißen Schdoawen wohl mänchmoal woarm genug gemacht ha!

Woar das große Kaffeedrinken värbie, dänn gungs ahns Schbinnen, unn dänn woar alles in Bewegunge, de Finger meat Flaßzubben, de Feaße meat Dräden, de Mieler[17] meat Schwatzen, de Kebbe meat Nicken unn de Rädder meat Schnurren. — Unn ich

[1] auch, [2] Sande, [3] bestreut, [4] ruhte, [5] Drechselbank, [6] sonst, [7] wenigstens, [8] Base, Anrede für verheiratete Frauen, [9] Schürze, [10] Zeug, [11] um, [12] teueres.

[13] Tuch, [14] kleine, weiße Mützchen, [15] Haarknoten, [16] doch, [17] Mäuler.

guckede unn hearde me dänn vunn mim'me Sorgenschdohl in där Ecken näwen däme großen Himmelbedde, das me minner Meinunge nach ocker[18] meat änner Ledder erschdiche kunne, das Ding meat ahn. Doazwischen summede imme Owen där Kaffeekessel, rochs nach Kaffee unn Koachen — nä, es woar nor scheene!

Das gung non so, bis es dämmerig worde, dänn mudden de Wiewer haime, imme das Veah zu fiddere, das Oawedbrot zerächte ze mache, unn was es sist noch derhaime ze don gabb.

Nach däme Oawedbrote äwwer kamen se wedder, unn dißmoal broachden se ähre Männer meat. Doa worde dänn Brot unn Knackworscht uffgedrain, ai Schnaps, äwwer gegässen woarde dänn nit meh väl, se dadden eigendlich bloß so.

Äwer nit nur de Wiewer, ai de jungen Maichen hadden ähre Schbinnschdoawen. Doa gungs dänn grade so här, bloß meat däme Ungerschiede, daß bie die oaweds de jungen Vorsche kamen, unn daß es bie denen änn bißchen duller härgung als bie dän Ählen. Doa worde dänn mänchmoal där Wocken genummen, ai där Schdrickschdock, wänn eins änn Schdrickewärk meatgebroachd hadde schdadd des Roades, unn dän kricheden se nit err[19] wedder, als bis se'n meat äm'me Kusse losgekaift hadden.

Geschbunnen worde doa nit allzu väl, unn Frai Holle mag mänches Moal druffen vär'me Fenster geschdänn unn ähr bloaes Wunner gesehn ha ahn dänn fuhlen Maichen.

Äwwer die kimmet nun schunn längest nit meh, will's[20] kenne Schbinnschdoawen meh git[21], de Rädder schdänn oawen uff'me Bodden, sinn vun'ne Schbinnewewen immeschbunnen unn driemen[22] vun'ne scheenen ählen Zieden, in dänen se noch nit zumme Nischtdon verdammet woaren wie hiedezedage.

[18] nur.

[19] eher, [20] weil's, [21] gibt, [22] träumen.

Familiengeschichtliche Notizen.

Von Stabsarzt Has-Diedenhofen.

II.

Der 5. deutsche Reichskanzler ein Sohn des Hessenlandes.

Wenn auch der jetzige Reichskanzler, Dr. jur. Theobald von Bethmann Hollweg, einer Frankfurter Familie entstammt, so fließt doch ein reichliches Teil hessischen Blutes in seinen Adern. Sein Urgroßvater J. J. Hollweg (geboren 1748 in Frankfurt) erst nannte sich nach seiner Verheiratung mit S. E. Bethmann (seit 1780) „Bethmann Hollweg". Dessen Urgroßvater wieder war es, der, in Nauheim geboren, aus dem Hessenlande nach Frankfurt verzog und dort 1687 Bürger wurde.

Der auf dem Gebiete der hessischen Familiengeschichtsforschung bekannte Pfarrer Diehl in Darmstadt führt in seinem „Stipendiatenbuch der hessendarmstädtischen Universitäten Gießen und Marburg" als ersten Träger des Namens „Holweg" den Bürger Johannes*) Holweg in Gießen (um 1600) auf. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Familie hier schon länger ansässig gewesen ist. Ein Sohn des Johannes mit Namen Hermann studierte von 1617 bis 1622 Theologie in seiner Vaterstadt und war gleichzeitig Inhaber des Gießener Stipendiums und Mitglied der als wissenschaftliches Institut weitberühmten Gießener Stipendiatenanstalt (1. April 1617 bis 1. April 1622). Als Magister verließ er die Universität und trat in Hessen-Butzbachsche Dienste. Von 1622—24 wirkte er als Nachfolger des Johannes Schmidt als Konrektor an der Lateinschule zu Butzbach. Hier heiratete er am 10. Mai 1624 Katharina Dickhaut, die gleichfalls einer althessischen Familie entstammte und am 16. Februar 1595 in Butzbach geboren war. Bald nach seiner Verheiratung verzog er nach Holzheim in der Wetterau, wo er als Pfarrer bis 1635 blieb, um im gleichen Jahre als zweiter Pfarrer nach Butzbach zu kommen. Hier starb er am 21. Juni 1640. Sein Sohn Johann Valentin, geboren am 15. Juli 1637 in Butzbach, studierte um 1653 ebenfalls zu Gießen und wurde später Pfarrer in Nauheim bei Limburg. In der von dem Schneider Michel Rohrbach — der von 1659 bis 1692 den Glöcknerdienst in Butzbach versah — in das Butzbacher Kirchenbuch eingetragenen Chronik „Erzehlung der vornehmen und gelährten Herrn, die alhie gebohrn" wird er als „h. Johannes Hoolweeg pfarher zu Nawheim bey Schadeck" aufgeführt. Hier heiratete er auch am 14. Juni 1656 Anna Luhmann aus Schwalenberg und starb am 6. Januar 1678.

*) Kiefer in Nr. 9 der „Frankfurter Familiengeschichtlichen Blätter" d. J. nennt ihn Johann Helwig Holweg.

Sein Sohn nun, Georg Philipp Hartmuth Hollweg (geboren 25. April 1657 in Nauheim) war es, der nach Frankfurt a. M. verzog, am 19. März 1687 dort Bürger wurde und somit den Frankfurter Zweig der Familie gründete. Er starb dort am 14. April 1720 als Stadtgerichtsprokurator. Seiner zweiten, am 9. November 1692 mit der am

9. Juli 1661 zu Frankfurt geborenen Rebekka Magdalena Alleintz geschlossenen Ehe entsproß Johann Abraham Hollweg. Dieser, geboren am 13. Juli 1698, heiratete am 2. November 1740 zu Frankfurt Anna Elisabeth Bengerad (geboren 18. November 1703 zu Frankfurt; gestorben 9. Juni 1785 zu Frankfurt) und starb in Frankfurt als Kaufmann am 2. April 1762.

Dessen Sohn Johann Jakob (geboren 7. Januar 1748; gestorben 22. Januar 1808 als Bankier zu Frankfurt) ist der obenerwähnte Urgroßvater des Reichskanzlers. Er nahm nach seiner Verheiratung mit Susanne Elisabeth Bethmann (geboren 3. September 1763 zu Frankfurt; gestorben 1. Juni 1831 in Koblenz) 1780 den Namen Bethmann Hollweg an. Sein Sohn wieder, Moritz August, ist bekannt als preußischer Staatsminister, der am 15. Oktober 1840 in den preußischen Adelsstand erhoben wurde.

Felix Karl Moritz von Bethmann Hollweg (geboren 1824 in Berlin; gestorben 1900 als Kgl. Preuß. Wirkl. Geh. Rat), der Sohn des Moritz August aus dessen Ehe mit Auguste Gebser, und Isabella von Rougemont (geboren 1833 in Paris) sind die Eltern unseres Reichskanzlers, den wir also mit Stolz unter die Reihe „derer berühmten Hessen" zählen können.

III.

Der Grabstein des Großvaters der Gebrüder Grimm auf dem Kirchhofe zu Steinau.

Vor kurzem stand in einer süddeutschen Zeitung eine Notiz über das Grab des Großvaters der Gebrüder Grimm. Danach soll dieses sich auf einem wüst liegenden Teile des Kirchhofs in Steinau a. d. Straße (Kreis Schlüchtern) befinden. Das Grab selbst soll völlig zerfallen und verödet sein, der Grabstein sich aber noch gut erhalten haben. Die noch deutlich lesbare Inschrift laute: „In Hoffnung einer seeligen Auferstehung ruhen hier die Gebeine des weiland hochehrwürdigen und hochgel. Herrn Friedrich Grimm, in die 47 Jahre gewesenen treu eifrigen Pfarrers u. Seelsorgers allhier. Er war geboren d. 2. Martii 1707, trate sein hiesig Ambt an 1730 d. 9. April. Mit seiner Ehegattin Christiana Heilmann zeugte er von 1734—1754 8 Söhne, 3 Töchter, davon ihm aber 7 Söhne und eine Tochter nebst der Mutter in die Ewigkeit vorangegangen. Er folgte ihnen d. 20. Mertz 1777 in dem Alter von 70 Jahren und 9 Tagen. Leichentext: Hebr. XIII, 7."

Der von den 8 Söhnen einzig überlebende war zunächst Amtmann in Steinau, wurde bei seiner Verheiratung nach Hanau versetzt, wo ihm am 4. Januar 1785 sein Sohn Jakob, am 24. Februar 1786 Wilhelm und am 14. März 1790 Ludwig Emil, der spätere Maler, geboren wurde. Kurz nach der Geburt des letzteren starb der Vater, daher zog die Witwe 1791 mit den drei Söhnen nach Steinau und lebte mit ihnen dort in einem kleinen Häuschen an der Brückenstraße, das auch durch eine Gedenktafel als „Grimmhaus" bezeichnet ist, bis sie 1798 mit ihren Kindern nach Kassel zog. Welch köstliche Jugendzeit die drei in ihrem Steinau verlebten, schildern sie selbst in ihren Lebenserinnerungen; Jakob und Wilhelm sollen ihre ersten Märchen ebenfalls hier in Steinau gesammelt haben.

Vielleicht genügt der Hinweis hier in diesen Blättern, um den Grabstein als familiengeschichtliches Dokument der Nachwelt und insbesondere den Verehrern der Gebrüder Grimm zu erhalten!

Vom Kasseler Hoftheater.

Durch zwei wirkliche „Taten" hat sich die Theaterleitung in dieser Berichtsperiode verdient gemacht: durch die Neueinstudierung von Hebbels „Agnes Bernauer" und die Uraufführung des dreiaktigen Schauspiels „Simone" von Brieux. Denn daß die Wiederaufnahme des Auerbach-Birch-Pfeifferschen Rührstückes „Dorf und Stadt" etwas sonderlich Erfreuliches gewesen wäre, wird im Ernst niemand behaupten. Sind schon die Gestalten der Auerbachschen Dorfgeschichten allzusehr von des Gedankens Blässe angekränkelt, um als Wirklichkeitsbauern gelten zu können, so verlieren sie, wenn sie ins scharfe Licht der Szene gerückt und mit Birch-Pfeifferscher Sentimentalität vorgeführt werden, den Rest von Glaublichkeit und damit von Interesse. Unsere Großeltern zwar haben sich an dem Stück erbaut. Denn die Birch-Pfeiffer hat stets mit großem Feingefühl die Bedürfnisse und literarischen Forderungen ihrer Zeit erkannt und zu befriedigen gesucht. Sie hat instinktiv das Hindrängen zum Bauernstück gefühlt und die Dialektdichtung vorweggenommen. Wir aber sind inzwischen gewöhnt worden, andere Anforderungen an die Wirklichkeitstreue und Lebenswahrheit der Bühnenfiguren zu stellen, und so erwies sich die versuchte Wiedererweckung der selig entschlafenen „Frau Professorin" trotz der Anstrengung der Künstler als ein vergebliches Mühen. Um so dankbarer ist die Wiederaufnahme von Hebbels „Agnes Bernauer" ins Repertoir zu begrüßen. Denn mehr als alle andern Hebbelschen Dramen ist dieses geeignet, den Dichter unserm Herzen näher zu bringen. Wenn ihm sonst allzuhäufig die Darstellung reiner Liebe mißlingt und ins Schwül-Sinnliche überschlägt, — hier hat er Liebesszenen von höchster Anmut und ergreifender Lebendigkeit geschaffen. Eine hohe Tragik, einfache und tief menschliche Konflikte — die in seinen früheren Werken nicht immer sich finden, — reißen uns, in unmittelbar anschaulichster Weise vorgeführt, mit fort. Der Schluß der Dichtung zwar versagt — wie bei all den zahlreichen Bearbeitungen, die der Stoff vorher schon gefunden. Er wirkt trotz aller haarscharfen Dialektik, die der Dichter anwendet, unwahr und abstoßend, und man denkt unwillkürlich an Geibels Wort, das er Hebbel gewidmet: „Hättst Du die Sühnung zur Kraft, dicht würde das Volk Dich umjauchzen" ... Niemand im Publikum kann sich auf die Seite Albrechts

stellen, wenn er den politischen Ansichten seines Vaters zustimmt. Die ganze Darlegung, die die Tötung der Agnes rechtfertigen will, mag uns einen Augenblick einleuchten, ihre Unwahrhaftigkeit hält keiner noch so kurzen Erwägung stand. Und so nimmt man denn auch aus diesem Hebbelschen Stück keinen ungetrübt nachhaltenden Eindruck mit sich, wohl aber überwiegt all das Große und Schöne, das uns der Dichter zeigt, diesen Mißklang.

Die Aufführung war ganz vortrefflich. Aus der großen Zahl der Mitwirkenden seien mit ganz besonders rühmender Anerkennung Frl. Stiewe hervorgehoben, die die Titelrolle mit entzückender Naivetät und Hingabe verkörperte und ergreifende Töne des Schmerzes zu finden wußte, sowie Herr Herzberg, der den fürstlichen Gatten mit sicheren Strichen temperamentvoll zeichnete, und Herr Bohnée, der den Herzog Ernst mit künstlerischem Feingefühl spielte. Die Regie des Herrn Herßer leistete Hervorragendes. Massen- und Einzelszenen, die Anordnung jedes Bühnenbildes, das Zusammenspiel, all das ließ die kundige Hand des schaffensfreudigen Fachmannes erkennen, der sich des Werkes mit liebevoller Hingebung angenommen hatte.

Dann wurden wir, wie bereits erwähnt, mit der Uraufführung der deutschen Übersetzung des Brieuxschen Dramas „Simone" erfreut. Daß eine Provinzbühne die erste Vorführung des Werkes eines anerkannten Dichters sich zu sichern vermag, ist selten. Gewöhnlich hält das Berlin für sein verbrieftes Recht. Um so höher schlagen wir das Verdienst unserer Theaterleitung an. Denn die Einführung des Brieuxschen Stückes auf die deutsche Bühne ist nicht nur ein theatralisches, es ist auch ein literarisches Ereignis.

Wir haben hier in Kassel schon Brieux in der „Roten Robe" als tief schürfenden Seelenforscher, als überaus gewandten Charakterzeichner, als theatralisch geschulten Knotenschürzer und Entwirrer kennen gelernt. In seinem neuen Stück fehlt keine dieser Eigenschaften Man merkt wieder einmal, wie die feste, den Franzosen eignende, Jahrhunderte alte dramatische Tradition ihre prächtigen Früchte trägt. Unberührt von der bei uns wieder und immer wieder gepredigten These, daß die Handlung in einem Drama nebensächlich, ja entbehrlich sei, führt er uns eine straff aufgebaute, logisch sich entwickelnde Handlung vor. Er ist ja kein deutscher Dramatiker und hat deshalb nicht, wie etwa Sudermann, zu fürchten, daß man seine Spannung Theatralik nennt und ihn zu belehren versucht, daß Bühnenwirksamkeit eines echten Dichters unwürdig sei. Diese ästhetische Irrlehre, geboren aus der schöpferischen Unfähigkeit so manches auf den Schild gehobenen deutschen Dramatikers, gegen die sich schon Grillparzer mit dem Wort wendet: „Das echt Dramatische ist immer theatralisch", wird nie deutlicher ad absurdum geführt, als wenn man die innige, hingebende Anteilnahme des Publikums an Stücken, wie das Brieuxsche, beobachten kann. Aber dieses Stück zieht seinen Wert nicht aus der spannenden „Fabel" allein. Es zeigt einen überaus interessanten Konflikt und weiß die psychischen Kämpfe der Hauptpersonen mit dichterischer Meisterschaft zu verkörpern.

Edouard von Sergeac hat seine Frau in den Armen seines besten Freundes ertappt. Er hat in blinder Raserei die Frau auf der Stelle erschossen und sich eine Kugel in die Brust gejagt. Der Verführer ist entkommen und hat wenige Tage später Selbstmord verübt. Diese Vorgänge werden uns auf eigentümliche Weise kundgetan. Infolge der schweren Verletzung und des erlittenen Nervenchocs hat Sergeac jede Erinnerung an diese Ereignisse verloren. Bei Beginn des ersten Aktes ist er gerade genesen. Er hält die von ihm Getötete für lebend. Vor unseren Augen veranlaßt ihn der Arzt sich nach und nach zu erinnern. Theatralisch ist das ganz außerordentlich wirksam. Mag man auch die Verwendung eines solchen, sicherlich nicht allzuhäufig vorkommenden pathologischen Falles, wie der Verlust des Gedächtnisses es ist, für gesucht und ein wenig „Theatermache" erklären, — die Art der Mitteilung zwingt uns zum Miterleben. Der zweite und dritte Akt spielen fünfzehn Jahre später. Sergeac hat eine Tochter Simone, die von der Katastrophe, die ihr die Mutter raubte, nichts weiß. Sie ist in dem Glauben erzogen worden, ihre Mutter sei das Opfer eines Unfalles geworden, und ihr Vater hat sie gelehrt, die Verblichene als das Musterbild weiblicher Tugend und Zärtlichkeit zu verehren. Um Simones Hand bewirbt sich ein prächtiger junger Mann. Sie liebt ihn wieder. In einer Szene voll hinreißender poetischer Stimmung gibt sie ihm das Jawort. Aber Michels Vater, der die Tragödie im Hause Sergeac erfahren hat, widersetzt sich der Verbindung. Simone ist verzweifelt und spürt dem Geheimnis nach, das ihr Liebesglück vernichtet. Als sie es entdeckt hat, als alles, was sie bisher verehrt hat, in den Staub gezerrt ist, als sie erfährt, daß die von ihr so schwärmerisch verehrte Mutter eine Dirne, der geliebte Vater ein „Mörder" ist, ist sie gebrochen und fassungslos. Es schaudert sie die Hand zu berühren, die die Mutter getötet. Sie will das Haus des Vaters verlassen. Selbst Michel, der zu ihr zurückkehrt, will sie nicht wiedersehn. Und diese tief ergreifende Frage: „Wie soll sich die Tochter dem Vater gegenüberstellen, der an der Mutter seine beleidigte Ehre blutig gerächt?" sie schwingt in der künstlerischen, jedem Zuviel abholden Art, wie sie nicht nur in Worten, sondern auch in dramatischen Vorgängen vor uns erörtert wird, in jedem Zuschauer ergreifend, spannend, fortreißend mit. In durchaus natürlicher Weise wird die versöhnliche Lösung gegeben. Simones Großvater, der Sergeac die Tötung der Tochter verziehen, tritt als Richter auf. Er führt Simone in die Arme des Vaters zurück, der gelitten, gebüßt, gesühnt hat.

Mit sorgfältiger Hand sind die Charaktere gezeichnet; folgerichtig spielen sich die Begebenheiten ab; mit großem Verständnis für die eigentümliche Optik und Akustik der Bühne wird eine dramatische Wirkung an die andere gereiht. Der Beifall, den das Publikum spendete, war daher begreiflich.

Herr Alberti gab den Sergeac. Er spielte die Rolle nicht, er lebte sie. Bis in jede kleine Einzelheit wußte er uns die Figur des Rächers seiner Gattenehre zu verkörpern. Er schuf eine Musterleistung und verdiente den lebhaften Applaus, mit dem ihn die Zuschauer auszeichneten. Frl. Stiewe als Simone entzückte durch ihren herzlichen, frischen, lebenswahren Ton. Auch die Seelenkämpfe, den Schmerz und die Verzweiflung wußte sie ergreifend und mit tiefer Wirkung zum Ausdruck zu bringen. Herr Bohnée als Großvater Lorsy spielte natürlich und lebenswahr, Herr Hellbach war ein vortrefflicher Sergeac sen., Herr Herzberg ein sympathischer Michel, Herr Jürgensen ein wirklichkeitstreuer Mignier.

Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient die Regie. Sie schöpfte den Stimmungsgehalt des Werkes voll aus. Die Gewitterschwüle im ersten Akt ward durch die verhaltene, dumpfe Sprechweise zur Geltung gebracht. Leider scheint aber die Akustik des neuen Hauses solch gedämpfte Konversation nicht zu vertragen. Der ganze Ton des Stückes, das sorgsam abgeschliffene Zusammenspiel, das Arrangement der Zimmer zeugte von der emsigen Arbeit und dem künstlerischen Verständnis, mit dem der Regisseur — Herr Jürgensen — seines Amtes gewaltet.

Hermann Blumenthal.

Treuchen.

Skizze von Mary Holmquist.

(Schluß.)

Ein stürmischer Tag. Regen und Schneeschauer. Lene kämpft sich tapfer durch mit dem Körbchen, in dem Schillbachs Mittagessen verpackt ist. Viele Frauen und Kinder haben den gleichen Weg.

Jetzt sieht man in einiger Entfernung eine Menschenansammlung, die ihnen langsam entgegenkommt. Bald ist zu erkennen, daß ein Schwarm Neugieriger einen Krankenkorb umgibt, der vorsichtig von vier Männern getragen wird. Als der Zug näher kommt, drängt auch Lene mit angstvollen Augen an den grünen Korb heran. Und sie hört Stimmen, die aufgeregt berichten, was sich zugetragen. „Abgestürzt", — „vom zweiten Stock", — „das Gerüst war gut, aber er wohl nicht ganz sicher auf den Beinen", — „Schillbach soll er heißen", — „Schädelbruch", — „Krankenhaus", — so wispert und flüstert es aufgeregt um Lene herum.

Sie taumelt, als sie den Namen hört. Die Erbsensuppe sickert durch den Korb auf ihre Schuhe. Sie lehnt sich an ein Haus.

„Kind, geh' nach Hause; was willst Du hier?" sagte jemand zu ihr.

Und mechanisch geht sie nach Haus. Dort sagt sie nur: „Schillbach ist tot."

„Himmel, Mädchen, ist's wahr? Wie denn? Nu erzähl' doch! Und ich krieg' noch mein Geld!"

Da war nun nichts zu wollen. Heinrich Schillbach war auf dem Wege ins Krankenhaus gestorben, und Geld hatte er nicht hinterlassen, nur ein paar alte Kleidungsstücke. Als Frau Göbel an ihren Schrank ging, um zu sehen, ob sie noch Papiere von Schillbach da habe, fiel ihr ein, das Geld in der Schachtel zu zählen. Zum Troste, damit ihr die Einbuße der letzten Woche vielleicht nicht so schwer würde.

Da entdeckte sie den Verlust der zwanzig Mark.

Das gab eine Aufregung! Alle Nachbarinnen liefen herbei auf die Kunde. Wer konnte nur der Dieb sein? Er mußte einen Nachschlüssel haben! Aber warum hat er das andere Geld alle liegen lassen? Das war so sonderbar. Man redete hin und her. Der Revierschutzmann sollte eben geholt werden, als jemand sagte:

„Sollte etwa der Schlafbursch, der Schillbach —?"

„Nein", klang es da, zitternd, aber eindringlich aus der Ecke, wo Lene stand. Alle fuhren herum. Frau Göbel schoß auf das Kind los:

„Was weißt Du davon? Daß Du alles sagst!" Sie packte Lene an der Hand.

„Ich will es Ihnen allein sagen, Frau Göbel." Die Kleine war so totenblaß, hatte solch sonderbaren Blick, daß die Frau sich bewogen sah, Lene mit in die Kammer zu nehmen.

„Schillbach hat das Geld nicht genommen, ich habe es getan."

„Du, Du miserables Mädchen hast mir mein sauer Verdientes gestohlen! Du, der ich alles zugute getan hab'? Du undankbares, schlechtes Geschöpf! Du Diebsgesicht!" Und hageldicht fielen die Schläge auf des Kindes schmalen Rücken nieder. Wimmernd wand es sich unter den kräftigen Fäusten, bis diese erlahmten.

„So, nun marsch ins Bett, verdienst freilich nicht, unter meinem Dache zu bleiben. Ich weiß noch nicht, wie ich's mit Dir mache! Und was haste mit dem Geld angefangen, Du Diebsgesicht, he?"

„Ich — hab' — es — vernascht."

Nun auch noch lügen! Stehlen und lügen! O, wie schlecht, wie namenlos schlecht kam sie sich vor. Aber auf ihn, dem sie so viel zu danken gehabt hatte, sollte kein Verdacht fallen.

Am andern Morgen bat Lene Frau Göbel, einen Weg für sich selbst gehen zu dürfen.

„Geh, wohin Du willst," war die kurze Antwort.

Als sie zurückkam, sagte sie, sie könne beim Bäcker Hintze morgens Backwaren austragen und jede Woche eine Mark dafür bekommen. Frau Göbel möchte ihr das doch erlauben, sie könne dann doch ihre Schuld mit der Zeit abtragen.

„Ja, geh', und schaff' mir wenigstens so mein Geld wieder."

Nachdem Lene einige Wochen allmorgendlich gewissenhaft alles besorgt hatte, schlug ihr Frau Hintze vor, gegen Entgelt ihre vier Kinder nachmittags zu hüten. Frau Göbel war es zufrieden. Ihr lag nur daran, möglichst bald wieder zu ihrem Gelde zu kommen.

Es war März. Schmutziges warmes Tauwetter, schwere Luft.

Lene war glücklich, wie seit langer Zeit nicht. Heute waren die zwanzig Mark fertig abgetragen.

Frau Göbel hatte nur gesagt: „Na, so ist's recht. Nu mach' nur nicht wieder solche Sachen, sonst kommst Du noch mal ins Gefängnis, das kann ich Dir sagen." Die Kleine war blaß und noch schmäler geworden als früher, hatte müde Augen und schwere Bewegungen.

Nachdem das erlösende Gefühl, die Schuld abgetragen zu haben, die erste Kraft verloren, kam eine große Erschöpfung über das Kind. Doch weiter lief es auf Frau Göbels Geheiß durch Wind und Wetter, bis es eines Morgens hustend und fiebernd

dalag, unfähig aufzustehn. Es wurde schlimmer und schlimmer trotz Frau Göbels Lamento.

Die Wangen brannten, die trocknen Lippen redeten unaufhörlich.

Der endlich herbeigeholte Armenarzt hatte erklärt, es müsse jemand nachts bei dem Kinde wachen.

Äußerst mißmutig saß Frau Göbel, mit einer großen Kanne Kaffee und einer kleinen, geheimnisvollen Flasche neben sich, am Tisch.

Lene redete immer lauter und wilder, bäumte sich auf und rief:

„Vaterchen, Vaterchen, ich bin kein Treuchen mehr! Ich habe ja gestohlen! Gestohlen hab' ich! Nun bin ich ganz schlecht, Vaterchen!"

Frau Göbel war es äußerst unbehaglich zu Mute. So 'ne Wirtschaft! Na, wenn die Lene wirklich noch durchkam, sie behielt sie wahrhaftig nicht bei sich. Das konnte sie nicht durchsetzen. So 'n heimliches, duckmäuseriges Ding, und wie hat sich's angestellt, als sie damals das unnütze Karnickel vergiftet hat, das Lene immer von der Arbeit abhielt! Dann gar der Diebstahl, und nun gleich wegen ein Paar nasser Füße so 'ne Krankheit zu kriegen! Wer hatte von allem die Aufregung? Sie! Das machte sie nicht mehr mit!

„Vaterchen," gellte es von dem Bett her, „sag' doch nur einmal noch Treuchen! Ich hab's doch tun müssen, er hat mir doch das Leben gerettet, Vaterchen, und war so gut zu mir. Und er brauchte es doch!"

Frau Göbel horcht auf. Sind das Fieberreden, oder sollte Schillbach — —?

Sie sitzt ganz nachdenklich da. Dann wird sie rührselig und murmelt vor sich hin: „Ja, wenn's so war! — Aber ich hab' doch wahrhaftig auch meine Schuldigkeit an ihr getan! Und sie konnte doch sagen, wie's zusammenhing, aber nee, nix gesagt und nix gesagt. Un seit se krank is, hab' ich ihr schon sieben Eier ausgeschlagen, un Hafersuppe hat se gekriegt, sogar mit Rosinen. Un 'ne schöne Leiche soll se auch haben. Den Sarg muß ja die Armenverwaltung bezahlen. Aber Laub zu zwei Kränzen muß mir mein Gemüsegärtner geben, und Werners Anne kann Papierrosen dazu machen, und mer gehn alle mit nach'm Friedhof."

Verzweifelt schrillt es wieder vom Bett her: „Lene ist ein Diebsgesicht! Ist kein Treuchen mehr! Ein Diebsgesicht, Vaterchen, ein Diebsgesicht."

Frau Göbel hält das Kind, das sich qualvoll windet, und redet ihm begütigend zu. Aber die Worte dringen nicht zu der umschleierten Seele.

Als fahler Tagesschein ins Zimmer dringt, liegt das Kind ganz ruhig.

Frau Göbel geht hin und neigt sich über das Lager. Gott, der sonderbare Ausdruck! Sie flüstert erschrocken: „Nu is es wohl bald vorbei."

„Vorbei", kommt es wie ein schwerer Seufzer von der Kleinen Lippen. Hat sie das leise Wort vernommen, oder entrang es sich ihrer Brust im Bewußtsein der Erlösungsstunde?

Und jetzt lächelt das spitze Gesichtchen. Kindlich, glücklich, strahlend.

Leise klingt es: „Und nun sagst Du d o c h Treuchen zu mir? Ach, Vaterchen — — —."

— — — — — — — — — — —

Und Treuchen ist daheim.

Aus alter und neuer Zeit.

Zu Rudolf Oesers fünfzigstem Todestag.

Am 13. Oktober d. J. war ein halbes Jahrhundert verflossen, seit R u d o l f O e s e r (pseud. O. G l a u b r e c h t) zu Lindheim in der Wetterau verstarb. Dieser Autor gehört zu den hervorragenderen deutschen Volksschriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Bis in die heutige Zeit haben seine Erzählungen ein dankbares Lesepublikum gefunden und sind in zahlreichen Ausgaben, sogar teilweise in französischen und englischen Übersetzungen erschienen. Als hessischer Landsmann, der indessen trotz seines regen Heimatgefühles eine echt deutsche Gesinnung besaß, ist uns Oeser-Glaubrecht doppelt wert. Er verdient allezeit unsere dankbare Erinnerung und Wertschätzung, um so mehr als heutzutage der Kampf gegen die Schundliteratur zu den wichtigsten Aufgaben des Volksfreundes gehört.

Rudolf Oeser wurde zu Gießen am 31. Oktober 1807 geboren als Sohn des Hofgerichtsrats Jakob Oeser (jetzt Sonnenstraße Nr. 6, im Hause des Herrn J. Weisel). Die altertümliche Stadt, die damals noch ihre sämtlichen Befestigungsanlagen hatte, erweckte frühzeitig in dem befähigten Knaben die Neigung zu geschichtlicher Lektüre, wie anderseits auch die Zeitereignisse der napoleonischen Epoche ihre Wirkung auf das leicht empfängliche Jugendgemüt nicht verfehlten. Der Durchzug des Blücherschen Heeres mit den Korps York, Langeron und Sacken gehören zu den frühesten Erinnerungen aus der Knabenzeit. Nach dem Besuche des Gießener Gymnasiums, wo der bekannte Pädagoge Curtmann zu den Lehrern zählt, dem er die beste Anregung nnd Förderung verdankt, bezog Oeser zu Ostern 1827 die Landesuniversität, wo er sich dem Studium der Theologie und der schönen Literatur widmete. Die

einseitige altrationalistische Richtung stieß jedoch den ethisch veranlagten Jüngling ab, dessen Interesse vornehmlich den Forschungen der neutestamentlichen Exegese galt. Besonders fühlte er sich hingezogen zu dem geistvollen und trefflichen Professor Hundeshagen (später in Bern, Heidelberg und Bonn), dem Verfasser des bahnbrechenden Werkes: „Der deutsche Protestantismus". Mit dem gelehrten K. Weigand (dem Fortsetzer des Grimmschen Wörterbuches) hatte er ein literarisches Kränzchen. Im Frühjahr 1830 schloß eine glänzende Prüfung die Universitätszeit ab. Sein weiteres Leben spielte sich in bescheidenem äußeren Wirkungskreise ab. Nachdem er zwei Jahre als Hauslehrer in Pfungstadt bei Darmstadt gewirkt hatte, verbrachte er die Jahre 1833—35 zu Rodheim bei Nidda als Assistent des Pfarrers Simon (des späteren tüchtigen Superintendenten von Oberhessen). Im September 1835 wurde er sodann zum Pfarrer in Lindheim a. d. Nidder ernannt, wo er 24 Jahre, bis zu seinem Tode (13. Oktober 1859), allezeit in treuer Arbeit seines Amtes gewaltet hat. In diesem so idyllisch in der gesegneten Wetterau gelegenen Dorfe hat er auch seine Volkserzählungen geschrieben, die in mannigfacher Hinsicht einen Berthold Auerbach und seine noch unglücklicheren Nachtreter weit hinter sich lassen. — Im Jahre 1841 erschien seine Erstlingsschrift „Anna die Blutegelhändlerin". Trotz einzelner Mängel hatte die bescheidene Erzählung schon einen großen Erfolg. (Nach 3 Jahren wurde sie sogar in das Französische übersetzt und sehr hübsch illustriert [Straßburg bei V. Bevrault].) Die folgenden Erzählungen, die „Heimkehr", „Das Volk und seine Treiber", „Das Haidehaus", bilden schon einen bedeutenden Fortschritt durch ihre größere dramatische Lebendigkeit und die unverkennbare Besserung des Dialogs. Als die besten seiner Erzählungen in Bezug auf poetische Empfindung müssen wohl der „Zigeuner" und der „Kalendermann vom Veitsberg" gelten. Letztere Schrift erschien 1851 in englischer Übersetzung (in London und Dublin: „The village astronomer"). Ebenso nehmen die „Erzählungen aus dem Hessenlande" und die „Heimatlosen", wo die Wirkungen der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit auf das deutsche Bürgertum geschildert werden, eine hervorragende Stelle ein. Sehr ansprechend sind auch die „Goldmühle" (1854 in Toulouse erschienen als „Le moulin d'or") und „Das Wassergericht", das leider unvollendet blieb und 1860 von J. G. Diegel herausgegeben wurde.

Dr. A. R.

Aus den Erinnerungen eines Kasseler Gymnasiasten. II.

Es war kurz nach dem Manöver des Jahres 1858, als ich mit meinem Altersgenossen und Schulfreund E. v. H. das naheliegende Manöverfeld durchstreifte und nach gewohnter Bubenart nach unverschossenen Platzpatronen suchte. Unser Bemühen hatte auch guten Erfolg, denn mit ziemlich reicher Beute beladen konnten wir nach Kassel zurückkehren. „Was nun tun? Wenn jene Dinger allein schon so laut knallen, was mag das für ein Getöse geben, wenn alle die aufgefundenen in ein Bündel geschnürt, zugleich platzen werden?" war unser Gedanke. Nach langen Erwägungen kamen wir zu dem Entschluß, die Patronen in einen alten, uns zu Gebote stehenden Kaffeekessel zu schütten, diesen gehörig zu verstopfen und mit einer Zündschnur zu versehen. Die so fabrizierte Bombe legten wir eines Abends, als der Friedrichsplatz und seine Umgebung von Menschen ziemlich leer waren, in der Nähe des Kurfürstlichen Schlosses nieder, zündeten die Zündschnur an und verschwanden dann sofort, um von unseren auf der anderen Seite des Platzes befindlichen Wohnungen aus den Erfolg abzuwarten. Kaum waren wir dort angekommen, so platzte auch unsere Bombe, und die ganze Umgebung hallte von der gewaltigen Detonation wieder, was uns bösen Buben natürlich große Freude verursachte. Diese sollte jedoch bald in das Gegenteil umschlagen. Erschreckt liefen die Leute auf den Straßen zusammen, die Fenster wurden allenthalben aufgerissen und alles fragte nach der Ursache und Wirkung der Explosion. Auf der nahen Hauptwache wurde es unheimlich lebendig. Der wachthabende Offizier stürmte mit etwa 20 Mann heran und zitternd und bebend vernahmen wir das Kommando: „Zur Attacke, marsch, marsch!" — Uns bebte das Herz bei dem Gedanken, von den Soldaten aufgespießt zu werden. — Unmittelbar nach dem Aufzug der Patrouille ertönten in den einzelnen Kasernen die Alarmsignale. Soldaten und Offiziere rannten ihren Kasernen zu, Patrouillen durchzogen die ganze Nacht hindurch von Zeit zu Zeit die Straßen, und deutlich konnten wir Übeltäter, die wir bis zum Morgen keinen Schlaf fanden, die Schritte der Soldaten vernehmen.

Am folgenden Tag war selbstverständlich das Ereignis der Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs und man redete vielfach von einem Attentat auf das Kurfürstliche Schloß oder gar auf die Person des Kurfürsten. An einen bösen Bubenstreich dachte wohl niemand.

Mein Freund und ich beobachteten wohlweislich das tiefste Schweigen, denn er mochte den gleichen Respekt vor seines Vaters Reitpeitsche haben, wie ich vor dem Spanischrohr meines Onkels, bei dem ich wohnte. Wir haben, wie wir uns später eingestanden, manche schlaflose Nacht mit der Befürchtung zugebracht, in Ziegenhain einige Zeit mit dem grauen Jäckchen angetan, hinter Schloß und Riegel sitzen zu müssen.

Im Jahre 1870, also 12 Jahre später, besuchte ich mit meinem Vater die Kasseler Industrie-Ausstellung. Ein Verwandter unserer Familie, der im Jahre 1866 als Oberst pensionierte hessische Oberstleutnant v. N., gesellte sich uns zu, und bald kamen wir auf allerlei Dinge aus der hessischen Vergangenheit zu sprechen. Der Vetter erzählte uns auch u. a. von jener unruhigen Nacht, die er s. Z. wegen des vermeintlichen Attentats gehabt habe. So habe er als damaliger Major mit seiner Artillerie-Abteilung die Nacht hindurch auf dem innern Hof der Kaserne zugebracht und auf weitere Befehle gewartet.

Ich konnte nun nicht zurückhalten, ihn über den wahren Sachverhalt aufzuklären und mich als den Mitattentäter zu bekennen. Zu befürchten hatte ich ja nichts mehr. Der gute Herr Vetter sah mich lange Zeit sprachlos an und drückte dann seine Zweifel an meinem Bekenntnis aus. Es schien ihm ganz unglaublich zu sein, daß die Geschichte nichts anderes als ein loser Streich gewesen sein könnte.

Mir kam es sehr zu statten, daß mein Jugendfreund und Spießgeselle, der Leutnant v. H., auch an jenem Tage in den Ausstellungsräumen weilte, und ich versäumte nicht, ihn als vollgiltigen Zeugen herbeizuholen. Als nun auch dieser meinem ihm wohlbekannten Vetter den Sachverhalt mitteilte, schüttelte der Alte sein Haupt und brummte in gerade nicht wohlwollender Weise die Worte in seinen Bart: „Böse Jungen! Böse Jungen!“ K. K.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der erste Herrenabend des hessischen Geschichtsvereins in Kassel wurde am 18. Oktober durch den Vorsitzenden General Eisentraut eröffnet, der noch einmal allen dankte, die zum Gelingen der Jubiläumsfeier beitrugen. Der Schriftführer verlas eine große Reihe gelegentlich der Feier eingegangener Glückwünsche. Der Vorsitzende kam dann auf die Beschaffenheit des Denksteines auf dem Forst zu sprechen und gab dem Wunsche Ausdruck, daß der Magistrat Schritte zur würdigeren Gestaltung des Denkmals und seiner Umgebung unternehmen werde. Kanzleirat Neuber schilderte die am 18. Oktober 1863 zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig auf dem Forst abgehaltene Feier, worauf Rechnungsdirektor Woringer auf Grund von Aufzeichnungen eines Bäckergesellen aus 1763 hochinteressante Mitteilungen über ein wenig bekanntes (viertes) Kasseler Wahrzeichen machte. Der genannte Bäckergeselle namens Reusmann nennt nämlich als solches einen Hahn, der auf dem (Altstädter) Rathaus gestanden und die Inschrift getragen habe:

Wenn dieser Hahn wird laute krähn,
Dann wird den Bürgern ihr Recht geschehn.

Der Vorsitzende wies sodann darauf hin, daß beim Abbruch des Stadtbaues alte Befestigungsmauern zum Vorschein gekommen seien, worauf Redakteur Heidelbach mitteilte, daß Architekt Stück sich beim Abbruch des ganzen Komplexes über alles Bemerkenswerte genaue Aufzeichnungen gemacht habe und diese seinerzeit im „Hessenland“ zu veröffentlichen gedenke. Zum Schluß verlas der Schriftführer einen Aufsatz des Postsekretärs Kunke in Steinau a. O. über den auf dem Melsunger Friedhof bestatteten russischen Obersten Bedriaga. — In der Monatsversammlung am 25. Oktober wurden zunächst die Herren Stadtbibliothekar Dr. Gundlach und Bibliotheksdirektor Professor Dr. Steinhausen als Mitglieder des Redaktionsausschusses wieder gewählt. Dann sprach Schriftsteller Hermann Schelenz über „Goldmachen und Goldmacher am hessischen Hofe“. Redner gab zunächst einen umfassenden Überblick über die weit zurückreichenden Bestrebungen der Menschheit Gold zu machen, berichtete über das Auftreten von Alchimisten in verschiedenen Ländern zu den verschiedensten Zeiten und ging dann zu den alchimistischen Bestrebungen auf hessischem Boden über. Wohl der erste, der hier Goldmacheversuche anstellte, war Ludwig Neißer, der unter Heinrich III, zur Zeit des Hofmeisters Hans v. Dörnberg nach Marburg kam; 1483 soll er dort eine gelungene Transmutation aus 16 Teilen Quecksilber und einer roten Tinktur gemacht haben. Auch Wilhelm der Ältere und Wilhelm der Weise waren dieser Kunst nicht abhold, und vollends Landgraf Moritz huldigte starken alchimistischen Neigungen; er war es auch, der 1610 das erste deutsche Laboratorium begründete. Zahlreiche Alchimisten hielten sich an seinem Hofe auf, und so konnte es nicht fehlen, daß die Versuche der Goldmacherkunst dem Lande große Summen kosteten. Er legte auch eine umfangreiche alchimistische Bibliothek an, die nächst der Prager noch heute als die größte gilt. Redner ging auf eine Reihe z. T. sehr kostbarer Exemplare dieser Bibliothek ein. Zu den Alchimisten am Hofe dieses Fürsten gehörten u. a. der Schweizer Eglinus, der Heilgelehrte du Chesnes und der Verfasser der „Atalanta fugiens“ Michael Meyer, der hier der Brüderschaft der Rosenkreuzler zugeführt wurde, die in Kassel ihren Anfang genommen hatte. Unzweifelhaft ist in Kassel auch Gold gemacht worden, entweder echtes durch Hin-

zunahme echten Goldes oder eben Truggold, auf jeden Fall aber überwogen die Unkosten stets den Gewinn. Erst mit der Thronentsagung des Landgrafen Moritz verrauschte das Goldmacherfieber in Hessen. An der Wende des 18. Jahrhunderts erschien allerdings noch einmal der Sohn eines italienischen Landmannes auf der Durchreise in Kassel und nahm vor dem Landgrafen Karl eine Transmutation vor. Unter Landgraf Friedrich stellte dann freilich ein Kasseler Goldschmied fest, daß das „Gold“ Messing war. Der Redner, der aus dem reichen Schatz seines diese fernliegende Materie beherrschenden Wissens vieles nur andeuten konnte, fand den lebhaften wohlverdienten Beifall der Versammlung.

Die Hünfelder Mitglieder des Vereins unternahmen am 17. Oktober eine Studienfahrt nach Fulda und dem Petersberg. Unter Führung Professor Vonderaus wurde das Museum, die Michaelskirche, die Landesbibliothek und dann die Kirche auf dem Petersberg besichtigt.

Hochschulnachrichten. Marburg: Das Wintersemester wurde am 17. Oktober durch die feierliche Einführung des neugewählten Rektors, des Professors der klassischen Philologie Dr. Ernst Maaß eingeleitet, dessen Antrittsrede „Alt-Griechenland, die Heimat der klassischen Wissenschaften“ zum Thema hatte. — Der Tübinger Geschichtsprofessors Dr. Wilhelm Busch hat den Ruf als Nachfolger Professor Varrentrapps angenommen. — Privatdozent Dr. Oskar Keller zu Gießen wurde von der philosophischen Fakultät übernommen und an Stelle des nach Königsberg übergesiedelten Professors Dr. Erwin Rupp zum Abteilungsvorsteher am pharmazeutisch-chemischen Institut ernannt. — Gießen: Der Direktor des hygienischen Instituts Dr. med. Hermann Kossel folgt am 1. April 1910 einem Ruf nach Heidelberg an Stelle von Geheimrat Franz Knauff.

Am 50. Todestage Louis Spohrs fand an dessen Grab eine würdige Gedächtnisfeier statt. Kapellmeister Professor Dr. Beier widmete dem Toten Worte dankbarer Erinnerung und gedachte namentlich der aufrichtigen Bewunderung, die Richard Wagner in seinem Nachruf auf den verstorbenen Meister zum Ausdruck brachte. Prächtige Kränze wurden an der Gruft niedergelegt, der Königliche Theaterchor sang Spohrs „Selig sind die Toten“, worauf Schriftsteller Louis Wolff, ein Enkel Spohrs, einige Schlußworte sprach. Abends kam Spohrs „Jessonda“ auf der Kasseler Hofbühne zur Aufführung.

Todesfall. Zu Schweinsberg starb am 16. Oktober der Kaiserliche Gesandte a. D. Wirkliche Geheime Rat Gustav Adolf Freiherr Schenck zu Schweinsberg im 67. Lebensjahr. Geboren am 24. März 1843 bestand er 1872 die Gerichtsassessorenprüfung, trat 1873 in den auswärtigen Dienst ein, wurde 1876 Legationssekretär bei der Kaiserlichen Gesandtschaft in Peking, 1880 bei der damaligen Gesandtschaft in Madrid und erhielt im selben Jahr den Charakter als Legationsrat. 1881 wurde er Kaiserlicher Ministerresident in Santiago, 1886 Kaiserlicher Gesandter in Teheran, 1893 in Peking, 1896 in Tanger. Nachdem ihm im selben Jahr der Charakter als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat „Exzellenz“ verliehen war, wurde er wegen seiner geschwächten Gesundheit 1899 in den Ruhestand versetzt.

Verschiedenes. Die Sternapotheke zu Kassel, aus der bekanntlich der verstorbene Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf hervorging, konnte am 25. Oktober auf ein 100jähriges Bestehen zurückblicken. — Der Biedenkopfer Geschichtsverein wird sein geplantes Heimatmuseum im dortigen Schloß nach Vornahme der notwendigen baulichen Veränderungen im nächsten Jahre eröffnen. — Die Marburger Kunsttöpferei Ludwig Schneider erhielt auf der Wiesbadener Ausstellung das Diplom zur goldenen Medaille, — Ein Gruppenbild von der Feier des 150. Bestehens des Stiftes Wallenstein enthält Heft 43 der „Woche“.

Der älteste Lehrerveteran im Großherzogtum, der Lehrer Nikolaus Kredel in Petterweil, der 1849 das Friedberger Seminar verließ, wurde jetzt nach 60jähriger Tätigkeit im Volksschuldienst in den Ruhestand versetzt. Er hat zeitweise über 120 Kinder beider Geschlechter gemeinsam in einer Klasse unterrichten müssen.

Ehrung des Volksschriftstellers O. Glaubrecht-Oeser. Unter dem Vorsitz des Bezirks-Urkundenpflegers Professor Dr. Roeschen hat sich zu Gießen ein Komitee gebildet, das an dem Geburtshause des in dieser Stadt geborenen Schriftstellers Oeser eine Tafel anbringen wird.

Literarisches. Von Archivar Dr. Karl Knetsch in Marburg erscheint im November im Ebelschen Verlag zu Marburg „Der Forsthof und die Ritterstraße zu Marburg“ mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde. — Die namentlich durch ihre treffliche Lyrik auch weiteren Kreisen bekannte hessische Schriftstellerin Helene Brehm wird noch vor Weihnachten unter dem Titel „Von heimischer Scholle“ einen Band Gedichte herausgeben.

Die Landkrankenhäuser in Kurhessen. Im Rechnungsjahr 1908 wurden insgesamt 13 468 Kranke (gegen 12 498 im Vorjahre) verpflegt. Diese verteilen sich wie folgt: Kassel 4086, Eschwege 523, Fulda 2707, Hanau 1765, Hersfeld 1156, Rinteln 392, Schmalkalden 391, Landesheilanstalt Marburg 660, Haina 949, Merxhausen 837. Die Gesamtverpflegungskosten betrugen 1 152 105,95 M., wovon 1 130 943,17 M. zurückvergütet wurden.

Eingegangen:

Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde. N. F. Ergänzungsband IV. Heft 1. Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte, redigiert von D. Dr. W. Diehl und D. Dr. W. Köhler-Darmstadt. 1909.

Festschrift zur 75jährigen Jubelfeier in Kassel vom 12. bis 14. August 1909. Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Der ganzen Reihe 43. Band. (Neue Folge 33. Band.) 450 Seiten. Kassel (Kommissionsverlag von Georg Dufayel) 1909.

Quartalblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. 1909. N. F. Bd. IV. Nr. 12 und 13.

Das ehemalige St. Georgenkloster zu Frankenberg. Von Rektor Schenk. 35 Seiten. Verlag von F. Kahen, Frankenberg.

Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde von Dr. Ludw. Friedr. Werner. 208 Seiten. Langensalza (Beyer & Mann) 1909. Vertrieb für Hessen Friedrich Lometsch, Kassel. Preis 2,80 M.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1910. 87 Seiten. Verlag von Friedrich Lometsch. Preis 40 Pfge.

Alt-Nassauischer Kalender 1910. 64 Seiten. Verlag der L. Schellenbergschen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden. Preis 75 Pfge.

Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer. Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte. Nach archivalischen Quellen von E. Mentzel. 401 Seiten. Mit 9 Bildern und 12 Faksimiles und Handschriftenproben. R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog. Stuttgart und Berlin. (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) 1909. 477 Seiten. Preis geh. 4 M. In Leinband 5 M.

Ruths Ehe. Roman von Helene Christaller. 388 Seiten. Basel (Verlag von Friedrich Reinhardt) 1910. Preis brosch. 4.— M., geb. 5.— M.

Hannoverland. Herausgegeben von G. F. Konrich. Jahrgang 1909. Septemberheft. Verlag von Ernst Geibel, Hannover. Jahrgang (12 Hefte) 5 M.

Die Kunst unserer Heimat. Herausgegeben von Dr. D. Greiner. Jahrgang III. 1909. Heft 4/5.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. III. Jahrg., Heft 11. Erscheint halbmonatlich. Preis viertelj. 1 M.

Personalien.

Verliehen: dem Senatspräsidenten Geh. Oberjustizrat Schwarzkopf zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 2. Kl.; dem Oberbibliothekar a. D. Professor Dr. de Boor zu Marburg und dem Metropolitan a. D. Nothnagel zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Pfarrer Bechtel aus Ravolzhausen der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer Fernau zu Eichenberg und dem Kanzleisekretär a. D. Markert zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern a. D. Müller zu Niederzwehren und Fröhlich zu Witzenhausen der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; den Oberförstern Caesar zu Hersfeld, Hooglimmer zu Altenlotheim und Ruhfus zu Wildeck der Titel Forstmeister mit dem Range der Räte 4. Klasse; dem Direktor des Landkrankenhauses zu Kassel Sanitätsrat Dr. Rosenblath der Titel Professor; dem Oberstabsarzt a. D. Dr. med. Reymann, dem Stabsarzt Dr. med. Wegner und der Frau Konsul Ganslandt in Kassel, dem Kreisboten Rudolph in Hünfeld, der Frau Landrat v. Keudell in Eschwege, der verwitweten Freifrau Schenck zu Schweinsberg in Schweinsberg sowie der Frau Bürgermeister Mettin in Borken die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.

Ernannt: die Pfarrer Walther zu Fritzlar zum Pfarrer in Solz, Raabe zu Marburg zum Pfarrer in Mitterode, Krommes zu Fritzlar zum Pfarrer in Schemmern und Wagner zu Gronau zum Pfarrer in Bischofsheim; die Referendare Eschmann, Hempel, Pöhlmann und Vilmar zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Oberregierungsrat Marcard bei der Königlichen Generalkommission von Bromberg nach Kassel; Regierungsrat Schmidmann von Hanau nach Allenstein; Regierungsrat Zuschlag von Karlshafen nach Hanau; Stabsapotheker Benth vom Garnisonlazarett zu Kassel nach Straßburg i. E.; Oberförster Brause von Rauschenberg nach Frankenberg; die Landmesser Hüser und Krahl von Karlshafen nach Kassel.

Übertragen: die Oberförsterstelle Sterbfritz dem Oberförster Kühbacher.

Zugelassen: Gerichtsassessor Hempel zum Rechtsanwalt beim Landgericht in Kassel; Gerichtsassessor Kaiser desgleichen in Frankfurt a. M.

Geboren: ein Sohn: Geh. exped. Sekretär im Justizministerium Otto Kühn und Frau Luise, geb. Zeiß (Groß-Lichterfelde-West, 7. Oktober); Major Jordan und Frau Berta, geb. Fenner (Mörchingen, 19. Oktober); Professor Schaum und Frau Elle, geb. Winter (Leipzig-Probstheida, 25. Oktober).

Gestorben: Direktor Oskar Müller, 53 Jahre alt (Mexiko, 27. September); Wirkl. Geheimrat und kaiserlicher Gesandter a. D. Exz. Gustolph Freiherr Schenck zu Schweinsberg, 66 Jahre alt (Schweinsberg, 16. Oktober); Maurermeister Ludwig Rieck, 62 Jahre alt (Kassel, 17. Oktober); Frl. Auguste Weibezahn, 94 Jahre alt (Bad Nenndorf, 17. Oktober); Frau Laura Knyrim, geb. Breiding, Witwe des Geh. Hofbaurats, 84 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 21. Oktober); Frau Professor Dorothea Vogt, geb. Schott, Gattin des Oberlehrers a. D. (Marburg, 24. Oktober); Maurermeister Karl Hammann (Kassel, 30. Oktober); Frau Agnes Braun, geb. Freiin von Münchhausen, Witwe des Hauptmanns, 59 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober); Verwaltungsgerichtsdirektor a. D. Eduard Viehmann, 81 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober).

Briefkasten.

K. in Potsdam. Abdruck wegen Raummangels leider nicht möglich.

O. in Essen. Das Werk ist bis jetzt im Buchhandel nicht zu haben.

F. in Steinau. Wird gebracht.

S. in Weisenau. Verbindlichen Dank. Liegt aber außerhalb unseres Interessengebietes.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 22. 23. Jahrgang. Kassel, 18. November 1909.

Die alte Wallfahrtskirche in Haindorf bei Schmalkalden.

Von Professor Dr. P. Weber.

Vor den Toren Schmalkaldens liegt eine alte Wallfahrtskirche, die als Bauwerk fast unversehrt von den fernen Zeiten des Mittelalters bis auf unsere Tage gelangt ist, wenn auch von der einstigen glänzenden Ausstattung des Innern vieles verloren ging. Die Kirche hat daher auch von jeher das besondere Interesse der Forscher erregt. Anläßlich der amtlichen Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises fand jetzt eine eingehende Untersuchung und Aufmessung der Kirche statt. Dabei haben sich allerlei Aufschlüsse ergeben, die wohl auf allgemeineres Interesse rechnen dürfen.

Zunächst ist durch genaue Vergleichung und Aufzeichnung aller Bauformen ziemliche Sicherheit über die allmähliche Entstehungsgeschichte des Bauwerks erlangt worden. Die Kirche ist in vier, vielleicht sogar fünf verschiedenen Bauabschnitten entstanden. Der älteste Teil ist der Sakristeibau, der bisher merkwürdigerweise meist für den spätesten Teil gehalten wurde. Die Zeit seiner Entstehung ist festgelegt durch eine Inschrift, welche zur Zeit zwar durch den modernen Sakristeivorbau im Chore verdeckt ist, die aber der Schmalkalder Chronist Geisthirt im Anfange des 18. Jahrhunderts noch gelesen und in seiner bekannten Chronik aufgezeichnet hat. Sie besagt, daß das Werk im Jahre 1444 am Peterpaulstage begonnen worden sei. Damit stimmen die stilistischen Merkmale durchaus überein: Die Sakristei wie die ganze Kirche stammen aus spätgotischer Zeit. Von der älteren Kirche, die vordem an der gleichen Stelle gestanden hat und urkundlich schon 1356 vorkommt, haben sich keine Spuren erhalten. Der stattliche Neubau von 1444 an war nötig und finanziell möglich, weil sich Wallfahrten zur Himmelskönigin Maria nach Haindorf entwickelt hatten, die viel Geld brachten. Das 15. Jahrhundert war eine religiös aufgeregte Zeit, und zahlreich entstanden damals neue Wallfahrtsstätten. Nicht weit von Haindorf befand sich gleich ein anderer Wallfahrtsort: Christes, und viele andere befanden sich noch in der weiteren Umgebung. Erinnert sei nur an Grimmenthal, das ja Luthers besonderen Zorn erregte. Trotz der Fülle der Wallfahrtsorte müssen in Haindorf die Gaben zum Neubau der Kirche schnell und reichlich geflossen sein, denn die verschiedenen Bauabschnitte folgten sich von 1444 ab in kurzen Absätzen. Das läßt sich aus einem Vergleich der einzelnen Bauprofile und der Steinmetzzeichen mit Sicherheit

feststellen. Der zweite Bauabschnitt umfaßte den langgestreckten Chor bis zur Mitte des Langhauses, da wo ein Mauerabsatz in der Nordwand deutlich zu erkennen ist und das Kirchenschiff in einigen Stufen zum Chore hinansteigt; der dritte Abschnitt schuf die westliche Hälfte des Langhauses mit Turm und dem nördlichen Seitenschiff. Der Turm muß schon 1463 fertig gewesen sein. Denn aus diesem Jahre stammt die eine Glocke. Die andere trägt die Jahreszahl 1464. Übrigens waren früher noch mehr Glocken auf dem Turme vorhanden, wie aus der Anlage des Glockenstuhles noch heute deutlich zu erkennen ist.

Es war im Mittelalter bei größeren Kirchenbauten üblich, einige Jahre hindurch die eingehenden Gelder sich ansammeln zu lassen und dann weiterzubauen, solange die Mittel reichten. In Haindorf müssen auch nach dieser dritten Bauepoche die Gaben weiter zugeströmt sein, denn kaum war man mit Turm und Langhaus fertig, so erschien der Chor schon nicht mehr prächtig genug für eine so besuchte und reiche Wallfahrtskirche. Man brach seine Mauern bis zur halben Höhe wieder ab, — siehe den Mauerabsatz, der sich innen von der Nordseite des Chores bis zur Südseite neben der Kanzel herumzieht —, erhöhte sie wesentlich und überdeckte den ganzen Chorraum mit einem hohen hölzernen Tonnengewölbe.

Die vom Kirchenschiff aus sichtbare Bretterverschalung dieses Gewölbes war jedenfalls reich bemalt. Das Gerüst des Gewölbes ist noch heute deutlich im Dachraume zu erkennen, selbst die Spuren der Nägel, mit denen die Verschalungsbretter an den Gewölbebalken befestigt waren. Das Langhaus dagegen blieb mit einer flachen Balkendecke überspannt, wie aus der verschiedenen Konstruktion der einzelnen Teile des Dachstuhles mit Sicherheit zu erkennen ist. Im 18. Jahrhundert ist dann eine horizontale Stuckdecke über die ganze Länge des Kirchenraumes gleichmäßig gespannt worden, wodurch die ehemalige Höhenwirkung des Chorraumes endgültig vernichtet wurde. Vorher muß das Innere einen prächtigen Anblick gewährt haben. Natürlich waren nicht nur die Decke, sondern auch die Wände und die Fenster bunt gemalt, und auf den beiden Altären, die noch heute erhalten sind, werden geschnitzte, reich vergoldete Altaraufbauten gestanden haben.

Wahrscheinlich sollte an der Südseite der Kirche ein Seitenschiff entstehen, gleich dem an der Nordseite. (Das würde dann der fünfte Bauabschnitt sein.) Jedenfalls ist damit begonnen worden, denn durch Grabungen haben wir jetzt den zierlich gearbeiteten Sockel eines gotischen „Dienstes“ festgestellt, der augenscheinlich zu einem quadratischen überwölbten Raume gehörte. Er ist zur Zeit noch an Ort und Stelle sichtbar. In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts sollen beim Anlegen neuer Gräber weitere Fundamentteile dieses südlichen Anbaues zutage getreten sein. Der die Kirche umgebende Friedhof bot ja ausreichenden Raum zur Anlage eines vollständigen Seitenschiffes an der Südseite. Und wer die Kirche von Westen her aufmerksam betrachtet, der wird sogleich den Eindruck haben, daß die Gesamtanlage der Kirche von vornherein auf zwei Seitenschiffe berechnet gewesen sein muß. Vermutlich ist die Reformation dazwischen getreten, als das südliche Seitenschiff noch im Bau war, und ließ dieses nicht zur Vollendung kommen. Denn nun hörten die Wallfahrten und der Zustrom der Gaben plötzlich auf, und aus der reichen Wallfahrtskirche ward eine einfache Dorfkirche, bei der ein Bedürfnis zu Erweiterungsbauten absolut nicht mehr vorlag. Im Gegenteil: von der einstigen glänzenden Ausstattung ward ein Teil nach dem andern vernichtet.

Daß die Heiligenbilder von den Altären entfernt, die Malereien an den Wänden zugetüncht, die Glasmalereien aus den Fenstern genommen worden, war ja nach Einführung der reformierten Lehre unvermeidlich. Aber natürlich mußte, nachdem an Stelle der Messe die Predigt in den Mittelpunkt des Gottesdienstes getreten, auch den praktischen Bedürfnissen des neuen Kultus nach allen Richtungen hin Rechnung getragen werden. Das geschah in einzelnen Absätzen, aber dafür desto gründlicher. Durch den Einbau einer großen Orgelbühne im Chor wurde das mittlere Chorfenster verdeckt. Eine Rundbogentür (mit der Jahreszahl 1688) wurde durch die obere Chorwand gebrochen, eine überdeckte Holztreppe außen am Chore zu ihr emporgeführt. Die schönen gotischen Fenster wurden ihres Maßwerks beraubt und in roher Weise nach unten und seitwärts durch Abspitzen der Wände verbreitert, damit viel Licht hereindringen und die Gemeinde im Gesangbuch mitlesen konnte. Ein neues, großes, im Rundbogen geschlossenes Fenster wurde neben der Kanzel durchgebrochen. Hierbei ist jedenfalls der oben besprochene unvollendete Anbau an der Südseite des Langhauses abgebrochen worden. 1775 wurde dann die flache Stuckdecke eingezogen, die jetzt die Kirche so gedrückt und nüchtern erscheinen läßt. Endlich wurden die gänzlich kunstlosen zweigeschossigen Emporen, ein Sakristeistuhl und mehrere hölzerne Familienkirchstühle im Chor und im Seitenschiff eingebaut. Die eine Tür zur alten Sakristei wurde dabei zugemauert, die hohen Bögen, die das Langhaus gegen das Seitenschiff öffnen, im oberen Teile durch Lattenverschläge zugesetzt

und dadurch um alle Wirkung gebracht. Endlich wurde ein gleichmäßiges weißes Totenhemd durch Kalkanstrich über alles, selbst über das berühmte „Kripplein", gebreitet. Trotz alledem bietet die Kirche noch heute in ihrem Innern allerhand Interessantes, wie wir sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heirat des letzten Kurfürsten.

Von Rechnungsdirektor Woringer.

Die Heirat des letzten Kurfürsten von Hessen mit der geschiedenen Ehefrau des Rittmeisters Lehmann in Bonn, Gertrude geb. Falkenstein, hat von jeher nicht nur in Hessen, sondern auch außerhalb der rot-weißen Grenzpfähle großes Interesse erweckt, das auch heute noch nicht erloschen ist. So konnte ich vor zwei Jahren in den Mitteilungen des Hessischen Geschichtsvereins auf Grund einer Veröffentlichung in der Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins über den Rittmeister Lehmann und seine Familie berichten, und jetzt ist vor kurzem im 30. Heft der Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen[1]) eine Abhandlung von Wilhelm Grevel erschienen, die in das über die Trauung des Kurfürsten herrschende Dunkel etwas Licht bringt. Bisher war weder der Ort noch der Tag der Trauung sicher bekannt, jetzt läßt sich wenigstens der Ort mit Sicherheit bezeichnen, das Datum bleibt immer noch zweifelhaft. Das kurhessische Staatshandbuch, in dem man eine Angabe über Tag und Ort der Trauung natürlich zuerst sucht, hat in der ganzen Reihe seiner Bände von 1829 bis 1866 (frühere kommen nicht in Betracht) keine Angabe darüber — weshalb, ist leicht festzustellen. Ich komme darauf später zurück. Der Gothaische Hofkalender[2]) enthält keine Angabe über den Ort, gibt aber als Tag den 30. September 1831 an, ob mit Recht, wird später erörtert werden.

Die verschiedenen hessischen Geschichtsschreiber sind sich darin einig, daß sie sämtlich als Ort der Trauung ein Dorf der ehemaligen Abtei Essen bezeichnen. v. Stamford[3]) und Münscher[4]) nennen den Ort aber nicht, Wippermann[5]) nennt ihn Ronshausen; dagegen gibt Münscher[4]) den Namen des trauenden Pfarrers mit Ronshausen an. Übereinstimmend erzählen Wippermann und Münscher, der Trauung habe sich als Hindernis entgegengestellt, daß dem Kurfürsten, damaligen Kurprinzen, die Einwilligung der Eltern zur Ehe und die Bescheinigung über die stattgehabte öffentliche Proklamation gefehlt habe. Da habe Professor Mackeldey in Bonn, ein geborener Hesse, einen Ausweg gefunden. Er habe eine protestantische Gemeinde in der Abtei Essen gefunden, deren Pfarrer, weil die Äbtissin, die Landesherrin der Gemeinde, katholisch gewesen sei und die Rechte des summus episcopus über die Gemeinde nicht habe ausüben können, diese Rechte aus der Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschluß am 25. Februar 1802 her selbst besessen habe.[6]) Alles das ist unrichtig. Der Kurfürst, damalige Kurprinz Friedrich Wilhelm und die Fürstin Gertrude von Hanau sind im Pfarrhause des Dorfes Rellinghausen bei Steele in der ehemaligen Abtei Essen durch den Pfarrer Karl Gottfried Wilhelm Camphausen im Jahre 1831 getraut worden, und der Mann, der den genannten Pfarrer dazu veranlaßte, die Trauung vorzunehmen, war höchstwahrscheinlich der praktische Arzt und Wundarzt Dr. med. Jakob Ignatius Arnheimer in Duisburg. Nun sollte man meinen, wenn man Ort und Jahr der Trauung weiß, müsse es ein Leichtes sein, auch den Tag der Trauung festzustellen; es bedarf dazu ja nur eines Blickes ins Kirchenbuch. Das trifft aber hier nicht zu, denn — die Trauung ist im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde Rellinghausen überhaupt nicht eingetragen.

Ich will die Vorgänge nun schildern, wie sie sich, soweit zu ermitteln war, zugetragen haben. Im Jahre 1826 hatte der Kurprinz Friedrich Wilhelm Hessen verlassen und war mit seiner Mutter und seiner Schwester Karoline nach Bonn übergesiedelt. Hier lernte er die Ehefrau des Rittmeisters Lehmann, Gertrud, geb. Falkenstein, die im Bonner Jargon „Lehmanns Drückschen" genannt wurde, kennen und lieben. Lehmann ließ sich durch eine größere Geldsumme dazu bewegen, in eine Scheidung einzuwilligen. Im Herbste 1828 verließ darauf der Kurprinz Bonn und zog nach Mainz, jedenfalls in Begleitung der geschiedenen Frau Lehmann. Sicher war letzteres der Fall, als der Kurprinz 1830 seinen Wohnsitz nach Fulda verlegte. Die Januartage des Jahres 1831 brachten die Erhebung der Kasseler Bürger gegen die Gräfin

[1]) Seite 149.
[2]) Jahrgang 1900, Seite 336.
[3]) Geschichte von Hessen Seite 501/2.
[4]) Geschichte von Hessen Seite 504.
[5]) Kurhessen seit den Freiheitskriegen Seite 240.
[6]) Münscher deutet a. a. O. den Grund nur an.

Reichenbach. In deren Folge verließ Kurfürst Wilhelm II. am 10. März 1831 Kassel und siedelte nach Hanau über. Während der nun folgenden Verhandlungen über eine Rückkehr des Kurfürsten nach Kassel blieb der Kurprinz in Fulda wohnen. Er mochte aber wohl einsehen, daß sein Verhältnis zu der geschiedenen Frau Lehmann bei einer zu erwartenden Abdankung seines Vaters ihn dem Volke gegenüber in eine ähnliche Lage bringen würde, wie das Verhältnis zur Gräfin Reichenbach seinen Vater gebracht hatte. Es mußte daher sein Bestreben sein, eine kirchliche Bestätigung seines Ehebundes zu finden. In Hessen war eine solche ohne Einwilligung der Eltern und ohne vorheriges Aufgebot jedenfalls nicht zu erreichen. Auf diese Einwilligung durfte der Kurprinz aber nicht hoffen. Ein öffentliches Aufgebot würde die Sache, die vorläufig geheim bleiben sollte, verraten haben. Es galt also, im Auslande einen gefälligen Pfarrer zu finden, der gegen eine angemessene Entschädigung sich über die gesetzlichen Vorschriften für die Eheschließung hinwegsetzte. Daß Professor Mackeldey eine Gemeinde gefunden habe, deren Pfarrer selbst befugt gewesen wäre, die Rechte des summus episcopus auszuüben, ist sicher nicht richtig. Denn bei der in Frage kommenden Gemeinde Rellinghausen ist dies nie der Fall gewesen. Diese Gemeinde bildete durchaus keinen selbständigen Körper, sondern hat sich von jeher an das lutherische Ministerium der benachbarten preußischen Grafschaft Mark angelehnt. 1766 war sie in die Klasse Bochum eingetreten und seit 1818 der Kreissynode Düsseldorf einverleibt. Es hat auch außer der Trauung des Kurprinzen niemals eine Trauung ohne die Beobachtung der gesetzlichen Bestimmungen in Rellinghausen stattgefunden.

Nun hatte aber während des Aufenthaltes des Kurprinzen in Bonn dort ein Dr. med. Jakob Ignatius Arnheimer aus Duisburg studiert, ein getaufter Jude, der entweder mit dem Kurprinzen selbst oder mit Frau Lehmann oder mit irgend jemand aus der Umgebung des Kurprinzen bekannt geworden war. An ihn wendete man sich jetzt um Hilfe. Arnheimer war befreundet mit dem Gymnasiallehrer und späteren Sekretär des Konsistoriums in Koblenz, Dr. Jentsch in Duisburg, der ein Schwager des Pfarrers Karl Gottfried Wilhelm Camphausen in Rellinghausen war. Jentsch und Camphausen hatten jeder eine Schwester des Pfarrers Berkenkamp in Holten geheiratet. Arnheimer vermittelte nun, vermutlich durch Jentsch, die Verhandlungen mit dem Pfarrer Camphausen. Dieser besaß ein sehr geringes Einkommen und hat sich wohl durch das gebotene reiche Honorar dazu verleiten lassen, die heimliche Trauung vorzunehmen. Es erschienen nun im Monat Juni 1831 der Kurprinz und Frau Lehmann in Rellinghausen. Hier sollen sie aus Versehen zuerst beim katholischen Pfarrer vorgefahren sein, der natürlich sehr überrascht war. Nachdem sie dann bei der Frau Pfarrer Camphausen einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, fand in einem Zimmer des Pfarrhauses die Trauung statt. Als Zeugen fungierten Dr. Arnheimer und Dr. Jentsch. In das Kopulationsbuch wurde die Trauung von Camphausen nicht eingetragen. Der Kurprinz stellte einen Revers aus, daß Camphausen keinerlei Unannehmlichkeiten aus seiner Handlungsweise erwachsen sollten. Unter den Erfrischungen, die Frau Camphausen der Frau Lehmann vorsetzte, befanden sich, wie Herr Grevel noch feststellen konnte, Erdbeeren aus dem Pfarrgarten. Diese Früchte werden in der Gegend von Rellinghausen nicht vor Juni reif und sind im Juli schon derart, daß sie als Delikatesse nicht mehr gelten können. Hiernach ist anzunehmen, daß die Trauung im Juni stattfand, was auch mit den Ereignissen in Hessen übereinstimmt. Beim Frühstück erzählte die Frau Lehmann, daß sie dem Kurprinzen bereits zwei Töchter geboren habe. Auch das trifft zu. Die Prinzessinnen Auguste und Alexandrine von Hanau sind bereits am 21. September 1829 bzw. am 22. Dezember 1830 geboren. Deshalb hat man vermutlich den Tag der Trauung des Kurfürsten in den Kurhessischen Staatshandbüchern nicht angegeben.

Das junge Paar kehrte nach der Trauung nach Fulda zurück. Am 20. August 1831[7]) machte der Kurprinz dem Offizierkorps in Fulda von seiner Verheiratung Mitteilung. Hiernach trifft die Angabe des Gothaischen Hofkalenders, die Trauung habe am 30. September 1831 stattgefunden, nicht zu. An diesem Tage, am 30. September 1831, ernannte Kurfürst Wilhelm II. seinen Sohn zum Mitregenten.[8]) Es ist nicht anzunehmen, daß letzterer in jener Zeit, in der fortwährend zwischen ihm und seinem Vater verhandelt wurde, Fulda verlassen hat, was übrigens zweifellos auch nicht unauffällig möglich war. Und am 1. Oktober wurde bereits eine Bekanntmachung erlassen, daß der Kurprinz und Mitregent die Freifrau Gertrud von Schaumburg, mit der er eine morganatische Ehe eingegangen habe, nebst ihren Kindern in den Grafenstand erhoben habe. Hätte die Eheschließung am 30. September stattgefunden, so wäre

[7]) Bei seiner Geburtstagsfeier, also nicht am 25. August 1831, wie Grevel angibt. Vgl. v. Stamford, a. a. O. Seite 513.

[8]) v. Stamford a. a. O. Seite 512.

bei den damaligen Verkehrsverhältnissen die Anwesenheit des Kurprinzen in Fulda am 1. Oktober ebensowenig möglich gewesen, wie diese Bekanntmachung. Die Angabe des Gothaischen Hofkalenders kann also auch deshalb nicht richtig sein und die Annahme, die Trauung habe im Juni 1831 stattgefunden, erhält dadurch noch größere Wahrscheinlichkeit.

Der Pfarrer Camphausen war bereits gestorben, als im Jahre 1864 der schaumburg-lippische Hof bei dessen Witwe Erkundigungen über die Trauung des Kurfürsten einzog, was jedenfalls mit der Verlobung des Prinzen Wilhelm von Hanau mit einer schaumburgischen Prinzessin zusammenhing. Im Jahre 1866 erschien dann Justizrat Grimm aus Marburg bei Frau Camphausen, um dieselben Erkundigungen im Auftrage des Prinzen Moritz von Hanau einzuziehen. Er reiste von dort nach Koblenz, um den damals noch lebenden Trauzeugen Dr. Jentsch zu vernehmen. Frau Camphausen händigte Grimm den in ihren Händen befindlichen, oben erwähnten Revers des Kurprinzen aus, wofür Prinz Moritz sich sehr erkenntlich zeigte. Herr Grevel schließt aus Grimms Nachforschungen, daß der Kurfürst einen Trauschein nicht besessen habe. Er läßt dabei ganz außer acht, daß das Verhältnis des Prinzen Moritz von Hanau, der 1866 in preußische Dienste trat, zu seinem Vater damals kein gutes war und die Erkundigungen jedenfalls hinter dem Rücken des Kurfürsten stattgefunden haben. Einige Jahre nach dem am 9. Juli 1882[9]) erfolgten Tode der Fürstin von Hanau, beauftragte der Kultusminister v. Goßler unterm 12. Juni 1886 die Regierung in Düsseldorf über die Trauung Nachforschungen einzuziehen. Auch in diesem Erlasse wird der Monat Juli 1831 als äußerster Zeitpunkt angegeben, zu dem die Handlung stattgefunden haben könnte — wieder eine Bestätigung, daß die Angabe des Gothaischen Hofkalenders nicht zutrifft. Die Regierung in Düsseldorf betraute Herrn Grevel mit den Nachforschungen, der nun die beiden Töchter des Pfarrers Camphausen und dessen Schwager, den Pfarrer Berkenkamp befragte und die Ergebnisse seiner Ermittelungen jetzt veröffentlicht. Was die preußische Regierung veranlaßt hat, die Nachforschungen anstellen zu lassen, entzieht sich unserer Kenntnis. Weder Herr Grevel noch der mit der Angelegenheit bekannt gewordene Landtagsabgeordnete Louis Berger haben in Berlin darüber Auskunft erhalten können.

[9]) Nicht am 4. Juli 1882, wie Grevel angibt.

Ein Künstler in seinem Handwerk.

Aus den alten Büchern eines Heldraer Webers. Von W. Pippart.

Ich entsinne mich noch genau, daß in meinen frühesten Kinderjahren das Weberhandwerk in meinem Heimatdorfe betrieben wurde. Da flog noch in vielen Häusern das Weberschifflein eiligst hin und her, und das Geklapper des Webstuhles scholl vom frühen Morgen bis in die dunkle Nacht hinein. Aber nur blaues Wollzeug war es, das hier seiner Vollendung entgegen ging; die edle Bild- und Damastweberei war schon längst vergessen und verlernt.

Und doch hat es in früherer Zeit kein Ort besser verstanden, diese kostbaren Stoffe zu weben, als gerade Heldra. Noch jetzt findet man in wenigen Bauernhäusern Überreste dieser sehr seltenen Ware, wie sie, wohl schon hundert und mehr Jahre alt, noch dem Urenkel die alten Himmelbetten ziert, wie sie es schon bei den Altvorderen getan.

Besonders blühte in der Familie Mootz diese alte Webekunst, und da war es besonders wieder einer, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts — ein wahrer Künstler seines Handwerks — manch' köstlichen Stoff zur Freude und Bewunderung der Besteller von seinem Weberbaum abrollte. Dieser Webemeister war Johann Christoph Mootz.

Doch auch seine noch jetzt lebenden Enkel und Urenkel haben die schwere Kunst verlassen müssen, verdrängt von den dampfenden, schnaubenden Maschinen der Neuzeit. Tiefverstaubt ruht der alte Webstuhl in der dunkelsten Bodenecke, vergessen von der lebenden Welt, ein Schlupfwinkel für die kecken, lichtscheuen Mäuslein. In der alten Familienkommode aber ruhen, wie ein Heiligtum aus alter Zeit, die selbstgeschriebenen Bücher des alten zu Staub und Moder zerfallenen Webekünstlers Johann Christoph Mootz.

Was mir der Enkel und Urenkel von dem Ahnen erzählt und was ich in den vergilbten Büchern des Toten gelesen, will ich dem Leser nicht vorenthalten.

Danach war Johann Christoph in der Jugend ein kräftig entwickelter Bursche, der seine Kraft ganz in den Dienst des Familienwebstuhles stellen mußte. Jedoch schien ihn dies Geschäft nicht auf die Dauer befriedigt zu haben, denn bald finden wir ihn als Soldat in der Friderizianischen Armee. Er soll hier ebensogut den Degen, als zu Hause das Webschifflein geschwungen haben. Über zwanzig Jahre lag er dem Kriegshandwerk ob. Doch auch

die Rothosen schienen es auf solch einen tüchtigen Korporal abgesehen zu haben, denn bald wurde er als Gefangener weit nach Frankreich hinein transportiert. In der Gefangenschaft hatte er Zeit genug, über allerlei nachzudenken. Schon als Junge neigte er zu allerlei Grübeleien und jetzt als Gefangener hatte er wieder die beste Gelegenheit dazu.

In seinen alten Büchern liegt ein Papierbogen, künstlich zu einem Geflecht von Straßen und Wegen zurechtgeschnitten, der einen Irrgarten darstellen soll, in den ein Mensch geraten war. Von der Mitte des Bogens führt der Anfang des Weges. Die Richtung des Weges deutet ein Gedicht an, das sich über den ganzen vergitterten, verschlungenen Weg zieht. Mit dem Irrgehen des Wanderers wird gleichzeitig das zwecklose Nachdenken — auch gleichfalls ein Irrgehen der Gedanken — über die heilige Dreieinigkeit Gottes verglichen. Das Gedicht lautet:

Irrgarten.

„Ich nahm mir einmal vor die Hand
Zu reisen in mein Vaterland,
Hierauf gab ich mich auf den Weg;
Kam aber bald auf solchen Steg
Wo Berg und Tal zu sehen war.
Ich sah daselbst ganz offenbar
Ein Garten, der war schön geziert,
Der aber manchen schon verführt.
Wer ihn genau ausforschen will,
Der muß da erst stehen still,
Bis er das Ende hat erfunden,
Sonst wird im Irrgang er fest gebunden.
Ich ging in diesem Garten her
Die Länge, die Breite und die Quer,
Bis ich den rechten Weg verlor,
Da kam mir's ganz verirret vor.
Zuletzt ging ich sehr tief hinein,
Daß ich konnt weder aus noch ein.
Zu meinem Glück sah ich von fern
Im Garten gehn einen alten Herrn,
Der in Gedanken lief
Und sah, wie dieser Irrgang sei.
‚Gemach!‘ ich sprach und ihn gar höflich bat,
Er möchte mir geben guten Rat,
Was ich für einen Weg vornehm,
Damit ich bald zuende käm.
Er sprach: ‚Den kann ich dir nicht sagen,
Weil die Gedanken mich selber plagen
Und weiß mich nicht zufrieden drein,
Daß nur ein Gott im Himmel sollt sein
Und dennoch drei Personen sind
Der Gottheit, da man keine find,
Die nicht einander gleichet sich
An Allmacht, Licht und Ewiglich;
Dennoch achte diese drei,
Daß nur ein ewiger Gott muß sein,
Der ewig ist in seinem Wesen,
Wie solches in der Schrift zu lesen,
Daß dennoch drei in einem sind
Und drei in einem sich befind,
Das ist noch schwerer zu verstehn,
Als dieses Irrgangs Ende sehn.‘
Ich sprach: ‚Wir wollen weiter gehn
Und hier nicht länger stille stehn.
Vielleicht treffen wir billig an
Den Weg, da man sich finden kann.‘
Der Alte dachte gewaltig nach
Was Gott sei und gar deutlich sprach:
‚Gott ist von aller Ewigkeit,
Das ist wahrlich eine solche Zeit,
Die gar so keinen Anfang hat
Und gibt auch keinem Ende statt,
Drum beuget vor ihm eure Knie
Und lasset alles Grübeln hie,
Denn hierinnen irret man gar sehr —‘
Indem so kamen wir ans Meer,
Spazierten da ganz allein.
Dem alten Herrn fiel wieder ein,
Wie er ausgrübeln wollte geschwind
Die Gottheit. Da sah er ein Kind
Mit einem Löffel schöpfen sehr
Das Wasser aus dem wilden Meer
In ein Grübelein so gemach.
Der Alte darzu gar höflich sprach:
‚Ei, du liebes Kind, was nimmst du hier
Mit diesem kleinen Löffel für?‘
Es sprach: ‚Ich werde sogleich jetzund
Das Meer ausschöpfen bis auf den Grund,
Daß er der Erde gleiche schier,
Drum habe ich diesen Löffel hier.‘
Der Alte sprach: ‚Du liebes Kind,
Von solchen Werken laß ab geschwind,
Unmöglich ist's, du irrest sehr,
Zu schöpfen aus das große Meer.‘
Das Kind verschwand am selben Ort,
Da machten wir uns eilends fort.
Und kamen bald auf einen Weg,
Das war der rechte Himmelssteg,
Der führt uns zur ewigen Seligkeit,
Da ruhen wir, bis in alle Ewig-ewig-keit —“

An den vier Ecken dieses großen Papierbogens sind kleine Herzen ausgeschnitten, auf jedem Herzchen steht ein Teil des Spruches:

„Mit Gott fange alles an,
Wenn es soll wohlgelingen,
So wirst du alle dein Tun
Zum guten Ausgang bringen.“

Das Wichtigste aber, was der Gefangene den Franzosen ablauschen konnte, das war das Modell eines Damastwebestuhls. Heimlich schnitzte er sich das Ding nach einem großen Webstuhle zurecht und verbarg es vorsichtig in seinen Kleidern. Als ihm dann später die Desertion gelang, ließ er sich in der Heimat genau nach dem Modell einen großen Webstuhl bauen, und nun zog die Damastweberei auch in Heldra ein. Es genügte dem tätigen Manne aber nicht, bloß durch mündliche Unterweisung die Webkunst lehren zu wollen, er selbst versuchte auch, seine Gedanken über das Handwerk aufzuzeichnen. Drei dicke Bände hat er selbst teils geschrieben, teils gemalt, zu Nutz und Frommen derer, die das Weberhandwerk erlernen wollten. Originell wie der Meister selbst, ist auch die Voransprache des einen Buches. Sie lautet:

„Voransprache
an alle und jede der Weberkunst Beflissene.

An euch zuförderst richte ich meine Anrede, denn vermutlich Ihr dieses am meisten lesen werdet; hier wird Euch vor Augen geleget, ein neues Kunst- und Bildbuch, woraus diejenigen Meister und Gesellen, die nur etwas weniges von der Weberkunst verstehen, sich guten Rats erholen werden können: Gleichwie aber alle Künste insgmein, wie die auch immer sein mögen von den Unerfahrenen und Ignoranten mehr verhöhnet, vernichtet und Despectieret, als daß sie nach Gebühr recht Aestimiret und Respectiret werden.

Also zereißet mir nicht das gegenwärtige Werkchen, seid auch nicht seine Verächter, Spitterrichter und naseweisen Tadler, wiewohl man diese nicht bei Gott- und ehrliebenden, klugen und verständigen Menschen, sondern nur bei Eigennützigen und Neidhässigen, die sich selbst für klug halten, finden sollte; zumal wenn mancher solcher Neidhämmel oder Ignorant wohl einreden und sagen dürfte: Man soll der Jugend nicht alles so deutlich vor machen, sondern sie hinaus in die Welt schicken und durch mehr Mühe und Unkosten dieses erlernen lassen, welches wohl ein Griff des des Teufels ist. Es steht aber einem Christen nicht besser an, wenn er seinen Nebenchristen deutlich sagt, das er in der Kürze fassen, wo er sonst ohne Handleitung viele Zeit verderben muß. Es ist zwar bei Handwerksleuten gerne diese böse Gewohnheit, daß einer den anderen neidet und mißgönnt, wenn er etwas mehr Wissenschaft hat als der andere. Diese böse Menschen haben die Eigenschaft des Teufels an sich. Einen Christen aber steht nicht zu, daß er neidisch ist, indem Christus seinen Jüngern und Nachfolgern ein anderes lehret, wenn er spricht Matth. 7, 12: „Alles, was ihr wollet. das euch die Menschen tun sollen, das tut ihr ihnen auch", habe ich dahero den Nächsten mit diesem Werkchen zu dienen nicht umgehen wollen und können. Indem auf vieles Ansuchen ehrlicher und verständiger Leute, sonderlich des löblichen Handwerks nicht geringe Mühe und Unkosten angewandt, solches fein sauber in Kupfer stechen lassen, zweifele nicht, es werden sich die geneigten Liebhaber hieraus guten Nutzen schaffen können. Denn es wird hierinnen ganz deutlich und kürzlich gezeiget, wie eine oder die andere Arbeit müsse gewirket und vollig zubereitet werden, damit einer seinen Nächsten damit dienen und vergnügen könne. Ich wünsche von Herzen, daß dieses möchte auf- und angenommen werden, wie es hiermit gemeint, zweifle nicht lieber Meister, wie auch Gesellen und noch Lernende, so du wirst gegen Gott und deinen Nächsten aufrichtig handeln, wie es sich von einem aufrichtigen Christen gegen den andern erfordert deine Arbeit zur Ehre Gottes und deines Nächsten Nutzen treulich und fleißig verrichtet, Gottes Segen wird dich nicht lassen. Dieses Büchlein werde dir guten Vorschub und Handleitung tun. Du findest hier ein schön Muster von 3 bis 36 schäftig, mit sonderem Fleiß verzeichnet, dabei auch schöne Bilder bei der Arbeit herauskomme, wünsche ich indessen allen Liebhabern, Meistern und Gesellen alles Glück, Heil, Segen und Gedeihen von Gott, dem Geber alles Guten und verbleibe Ihnen mit Gunst und geneigtem Willen zugetan

Christoph Mootz,
Bildwäber."

(Fortsetzung folgt.)

Hofjuden in Kurhessen.

Von L. Horwitz. (Schluß.)

Am 4. Januar 1771 bittet Sußmann Hertz um Ernennung zum Hof- und Kammeragenten. Seine Familie gehöre zu den ältesten der hier in Kassel wohnenden jüdischen Familien. Bei „allen vorfallen Negocen" seien sie schon seit des Landgrafen Karl Zeiten gebraucht worden. Das gleiche Amt bekleiden sein verstorbener Vater und auch seine Mutter und standen dabei „in einem gewissen Salario". Da sowohl er als auch sein Bruder Töchter des reichen Bankiers Boas aus dem Haag zu Frauen hatten, „seien sie mit einem starken Kapital ausgesetzt," mithin es ihnen „zu einiger disrenommée dienen würde, wenn das gehabte Caracter nunmehro völlig wegfallen solte". Da Feidel David bereits Hofagent war, wurde ihm am 8. Januar 1771 „das Caractère als Zweyter Hof- und Kammer-Agent" beigelegt.

Am 8. (19.) Oktober 1730 wird Joseph Levy zu Kassel zum Hofjuden „jedoch ohne Bestallung" nicht nur „in Gnaden ernannt, sondern ihm auch der fernere Handel mit seidenen Stoffen und dergleichen Waren in einem verschlossenen Laden zugestanden."

Wenn wir bei dem letzten kurhessischen Hoffaktor länger weilen, so will der Verfasser damit ein kleines Bild ein Mannes entwerfen, der bei allen Menschenfreunden hochgeachtet werden muß, wie ihm seine Glaubensbrüder in steter Dankesschuld bleiben werden.[*]) „Die freundliche Gunst des Schicksals, die ihn an so manchen deutschen Fürstenhof führte, legte Breidenbach den hochherzigen Gedanken nahe, die Stellung, die er gewonnen, vor allem in den Dienst seiner so schwer bedrückten Glaubensgenossen zu stellen und insbesondere die Bürde von ihnen zu nehmen, die so hart und schwer auf ihren Schultern lastete, unter der sie so tief seufzten und die sie in ihrer Menschenwürde am schmerzlichsten verletzte — den Leibzoll." „Denn mit wahrem Hohne wurden wandernde Juden durch diesen Zoll Sachen und Tieren gleichgestellt und in den Zollrollen mitten unter den Letzteren aufgeführt." In einem großen Teile Mittel- und Westdeutschlands, an den Ufern des Main und Rhein, wollte man nicht dem Beispiele Preußens und Österreichs folgen, die jene lästige Schätzung schon im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts aufgehoben hatten. „Dort, wo zahlreiche kleine deutsche Fürsten über Territorien herrschten, die oft nur

*) Dr. Silberstein: „Wolf Breidenbach und die Aufhebung des Leibzolles im Nassauischen." Wiesbaden.

wenige Quadratmeilen Landes umfaßten, wo daher Grenzpfähle neben Grenzpfählen, Schlagbäume neben Schlagbäumen sich emporrichteten, an denen der Leibzoll oft mit brutaler Strenge eingefordert wurde, war derselbe für die Juden die drückendste Fessel, nach deren Lösung sie mit heißer Sehnsucht schauten."

Es ist dem hochherzigen Wolf Breidenbach zu verdanken, daß er diese Schmach von seinen Glaubensbrüdern genommen. Breidenbachs Wiege stand im Dörfchen Breitenbach im Habichtswald; dort wurde er 1756 geboren, verließ bald seine Heimat und fand in Frankfurt a. M. Gelegenheit, die dortigen reichen Bildungsmittel für sich zu verwenden. Das Schicksal war ihm günstig; er gewann die Gönnerschaft eines vornehmen Adligen, der ihn mit reichlichen Geldmitteln versah. Sein Bank- und Juwelengeschäft brachte ihn in Geschäftsverbindung mit vielen Fürsten und Landesherren. Der Fürst von Isenburg ernannte ihn zum Hof- und Kammeragenten, und auf Breidenbachs Betreiben wurde im Fürstentum Isenburg-Birstein der Leibzoll 1803 abgeschafft. Kurhessen folgte am 23. September desselben Jahres und später noch andere Staaten. Kurfürst Wilhelm war Breidenbach wohlgeneigt und ehrte ihn durch die Ernennung zum Hoffaktor. Diese erfolgte am 30. September 1795.

Am 22. August 1801 ernennt Landgraf Wilhelm den Judenvorsteher und Bankier Moses Joseph — Büding — zum Hof- und Kammeragenten, Die Familie Büding kam 1772 aus Büdingen nach Kassel. Dort am Hofe der Grafen von Büdingen hatte Moses Joseph Büding — oft Büdinger genannt — ein großes Gebiet zur Betätigung seiner kaufmännischen Geschicklichkeit. Die besten Empfehlungen seines Landesherren begleiteten ihn in seine neue Heimat, woselbst sein Geschäftshaus bald zu hohem Ansehen im In- und Auslande gelangte. Er konnte sich dessen rühmen, „daß er in schweren Zeiten das Land mit billigem Getreide versorgt habe". Daher konnte es nicht ausbleiben, daß auch er vom Landgrafen ausgezeichnet wurde. Nachdem Feidel am 6. Oktober 1801 gestorben war, wird Moses Joseph Büding mit nachstehender Bitte vorstellig:

„Durchlauchtigster Landgraf!
Gnädigster Fürst und Herr!

Bei dem erfolgten Absterben des Judenschaftlichen Assistenten Oberhofagenten Feidel wage ich es, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht meine des bisherigen judenschaftlichen Vorstehers untertänigsten Wünsche zu Füßen zu legen. Ich erbiete mich, ohne Gehalt zu dienen und bitte nur: Höchstdieselben wollen gnädigst geruhen, mich zum Nachfolger des verstorbenen Assistenten und Oberhof- und Kammeragenten zu ernennen. Diese Gnade werde ich zeitlebens mit der tiefsten Dankbarkeit vermehren als

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht untertänigster
Moses Joseph."

Die Ernennung erfolgte nach Zahlung von 100 Dukaten für die Unterneustädter Kirche und das Zivil-Witwenkassen-Institut. — Es ist interessant zu hören, welche Funktionen er als „Judenschaftlicher Assistent" hatte: „Nachdem Wir den bisherigen Judenschaftlichen Vorsteher Hofagenten Moses Joseph nunmehr zum Oberhofagenten und Judenschaftlichen Assistenten dergestalt hiermit gnädigst ernannt und bestellt haben, daß er nicht nur Unser höchstes Interesse mit wahren, sondern auch sowohl hier als auf dem Lande der Judenschaft nach seinem besten Wissen und Gewissen treulich beistehen, alles mit unterschreiben, keine Gelder ohne seine Unterschrift ausgezahlt und ohne denselben keine judenschaftlichen Sachen vorgenommen werden sollen, so haben die hiesigen Landgerichtsbeamten ihn Moses Joseph in Gegenwart der judenschaftlichen Vorsteher hiermit gehörig zu verpflichten. Kassel, 13. Oktober 1801. gez. Wilhelm, L." Moses Joseph gehörte der Versammlung jüdischer Notabeln an, die der Präsident Israel Jakobsohn nach Kassel berufen hatte, um die politischen Verhältnisse unter der Regierung König Jérômes zu ordnen. Sein Bankhaus zahlte auch der kurfürstlichen Regierung die hohe Summe für die Ablösung des Schutzgeldes (1816).

Es ist sonderbar, daß die Nachkommen der genannten Hofjuden nicht mehr hier wohnen und deren Geschäfte aufgelöst sind. Die einst so bedeutenden Handlungshäuser Gebrüder Büding und Gebrüder Goldschmidt, deren Namen überall den besten Klang hatten, haben vor längerer Zeit ihre Tätigkeit eingestellt. Die Familie Feidel ist in der Manneslinie erloschen.

Das Amt und den Titel eines Hofagenten führte auch Abraham Herz Gotthelft; zu solchem ernannte ihn Kurfürst Wilhelm am 16. Mai 1815 gegen Zahlung von 100 Talern zur Zuchthauskasse. Herz Gotthelft stammte aus Detmold und erhielt das Niederlassungsrecht in Kassel im Januar 1789 für 10 Goldgulden jährlich. Einer seiner Vorfahren, Herz Salomon, war der Begründer des Bades in Meinberg und wurde wegen seiner Verdienste um die Hebung des Badeortes von Simon August, Grafen von Lippe, am 17. April 1744 zum „Gräflichen Hof- und Brunnenfaktor" ernannt. Herz Gotthelft muß vielfach die Geschäfte des hessischen Adels und der Hofgesellschaft besorgt

haben. Oberhofmarschall von Veltheim, Hofmarschall von Bohlen, Oberschultheiß Schmerfeld und Beermann stellten ihm die glänzendsten Zeugnisse über seine Geschäftsführung aus und erwähnen wiederholt, daß sie während der jahrelangen Verbindung niemals Ursache zu Klagen oder Beschwerden hatten. Die Söhne des Herz Gotthelft, Karl und Adolf, waren die Begründer der Buchdruckerei Gebrüder Gotthelft.

Die neuere Zeit, die dem Geschäfte neue Bahnen aufwies, machte das Institut der Hofagenten usw. unnötig und entbehrlich. Wo dieses jetzt noch an kleinen deutschen Fürstenhöfen besteht, ist es ein Titel, der dem Inhaber keine Verpflichtung auferlegt. Zu ihrer Zeit haben die kurhessischen Hofjuden ihren Landesherren mit aller Treue gedient. Darum kann ihrer Namen in ehrenvoller Weise gedacht werden.

Dr. Rudolf Kohlrausch.

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag.

Am 6. November 1909 sind es gerade 100 Jahre gewesen, daß Dr. Rudolf Kohlrausch, ehemals Lehrer der Mathematik und Physik an den kurhessischen Gymnasien zu Rinteln und Marburg, dann Professor der Physik an den Universitäten zu Marburg und Erlangen, zu Göttingen geboren wurde. Wenn auch nicht Hesse von Geburt, ist er doch durch seine berufliche Tätigkeit an kurhessischen Bildungsanstalten ein Sohn des Hessenlandes geworden und verdient es durch seine hervorragenden Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität, daß auch im „Hessenlande“ seiner zu seinem 100jährigen Geburtstage gedacht werde.

Rudolf Kohlrausch wurde am 6. November 1809 zu Göttingen als Sohn des späteren Hannoverschen General-Schuldirektors, des bekannten Pädagogen und Geschichtsschreibers (Deutsche Geschichte, Geschichtstabellen) geboren. Die Familie siedelte 1810 nach Worms, 1814 nach Düsseldorf, 1818 nach Münster, 1830 nach Hannover über. Rudolf Kohlrausch empfing seine Universitätsbildung in Bonn und Göttingen, wo er zuerst Zoologie, dann Mathematik und Physik studierte. Nach seiner Promotion begann er 1832 seine Tätigkeit als Lehrer an der Ritterakademie zu Lüneburg, bis ihn ein Ruf als Lehrer der Mathematik und Physik an das kurhessische Gymnasium zu Rinteln führte, das gerade damals eine Reihe ganz besonders hervorragender Lehrer zählte. Diese Tätigkeit außerhalb seines engeren Vaterlands Hannover, dem er mit ganzer Seele anhing, war seinem kindlichen Zartgefühl und seinem männlichen Stolze um so erwünschter, als er dadurch seinen Vater der Verpflichtung überhob, in seiner einflußreichen amtlichen Stellung den Wert und die Verdienste des eigenen Sohnes zu würdigen und zu belohnen. Hessen wurde nun seine liebe Heimat, und namentlich in Rinteln verlebte er vom Jahre 1835 an vierzehn glückliche Jahre in einer erwünschten Tätigkeit und in den angenehmsten Verhältnissen. Kohlrausch nannte wohl bisweilen diesen Aufenthalt in Rinteln die schönsten Jahre seines Lebens und blieb später in dauerndem und lebendigem Verkehr mit zahlreichen dortigen Freunden.

Im Jahre 1849 wurde er als Professor an die polytechnische Schule zu Kassel berufen, aber schon nach einem Jahre akademischer Tätigkeit infolge seines Widerstrebens, aus der Hand des Hassenpflugschen Ministeriums die Direktion der polytechnischen Schule zu übernehmen, an ein Gymnasium und zwar nach Marburg zurückversetzt. Dort wurde ihm jedoch in gerechter Würdigung seine Bedeutung als Lehrer der Physik im Jahre 1854 eine außerordentliche Professur an der Universität übertragen. Aus den damals unerquicklichen und dürftigen kurhessischen Verhältnissen befreite ihn 1857 eine ehrenvolle Berufung an die Universität zu Erlangen. In Erlangen wurde er „mit umso günstigerem Vorurteile“ kaum noch wie ein Fremder empfangen, als — nach den Worten des bekannten dortigen Universitätsprofessors und Gymnasialdirektors Dr. Ludwig Doederlein — der Name Kohlrausch in Bayern und in den deutschen Landen seit mehr als 40 Jahren einen lauten und guten Klang hatte. Denn wohl ein jeder Knabe und Jüngling, der eine gelehrte oder auch nur eine Bürgerschule besuchte, hatte die deutsche Geschichte und ihre ruhmreichste Zeit nur in Verbindung mit dem Namen Kohlrausch kennen gelernt. Denn die Geschichte der Befreiungskriege und die deutsche Geschichte von Friedrich Kohlrausch, dem Vater von Rudolf Kohlrausch, wurde gerade an den ersten bayrischen Unterrichtsanstalten gebraucht, wie sie auch sonst in Deutschland vielfach ein Haus- und Familienbuch geworden war.

Rudolf Kohlrausch erfreute sich aber seiner angenehmen Stellung in Erlangen leider nur sehr kurze Zeit. Bald nach dem Antritt seines neuen Amtes wurde er von einer verzehrenden Krankheit an ein langes Krankenlager gefesselt und schon am 8. März 1858, noch nicht 50 Jahre alt, der Wissenschaft und seiner Familie durch einen frühzeitigen Tod entrissen. Selbst auf dem Krankenbette — so sagt in seiner Grabrede auf den toten Freund und Amts-

genossen der obenerwähnte Professor Dr. Ludwig Doederlein — gestattete ihm die unbesiegbare Kraft des Geistes das fortdauernde Interesse für alles, was seine Wissenschaft anging; und auch außerdem sorgte derselbe himmlische Vater, der ihm in unerforschlicher Weisheit das Schwere auferlegt hatte, zugleich in unerschöpflicher Güte für mancherlei Tröstung und für stärkende Freudentage. Zu diesen gehörte vor allem der Besuch seines Freundes Wilhelm Weber, der mit trüben Ahnungen von Göttingen aus zu dem kranken Freunde eilte und ohne Hoffnung irdischen Wiedersehens, aber mit dem Gefühl, den Verlorenen unbeschreiblich erquickt zu haben, von ihm Abschied nahm.

Doederlein schließt die Grabrede, die er dem verblichenen Gelehrten hielt, mit den Worten: „Es wäre Leichtsinn und Anmaßung, den selbstredenden Tatsachen noch ein Charakterbild des Dahingeschiedenen beizufügen. Wir alle kannten ihn erst seit Jahresfrist .... Aber eine Eigenschaft gibt es, die sich schnell kund gibt, — das ist die Einfachheit der Erscheinung als unwillkürlicher Ausdruck der Einfalt des Herzens. Und als ein Bild dieser Herzenseinfalt und Wahrhaftigkeit trat uns der Verewigte bei seiner ersten Begrüßung entgegen. Wir dürfen beklagen, daß ihm keine Zeit gelassen war, sein ganzes Wesen allmählich vor uns durch Wort und Tat zu entfalten, daß ihm noch weniger vergönnt war, seine Entdeckungsreisen im Reiche der Wissenschaft und der Wahrheit fortzusetzen; begnügen wir uns statt dessen, das im Sinn und Gedächtnis festzuhalten, was er uns klar zu zeigen vermochte, das Bild einer Natur, wie unser Dichter sagt, oder, wie ein derberes Wort es nennt, eines Mannes aus einem Stück, der das wirklich war, was er zu sein schien und scheinen wollte, ein begeisterter Forscher, der viel geleistet hat und noch mehr versprach, ein zuverlässiger Ehrenmann, der mit dem Geiste rastlos vorwärts schritt und mit Gemüt und Willenskraft auf desto festerem Grunde stand."

Die wissenschaftlichen Arbeiten Kohlrauschs betrafen wesentlich elektrotechnische Messungen. Durch sein Elektrometer und seinen Luftkondensator schaffte er die Möglichkeit, Spannungen im Schließungskreise der galvanischen Kette zu messen, und behandelte in einer Reihe von Untersuchungen die Aufgaben, die sich bei der feineren experimentellen Untersuchung der Ohmschen Gesetze ergaben.

Ein hervorragendes Handgeschick, verbunden mit einer unübertroffenen Fähigkeit, einfache Mittel zu exakten Beobachtungen auszunutzen, ersetzten ihm die damals so gut wie vollständig fehlenden Hülfsmittel eines physikalischen Laboratoriums.

Dem Gymnasium zu Rinteln ist es eine besondere Ehre, den seligen Professor Dr. Rudolf Kohlrausch zu seinen ehemaligen Lehrern zu zählen, und eine besondere Freude, daß er nun im Bilde auf Lehrer und Schüler in der Physikklasse herabschauend an ihrem Unterricht stetig teilnimmt, nicht minder aber auch eine besondere Freude, daß der als Forscher und Lehrer seinem Vater nicht nachstehende Sohn, Präsident Professor Dr. Friedrich Kohlrausch zu Marburg, am 100. Geburtstage seines Vaters, sich des Rinteler Gymnasiums und seiner einstigen Lehrer dankbar erinnernd, die in ihm einst den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu legen begannen, ein schönes Bild seines Vaters gestiftet hat.

Rinteln. Dr. Heldmann.



Im Herbststurm.

Nun bläst im Laub der Tod sein Lied
Von Grüften und Vergehen;
Das Licht verlischt, das Leben flieht,
Durch welke Blätter raschelnd zieht
Ein klagendes Verstehen.

Es folgt die Welt mit schwerem Tritt;
Im dichten Nebelwallen
Geht ein unendlich Grauen mit,
Das schwillt und wächst bei jedem Schritt
Zu weißen Riesenkrallen.

Die legen sich mit kalter Wucht
Auf manches junge Leben, — —
Wohl Dir, wenn eine stille Bucht
Sich öffnet nach der wilden Flucht
Voll Angst und Todesbeben!

München. **Gustav Adolf Müller.**



Psyche.

Novelle von Emmy L. Grotefend.

Sie wußte nicht, was in ihr vorging. Ihr Lebensrätsel schaute sie an. Sie war hierher geflüchtet, um niemandem etwas davon sagen zu müssen. Kläre hätte es doch vielleicht gemerkt; sie standen zu innig mit einander, als daß die Freundin nicht empfunden hätte, wenn die andere etwas bis in die Seele hinein ergriff. Und gerade hiervon hätte sie ihr nichts sagen mögen; sie schämte sich.

Nun stand sie an der Brüstung oberhalb des Lahnarmes. Die Glocken der Elisabethkirche läuteten den Sonntag ein, und ein leises Schüttern ging durch das Gemäuer, an das sie sich lehnte — so nahe war sie dem ehrwürdigen Bau, der in seiner schlanken Schöne ewige Jugend bewahrte.

Ewige Jugend!

Wer sie nicht verbraucht hat, wer sie verträumte oder vertrauerte oder um sie betrogen wurde, den verfolgt die Jugend — vielleicht — und hebt den Kopf, wenn er glaubt, sie vergessen zu haben, und bettelt noch einmal um ihr Recht.

Die Glocken läuteten aus. Wie metallnes Tropfen klang's vereinzelt noch nach. Es zwitscherte im Buschwerk, ganz kurz. Jenseits des Grabens kläffte ein Hund. Dann Stille — und den roten Wein, der wie Fetzen eines orientalischen Teppichs sich am Gemäuer herunterließ, der mit matter Lustigkeit die leichten Säulchen umschlang — trunken war er und fertig nach all dem Sommerglühn — überleuchtete ein Schein, wie nur der Herbst ihn kennt. Alle Sinne erleben diesen Schein, und alle Sinne hatten heute hohe Zeit ihn zu trinken, denn es war still ringsum, man hätte die Wolken ziehen hören können.

Da überkam Brigitten gewaltig, was ihr seit Tagen die Seele erregte. Nicht erst gestern Abend, während sie zu zweien im Dämmern auf der Veranda saßen. Es paßte zwar gut hinein: die Luft war lau, und auf der tiefer liegenden Wiese jenseits der Häuser wogte grausamtener Nebel und kroch vor dem Licht des Mondes, das in kühler Reinheit über ihm lächelte. Der Mars war aufgetaucht in rotem Licht, groß und lockend.

Brigitte hatte leise den Kopf an die Schulter der verwitweten Freundin gelehnt, die mit durch Leid still gewordenen Augen in den Nachtzauber blickte.

Sie waren beide reife Frauen, die Witwe und das Mädchen; sie hatten beide vierzig Mal den Lenz kommen und gehen sehen. Aber die Poesie war ihnen in Lust und Leid des Lebens nicht erstorben, ihre Zauberfäden hatten allzeit Netze gewoben, unter denen der Alltag sich verkroch, und die sich zum Teppich verdichteten, auf dem leichten Fußes Gestalten einer schönen Welt von damals herüberschwebten.

Brigitte sah sie wieder und empfand ein Wehen wie von Flügeln. Da fiel das ab, was die Seele niedergedrückt und im Fluge gehemmt hatte.

Sie stahl den Arm um die Freundin, wie sie das in der jungen Sehnsuchtszeit zu tun pflegte. Die legte willig den Kopf mit dem immer noch weichen, vollen Blondhaar an den ihren. Und wie heiliges Jubeln tönte es ganz heimlich in Brigittens Herzen: Wir sind jung, ewig jung, weil wir den Frühling noch empfinden können, unsere Sehnsucht seinem Rauschen entgegenhalten — selbst im Herbst!

Es war ein Rausch, der die Vernunft nicht zu Wort kommen lassen wollte — Brigitte wußte das auch in dieser Zauberstunde; aber sie wollte nicht wach, nicht nüchtern werden.

Und die Freundin sprach; ihre Stimme war Wohlklang:

„Ist es nicht wie ein weiches Bad, in das wir unsere Seelen tauchen dürfen? Der Abend warm wie eine Sommernacht und der Herbstmond voll Poesie und Freundlichkeit. Da fällt einmal alles ab, was uns dem Himmel fern auf die Erde herunterdrückt. Ist es nicht, als guckte um jede Baumsilhouette das Glück herum, nach dem wir uns noch einmal sehnen, noch einmal die Hände ausstrecken dürfen!"

Brigitte konnte nur nicken; das war's, ja, das war's!

Leise redete die Freundin weiter: „Und ist es nicht, als käme die Jugend und zupfte die ersten grauen Haare aus, weil wir sie noch so innig grüßen können? Du und ich — wir werden gewiß noch lange nicht alt. Was mein ist, ist ja auch Dein, und unser Herz gehört den jungen Menschenkindern, die um uns heranwachsen. Einer — wenn ich nicht irre, war es Nietzsche — sagte einmal: des Weibes zweite Jugend ist das Kind. An einem solchen Abend fühle ich die Jugend. Alles, alles, auch erste Liebe kommt wieder. Nur daß sie Dich und mich bloß freundlich grüßt und die Hand ausstreckt nach meiner süßen Maria. Sag selbst, ist sie nicht gemacht dazu, ihr Leben in Glück ganz zu leben? Möchten wir ihr den Weg nicht ebnen, und fühlen wir nicht deshalb all das sehnende Bangen und Zagen und Hoffen noch einmal — und sind doch lauter heilige Wonnen."

Brigitte drückte ihr leise die Hand. Dann zog sie den Arm zurück. Eine Welle heißen Blutes überflutete sie und kroch langsam zurück zum Herzen. Und die Augen blickten still und groß immer dem

Locken des Mars entgegen, der tapfer standhielt, dem Herbstmond zum Trotz.

Und wenn sie nun das — dem sie keinen Namen geben wollte — wenn sie das auch fest mit beiden Händen in einen Winkel des Herzens drückte, so ließ sich's damit nicht ertöten. Und war es ein Rätsel der Psyche — es war doch da und wollte hier, wo der rote Weinteppich leise hin und her und her und hin sich wiegte, im verborgenen Herzenswinkel nicht bleiben. Brigitte schämte sich, und doch war es süß, denn es lebte. Und jedes Lebendige, wo immer wir ihm begegnen, ist ein Wunder. Und um der Wunder willen lohnt sich's zu leben.

„Sehen auch Sie dem Sterben der Natur zu, und freuen auch Sie sich, daß sie in Schönheit stirbt?"

Es war der Professor.

Merkwürdigerweise hatte seine Anrede Brigitte nicht erschreckt. In ihr arbeitete zu vielerlei, als daß irgend ein Eindruck von außen das hätte erschüttern oder schnell verdrängen können. Als er dann weiter sprach, überkam sie's gar wie Befreiung. Gerade er war zur rechten Zeit gekommen; der würde ihre Torheit im Entferntesten nicht ahnen. Ein Geograph, der dem Wachsen der Erde, ihrem Sichgestalten und ihrem greisenhaften Insichselbstzusammenfallen nachspürte, der tausend neue Entdeckungen zu ebenso viel Werten verarbeitet hatte, dem mochte leicht das kleine Fleckchen Menschenherz entgangen sein, dessen Rätsel nur die Wünschelrute oder eifriges Schürfen zutage fördert.

Sie nickte ihm freundliches Ja. Dann strich ihre Hand wie glättend über den Mauerrand, als könne sie so auch das Faltengewebe des törichten Herzens glätten.

Der Professor sprach weiter: „Und kommt sie zum Sterben, die Welt des Blühens und Duftens, dann zündet sie selbst lodernde Flammen an, in denen sie aufgeht; und der Herbstwind geigt ein Sturmlied, darinnen die Sterbeseufzer untergehen. So wird das Menschenherz sich seines Bangens nicht bewußt."

Er setzte sich auf die Mauer und schaute Brigitte an, deren Mund ein seltsames Lächeln umspielte, von dem die Augen nichts wußten.

„Das Herbstglühen täuscht Sommerfarben vor, aber doch nur von weitem. Das, was uns da entzückt, das ist in der Nähe bräunlich und naßkalt und kuriert uns, wenn wir ans Träumen geraten sind."

„Was hat Ihnen der Herbst getan, Fräulein Brigitte? Das klingt Ihnen ja gar nicht ähnlich."

„Ich weiß es selbst nicht," sagte sie, nachdenksam, wie sie manches Mal miteinander gesprochen hatten, „wer weiß überhaupt, was in ihm lebt, bis es plötzlich aufwacht und durch sein bloßes Dasein zu Tode erschreckt."

„Kommen Sie mit mir, dann zeige ich Ihnen Größeres."

Sie gingen nebeneinander, der stattliche Mann, dem das eisengraue Haar sich in kurzen Wellen über den Ohren kräuste, vom schwarzen, großen Filz überdeckt. Die Hände verschränkte er auf dem Rücken; fest umschloß die Linke einen Stock mit Elfenbeinkrücke. Sie waren beide stolz gewachsen, und während sie unter der hohen Kirche herschritten, da waren sie dem Herbst noch fern und sahen aus, als könne ein Lebenssommer viel von ihnen fordern, und forderte doch nicht zu viel.

Sie bogen in die enge Gasse ein, die über vertretene Stufen am alten Michaelskapellchen und längst zu Garten gewordenem Friedhof vorbei führte, dessen eingesunkene Gräber wie ebenso viele ins Kraut geschossene Beete den Lebenden keine Herzensangelegenheiten mehr waren. Ein wenig oberhalb stand eine einsame Bank.

„Nun will ich ganz offen sein, Fräulein Brigitte, ich bin Ihnen nachgegangen. Sie haben mir treu geholfen, über viele meiner eignen Gedanken Klarheit zu erlangen, wenn Sie mich reden ließen — vielleicht oft von Dingen, die Sie nur halb interessierten, weil ich mich über das, was in mir selbst erst nach Erkenntnis rang, nicht so äußerte, wie es richtig gewesen wäre. Ich suchte Sie; ich will Ihnen den Erdschatten zeigen; Sie müssen ihn sehen, müssen ihn mit mir empfinden. Das ist das Große, Neue. In dieser Stunde kriecht er heran — dort unten, am Fuß des Berges zuerst. Es ist viel mehr als nur das Fortziehen der Sonne. Der Erdschatten ist substantiell, und alle Gegenstände und Personen richten sich in dem, was sie erscheinen, nach ihm, sind nicht nur in der Farbe sondern auch in der Form von ihm beeinflußt."

„Oh — ich verstehe Sie! ich sehe den Erdschatten!"

Der Professor sprach weiter; es leuchtete in seinen mächtigen, grauen Augen; er legte den großen Hut neben sich.

„Sehen Sie, die Nacht ist nicht etwa nur eine Zeit, sie ist auch ein Ort: der Ort, an dem der Schatten wohnt. In seinem Orte webt, schafft und gestaltet der Schatten; da wacht er auf zu einem Leben, von dem der Tag nichts weiß, und feiert Feste, bis das Morgengrauen die ersten Tastfinger hereinstreckt, die ihm zur Ruhe winken. Das war's, was ich gestern Abend denken mußte; und wie der Mond darüber lächelte, und der Mars so unverschämt sich auszeichnete vor allen Sternen und die ganze Herbstnacht sommerlau war, da bin ich hinausgewandert in diese merkwürdige Nacht, um dem eben erst entdeckten Leben des Schattens nachzuspüren. Wie war ich froh! —

Plötzlich aber war dann das Studieren und das

Nachspüren vorbei. Ob's nun die weiche Luft heraufgeschmeichelt hatte, ich weiß es nicht. Aber ich war kein Gelehrter mehr und wollt's auch gar nicht sein — ich war Poet und hatte junge Wünsche."

Er schwieg.

Brigitte wußte nicht, ob sie erwidern sollte. Ihr war auf einmal so, als hätten sie zu zweien das Gleiche erlebt in den vergangenen Wochen, als sei der Professor der Mittelpunkt eines innerlichen Zusammenerlebens gewesen, von dem sie beide nichts gewußt hatten.

Leicht zogen rosige Wölkchen über den Himmel; irgendwo dahinten mußte die Sonne noch nicht ganz untergegangen sein. Das Laub zu ihren Füßen war kupfern; aber sie sah den Erdschatten herankriechen, und plötzlich legte ein wehes Gefühl die schwere Hand auf ihr Herz, als kröche auch da ein Schatten heran und wollte zudecken, was wie verirrtes Frühlingsleuchten noch einmal warm erwacht war — oder war es Sommerwärme? Oder hatte es überhaupt keinen Namen? Daß es das Vorempfinden sein könnte, kam ihr nicht in den Sinn; das wunderliche Gefühl trieb ihr Tränen in die Augen.

Da schwiegen sie beide — und es war, als träte ein Drittes zwischen sie.

Der Professor saß vornübergebeugt; den Stock mit der Elfenbeinkrücke hielt er in der rechten Hand und zog mit ihm allerlei verworrene Figuren in den feuchten Sand.

„Glauben Sie, daß ein Stückchen Jugend uns durch unser Leben folgen kann und plötzlich da ist und seine seltsamen Forderungen stellt?" fragte er unvermittelt.

„Ja — ich weiß, daß es da ist, aber ich schämte mich, daß ich es weiß."

Er nickte leicht. Dann wandte er den ganzen Oberkörper und sah ihr voll in die Augen; die glänzten in einer stillen Freude.

„Warum schämt man sich denn um etwas, das doch glücklich machen könnte?"

Wieder kam es wie Befreiung über Brigitte, und auch in ihre Augen trat ein Leuchten, das Leuchten, mit dem sie immer die Herzen der Menschen gewonnen hatte. Nun wurde sie klar über sich selbst und dankte es dem Manne gern, der ihr so frei entgegenkam.

„Weil es etwas Heiliges ist, etwas so Schönes, daß man es wie das Gebet mit hinter verschlossene Türen nehmen sollte und mit ihm niederknieen."

„Ja, Fräulein Brigitte. Und wenn es dann die Seele noch einmal ganz durchglühte und auf irgend einem Altar tief in der Brust drinnen ein Feuer entzündet hat, dann ist's, als sei man im Jungbrunnen gewesen, und eine große Schaffenskraft regt mächtig die Flügel."

„Aber die Stätten alles dessen, was wir im Leben als Enttäuschungen still begruben, scheinen zurückzutreten. Jahrelang ist man gewohnt, an diesen Stätten seine Feierstunden zu halten und an ihnen sich zu stärken und zu wachsen. Nun steht man plötzlich da wie jemand, der den Weg verloren hat."

„Diese Stätten treten nicht zurück, sie sind nur weniger deutlich zu sehen, weil allerlei Blütenwerk sie überrankt; Immortellen und Immergrün sind mit zugedeckt, denn die grünen weiter; aber das Restchen Lenz, das da hervorgebrochen ist, will sein Recht haben und bringt Blüten mit. Und auch der Weg ist nicht verloren gegangen — nur einmal steht man noch vor einem Scheideweg."

„Ja — Blüten — —"

Nun wandte sie sich ihm zu. Aber auf dem Weg zu seinen Augen verloren die ihren plötzlich den Mut — und waren doch gewöhnt, selbstsicher aufzuschauen in allen Lebenslagen, und eine Blutwelle stieg mächtig vom Herzen auf.

Da erhob sie sich von der Bank und schob den Fuß unter das rostige Laub und schaute auf ihn nieder, als gälte es ein Studium. Der Professor hatte den Blick nicht von ihr gewandt.

„Ich habe Ihnen noch nicht alles gesagt, was ich in der Heimat des Schattens ausgefunden habe. Ich meine, wo zwei sich begegnen, die so in gleichem Schritt und Tritt zu gehen wissen wie Sie und ich, da sollten sie sich getrost die Hände geben und immer beieinander sein. Brigitte — mit dem Restchen Jugend ist eine große, unverbrauchte Liebeskraft lebendig geworden. Nehmen Sie sie und machen Sie damit, was Sie wollen."

Da brach der Festtag an, der in Brigittens Herzen das Singen und Klingen der letzten Wochen einläuten wollte. Da wußte sie, daß ihre Seele noch einmal die Augen weit aufgeschlagen hatte, weil die andere draußen stand und um Einlaß bat, die andere, die ihr Ergänzung brachte. Das unruhige Flattern hörte auf, und eine große Stille ward an seiner Statt.

Vertrauend legte sie die Hand in die des Professors. Und unter dem fallenden Laub trugen sie gedoppelte Kraft dem Leben zu, das noch so viel von ihnen erwarten durfte.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der Sitzung des Marburger Vereins wies der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld u. a. darauf hin, daß sich im Dezember 1839 die oberhessische Abteilung des Hessischen Geschichtsvereins ihre ersten Satzungen gegeben habe, und Archivrat Dr. Küch würdigte

eingehend die Lebensarbeit des zu Marburg 1818 geborenen und am 2. September d. J. verstorbenen Ehrenmitgliedes Dr. Wilhelm Bücking. Sein Thema lautete: „Bücking und die Marburger Geschichtsforschung“. Er schilderte diesen bis zu seinem Ende rastlos tätig gewesenen Mann als Pionier der Marburger Geschichtsforschung, dem wärmster Dank gebühre. Was Küch dabei an eigenen wertvollen Kombinationen über die Ergebnisse Bückings hinaus bot, bildete den Schwerpunkt des schönen, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrags. An der anschließenden längeren Erörterung über den Zustand der Elisabethkirche vor der Restauration und über die Umstände, die nach dem Wolkenbruch des Jahres 1846 zu ihrer Wiederherstellung führten, beteiligten sich die Herren Siebert, Braun, Müller, Huyskens, Hartwig, Gleim. Die Anfrage des General Pentz nach der urkundlichen Sicherheit des Ortes, wo Konrad von Marburg erschlagen wurde (Hof „Kapelle“ bei Beltershausen), wurde ihm von Professor Wenck bejahend beantwortet. — Am Herrenabend des Kasseler Vereins am 15. November legte der Vorsitzende General Eisentraut ein Exemplar der „Prähistorischen Zeitschrift“ vor, die den Vereinsmitgliedern zum Ausnahmepreis von jährlich 6 Mark geliefert wird. Rentner Klein verlas sodann einen Aufsatz von Rogge-Ludwig über die Hessendenkmäler in Kassel, worauf Rechnungsdirektor Woringer, dessen Vortrag wir in dieser Nummer zum Abdruck bringen, zum erstenmal genauere Mitteilungen über die Trauung des letzten hessischen Kurfürsten machte. General Eisentraut verlas einen in der „Kreuzzeitung“ erschienenen launigen Aufsatz über eine Episode am Schleswigschen Hoftheater unter dem Statthalter Landgraf Karl, einem Sohne Landgraf Friedrichs II. Weiter sprach Bibliothekar Dr. Lange über den kürzlich in Fulda aufgefundenen römischen Altarstein, dessen Herkunft noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden konnte. Nach der Schlacht im Teutoburger Wald zogen sich die Römer auf die Rheinlinie zurück, gingen dafür aber auf der Mainlinie planmäßig vor und errichteten den Limes. Über den Limes hinaus haben die Römer wohl niemals deutliche Spuren hinterlassen; um so auffallender war es, daß man in diesem Sommer beim Durchbruch einer Mauer hinter dem Fuldaer Dom einen römischen Altarstein aus Buntsandstein loslöste, der seiner Inschrift nach von einem Fahnenträger Melonius Nigrinus dem Jupiter gewidmet war. Man nimmt an, daß die baulustigen Benediktiner des 16. Jahrhunderts den Stein dorthin gelangen ließen, um ihn wieder zu verwenden, oder daß der Stein als Ballast eines den Main herauffahrenden Schiffes diente, oder schließlich von einem Sammler zur Anlage eines kleinen Museums mitbestimmt wurde. Professor Vonderau neigt demgegenüber der Ansicht zu, daß der Altar durch eine römische Truppe nach Fulda gekommen sei, die dort längere oder kürzere Zeit gelegen habe, und stützt sich dabei namentlich auf einen von Mommsen wiedergegebenen Quellenhinweis, wonach sich die römische Herrschaft vom Rhein aus noch 170 km nach Nordosten, also etwa bis in die Gegend von Hersfeld, erstreckt habe. Der Vorsitzende gibt im Anschluß hieran einige interessante Beispiele über die Verschleppung von Altertümern. Rentner Goebel, der seinerzeit bei Nürnberg einige zwanzig Hünengräber auffand, berichtete, daß er ein solches von nicht unbedeutendem Umfang auch zwischen Dönche und Brasselsberg vermutet.

Marburger Hochschulnachrichten. Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ernst Küster in Charlottenburg, 1890—1907 Direktor der chirurgischen Klinik, beging am 2. November seinen 70. Geburtstag. Den Abschluß der akademischen Feier in Marburg bildete die Aufstellung einer Büste Küsters von Professor Schaper. — Geh. Medizinalrat Hofrat Dr. med. Hans Horst Meyer zu Wien, 1884 bis 1904 Professor der Pharmakologie in Marburg, sah am 7. November auf eine 25jährige Tätigkeit als ord. Professor zurück. — An Stelle des nach Aachen versetzten Lektors Dr. Scharff wurde Lektor Dr. Mouillet-Göttingen hierher versetzt. — Am 5. November fand im Physikalischen Institut eine Gedächtnisfeier für Rudolf Kohlrausch statt. (Siehe Seite 327 dieser Nummer.)

Schillerfeier. Bekanntlich war Schillers 100. Geburtstag wie in anderen deutschen Städten auch hier in Kassel mit großer Begeisterung gefeiert worden. Auch am 150. Geburtstag des Dichters widmete man seinem Gedächtnis mannigfache Ehrungen. Das Hoftheater gab den „Don Carlos“, in der „Freien Feder“ sprach Bankier Blumenthal, im Arbeiterfortbildungsverein Professor Zergiebel, im Stadtparksaal Lehrer Latwesen. Der Kasseler Lehrerverein pflanzte am Wilhelmshöher Platz eine aus Marbach bezogene „Schillereiche“, die Bürgermeister Jochmus mit einer Ansprache in den Schutz der Stadt übernahm. Die Stadt selbst beabsichtigt in der Bellevue, vor dem Hause Nummer 3, eine Schillerbüste zu errichten.

Fünfzig Jahre waren am 16. November seit dem Tode Wilhelm Grimms verflossen. Er wurde am 20. November auf dem Friedhof der St. Matthäi-Gemeinde zu Berlin beigesetzt. Wilhelm Grimm, seit 1825 mit Dorothea Wild, einer Urenkelin des Idyllendichters Gesner vermählt, hinterließ zwei Söhne, von denen der zu Kassel geborene

Herman Grimm bekanntlich mit Bettinas Tochter Gisela von Arnim vermählt war.

---

50 Jahre waren am 10. November verflossen, seit — am 100. Geburtstag Schillers — zu Kassel die „Hessische Morgenzeitung“ begründet wurde. Sie erschien, von Fr. Scheel gedruckt, zunächst unter Verantwortlichkeit der J. J. Scheelschen Verlagshandlung. Am 2. Januar 1860 übernahm Friedrich Oetker die Redaktion. Über die Schicksale dieses im politischen Leben Kurhessens einst so bedeutsamen Blattes berichtet eingehend Friedrich Scheel in seinem Buche „50 Jahre aus dem Leben eines Buchdruckers“.

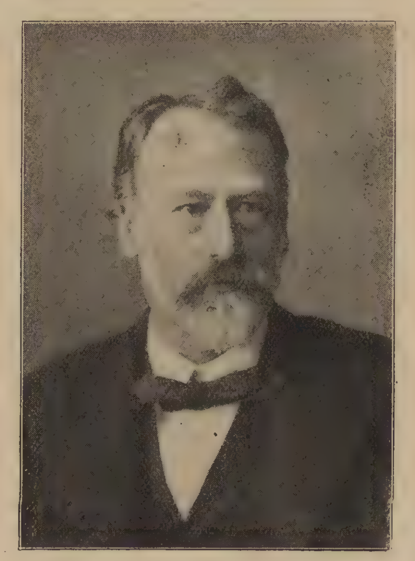
Literarhistorische Entdeckung. Die Gießener Universitätsbibliothek erwarb u. a. ein Pergament-Doppelblatt, dessen rechte Seiten einen lateinischen Bibeltext (Lukas 23 und 24) enthielten. Privatdozent Lic. Glaue und Professor Helm machten die überraschende Entdeckung, daß sich gegenüber dem lateinischen Text ein gotischer mit Bruchstücken aus der Bibelübersetzung des Ulfila befindet. Da dieser Text in den Anfang des 5. Jahrhunderts gehört, ist der Fund trotz seinem geringen Umfang von unschätzbarem Wert.

Mit dem zum Direktor der Nationalgalerie ernannten Professor Dr. Ludwig Justi ist wieder ein geborener Kurhesse in eine leitende Stellung gerückt. Justi wurde 1876 in Marburg geboren, habilitierte sich 1901 in Berlin, wurde 1903 außerordentlicher Professor der Kunstgeschichte in Halle, 1904 Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. und 1905 erster ständiger Sekretär der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin, wo er jetzt Nachfolger des Herrn v. Tschudi wurde. Justi, der einer Altmarburger Gelehrtenfamilie entstammt, hat soeben eine Reise nach Amerika angetreten und wird Anfang Dezember seine Berliner Tätigkeit aufnehmen. Seine Veröffentlichungen bewegen sich ausschließlich auf dem Gebiete der älteren Kunst; zuletzt gab er ein Werk über die „Italienische Malerei des 15. Jahrhunderts“ heraus.

Aus Kassel. Im nächsten preußischen Etat soll eine erste Rate von 100 000 M. für den Neubau eines Landesmuseums enthalten sein. Hoffentlich erteilt die Finanzverwaltung diesem Vorschlag des zuständigen Ressorts ihre Zustimmung.

Aus Marburg. Der Wiederaufbau des östlichen Teiles des im Vorjahr abgebrannten Elektrizitätswerks in der Herrenmühle ist im Gang. Während nun der Bezirkskonservator Professor v. Drach vorschlug, den Westflügel ähnlich dem alten zu gestalten, nahm die Stadtverordnetenversammlung einstimmig das Projekt des Stadtbaurats Bewig an, das eine Verbreiterung der Straße zuläßt.

Todesfälle. Im 82. Lebensjahr starb zu Amöneburg der Rittmeister a. D. Freiherr Theodor von Amelunxen. Einer althessischen Adelsfamilie entstammend, war er kurhessischer Offizier im Husarenregiment Nr. 2 (Hofgeismar) und einer der wenigen Offiziere, die 1866 nicht in preußische Dienste traten. Er wurde als Rittmeister pensioniert und siedelte nach Amöneburg über, wo er von 1889 bis 1903 als Amtsanwalt tätig war.



George André Lenoir †.

Am 2. November verschied zu Meran der Ehrenbürger der Stadt Kassel Chemiker George André Lenoir im Alter von 84 Jahren. Er wurde am 5. Februar 1825 in Kassel geboren, besuchte hier die Polytechnische Schule und errichtete später in Wien ein chemisches Laboratorium, sowie eine Werkstatt zur Herstellung von wissenschaftlichen Instrumenten. Dieses heute noch blühende Geschäft überließ er später ganz seinem Kompagnon Dr. Forster. Seiner Vaterstadt überwies er ein Vermögen von rund 4 600 000 M. zu Stiftungszwecken zur Erziehung von Waisen. Die vom Kasseler Magistrat verwaltete Lenoirsche Waisenstiftung auf dem Terrain des von der Stiftung angekauften Gutes Teichhof bei Fürstenhagen wurde Frühjahr 1909 mit einem Bestand von 20 Waisen eröffnet, der Ostern 1910 verdoppelt werden soll. Lenoir wurde am 11. November im Mausoleum zu Teichhof, zu Füßen seiner großartigen Stiftung, beigesetzt.

Am 14. November starb zu Kassel im Alter von 91 Jahren der Privatmann Georg Köhler. In ihm ist ein schlichter und verdienter Bürger Kassels dahingegangen. Aus kleinen Anfängen heraus begründete er das seinerzeit größte Kohlenvertriebsgeschäft Kassels. Vor über 40 Jahren führte er in Kassel die westfälischen Steinkohlen ein. Als eifriger Vor=

kämpfer für die Förderung des Kleinhandwerkes gehörte er lange Jahre dem Vorstand des Gewerbs-Vorschuß- und Sparvereins an.

Am 8. Oktober starb in Brooklyn Dr. Hermann Endemann. Er war 1841 geboren, studierte in Marburg, promovierte dort 1866. Wenig später ging er nach Amerika und gründete 1879 in New-York ein chemisches Laboratorium, mit der School of mines der Columbia-Universität arbeitete er offiziell und trat als Sachverständiger vor die Legislatur in Albany und Washington. Mehrere Jahre gab er der American Chemical Society Veröffentlichungen heraus. Er war Mitglied der Society of chemical Industry, der Deutschen chemischen Gesellschaft in Berlin und des Deutschen technologischen Klubs, auch offizieller Chemiker des Newyorker Deutschen Apothekervereins.

Der kurhessische Verein für Luftschiffahrt, der sich Anfang Oktober in Marburg konstituierte, zählt bereits 87 Mitglieder. Die Stadt zeigte sich bereit, einen Platz sowie das Gas zu Ballonfüllungen zu billigem Preise herzugeben.

Vorträge. Am 31. Oktober sprach Superintendent Wissemann-Hofgeismar im Evang. Bund zu Kassel über „die Beziehungen der hessischen Kirche zu Johann Calvin", wobei er namentlich die auf calvinische Einflüsse zurückzuführenden Verbesserungspunkte des Landgrafen Moritz behandelte. — Im Verein Naturdenkmalschutz für Kurhessen und Waldeck zu Kassel sprach am 10. November Professor Knackfuß über „Schädigung und Schutz der Naturschönheit" und behandelte dabei in fesselnder Weise den Naturdenkmalschutz vom Standpunkte des Malers aus.

Aus Spangenberg. Die Errichtung eines Denkmals für Otto den Schütz ist in die Wege geleitet und ein Denkmalfonds begründet worden.

Personalien.

Verliehen: dem Oberpfarrer und Superintendenten Obstfelder zu Schmalkalden der Kronenorden 3. Kl.; dem Dekan Kulenkamp zu Rotenburg, dem Eisenbahn-Rechnungsrevisor Rechnungsrat Stippich zu Kassel und dem Bankier und Stadtverordnetenvorsteher Wachenfeld zu Schmalkalden der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Kantor Stein zu Birstein und dem Kantor Zecher zu Schmalkalden der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern; dem Sanitätsrat Dr. Mense zu Kassel der Professortitel; dem Sanitätsrat Dr. Abée zu Marburg der Charakter als Geheimer Sanitätsrat; dem Arzt Dr. Ruhmer zu Schmalkalden und dem Arzt Dr. Kraushaar zu Salmünster der Charakter als Sanitätsrat; dem Landesdechanten Hagemann zu Geisa die Würde eines päpstlichen Geheimkämmerers.

Ernannt: Pfarrer Boos auf dem Teichhof bei Hess. Lichtenau zum Pfarrer in Gronau; Pfarrer Scheffer zu Hesserode zum zweiten Pfarrer in Hersfeld; Pfarrer Gonnermann zu Frankershausen zum dritten Pfarrer in Hersfeld; Pfarrer extr. Paulus zum Pfarrer in Schwarzenborn; Referendar Pollmann zum Gerichtsassessor; Eichamtssekretär Tempelhoff zum Rentmeister bei der Kgl. Kreiskasse in Fritzlar.

Vermählt: Kgl. Bibliothekar Dr. Philipp Losch mit Fräulein Klara Schmidt aus Friedenau (Steglitz, 2. Oktober); Leutnant d. R. Karl Frhr. v. Berlepsch mit Fräulein Marela v. Scheffer (Kassel, 4. November).

Geboren: ein Sohn: Privatdozent Lic. Dr. Gustav Westphal und Frau Ottilie, geb. Otto (Marburg, 11. November); Hauptmann Puttlich und Frau Frieda, geb. Rohde (Straßburg, 12. November); Kaufmann Hugo Franke und Frau Elsa, geb. Kunold (Kassel, 15. November); — eine Tochter: Dr. Karl Happich und Frau Vera, geb. Kalcher (Venedig, 1. November); J. Wohlgenannt und Frau Johanna, geb. Fiorino (St. Gallen, 3. November); Regierungsrat Pfeiffer und Frau Ida, geb. Cremer (Kassel, 13. November).

Gestorben: Fabrikdirektor Oswald Hentschel (Punta Delgado, Azoren, 26. September); Frau Oberamtmann Wendelstadt, geb. Pfort, 75 Jahre alt (Berlin, 25. Oktober); Frau Sanitätsrat Dr. Spangenberg, geb. Schulz (Döwitz, 27. Oktober); Landwirt Karl Eckel, 50 Jahre alt (Rinteln, 27. Oktober); Frau Katharina Kunckel, geb Mathäi, 69 Jahre alt (Marburg, 28. Oktober); Frl. Klementine Ebhardt (Marburg, 29. Oktober); Pastor emer. Heinrich Schönhals (Marburg, 29. Oktober); früherer Reichstagsabgeordneter Leopold Sonnemann, Begründer der Frankfurter Zeitung, 78 Jahre alt (Frankfurt a. M., 30. Oktober); früherer Landrat des Kreises Schlüchtern Geh. Reg.-Rat Eugen Roth, 77 Jahre alt (Ahlersbach, Anfang November); Rittmeister a. D. Theodor Frhr. von Amelunxen, 81 Jahre alt (Amöneburg, Anfang November); Privatmann Hermann Wack, Hauptmann d. L. a. D., 63 Jahre alt (Kassel, 1. November); Frau Gutta Metzner, geb. Simon, 83 Jahre alt (Kassel, 1. November); Chemiker George André Lenoir, Ehrenbürger von Kassel, 84 Jahre alt (Meran, 2. November); Kgl. Regierungs- und Forstrat Ernst Kleyensteuber, 46 Jahre alt (Marienwerder, 2. November); Frau Anna Heuser, geb. Siebrecht, Gattin des Kammerdirektors H. (Meerholz, 3. November); Privatmann Georg Gundlach, 71 Jahre alt (Kassel, 4. November); Frau Auguste Pflug, geb. Rettig, 59 Jahre alt (Kassel, 5. November); Gastwirt und Magistratsmitglied Christian Entzeroth (Spangenberg, 5. November); Lehrer Heinrich Metz, 46 Jahre alt (Kassel, 8. November); Postsekretär a. D. Ferdinand von Brack, 65 Jahre alt (Neuenberg, 8. November); Pfarrer Aemil Bicker (Rinteln, 10. November); Frl. Dorette von Meyerfeld (Oberursel a. T., 11. November); Frau Sophie Pfeiffer, geb. Kunz, Gattin des Generalsuperintendenten D. Pfeiffer zu Kassel, 62 Jahre alt (Karlshafen, 11. Nov); Dipl.-Ingenieur Walther Siebrecht (Quedlinburg, 10. Nov.); Obergütervorsteher a. D. Konrad Bickhardt, 70 Jahre alt (Kassel, 12. November); Gymnasialprofessor a. D. Johann Hubert Püttgen, 70 Jahre alt (Kassel, 14. November); Gutsbesitzer J. F. Bischoff (Obervellmar, 14. November); Maurermeister Jean Jordan (Kassel, 14. November); Privatmann Georg Köhler, 90 Jahre alt (Kassel, 14. November); Frau Anna Wittich, geb. Wolff, Witwe des Realgymnasialdirektors Dr. W. Wittich (Kassel, 16. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



Nr. 23. 23. Jahrgang. Kassel, 3. Dezember 1909.

Aus Briefen der Prinzessin Marianne von Preußen, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg, und der Königin Luise.

(Noch nicht veröffentlichte Briefe* von 1804—1810.)

Von Dr. Bergér-Gießen.

Marianne von Preußen, eine Homburger Prinzessin, war vermählt mit dem Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., dem Prinzen Wilhelm von Preußen. Sie war eine hochgebildete Frau, eine zärtliche Gattin, eine treue Tochter und eine liebevolle Verwandte. Eine Sammlung ihrer Briefe, die an ihre Mutter, die Landgräfin von Hessen-Homburg, gerichtet sind, wird in dem Großherzoglichen Staatsarchiv zu Darmstadt aufbewahrt. Die Sammlung ist um so wertvoller, als ihr einige noch nicht bekannt gewordene Briefe des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise beigefügt sind. Auch Mariannens Bericht über den Tod der Königin Luise und über den Eindruck, den dieser hinterlassen hat, ist ein wertvoller Beitrag aus der schweren Zeit, die das königliche Haus getroffen hatte. Die Briefe der Prinzessin Marianne sind meist in französischer Sprache abgefaßt und werden im Nachstehenden in der Übersetzung wiedergegeben. Die Königin Luise schreibt nur an ihre Tante, die Landgräfin von Hessen-Homburg, französisch, während sie sich sonst in ihren Briefen der deutschen Sprache bedient, obschon sie, wie bekannt, in ihrer Kindheit einen mangelhaften deutschen Unterricht genossen hatte.

*) Die Urkunden konnten mit gütiger Erlaubnis der Großh. Direktion des Staatsarchivs zu Darmstadt benutzt werden.

Prinz Wilhelm von Preußen und seine Gemahlin Marianne waren durch innige Gattenliebe und aufrichtige gegenseitige Hochachtung verbunden. So schreibt Marianne nach mehrjähriger Ehe 1810 an ihre Mutter nach Homburg:

„Wilhelm ist immer derselbe gegen mich, immer nachsichtig, immer liebenswürdig und niemals ein launischer Mann. Ach, welches Glück!"

Dem zärtlichen Ehepaare war das Glück versagt worden, ein Kind herzen zu können. Prinzessin Marianne empfindet dies schwer; aber sie trägt ihr Geschick mit Ergebung, wenn sie nach Hause schreibt:

„Ich bin überzeugt, daß, wenn das Geschick uns einen Teil unseres Glückes nimmt, uns Gott dadurch entschädigt auf eine andere Weise durch unsere gegenseitige Herzlichkeit und

Zuneigung. Aber ich fühle auch, daß dies alles sehr notwendig ist, um unser Herz und unsern Charakter zu bilden, wenn man uns auch einen Teil von dem nimmt, was wir für nötig halten für unser Glück . . .; man muß erst geläutert werden, ehe man genießen darf."

Fünfmal wurde Mariannen das Glück, ein Kind lebend zur Welt zu bringen, versagt. An dem herben Geschick, das dadurch das prinzliche Paar traf, nahm die Königin Luise aufrichtigen Anteil. So schreibt sie aus diesem Anlasse am 30. August 1809 an ihren Schwager Wilhelm nachstehenden herzlichen, teilnehmenden Brief:

„Lieber Wilhelm.

Es würde wohl schwer seyn, dir deutlich auszudrücken, welchen Eindruck dem König und mir die traurige Nachricht von der Entbindung deiner Frau gemacht hat. Dieß ist nun die 5te vereitelte Hoffnung, welches das zärthliche Mutterherß beugt. Gott wolle sie stärken, um seine dunklen strengen Rathschlüsse zu tragen. Wir theilen recht innig deinen Kummer und deine Besorgnisse; der König trägt mir es expreß auf, es dir zu sagen, und wenn du Gelegenheit findest, so sage es doch Marianne, wie aufrichtig wir alles Theilen, waß sie jetzt empfinden muß. Einige Zeilen Hufflands*) sagen . . . daß Marianne sehr an Leib und Seel geprüft sey. Dießes bestimmt mich, nicht eher zu ihr zu kommen, als bis er mir es erlaubt und was ohne Nachteil für die gute Marianne geschehen kann. Ich bin so innig traurig, daß ich es gar nicht sagen kann. Flehentlich bitte ich dich zu verhindern, daß Marianne in den ersten 3 Tagen mehr spreche, als unumgänglich notwendig ist. Auch wünsch' ich sehr, daß Huffland mir schrieb, wie es Mariannen gehet, denn er wird sie heut nicht auf länger verlassen. Bin, lieber Wilhelm, deine treue Freundin und Schwägerin Luise."

Recht innig war Mariannens Verhältnis zu ihrem Schwager, dem König Friedrich Wilhelm III., der ihr bei jeder Gelegenheit die größte Aufmerksamkeit erwies, wie unter anderem bei dem Einzuge des von Königsberg zurückkehrenden Garde-Füsilierbataillons in Berlin. Darüber schreibt Marianne ihrer Mutter am 2. März 1810 nach Homburg:

„Heute hat das Garde-Füsilierbataillon, das von Königsberg kam, seinen Einzug hier gehalten. Ich war gerade am Fenster, als es vor dem Schlosse vorüberzog. Der König war an seiner Spitze und befahl, daß man mich grüßte bis hinauf zum 3. Stock, wo ich wohne. Ich mußte erröten vor Verlegenheit über diese Höflichkeit. Er ist immer derselbe gegen mich und bestrebt, seine Güte möglichst noch von Tag zu Tag gegen mich zu vermehren. Aber ich liebe ihn auch sehr, und meine Dankbarkeit wächst mit seiner Güte."

Auch die Königin Luise war gegen das prinzliche Paar stets aufmerksam und zur Hülfe bereit, wenn es galt, Mariannen oder dem Prinzen Wilhelm einen Wunsch zu erfüllen. Als die königliche Familie zum Besuch nach Petersburg reiste, sprach Prinz Wilhelm den Wunsch aus, daran teilzunehmen, obwohl ihm die Mittel zur Reise fehlten. Die Königin, hilfsbereit wie immer, half ihrem Schwager über die Verlegenheit hinweg.

*) der berühmte Arzt Hufeland.

„Lieber Wilhelm!

Ich weiß, daß der König in dem Augenblick schreibt wegen der Petersburger Reise, die er dir erlaubt, wenn du die Kosten selbst tragen willst und kanst. Da ich nun glaube, du könntest in Verlegenheit seyn, so offerire ich dir 3000 Thaler dazu, die ich bar liegen habe. In besseren Zeiten gibst du sie mir wieder. Ich würde sie dir gern schenken, wäre ich Reich. So seh' ich sie aber nicht als mein Eigenthum an, sondern als den Hülfsbedürftigen angehörig. Vielleicht erleichtert dir diese Summe die möglichkeit der Reise, da sie manches angenehme für dich haben wird nach der herben Pariser. Zähle immer auf deine treue Schwägerin und Freundin, die dich innig liebt. Luise."

Das landgräfliche Haus zu Homburg und die Königin Luise waren durch Freundschaft und gegenseitige Wertschätzung aufs engste verbunden. Luise nimmt an den Homburger Vorgängen regen Anteil. Recht herzlich schreibt sie an ihre Tante von Charlottenburg aus am 17. Juli 1804:

„Meine liebe Tante!

Ich habe Ihren allerliebsten Brief, der voll von Güte und Aufmerksamkeit ist, empfangen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen schriftlich wiederhole, was ich Ihnen schon mündlich gesagt habe, wie überaus glücklich ich stets sein werde, Ihnen durch Aufmerksamkeiten zu zeigen meine Freude, die ich empfunden habe, daß Sie uns besuchten. Sie können uns keinen besseren Beweis geben, daß Sie mit uns zufrieden waren, als wenn Sie uns bald in Berlin wieder besuchen. Marianne befindet sich wohl; aber sie hat uns in eine große Aufregung versetzt, da sie am 15. d. M. von einer Fehlgeburt genas. Doch ist es ein wahres Glück, daß sie von dieser falschen Frucht (Mißgeburt) befreit ist . . . . Ich bitte Sie, liebe Tante, durchaus nicht beunruhigt zu sein; denn ihr Aussehen ist, — ich sehe sie alle Tage —, wie ich Ihnen versichern kann, so, wie man es unter den Umständen nicht besser wünschen kann. Recht betrüblich war es für mich, zu vernehmen, daß der Landgraf unwohl gewesen ist, und daß er an derselben Krankheit gelitten, wie die Gräfin Voß im vergangenen Winter. Wollen Sie mich ihm bestens empfehlen (ebenso auch meiner Cousine Auguste) und ihm sagen, daß ich innigen Anteil genommen, daß er krank gewesen, sowie an allen Ihren Besorgnissen. Leben Sie wohl, meine liebe Tante, fahren Sie fort, mir Ihre Güte zu erweisen und empfangen Sie von mir die Versicherung meiner unwandelbaren Anhänglichkeit. Ihre sehr verbundene Nichte und Freundin Luise."

Regen Anteil nahm Marianne an dem schweren Schlag, der den König Friedrich Wilhelm traf, als seine Gattin während des Besuchs bei ihrem Vater in Mecklenburg an einer schweren Lungenentzündung erkrankte, der sie auch erlag. Bei der ersten Nachricht, die Marianne in Ems, wo sie zur Kur weilte, erhielt, schreibt sie am 11. Juli 1810 nach Homburg:

„Denken Sie, liebe Mutter, daß die arme Königin in Strelitz erkrankt ist an einer Art Lungenentzündung, aber nicht gefährlich, wie mir meine Schwägerin von Hessen meldet. Sie ist wahrhaftig zu allen möglichen Krankheiten verurteilt . . ."

Als dann der Tod eintrat, schreibt der König von Charlottenburg am 21. Juli 1810 an seinen Bruder:

„An
Se. Königl. Hoheit den Prinzen Wilhelm von Preußen
über Frankfurt nach Homburg:

Lieber Bruder, ich habe das grenzenlose unaussprechliche Unglück gehabt, mein ganzes Glück zu verlieren. Meine Frau ist mir durch den Tod entrissen. Sie starb in Hohenzieritz den 19. nach einem 3wöchentlichen Krankenlager, das mir in den 3 letzten Tagen Besorgnis erregte, am Brustkrampf nach gehabter Lungenentzündung. Ich bin gänzlich Trostlos. Mehr zu schreiben vermag ich nicht. Bedauere mich, lieber Bruder, sowie mir deine Frau auch thun wird, wenn ich mich empfehle. Lebe wohl!

Friedrich Wilhelm.

Nachschrift: Diese Nacht bin ich von Hohenzieritz gekommen."

Sehr interessant, weil bisher noch nicht im einzelnen bekannt, ist die Angabe der Ursache des Todes der Königin Luise. Auf einem den Homburger Briefen beigefügten Zettel findet sich darüber in deutscher Sprache nachstehender Bericht:

„. . . Da noch eines, Sie befehlen zu wissen, was man für Ursache angiebt, zum Tode der Königin. Die Krankheit soll zwar leicht gewesen seyn. Doch glaubt man, daß die Lunge zu schwach war, daß sie wahrscheinlich in der Folge die Lungensucht bekommen hatte. Die Ursache des Todes ist ein kleiner Polyp am Herzen gewesen, in der Krankheit erzeugt durch Stockungen des Bluts, veranlaßt von den häufigen Ohnmachten, — dieser hinderte die gehörige Funktion des Herzens und erstickte sie endlich — dieser Polyp hätte nicht entstehen können, wenn sie sich nicht früher zu sehr das Blut verdickt hätte durch die wenige Bewegung, die sie sich gab. . . . Ihr Herz war überhaupt unproportioniert klein, so daß sie wirklich bei vollem Sinne des Wortes durchs Herz gestorben ist, sie, die nur darin lebte."

Über die schwere Lücke, die der Tod der Königin in der königlichen Familie hinterlassen, berichtet Marianne ihrer Mutter von Berlin am 23. August 1810:

„Vom 17. auf den 18. am Abend ging ich nach Sanssouci, um den König zu besuchen, der dort war, wie gerade ein Monat früher, als er nach Hohenzieritz abreiste. Es war ein schrecklicher Augenblick; ich sah ihn allein in dem Zimmer, wo Friedrich II. starb. Sie können es gar nicht fassen, liebe Mutter, in welcher Stimmung ich mich befand; er war auch sehr bewegt, als er mich wiedersah. Wir sprachen lange zusammen, und er weinte sehr viel, indem er von ihr sprach und von seinen eigenen Empfindungen. Er sagte mir unter anderem: ‚Wenn so viele schwere Eindrücke auf einem einstürmen, und zuletzt noch dieser Schlag einem trifft, so muß ja die Natur endlich unterliegen, und ich denke, es wird ja bald mit mir aus sein.' Dann sagte er mir so vieles, was seine christliche Ergebung zeigte, die man an ihm bewundern muß. Er zeigt sich wirklich in einer nicht genug zu schätzenden Art und Weise in seinem tiefen Schmerz. — Zwei Tage später, gestern und vorgestern war ich in Charlottenburg. Der Prinz (le Prince-Wilhelm, Mariannens Gemahl) und seine Schwestern bringen dort jeden Abend zu (er [der König] war auch zu mir gekommen). Wir machten dort traurige Spaziergänge und hatten als Ziel immer das Mausoleum, an dem man arbeitet. Beim Thee war der ganze Hof und seine Kinder wie ehedem; sie allein fehlte — und welche Leere sie uns läßt — ach, dies alles zu sehen. Ach! dieser arme König unter uns; er ist so gut, so sanft; dies muß einem noch mehr rühren. Unaufhörlich ist er mit ihrem Andenken beschäftigt, und fast immer spricht er davon. . . Welchen Abend brachten wir zu in dem Zimmer, wo ich immer so viel mit ihr war, und zum erstenmal war man wieder darin versammelt. Kronprinz und Charlotte (die eben ankam) kamen mir trostlos entgegen, und so hörte man an dem ganzen Abend in der tödlichsten Stille nichts wie Schluchzen und Weinen; ich bin ganz außer mir."

Am 29. August 1810 erschien der König zum ersten Male in der öffentlichen Gesellschaft bei einer Feier im Schlosse Monbijou. Sein Erscheinen rief wieder schmerzliche Erinnerungen an die verblichene Königin wach. Unter diesem Eindrucke schreibt Marianne ihrer Mutter:

„Heute vor einem Jahr war ich auch so überaus unglücklich. Den gestrigen Tag haben wir in Monbijou gefeiert; es war das erste Mal, daß der arme König wieder in Gesellschaft ging. Bis jetzt wollte er niemand um sich sehen. Wie schmerzlich, ihn allein kommen zu sehen, ihn, der niemals ohne sie kam. Ich habe Monbijou erst seit einigen Tagen wieder gesehen, dies hat auf mich auch einen sehr traurigen Eindruck gemacht. In dem Schlosse eine Leere, und ganz Berlin schien mir so öde, seitdem sie nicht mehr ist. Der König reist übermorgen nach Schlesien ab und will morgen mit uns noch eine Landpartie nach Pickelsberg machen, dessen Berge viel Ähnlichkeit mit dem Feldberg haben."

Den Besuch ihrer Brüder, die hohe militärische Stellungen im preußischen Heere bekleideten, meldet Marianne am 11. Dezember 1810 ihrer Mutter und beklagt dabei, daß die Königin nicht an der Freude des Wiedersehens teilnehmen kann.

„. . . Mein Gott, wenn die Königin noch lebte, wie würde sie meine Freude teilen! In jedem Augenblick des Tages fehlt sie mir; ich werde sie immer vermissen in Freud und Leid, ‚quand j'aurai du plaisir, et quand j'aurai de la peine!'"

Die alte Wallfahrtskirche in Haindorf bei Schmalkalden.

Von Professor Dr. P. Weber.

(Fortsetzung.)

Das Äußere erfuhr glücklicherweise keine Änderungen, ausgenommen, daß die spitze gotische Nadel, die einst den Turm bekrönt haben mag, durch eine Zwiebelkuppel ersetzt und daß das Seitenschiff, das früher sein eigenes Dach gehabt zu haben scheint, unter das Hauptdach mit einbezogen wurde. Auch die alte Friedhofsmauer blieb, wenigstens an drei Seiten, bestehen. Sie trägt wesentlich zur

malerischen Erscheinung der Kirche bei. Leider wurde der gotische Bogen des östlichen Eingangstores kürzlich zerstört und durch einen solchen von falscher Form ersetzt. An der nördlichen Mauer konnte soeben durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Lehrers Kössel ein interessanter Rest aus alter Zeit freigelegt werden: eine Steinplatte mit einem erhabenen Kreuze, aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Ob es sich dabei um einen schlichten Grabstein oder um ein Stationskreuz des Wallfahrtsweges handelt, soll vorläufig unentschieden bleiben.

Der Kopf an der Westseite des Turmes hat von jeher Anlaß zu vielerlei Deutungen gegeben. Es wird behauptet, früher habe er die Zunge herausgestreckt. Gerland und Mathias dagegen versichern in früheren Aufsätzen über die Kirche, die Zunge liege noch wohlerhalten zwischen den Zähnen. Augenscheinlich handelt es sich um ein Steinmetzenporträt, wie es im Mittelalter häufig an Kirchen vorkommt. Ich erinnere nur, um einige Beispiele aus der nächsten Nachbarschaft anzuführen, an den Porträtkopf am östlichen Chorpfeiler der Schmalkalder Stadtkirche und an die ganz ähnliche Darstellung am Kirchturm in Mehlis. Sicher ist, daß in Haindorf der Kopf von Anfang an dort geplant war, wo er noch heute sitzt, denn das Fenster ist seinetwegen aus der Mittelachse des Turmes gerückt worden. Übrigens sitzt auch der Kopf nicht in der Mittelachse.

Sonst sind am Äußeren die drei schön gegliederten Stabwerkportale bemerkenswert und die unverändert gebliebenen Maßwerkfenster des nördlichen Seitenschiffs sowie das fein gearbeitete Doppelfenster der Sakristei. An verschiedenen Eckquadern des Außenbaues finden sich je drei kleine Kreuze neben einander eingehauen. Man bringt sie mit dem Hexenglauben vergangener Zeiten in Zusammenhang.

Das Innere der Haindorfer Kirche betreten wir durch das mit einem Kreuzgewölbe überdeckte Erdgeschoß des Turmes. Der Schlußstein des Gewölbes zeigt eine zierlich ausgearbeitete Rose, zum Zeichen, daß von hier an der Besucher des Gotteshauses schweigen soll. Das mittelalterliche Symbol des Schweigens, die Rose, lebt mancherorts noch heute im Sprachgebrauche fort, denn die Redensart, jemandem etwas „sub rosa“ anvertrauen, bedeutet „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“.

Durch einen hohen Spitzbogen öffnet sich dieses Gewölbe gegen das Langhaus, daß gegen den Chor hin erst in drei, weiter hinten nochmals in zwei Stufen ansteigt. Sicherlich waren diese Höhenunterschiede in alter Zeit durch Chorschranken und sonstige Abteilungen noch besonders hervorgehoben. Hinter den obersten Stufen wird der Hauptaltar gestanden haben. Zum Seitenschiff führen vier Stufen hinab. Augenscheinlich ist das Seitenschiff, in welchem sich hauptsächlich der Wallfahrtskultus abgespielt haben wird, in nachmittelalterlicher Zeit noch etwas tiefer gelegt worden, als es von Anfang war. Doch wird dadurch noch nicht genügend erklärt, warum die Fundamente der Pfeiler, welche Haupt- und Nebenschiff trennen, unverkleidet in das Seitenschiff hereinragen. Es ist das eines der Rätsel, deren die Kirche noch mehrere bietet, ohne daß Aussicht besteht, sie bei dem jetzigen Baubestande endgültig zu lösen.

Da wir nun einmal uns im Seitenschiffe befinden, wollen wir uns hier gleich näher umsehen. In der Nordostecke steht noch wohlerhalten der einstige Nebenaltar, ein einfaches, gut gefügtes Bauwerk aus gotischer Zeit. Der leere quadratische Raum unter der Altarplatte enthielt einst eine Kapsel mit Reliquien, wie sie in keinem mittelalterlichen Altare fehlen durfte. In der Wandnische neben dem Altare stand einst ein nach oben in flachem Bogen geschlossener Schnitzaltar, ähnlich denen auf den Seitenaltären der Elisabethkirche in Marburg. An der Wand über dem Altare konnte der Chronist Geisthirt im Anfang des 18. Jahrhunderts noch die Reste einer gemalten Darstellung der Maria als Himmelskönigin mit dem Christuskinde auf dem Schoße erkennen. Jetzt schlummert sie unter dicker Tünche, ebenso der Riese Christophorus, der neben der Kanzel gemalt war, und all die „Heiligen und Biblischen Historien“, deren letzte Reste Geisthirt vor zweihundert Jahren sah.

Mit der Darstellung des Riesen Christophorus hatte es seine eigene Bewandtnis. Das fünfzehnte Jahrhundert erhob ihn zu einem seiner Lieblingsheiligen, weil es glaubte, wer am Morgen gläubigen Sinnes das Bild des Christophorus betrachte, könne desselbigen Tages keines plötzlichen Todes sterben. Darum wurde er innen und oft auch außen an den Kirchen riesengroß angebracht, in Malerei wie in Skulptur, damit die zur Arbeit Eilenden wenigstens im Vorbeigehen einen Blick auf ihn werfen konnten. Wer über den Brenner oder den Gotthard nach Italien hinabfährt, der sieht an den Kirchen der kleinen Gebirgsdörfer an der Südseite der Alpen den Riesen außen öfters so groß angemalt, daß er vom Sockel bis unter den Dachgiebel der Kirche reicht. So konnten ihn die Weinbauern des Dorfes selbst von den fernsten Weinbergen aus noch erkennen und sich seinem Schutze empfehlen.

Ein riesiges Christophorusbild befindet sich heute noch im Erfurter Dome. In Arnstadt sieht man ihn über dem Torwege eines alten Gasthofes gemalt, damit er den ausziehenden Fremden seinen Schutz

mit auf die Reise gebe. In Koburg steht sein Steinbildnis über dem Seitenportal der alten Apotheke am Markt. Es sei in diesem Zusammenhange erwähnt, daß in Haindorf eine eigene Brüderschaft Sankt Christoffels bestanden haben soll.

Jetzt ist also auch dieses einst so wichtige Bildnis unter der Tünche begraben, und von all der reichen malerischen Ausschmückung der alten Wallfahrtskirche gibt nur noch ein kleiner Rest eine dürftige Vorstellung, der sich in der Sakristei erhalten hat. In diese wollen wir jetzt durch das einfache gotische Spitzbogenportal eintreten.

Die ehemalige Sakristei ist ein wüst und unbenutzt liegender, überdeckter Raum, der einst außerordentlich reich und schön gewirkt haben muß. Der Schlußstein am Gewölbe zeigt in erhabener Arbeit das Angesicht einer Sonne mit Strahlen. Daneben sitzen an den Rippen zierliche kleine Rosetten, die zwischen Blättern menschliche Gesichter (Monde?) tragen. Die Dienste des Gewölbes endigen unten in feingearbeitete runde Basen. Der eine Dienst, neben dem Eingang zur zugesetzten Chortüre, endet in halber Höhe in eine Rosette. Von den Gewölbefeldern ist das eine roh herausgeschlagen, auf den drei andern haben sich große, flott gemalte Darstellungen der Evangelistensymbole erhalten, ähnlich denen am Deckengewölbe der Lutherstube in der Schmalkalder Stadtkirche. Die Wandflächen unter den Gewölbekappen waren einst ganz mit Malereien geschmückt. Aber nur an zwei Feldern hat sich die Malerei erhalten. Sie hat so stark gelitten, daß es erst nach vieler Mühe gelang, den Inhalt der Szenen festzustellen, nachdem die dicke Staubschicht sorgsam entfernt worden war. Das Ergebnis war wesentlich anders, als früher angenommen worden ist. Wie bei einer Marienkirche natürlich behandeln die Malereien das Leben der Maria und zwar in der legendenhaften weiten Ausspinnung, wie sie das ausgehende Mittelalter liebte. So beginnt der Bilderzyklus mit einer Darstellung der „heiligen Sippe", d. h. aller der Personen, welche zu Marias Verwandtschaft gehörten. Das aus zahlreichen Figuren bestehende Gruppenbild ist aber in den Einzelheiten schwer erkennbar. Daran schließt sich nach rechts hin die Begegnung Joachims und Annas (der Eltern Marias) unter der goldenen Pforte. Links hinter Joachim sind grüne Fluren erkennbar, auf denen er bisher seine Herde geweidet hat, rechts hinter Anna das Tor, die „goldene Pforte", in deren Bogen ein junger Mann in blauen Beinlingen und roten Puffhosen steht, der sein Käppchen lüftet, ganz ähnlich wie in Albrecht Dürers Holzschnittfolge vom Marienleben der Alte tut.

Die nächste Szene hat leider sehr gelitten: Eine im Bett liegende Gestalt ist zu erkennen, die nach rechts hin ein Kind einer Wartefrau reicht. Links vorn steht ein Bettkasten, darauf ein Krug, daneben ein blau gepolsterter Stuhl. Es handelt sich um eine Darstellung der Geburt Mariä. Daneben rechts der „Tempelgang Mariä". Neben der großen Treppe, die zum Tempel hinaufführt, stehen links Joachim, rechts Anna, und schauen staunend der kleinen Maria zu, die ohne fremde Hilfe die Stufen hinansteigt. Oben erwartet sie der Hohe Priester, von dessen Prachtgewand ein Teil noch zu erkennen ist.

Damit brechen die erhaltenen Szenen leider ab. An der Nordwand wird sich angeschlossen haben: die Verlobung Mariä und die Verkündigung, an der Ostwand: der Tod und die Himmelfahrt Mariä. Sie sind als endgültig verloren zu betrachten. Nur einige ornamentale Reste sind an ein paar Stellen zu erkennen.

Diese Wandmalereien müssen ganz kurz vor Einführung der neuen Lehre, also etwa zwischen 1500 und 1525 enstanden sein. Sie gehören stilistisch schon durchaus dem 16. Jahrhundert an und verraten deutlich Einflüsse der herannahenden Renaissancebewegung. Hoffentlich werden sie nicht ergänzt und übermalt, denn damit würden sie ihren geschichtlichen Wert sofort verlieren. Eine Ergänzung hätte auch deshalb keinen Zweck, weil die Haindorfer Kirche ja eben doch keine Marienkirche mehr ist. So wie die Malereien sich jetzt darbieten, sind sie charakteristische Zeugen ihrer Zeit und der kirchlichen Bewegung, die sie schuf. Aber durch Reinigung und Neudielung des Raumes und durch Verglasung der Fenster könnte etwas für würdigere Erscheinung geschehen.

In der Sakristei sind noch die tief ausgehöhlte „Piscina" bemerkenswert, in der sich der Priester vor der Zelebrierung der Messe die Hände wusch, und der zweiteilige steinerne Wandschrank, dessen fein gearbeitetes Gewände deutlich die Spuren gewaltsamer Aufbrechung zeigt. Beim Austritt werfen wir noch einen Blick auf das alte gotische Beschläg an der schlichten Holztür, die jetzt den Sakristeiraum schließt, und wenden uns nun der Betrachtung des Hauptraumes der Kirche zu.

Die Orgel in ihrem unschönen gelbbraunen Anstrich vermag uns wenig zu fesseln, wenn sie auch schon vom Jahre 1691 stammt, wie ein im Innern angeklebter Zettel besagt. Dagegen erfordern die Säulen, auf denen die Orgelbühne ruht, unser Interesse: Sie sind kunstreich geschnitzt und haben höchst originelle Kapitäle. Der eine Unterzugsbalken zeigt gutes Zahnschnittornament. Durch entsprechende Bemalung könnten diese Stücke in ihrer Wirkung bedeutend gehoben werden.

In der Nordwand des Chores ist noch die alte Sakramentsnische erhalten, in der einst die heiligen Gefäße verschlossen waren. Eine feine gotische Steinmetzenarbeit des 15. Jahrhunderts, aber arg verwüstet, mit Kalk überschmiert, gewaltsam erbrochen und zum Teil durch die Orgelbühne verdeckt.

(Schluß folgt.)

De Singe.[1]

(Abteröder Mundart.)

[Aus der Sammlung „Von heimischer Scholle", Gedichte von Helene Brehm. — Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.]

„Nä, Liß, wie kimmest'e me dänn vär,
Daß De dän Buer nit friche[2] witt!
Du bist dach[3] änn bäddeloarmes Dear[4]!
Woart' nit uff dän Cle[5], där nimmet Dich nit!

Där äß in där Fremmede mänches Joahr,
Wänn där vunn De nach was wisse wull,
Dänn hädd'e geschräwwen! Äß das nit woahr?
Woart' nit uff dän, sist[6] wärrsch' De joa dull!

Wie krichestes äwwer biem'e Buer so goat! —
Dänn fällt ai änn Kreamchen[7] 'was ab vär mich!
Minn Läwen ha ich mich geschungen uffs Bloat,
Das weißt'e, non denk' nit immer ahn Dich!

Noa joa, Du bist jung, unn hä äß ählt,
Äwwer ich wäll De 'was schbräche, Liß:
Hä äß so dadd'rig, där schdärwet bäld,
Baß uff, sinne Ohren wären schunn wiß!"

So bräddicht[8] de Ähle der Dochder vär,
Se machet das Maichen rächt unn lind[9],
Das wärd zeletzt gänz weich unn meer[10],
Dänn se äß de Mudder, es ocker[11] das Kind. —

So worde das Liß änne riche Frai,
Dach bidder schmaachde[12] das Zuckerbrot,
Sinn Herze kunn's nit in Kedden gelai,
Das kresch[13] in schwerer Gewissensnot. — —

Unn eines Oaweds sach Liß dän Cle, —
Hä guckete 's ahn unn schbätz[14] vär ämm us,
Unn leaß es met blassen Libben geschdeh,
Unn dreht' ämm dän Ricken unn gung ins Hus.

Das junge Wieb saß derhaim uff'me Bank
Als wie verschdienert[15] vär Schäne[16] unn Weh,
Unn wie non sinn Mann kam mit schlorfendem Gang,
Doa mudd' es ämm als nach dän Ohren geseh.

Unn dänn kam 'ne Naacht, daß Gott erboarm!
Däm Wiewe schloagen de Zehne im'me Mund,
Es krimmede sich wie 'n zerdrädener Worm
Unn rang sich bädend de Hänge[17]wund.

„Vergäh 'me de Singe, ich ha nit gewullt,"
So bädet unn bäddelt verzwiefelt das Liß,
„Unn wänn ai glich greasser wärd minne Schuld:
Erboarm Dich, Gott, — mach' sinne Ohren wiß!"

[1] Sünde, [2] freien, [3] doch, [4] Tier, [5] Claus, [6] sonst, [7] Krümchen, [8] predigt, [9] rechts und links, [10] mürbe, [11] nur.

[12] schmeckte, [13] schrie, [14] spuckte, [15] versteinert, [16] Schande, [17] Hände.

Rinteln. Helene Brehm.

Ein Künstler in seinem Handwerk.

Aus den alten Büchern eines Heldraer Webers. Von W. Pippart.

(Fortsetzung.)

Stolz war der Weberkünstler auf sein Handwerk, das selbst die hohen und höchsten Herrschaften, ja selbst Kaiser und Könige nicht entbehren können, das beweist das von ihm eingeschriebene

„Ehren-Lob des löblichen Weberhandwerks.

Daß das Weberhandwerk bei der jetzigen Welt in ziemlicher Verachtung kommen, ist genugsam bekannt. Doch wird ein verständiger Mensch, wenn er betrachtet die Notwendigkeit und Nutzbarkeit dieses Handwerks ein Besseres hiervon reden.

Adam und Eva als unsere ersten Eltern, als sie noch im Stand der Unschuld lebten, brauchten dieses freilich nicht, allein sobald sie in den leidigen Sündenfall geraten, erkannten sie ihre Blöße und bedeckten sich, dahero noch kein ehrlicher Mensch entblößet sich sehen läßt, sondern mit leinen Hemden sich bedecket und also des Webers nicht entbehren kann.

Wer eigentlich das Weben erfunden, so wird von den heidnischen Geschichtsschreibern solches der Minerva zugeeignet, welche die Wolle habe angefangen zu gebrauchen und erfunden, beides wie dieselbe zu spinnen und zu weben sei, und wie man sie auch in unterschiedenen Farben soll färben. Plinius meldet, daß in Lydia eine Jungfrau mit Namen Dragum erfunden habe, wie man Flachs bauen, brechen und spinnen soll.

Dem sei nun, wie ihm sei und wolle, so ist's doch dem löblichen Handwerk der Weber eine Ehre, ja ein Trost, daß die Heilige Schrift ihrer ausdrücklich gedenket, denn im 2. Buche Moses im 35. Kap. stehet vom Bezaleel und Ahaliab, vom 30. bis 35. Vers, daß Gott habe ihr Herz mit Weisheit erfüllet zu weben, daß sie machen allerlei Werk und künstliche Arbeit. Daraus ist abzunehmen, daß Gott auch die Weber mit dem heiligen Geist und mit besonderen Gaben zu ihrem Werk und Arbeit zieren und ausstaffiere, dahero sie so verächtlich nicht zu achten.

In dem ersten Buch der Chronika im 4. Kap. 21. Vers finden wir: Die Kinder aber Selas, des Sohnes Juda waren: Er, der Vater Lechas, Laeda, der Vater Maresas, und die Freundschaft der Leinweber unter dem Hause Asbea. Hiob redet auch von solchem Handwerk in seinem Büchlein am 7. Kap., Vers 6 sagend: „Meine Tage sind leichter dahingepflogen, denn eine Weberspul," damit die Unbeständigkeit unseres Lebens abzumahlen.

Die Spul' stehet nimmer still, sie fleugt immerfort von der Linken zu der Rechten und von der Rechten zu der Linken und ist fast in einem Augenblick an einem anderem Orte. So ist es mit uns auch bewandt, bald seiend wir gesund, bald aber krank, bald schweben wir oben, bald liegen wir unten und hat nichts Bestand auf Erden. Indem aber das Weffel wird ins Wurf und Einschlag in die Würfel geschlagen, so nimmt das Weffelgarn im Wurf-

häuslein immer ab. Heut seiend wir dem Tode nahe, tun alle Stund einen Schritt zum Grab. Wenn das Weffel in dem Weberstuhl über die Hälfte kommt, so fänget sie an zu schreien gleich einem Vogel, bedenkest Du, daß Dein Leben im Abnehmen sei, so schreie je mehr und mehr zu Gott. Wenn ein Weber seine Weberspuhl mit der Hand hält, daß sie auf keiner Seite zu weit fahre, so soll er gedenken, wie Gott mit seiner allmächtigen Hand sein Leben erhalte, daß es weder im Glück noch im Unglück zurückfalle.

Wenn die Spul abgelaufen, so legt sie der Weber beiseit, aber er verlegt oder verwirft sie nicht gar, weil er weiß, daß er sie wieder bedarf, also wenn unser Leben abgelaufen, so legt uns Gott zur Ruh in die Erden, aber der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten für ihn. Er will uns nicht wegwerfen, sondern am jüngsten Tage wieder hervorrufen.

Esaias am 38. Kap., 12. Vers vergleicht der kranke Hiskias sein Leben einem Weberfaden, wenn er spricht: „Ich reise mein Leben ab wie ein Weber.“ Er deutet an, wie geschwind es um unser Leben geschehen sei. Wenn ein Weber in bester Arbeit und Spulen ist, so bricht ihm der Faden, ehe er sich dessen versieht, also wenn der Mensch in seinem besten Tun ist und meinet oft, er wolle erst anfangen zu leben, so bricht ihm Gott seines Lebens Faden ab und läßt ihn plötzlich dahinsterben.

Wie tut ihm aber der Weber, wenn der Faden zerbrochen ist, muß er alsdann von seinem Weben aufhören? O nein, der Weber weiß einen künstlichen Weberknoten daran zu machen, daß man des Bruches nicht gewahr wird. Dabei gedenke, wenn schon dein Leben zerrissen, so wird doch der Herr Jesus als ein künftiger Meister am jüngsten Tage solches wieder zusammen bringen — und dies sind seine Webergedanken, so er bei seiner Arbeit haben und daraus merklichen Nutzen schöpfen kann.

Daß das Weberhandwerk höchst nützlich und notwendig sei, sehen wir daraus, indem ja Christus, unser Heiland, es selber gebrauchet; denn als er zu Bethlehem geboren ward, wickelte ihn seine Mutter in Windeln, Luccä 2. Kap. 7. Vers. Jesus trocknete den Jüngern ihre Füße mit dem Schurtz, Johannis 13, Vers 5. Ferner heißt's: Der Sack aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch, Johannes 19, Vers 5. Ferner heißt's: Da nahmen sie den Leichnam Jesus und bunden ihn in leinen Tücher, Johannes 19, Vers 40.

Kaiser, Könige, Fürsten und Herrn können der Weber Arbeit nicht entbehren — nehmt so vor gut, meine lieben Herrn.

Johann Christopf Mootz.“

In seinem ersten Musterbuche folgen nun allerlei nützliche Ratschläge für den Weber. Da stehen Abhandlungen über:

„Leingarn oder Leinwand blau zu färben. Leingarn oder Leinwand schwarz zu färben. Von Flachskünsten.“

Interessant ist der Rat, den der alte Meister gibt „den Flachs so weich als Seide zu machen.“ Da schreibt er:

„Nimm den besten Flachs, soviel Du willst, laß denselben hecheln, als wollest Du ihn spinnen, hernachmals mit frischem Kälberkot bestrichen und ihn fünf Stundt darin liegen lassen, so wird er weich wie Seide.“

Noch eine andere Art, den Flachs zart und weich zu machen, verraten die alten Bücher:

„Man zieht den Flachs durch eine grobe Hechel und beschmieret den gehechelten Flachs gar wohl mit Kälberkot, lässet ihn 4—5 Tage lang liegen, wäschet ihn mit Lauge und spület ihn mit reinem Wasser aus, hanget ihn an die Sonne, lässet ihn trocknen, hechelt ihn alsdann durch eine zarte Hechel, so wird der Flachs schön weich wie Wolle und Seide.“

Der Rat, den der alte Johann Christoph Mootz gibt, „Leintuch oder Leinwand zu bleichen“ lautet:

„Wenn die Leinwand kommt vom Weber, weiche sie in warmes Wasser, wasche sie wohl oder klopfe sie aus und trockne sie, dann wieder mit laulichtem Wasser gewaschen oder ausgeklopft, folgendes eine Lauge gelaut von frischem Kuhdreck, mit warmen Wasser oder Kuhdreck in Asche gerieben und die Leinwand 24 Stunden in die Lauge eingeweicht, hernach wieder mit warmen Wasser geklopft oder ausgewaschen und zwei Tage gebleicht bei hellem Wetter, hernach wieder mit warmen Wasser gewaschen oder ausgeklopft, das tun so 14 Tage lang, alle über den anderen Tag ausgeklopft und bei hübschen Sonnenschein gebleicht und öfters begossen.“ (Schluß folgt.)

Die Hexe.

Eine Geschichte aus dem Alt-Marburger Bürgerleben von Elisabeth Mentzel.

Frau Professor Dolk hatte sich den Weihnachtsbraten bestellt und trat aus dem Hausflur des alten spitzgiebeligen Metzgerhauses auf die Straße hinaus. An der Türe aber wandte sie sich noch einmal um und fragte den am Ladenbrett stehenden stattlichen Mann:

„Ach, — beinahe hätte ich vergessen! — Wie geht's denn der Mamsell Binchen, Ihrer Großtante?“

Der Meister lachte aus vollem Halse — ein breites Lachen mit einem Unterton von zurückgezwungenem Ärger. „So sollte nur alle Mensche e Gesundheit hawwe, Frau Professern. Mei Wase hat noch — e Natur von anno dazumal.“

„Das ist ja schön! Wie alt ist sie denn eigentlich?“

„Wann ich nit erre, is se 1794 oder 95 jung worn. Siebzig oder dadrum muß se also sein. So genau wäß ich doas nit, Frau Professern!“

„Sieh an!“ meinte die Dame und unterdrückte ein Schmunzeln. Es belustigte sie immer, wenn der biedere Metzgermeister nach kurzem Aufschwung ins Hochdeutsche unwillkürlich in die heimatliche Mundart zurückfiel.

Vor der Türe draußen stand eine kleine Gestalt in ein altes großes Umschlagtuch gehüllt. Das bildhübsche, von der Kälte gerötete Gesichtchen umrahmte eine schwarze Kapuze mit einem gestrickten Wulst, wie sie vielleicht vor fünfzig oder sechzig Jahren von den Marburger Bürgerstöchtern getragen wurden,

Frau Professor Dolk, selbst kinderlos, hegte große Vorliebe für das Töchterchen des Metzgermeisters aus erster Ehe. Sie hatte dessen schöne Mutter, eine gebildete Lehrerstochter aus einem nahen Dorfe, gut gekannt und auch manchmal noch die vor einigen Monaten verstorbene Großmutter der Kleinen besucht. Die alte Frau hatte nach dem Tod der Tochter das Kind zu sich genommen und bis an ihr eigenes Ende auch behalten, obgleich der Schwiegersohn das Trauerjahr nicht aushielt und bereits nach sechs Monaten in eine neue Ehe trat.

Philippchen hatte die alte Frau ihre Enkelin genannt und so hieß sie noch heute. Nur die zweite Mutter, eine junge stattliche Frau, konnte sich mit dem „überspannten Namen" nicht befreunden. Sie rief die Älteste: „Biine!" was um so weniger für das reizende Geschöpfchen paßte, weil es durch die endlose Dehnung des Vokals gar zu plump und unschön klang. Philippchen, den Kopf weit zurückgelegt, sah mit halb geöffnetem Mund und sehnsüchtigen Augen zum schneeverhangenen Himmel empor.

„Was suchst Du denn dort oben, Kind?" fragte die Frau und rieb dessen eiskalte Hände zwischen den ihrigen.

„Ei, das Christkindche! Mei Großelche hat gesagt, wann's bald schneit, kommt's mit browe runner."

„So! Das Christkindchen kommt aber wohl erst in der Dämmerung oder am Abend. Bei Tag läßt es sich nicht sehen."

Die Kleine sann einen Augenblick nach, dann durchblitzte ihr fünfjähriges Köpfchen plötzlich eine Erinnerung. Sie rief: „Ach, ja! Mei Großelche hat's auch erzählt. Gell, ich muß noch warte, Frau Professern, gell?"

„Biine!" schallte es in diesem Augenblick in schroffem Ton zur Türe hinaus.

Ohne auf die bejahende Antwort der Frau zu hören, sprang Klein-Philippchen ins Haus. Man sah es an ihren erschreckten Augen, sie hatte Angst.

Mitleidige Blicke folgten der davoneilenden Gestalt. Dann ging die Frau ihres Weges weiter und fragte sich, ob in dem Leben des Kindes das Schicksal der Mutter wohl eine Wiederholung finden würde. Die zarte junge Frau hatte gar nicht zu dem an und für sich braven, jedoch in Gesinnung und Lebensart durchaus gewöhnlichen Mann gepaßt. Und doch liebte sie ihn, wenigstens in den ersten Jahren. Bald aber welkte sie dahin, nicht imstande einen geheimen Kummer zu verbergen. Sicher hatte dieser auch ihre Widerstandskraft schon aufgezehrt, ehe sie am Typhus früh zu Grunde ging.

Ein Schauder glitt über das Herz der gütigen Menschenfreundin. Es fiel ihr wieder ein, daß damals einige Nachbarinnen äußerten, der Tod der früh Entschlafenen sei ein wahres Glück für den Mann. Sie wäre ja beim Erblicken jedes Blutströpfchens zusammengefahren, habe gar kein Geschick zum Wurstschneiden gehabt und beim Durchsägen eines Knöchelchens mehr tot wie lebendig ausgesehen. Na, und ein solcher Mann könne auch einen anderen Brocken verlangen wie so eine zimperliche Marzebille! Freilich, die jetzige Frau, eine schwerreiche Bäckerstochter, nahm sich ganz anders an der Seite des Mannes aus. Frau Professor Dolk mußte, wehmütig lächelnd, den Nachbarinnen beistimmen: sie war der rechte Brocken für den Meister und hatte auch die rechten Finger fürs Geschäft. Fleißig und tüchtig, immer im Augenblick lebend, nie von tiefen Empfindungen, von quälenden Zweifeln bedrängt, störte sie den Gang des Tages nicht wie die Selige durch Bemerkungen und Fragen, die den Mann außer Fassung brachten, weil er sie gar nicht verstand. Aber grob konnte die Jetzige werden, saugrob, selbst gegen ihren Mann, sobald es ihr vorkam, als wolle man ihr zu nahe treten. Die Abwehr einer solchen Absicht lag ihr tief im Blut. Stammte sie doch aus einer emporgekommenen Familie, deren Mitglieder im dunklen Drang, sich das mühsam erworbene Ansehen zu bewahren, immer Wort und Wille in Bereitschaft hielten, um sich zu wehren, auch da, wo der Angriff keineswegs berechtigt und mehr ein Überfall auf den vermeintlichen Gegner war.

Frau Professor Dolk, selbst eine Marburgerin, wußte dies alles genau. Dabei stieg der heiße Wunsch in ihr auf, das im Elternhause überflüssige Kind in das eigne leere Heim führen dürfen. Paßte es doch so wenig in die rohe Umgebung wie seine Mutter!

Solch ein Christkindchen bescherte aber der Himmel nicht, so heiß sich auch das Herz danach sehnte. — — —

Nach dem Fortgang von Frau Professor Dolk trat das junge Ehepaar in das dem Laden gegenüberliegende Stübchen. Dort ahmte die Frau die Bewegungen und die Stimme der Kundin nach und spottete: „Das ist ja schön!" dann trat ein harter Zug in das blühende Gesicht und sie fügte, die fleischige Hand schwer auf den Tisch legend, noch hinzu: „Wann werd dann nur doas Schicksoal emol e Enn nemme?"

„Jo, wann?" wiederholte der Meister. „Däi ahle Schachtel kann's uff Hunnert brenge. Haut un Knoche hahle besser wäi Stoahl un Eise."

„Doas stimmt, Henner. Bei Gott, so en Insitz is e Strofe vom Hechste! Äch sahe derr zum heher Baue vom Haus komme mir zwää nit mieh. Mein Lebdag kräih äch kää goure Schtobb!"

Jetzt fiel der Frau ein, daß sie vergessen hatte, etwas in die Nachbarschaft zu schicken. Deshalb rief sie Philippchen herein, die schon recht gut etwas besorgen konnte, und sagte, ein blutiges Beefsteak vom

Hackbrett auf eine kleine Mulde legend: „Da, gieh niwwer zur Sekertarsche un breng's err."

Die Kleine schien zu frösteln. Sie streifte das Gesicht der Mutter mit bittendem Blick, legte verlegen den Zeigefinger auf den Mund und sah verwirrt zu Boden.

„Na, werd's bahle", drohte diese und deckte eine Serviette über das Fleisch. Gleich darauf drangen große Blutflecken hinein. „Sprichst e scheenes Kombelment un 's Fläsch wär so, wäi's die Frau Sekertarn gern hätt."

Die Händchen des Kindes steckten wieder unter dem Halstuch. Hülflos sah es sich nach dem Meister um und bat stockend und flehenden Tones: „Vad— der — che — der — der Schorsch — soll — niw— wer — gehn. Ich — ich —"

Weiter kam Philippchen nicht. Die Mutter griff unter das Halstuch, zog unsanft die kleinen Hände hervor, drückte die Mulde hinein und schob das Kind in den Hausflur. „Kää Wort mieh, allo marsch, vorwärts!"

Während die Kleine verschwand, begann es in ihrem Vater zu kochen. So roh er auch sonst war, die Erinnerung an die doch einmal mit allen Kräften geliebte, verstorbene Frau bewahrte eine unauslöschliche Achtung vor dem in ihm, das zu ihr gehörte. Versteckte sich auch dieser Respekt oft hinter Groll, Bitternis und scheinbarem Hochmut — wie gegenüber den beiden studierten Brüdern der Seligen —: die Empfindung blieb doch wurzelfest und erhob sich auch eben wieder im Herzen des Mannes.

Freilich, was sich eigentlich auf die Lippen des gekränkten Vaters drängen wollte, schluckte er mit einiger Anstrengung hinunter; denn der Gedanke an die 10 000 Taler Mitgift der zweiten Frau begann gleichfalls seine Macht über ihn auszuüben. „Gieh ewink duffemanger mit dem Philippche imm", sagte er so ruhig als möglich. „Es ist doch noch e unverständnig Kend."

Das Blut drang der Frau ins Gesicht: „Woas?" rief sie empört. „Soll äch mäch vielleicht vor der iwwerspannte Oart, däi in dem Denk steckt, ducke un meer ens grußziehe, doas mäch un mei Kenner emol von owe runner aagucke dhout."

„Nee, nee, awwer no —"

„Awwer no", spottete sie gereizt nach und schrie fast: „Host De dah nit selwert gesaht, wäi's komme is, merr mißt en annere Daanz märrem anfange?"

„Jo, jo! Dunnerwetter, schwei merr nur stell, äch hunn genug!" Dabei hob er die rechte Hand etwas in die Höhe und deutete mit gewichtiger Miene durch ein Fenster nach dem Hausflur. Dort trat eben eine gut gekleidete Frau in den Fünfzigen vors Ladenbrett.

Im Nu war der Meister draußen. „Ei, gun Awend, Frau Verwaltern! Sieht merr Ihne denn auch emal widder?" rief er höflich und mit großer Geschmeidigkeit. „Gott sei Dank, Se hawwe sich awwer widder recht raus gemacht und sehn werklich fast zehn Jahr jünger aus!"

„So, meine Se?" lächelte die Frau ungläubig. „Das wolle merr dahingestellt sein lasse. Awwer die alte Tante drowe hat auch gesagt, ich hätt mich wieder recht erholt!"

„Ei, warn Se dann bei err? Ich hab Ihne gar nit vorbeigehn sehn."

„Es war grad niemand im Lade."

„Ach so! — Na, Frau Verwaltern, womit kenne merr denn diene?"

Die Gefragte erklärte, was bestellt werden müsse, habe sie zu Hause dem Metzgerburschen schon ins Buch geschrieben. Hier stünde sie nur im Auftrag von Mamsell Binchen, die bitten lasse, ihr das Patchen nachher einmal hinauf zu schicken. Sie wolle ihm etwas zu Weihnachten schenken. „Nicht wahr, dagegen haben Sie beide doch nichts einzuwenden?" fragte sie würdig und mit Nachdruck, ihr Gesicht auch der Meisterin zuwendend, die eben neben sie getreten war.

„Du liewer Gott, Frau Verwaltern, was solle merr dann dagege hawwe", versetzte der Mann, und die Frau schloß noch daran: „Mir könne ja nix dazu, daß das Philippche durchaus nit zur Tante will. Denke Se nur emal an, Frau Verwaltern, es fürcht sich vor err."

„So? — Warum denn? Die Tante hängt doch mit ganzem Herzen an ihrem Patchen."

„Ja, no," meinte die Mutter, „es sein ewe Kinner, Frau Verwaltern, die hawwe ihre Naube. Heut awwer will ich selwer das Kind nuff bringe."

„Nadierlich, an uns soll's nit fehle, Frau Verwaltern," stimmte der Meister zu.

„Gut, dann kann ich ja ruhig gehen", sagte diese, noch ein paar freundlich harmlose Worte mit dem Ehepaar wechselnd. Bevor sie sich jedoch verabschiedete, streifte sie Mann und Frau mit einem Blick, in dem die stumme Drohung lag: untersteht euch nur nicht, meinem Wunsch zuwider zu handeln, sonst wißt ihr, was geschieht!

Als die Gatten wieder allein waren, schwiegen sie einige Augenblicke. Dann begann die Meisterin gereizt: „Doas ahle Gespenst setzt doch alles dorch! Wann äch 's Denk nur nuff kräihe! Himmelangst is merr vor der Abdake."

„Dou host em vor der ahle Hex drowe angst gemacht, Dou säihst hernochen zou, wäi De märrem fertig werscht. Sonst gun Nacht Liwwerung!"

Diesmal klangen die Worte des Meisters sehr entschieden. Sie verfehlten auch nicht Eindruck auf die Frau zu machen. Handelte es sich doch um ein paar tausend Taler im Jahr.

„Herrjeh, jo," meinte sie, „merr kann werklich nit vorsichtig genug sein. Wahrhaftig, sonst hot märrsch's selwert uff dem Buckel!"

„Do säihst De's nu", gab der Mann zurück, der diese Schlappe seiner Frau gönnte und jetzt mit den Worten hinausging: „Breng's gleich nuff, wann's wärre kimmt, und dhou e wink zoart märrem!"

Die Hausfrau nickte und sah mit sichtlicher Erleichterung ihren Mann das Haus verlassen. Sie kannte ihn sehr gut und wußte, jetzt ging er in ein nahes Wirtshaus, um die innere Unruhe mit einigen guten Schnäpsen zu beschwichtigen. Die Zeit mußte ausgenutzt werden, damit er das unvermeidliche Gebrüll nicht hörte; denn sonst ging die Geschichte am End doch noch schief aus.

Ein bitteres Gefühl stieg in der jungen Frau empor. Wußte sie doch längst, er wurde den Respekt und die Furcht vor der Ersten nie ganz los und konnte es deshalb nicht verwinden, wenn man den verzogenen Balg ein bischen hart anpacken mußte: „Deibhenker," sprach sie geärgert vor sich hin, „wann werd dann däi selig Madamm emol in em zour Rouh komme? Zeit wärsch!" — — —

Der Christabend dämmerte über den Höhen des Lahntals. Seit einer Weile trugen die aufsteigenden Häuser Marburgs dicke Schneemäntel, die Türme weiße wollige Kappen. Noch immer rieselten federgroße Flocken hernieder und verdichteten die schimmernde Hülle, die vom Schloß bis in das Tal hinunter schleppte und von der eisfreien Lahn wie von einem dunklen Bande umsäumt wurde. Da und dort, wo ein Lichtstrahl durch die Läden lugte, glänzte der Schnee wie von silbernen Sternchen bestreut.

Am Fenster ihrer im dritten Stock gelegenen Giebelstube saß die alte Mamsell Binchen. Ihr Kopf war auf die Brust gesunken, die welken Hände ruhten auf den Seitenstützen eines altmodischen Lehnsessels. Die Greisin hatte noch kein Licht angezündet, weil ihr die Dunkelheit wohltat. Denn während sie durch keinen äußeren Eindruck gestört wurde, blickte ihr Auge nach innen, wanderten ihr Gedanken rückwärts, weit rückwärts in längst vergangene ferne Zeiten.

War's denn wirklich einmal so oder hatte sie's nur geträumt? Fühlte sie sich einst auch so glücklich wie heute die Nachbarstochter drüben, die bald ihr Ziel erreichte, Frau Professor wurde und mit dem Verlobten dort am Fenster der vom Christbaum hell erleuchteten Stube stand?

Zwölf Jahre waren's her, als sich die beide fanden, Lottchen hatte viel aushalten, mancher bitteren Weissagung das Herz verschließen und mit ihren Angehörigen kämpfen müssen, aber nun hatte er doch Wort gehalten, der einstige Student. Stolz stand er neben ihr, und die Spötter verstummten.

Ach, und der Andere, der liebe gute Mensch, der würde ebenso gehandelt haben wie jetzt der Herr Professor drüben, wenn ihn nicht die elende Krankheit gleich nach dem Doktorexamen hinweggerafft hätte! — —

Fünfzig Jahre vergingen schon, seit sie neben der armen Mutter am Sterbebett des Geliebten stand, aber sie spürte den Blick noch heute, den er auf die Mutter und sie richtete, ehe er für immer die Augen schloß. Und bei seiner kräftigen Natur hätte er gar nicht zu sterben brauchen, wären damals die vom Typhus Befallenen nicht ganz verkehrt behandelt worden! Jetzt kamen sie alle durch, man erhitzte ja nicht noch mehr, was gekühlt werden mußte. Gerettet, ja gerettet hätte er werden können, nicht nur für sie, nein, für die ganze Menschheit, die er von Elend und Not befreien helfen wollte. Es war zum Wahnsinnigwerden gewesen, ach Gott, ach Gott, und es war's noch für sie in dieser Stunde!

Der Kopf mit dem zarten, aber verfallenen Gesicht sank tiefer auf die schmale Brust, während die knöchernen Hände sich wie in innerem Krampf fest ineinander verschränkten. Tränen hatte Mamsel Binchen nicht mehr, die waren längst ausgeweint.

Eine zeitlang saß die Greisin da, als drückte sie eine unsichtbare Gewalt immer tiefer nieder. Plötzlich aber reckte sie sich wieder hoch und schüttelte wie in innerer Abwehr den Kopf. Die Muskeln des welken Gesichts strafften sich in festem Willen, aus den matten Augen leuchtete ein ernster Entschluß.

Nein, nein, das bittre Leid sollte nicht wieder Herr über sie werden und endlich zur Ruhe kommen. So lange ihr Gott noch das Leben ließ, mußte sie ja ihr bißchen Kraft zu Rat halten, um im Kampfe mit ihrer gefühllosen Umgebung wenigstens ihr Ansehen zu behaupten! Mochte man sie auch hassen, daß sie oft auf ihren Schein bestand, ducken, vor dieser Frau, vor diesem Mann, den sie als Kind gehegt und gepflegt wie eine Mutter, ließ sie sich nun einmal nicht. Lieber kehrte sie auch Seiten heraus, die ihrem Wesen sonst fremd waren.

Ja, ja, es ließ sich nicht hinwegleugnen, wer hintereinander als alternde und alte Jungfer mit fünf ungebildeten herrschsüchtigen Frauen und mit ebensoviel aufgehetzten Männern jahrelang rechnen mußte, der wurde nicht besser, nein, selbst boshaft und ränkesüchtig und suchte die Andern auch da zu treffen, wo's ihnen am wehsten tat.

Mamsell Binchen fühlte sich denn auch keineswegs frei von Schuld, selbst nicht der herzlosen Frau gegenüber, der schlimmsten von allen. Wie oft hatte sie, der doch das Leben längst als Last erschien, sich gerade in letzter Zeit darüber gefreut, daß sie noch da war und dadurch den hoffärtigen Plänen „der Madam" ein Ziel setzen konnte.

War das ein Unterschied zwischen ihr und dem früh verstorbenen guten Geschöpf! Die zwei Jahre, wo Philippchens Mutter das Regiment im Hause führte, waren die glücklichste Zeit in Mamsell Binchens späterem Leben. Damals ging sie auch wieder hinunter, half fleißig und nahm an allem teil, an Leid und Freud. Dortchen hatte so etwas Schonsames und einen Scharfblick, der sie tief in die Herzen schauen und namentlich ihr, der Ältesten, kein Unrecht geschehen ließ. Wie gut und freundlich war auch in jenen Tagen Heinrich wieder gegen sie! Mit ihrer Sanftmut hielt ihn die junge Frau in Schranken. Und als das Kind auf die Welt kam, da tat sie es nicht anders, die Großtante mußte die Kleine aus der Taufe heben.

Herzlich gut war das alles gemeint gewesen, doch wieviel Qual war für sie selbst daraus erwachsen. Seit zwei Jahren hatte sie ja das Kind nicht mehr gesehen. Die alte Frau war krank, und ihr selbst erlaubten die gichtischen Glieder keine Reise. Jetzt konnte sie nicht einmal mehr die Treppen hinunter, und bis auf die Straße reichten die schwachen Augen nicht. Die Sehnsucht aber nach Philippchen stieg, Mamsell Binchen konnte sie gar nicht überwinden, sie mußte das Kind einmal wiedersehen; darum nahm sie zu einer List ihre Hülfe. Sonst würde ja das Weib drunten ihr Patchen doch nicht herauflassen.

Als Philippchen vor einem halben Jahr ins Haus kam, schreckte sie ja sogar nicht vor einem teuflischen Mittel zurück, um die Kleine von ihr fern zu halten.

Bei der Erinnerung daran zog sich der eingezogene Mund der Greisin noch fester zusammen, blitzten Groll und Bitternis in ihren Augen auf. Jetzt lag wirklich etwas von einer alten Hexe in ihren Zügen. Gleich darauf aber, als die Zuversicht, das Kind endlich einmal wiederzusehen, wie eine weiche warme Welle über das nach Liebe lechzende Herz der Greisin glitt und den herben Bodensatz hinwegspülte, da begannen die alten Augen wie von innen heraus zu strahlen, sah man dem welken, nun wieder friedlichen Gesicht an, wie schön es einst gewesen war.

Binchen nickte der großen Wickelpuppe zu, die behaglich in dem weißen Bettchen lag und vom Mond beschienen wurde, mit Befriedigung streifte ihr Blick all die anderen schönen Sachen auf dem nahen Tischchen. Dabei wurde die Hoffnung in ihr zur Gewißheit, die reichen Christgeschenke, vor allem aber die kostbare Puppe würden Philippchens Angst verscheuchen und ihr helfen, das Herz des Kindes schnell zu erobern.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 16. November sprach im Marburger Verein zunächst Archivassistent Dr. A. Huyskens über „Otto den Schütz und seine Gemahlin Elisabeth von Kleve“ auf Grund einer Abhandlung der kürzlich erschienenen Festschrift des „Histor. Vereins für den Niederrhein“, die manches Neue ergibt, und wies zum Schluß darauf hin, daß wir über den Ursprung der Sage Aufschlüsse von Edward Schröder zu erwarten haben. Professor Wenck erwähnte anschließend den Charakter fürstlicher Heiratsverbindungen des Mittelalters und besprach dann die neueste Schrift des Marburger Archivars Dr. Karl Knetsch „Der Forsthof und die Ritterstraße zu Marburg“. Apotheker Strippel machte Mitteilungen aus Papieren des kurhessischen Offiziers v. Schmidt, der die beim Dörnberger Aufstand in seine Hände gefallenen Bauern bekanntlich nicht erschießen ließ. Der Vorsitzende, Archivar Dr. Rosenfeld, schilderte das Interesse des 18. Jahrhunderts an der Luftschiffahrt und die Ballonfahrten Blanchards 1785. — Auf Einladung des Kasseler Vereins sprach am 27. November Regierungsrat Spannagel aus Schmalkalden über „Heimatschutz“. Redner schilderte das umfangreiche Gebiet, dem der Bund für Heimatschutz sein Interesse zuwende. An zahlreichen, wirkungsvoll zusammengestellten Lichtbildern, z. T. nach eigenen Aufnahmen, zeigte er, wie charakteristische Landschaftsbilder durch Verkoppelung, schematische Regulierung von Flußläufen, Errichtung geschmackloser Aussichtstürme u. s. f. vernichtet werden; weiter bot er eine sehr instruktive vergleichende Gegenüberstellung alter geschmackvoller (namentlich dörflicher und kleinstädtischer) Gebäude und der an ihre Stelle gesetzten Backsteinkisten. Der beißende Humor, mit dem Redner allerhand Auswüchse im modernen Bauwesen, darunter namentlich die fürchterliche Brandmauer, ein Produkt der modernen Baupolizeiordnung, geißelte, war von nachhaltigem Eindruck, wie denn zur ästhetischen Erziehung des Publikums nichts wirkungsvoller ist als eine derartige Vereinigung von Wort und Bild. Mit schonungsloser Satire wurde die Häßlichkeit so vieler Kasernen-, Krankenhaus- und Schulbauten, die unkünstlerische Gestaltung mancher modernen Friedhofsanlagen u. s. f. an den Pranger gestellt. Hoffentlich wird mancher von der Notwendigkeit, dem Bund für Heimatschutz beizutreten, überzeugt worden sein. Die trotz der sehr unglücklich gelegten Vortragsstunde — Sonnabend Abend! — zahlreich versammelten Zuhörer spendeten dem Vortragenden lebhaften Dank. Dank gebührt auch dem Vorstand des Geschichtsvereins

für die Vermittlung eines derartig fesselnden und lehrreichen Vortrags.

Hochschulnachrichten: Gießen: dem Direktor der Frauenklinik Prof. Dr. Otto v. Franqué wurde das Ehrenkreuz des Verdienstordens Philipps des Großmütigen verliehen. — Die juristische Fakultät verlieh dem Oberbürgermeister Adickes-Frankfurt den Ehrendoktor-Titel.

Ihren 70. Geburtstag beging am 18. November die hessische Dichterin Mathilde von Eschstruth (M. von Eschen). Die auch den Lesern des „Hessenland" nicht unbekannte Schriftstellerin (vgl. ihre Skizze: „Im Wechsel der Zeit" 1900, S. 233 f. und 246 f.) ist nicht nur als Jugendschriftstellerin tätig, sondern machte sich auch durch eine Reihe beachtenswerter Romane einen Namen, die an literarischem Wert die Werke ihrer berühmten Kusine Nataly von Eschstruth weit überragen. Eine Würdigung ihres Schaffens brachte unsere Zeitschrift im Jahrgang 1898 S. 250 f. und S. 277 f.

Sein 50jähriges Pfarrerjubiläum feierte Metropolitan Schotte in Homberg.

Der diesjährige Nobelpreis für Physik (100 000 M.) wurde dem Chemieprofessor an der Straßburger Universität, Dr. Ferdinand Braun, dem Erfinder eines besonderen Systems drahtloser Telegraphie, zuerkannt. Braun, ein geborener Fuldaer, steht im 60. Lebensjahr; er wirkte zuerst an der Thomasschule in Leipzig, später am Polytechnikum zu Karlsruhe. Von seinen älteren Brüdern ist der eine Hanauer Gymnasialdirektor, der andere Justizrat und Direktor der deutschen Hypothekenbank in Meiningen.

Heimische Bauweise. Im Kreise Schlüchtern macht sich immer mehr das Bestreben geltend, die bisherige unwirtschaftliche und unschöne Schablonenbauart nach Vorstadtmustern zu vermeiden. Hoffentlich wirkt auch die Wiederherstellung des ersten Pfarrhauses in Steinau in weiten Kreisen vorbildlich, das auf Veranlassung des Pfarrers Römheld von Putz und Tünche befreit wurde, wodurch das Haus mit seinem alten schönen Eichenfachwerk zu einer Sehenswürdigkeit wurde.

Aus Alsfeld. Mit der Renovierung des altertümlichen Rathauses wird nächstes Jahr begonnen. Der Entwurf ist zu 76 000 M. veranschlagt, wovon etwa 60 000 M. auf Arbeiten im Sinne der Denkmalspflege entfallen. Davon wird ein Drittel durch Staatszuschuß gedeckt.

Heimatschutz. Von den zuständigen Ministerien ist eine Eingabe des Bundes Heimatschutz, betreffend den Schutz beachtenswerter Bäume und Alleen, den Regierungen zur geeigneten weiteren Veranlassung übermittelt worden. In dieser Eingabe wird darauf hingewiesen, daß der Sinn und die Liebe für die Eigenart und Schönheit alter und schmückender Bäume weiten Kreisen abhanden gekommen zu sein scheint, außer den Alleen wären es einzeln stehende beachtenswerte Bäume, die neuerdings besonders bedroht sind. So beseitige man oft die für das Landschaftsbild so charakteristischen Pyramidenpappeln, an manchen Orten habe man sogar die alten Dorflinden nicht geschont. Der Bund Heimatschutz bittet daher, den Gemeinden den Schutz der Dorflinden und weiter den Schutz der Alleen und der einzeln stehenden beachtenswerten Bäume, insbesondere der Pyramidenpappeln, dringend anzuempfehlen.

Hessische Bücherschau.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Riemann. Band III. 330 Seiten. Turm-Verlag Leipzig. Preis gebunden 6 M.

Mit dem jetzt erschienenen dritten Bande der Grimmschen Märchen ist dieses Standardwerk von weit über 1000 Seiten abgeschlossen. Es ist wohl nicht notwendig, das uneingeschränkte Lob, das ich dieser von Meister Ubbelohde großartig illustrierten vollständigen und gewissenhaft nach den Originalausgaben redigierten Ausgabe beim Erscheinen des ersten und zweiten Bandes spendete, nochmals zu wiederholen. Diese dreibändige durch und durch hessische Ausgabe, die das Entzücken jedes Besitzers bildet, sollte wirklich überall in Hessen auf dem Bücherbrett zu finden sein. Man kann einem für die tiefe Poesie des deutschen Märchens empfänglichen Menschen keine größere Freude machen, als wenn man ihm, wenn auch nur einen dieser stattlichen Bände beschert; er wird dann selbst nicht eher ruhen, als bis er sich in den Besitz der ganzen Ausgabe gesetzt hat. Hier findet jeder, der sich von der Phantasie willig aus der alltäglichen Welt herausführen läßt, einen köstlich gedeckten Tisch. Das Kind schließt ja schon, sobald es lesen gelernt hat, Freundschaft mit den Märchen; aber auch der Erwachsene empfängt ihren Besuch gern in der Dämmerung, um sich in seine Kinderzeit zurückzuträumen und immer wieder neue Schönheit zu entdecken. Um auf die spezifisch hessischen Motive Ubbelohdes hinzuweisen, hat ich den Verlag, mir einige Klischees zur Wiedergabe zur Verfügung zu stellen. Am liebsten freilich hätte ich noch mehr dieser wunderbaren kongenialen Bilder vorgeführt, um einen schwachen Begriff von der Vielseitigkeit dieser seltenen Zeichenkunst zu geben.

Heidelbach.

Erzählende Literatur.

Die Insel des heiligen Liborius. Novelle von Hermann Kuno. 103 S. Offenbach a. M. (Johann Scherz).

Ruths Ehe. Roman von Helene Christaller. 388 S. Basel (Friedrich Reinhardt) 1910. Brosch. 4, geb. 5 M.

Die Wenderoths. Roman von M. Herbert. 355 S. 1.—3. Tausend. Köln (J. P. Bachem). Preis geh. 4,50 M., geb. 6 M.

Die Pariser. Roman von Alfred Bock. 203 Seiten. Berlin (Egon Fleischel & Co.) 1909.

Henner Piffendeckel. Casseläner Jungen. Mundartliche Geschichderchen. 88 Seiten. Kassel (Heinrich Bechmann & Co.) 1910. Preis geh. 1 M.

In der Erzählung „Die Insel des heiligen Liborius" behandelt der unter dem Pseudonym Hermann Kuno schreibende und in Kassel wohnende Verfasser das alte Thema vom Geschick zweier Liebenden, die nicht zueinander kommen konnten. Seit den Tagen der Kindheit waren sie einander zugetan, sie, die zarte Komteß, und er, der Sohn einer Forstaufseherswitwe, der später an seinem Heimatsort als gesuchter Arzt praktiziert. Die Komteß wird schließlich einem ausgemergelten und verschuldeten Freiherrn verkuppelt und sucht, als sie dessen ganze gesinnungslose Gemeinheit erfahren, den Tod. Der Jugendgeliebte müht sich, die auf einer Eisscholle Treibende zu retten, aber beide finden, noch ehe sie an der von ihnen so oft aufgesuchten Insel des Liborius stranden, den Tod in den Fluten und werden gemeinsam in einer Kapelle der Insel bestattet. Die schlicht und einfach erzählte Novelle verläßt die Bahnen der Tradition nicht; den Glanzpunkt der Erzählung bildet die sehr geschickt mit dieser verwobene, vom Verfasser frei erfundene reizvolle Legende vom heiligen Liborius. Die außerordentlich geschmackvolle Ausstattung des kleinen Buches sei noch besonders hervorgehoben.

Wie hier, so bildet auch in Helene Christallers groß angelegtem Roman „Ruths Ehe" ein von der Gattin ungewollt beobachtetes Gespräch ihres Mannes einen bedeutsamen Wendepunkt in der Gestaltung ihres Lebens. Helene Christallers schriftstellerische Eigenart wurde vor Jahren schon von Alexander Burger an dieser Stelle eingehend dargelegt. Ihrem in 7. Auflage vorliegenden letzten Roman „Gottfried Erdmann und seine Frau" ließ sie jetzt die Behandlung eines anderen Eheproblems folgen. Wir erleben die Ehe eines etwas leichtlebig veranlagten Malers mit der blutjungen Tochter eines den Herrenhutern zugehörigen Schwarzwaldpfarrers. Abgöttisch verehrt diese Ruth ihren Gatten, aber während sie selbst in befriedigtem Glücke schwelgt, leidet er unter der ihm durch diese Ehe auferlegten Beschränkung, die sein Schaffen untergräbt. Die Liebe zu seiner Kollegin Lotte Weinhold, die ihn mit steigender Leidenschaft an sich zu fesseln weiß, bringt dann die Entscheidung. Ruth, die ihr Leben auf eine Karte gesetzt hat, muß es jetzt erleben, daß diese Karte sie getäuscht hat, entsetzt sieht sie das Götterbild, zu dem sie aufgeschaut hat, zertrümmert am Boden liegen. Aber auch ihr Glaube ist in der Ehe zusammengebrochen, das einst so blühende Paradies ihres Kinderglaubens liegt verwüstet, und verzweifelt erkennt sie, daß sie aus der Enge des Vaterhauses, in das sie geflüchtet, herausgewachsen ist, daß des Vaters Trostworte ihr nur noch ein leerer Schall sind — Nach Einsamkeit verlangend, läßt sie die Kinder im Elternhaus und sucht einen einsam gelegenen Schweizer Kurort auf. Hier findet sie Genesung und unter dem Einfluß des Ortsgeistlichen, der sie in die Gemeindearbeit einführt, auch ihren alten Glauben wieder. Auf die Kunde von der Erkrankung ihres Mannes eilt sie in die Heimat. Und nun „ist alles wieder gut." Leider schließt hier der Roman. Wir, die wir nicht so optimistisch sind wie die Verfasserin, die uns mit einem frohen Ausblick in die Zukunft entläßt, hätten uns gern noch durch die Kunst ihrer psychologischen Schilderung zeigen lassen, wie der unter Ruths Pflege von den Folgen der Blinddarmentzündung Genesene, dem bislang die Frömmigkeit seiner Gattin so furchtbar auf die Nerven ging, sich jetzt mit ihr abfindet. Stattdessen aber wird auch hier das beliebte und wohlfeile Mittel ungezählter Romanschriftsteller angewandt, eine Gesinnungsänderung ihres Helden dadurch herbeizuführen, daß man ihn für längere Zeit als Patient in ein Krankenhaus steckt. Der Roman wird an einigen Stellen etwas schleppend, ist aber im ganzen wirkungsvoll aufgebaut, enthält eine Reihe ganz entzückender Episoden voll Duft und Feinheit und zeugt von scharfer Beobachtung der Menschen und der Natur.

Gleich „Ruths Ehe" ist auch das neue Werk unserer Landsmännin M Herbert (Therese Keiter), „Die Wenderoths", zu den religiösen Romanen zu rechnen. Es spielt sich zum größten Teil in der Nähe Kassels ab, und die Verfasserin läßt es uns bei der Schilderung von Land und Leuten auf jeder Seite spüren, daß ihr starke Heimatliebe die Feder geführt hat. Ein robuster, bei aller Grobsinnlichkeit für zartere und poetische Empfindungen zugänglicher Gutsbesitzer, ein tüchtiger Arbeiter, aber kein Geschäftsmann, bringt an der Seite einer flatterhaften, gefühllosen, putz- und herrschsüchtigen Frau, der seine Bärenliebe nichts versagen kann, allmählich seinen stolzen Besitz herunter und steht schließlich vor dem Zusammenbruch. Um das Gut zu retten, gibt er sein einziges geliebtes Kind, die Erneuerung seines Wesens, preis und opfert sie einem Verwandten, der ein unverzinsliches Darlehen auf das Gut hergibt; um den Vater nicht zugrunde zu richten und ihm die Heimat zu erhalten, bindet sich die Tochter an den ungeliebten Mann. Trüber Schatten lagert seitdem über ihrem sonst so sonnigen und unbekümmerten Wesen; sie bemüht sich wohl, den Gatten zufrieden zu stellen, aber diesen Bemühungen fehlt die Freudigkeit, die ihnen erst ihren Wert verleihen könnte. Furchtbar leidet sie unter dem Verrat ihres Vaters, der einst der Heros ihrer Jugend war. Aber auch diesem ist das Leben ohne sein Kind eine lichtlose Öde. Wein, Kartenspiel und Wohlleben vermögen ihn nicht mehr zu betäuben, und in allmählicher Wandlung sucht er Trost in der Religion. Als ihm fern in Bayern, wohin die Tochter dem Manne folgte, ein Enkel geboren wird, hält es ihn nicht länger zurück. Seine Tochter sieht mit Schrecken den gealterten Mann, und alles Trennende überbrückt die wiederauflebende Kindesliebe. Und nun, wo das gesunde Bauernblut der Wenderoths in einem kräftigen Sproß fortlebt, ist auch für den Alten nichts mehr verloren. Mit neuer Schaffenskraft mehrt er seinen Besitz. Dieser Karl Wenderoth ist wohl die bedeutendste Gestalt, die unserer vielgelesenen und begabten Landsmännin gelungen ist. Sie ist, wenigstens im ersten Teil des Romans, wie aus einem Guß. Dieser temperamentvolle, rückhaltlos offene, kraftvolle, gutmütige, den groben Genüssen des Lebens ergebene und in seiner grenzenlosen Liebe zur angestammten Erde restlos aufgehende hessische Großbauer hat etwas Großzügiges, Lapidares und wirkt wie selten eine Romanfigur überzeugend; am Schluß aber ist der seinem ganzen Wesen so wenig entsprechende Kopfsprung dieses Mannes in den Abgrund der göttlichen Gnade doch zu sehr von außen her motiviert, um nicht nach Tendenz zu schmecken. Immerhin, auch dieser neue Band M. Herberts ist vornehme Kunst und eine willkommene Bereicherung der hessischen Literatur, auf die die zahlreichen Freunde der Herbertschen Romane nachdrücklich hingewiesen seien.

Einen neuen Roman schenkte uns auch der in seiner Vaterstadt Gießen lebende emsig schaffende Dichter Alfred

Bock, der auch über die Grenzen Hessens hinaus bekannte Epiker des Vogelsberges, der in einer Reihe von Erzählungen voll scharfer Beobachtung und liebevollem, aber auch schonungslos zugreifendem Realismus den Vogelsberger Bauern und sein Land literaturfähig machte. „Die Pariser“ zeigen den Dichter des „Flurschützen“ noch immer auf der Höhe seiner epischen Gestaltungskraft. Wieder stehen wir mitten drin im Leben der Vogelsberger Bauern. Wieder begegnen wir wie in früheren seiner Werke einem braven jungen Weibe, das einem Unwürdigen seine heiligsten Gefühle erschlossen hat und schwer dafür büßen muß. Der Roman strotzt von Leben und Lebendigkeit. Und so gar keine Schwarzweißkunst. Keine Bösewichter auf der einen und Tugendbolde auf der anderen Seite. Was ist dieser Bürgermeister für ein Obergauner, und doch fühlen wir uns nicht ganz von ihm abgestoßen. Wohl hat er oft genug seine Mitmenschen mit Füßen getreten, sich mancherlei Übergriffe erlaubt und ganze Familien mit wucherischer Hand von Haus und Hof getrieben, aber sein Mut, der sich im schwersten Unglück nicht unterkriegen läßt, sein starker Familiensinn, der gewillt ist, dem Namen der Väter das Letzte zu opfern, bieten doch manches versöhnliche Moment. Er unterliegt im Kampfe gegen die „Pariser“, die sein ausbeuterisches



Zu „Schneeweißchen und Rosenrot“. Zeichnung von Otto Ubbelohde.
Aus der von Otto Ubbelohde illustrierten Ausgabe der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. 3 Bände à 6 M., auch einzeln käuflich. Turm-Verlag, Leipzig.

Trachten einst aus der Heimat stieß, die aber dann, nachdem ihnen die Seinestadt Jahre hindurch eine Zuflucht gewährt und ihren Wohlstand begründet hat, zurückkehren, um an dem Zerstörer ihres Glückes Rache zu nehmen. Und Haß an ihrem Vater büßt, ihr Bestes mit Füßen tritt und zum Verbrecher an ihrer Liebe wird! Das sind echte und leibhafte Bauern, und der sie mit aufrichtiger Liebe geschaut und uns geschildert hat, ist ein echter Dichter.



Zu dem Märchen: **„Die wahre Braut"**. Zeichnung von Otto Ubbelohde.
Aus der von Otto Ubbelohde illustrierten Ausgabe der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. 3 Bände à 6 M., auch einzeln käuflich. Turm-Verlag, Leipzig.

in welche furchtbare Kollision wird der Spechts-Karl getrieben, der drüben, jenseits des Rheins, dem sterbenden Vater geschworen hatte, ihn an dem Wucherer, dem Bürgermeister, zu rächen, und der dann, auf den Rat seiner Mutter, des Bürgermeisters Tochter zum „Wahlschatz" macht und, trotzdem er aufrichtige Liebe zu ihr faßt, seinen

Möge uns Bock noch manche wertvolle Gabe auf diesem ihm ureigenen Gebiet schenken!

Von den stillen Höhen des Vogelsberges müssen wir hinabsteigen in die Niederungen des Fuldatales, dorthin, wo die Fulda die windschiefen und eng aneinandergedrückten Häuser der Kasseler Altstadt bespült. Hier entstanden

Henner Piffendeckels humorvolle Erzählungen „Casseläner Jungen“, die, um es gleich zu sagen, eine hübsche Bereicherung der Kasseler Dialektliteratur bedeuten. Dem, der sich mit dem Wesen dieses vielgeschmähten Idioms eingehender befaßt, wird zunächst die Einleitung manches Interessante sagen, in der der — warum? — anonym gebliebene Verfasser sich mit der von Heinrich Jonas und Karle Klambert gehandhabten Schreibweise auseinandersetzt. Dann folgen in buntem Wechsel allerhand mit drastischem Humor erzählte Reminiszenzen an mehr oder weniger blöde im „Dörfchen“ verübte Jugendeseleien. Ich nenne nur hervorhebend die zwerchfellerschütternde Geschichte vom „Hosenknobbdheater“, die auf Herz und Nieren gehende Erzählung von der „Drillerpiffe“ und die nicht minder waschechte vom „kleinen Ballewutz“, die alle „Kasseläner Jungen“ der 70er und 80er Jahre bis auf den „J-Dippel“ nachfühlen werden. Eine famose Pointe hat die Schnurre vom „scheiwen Christoff im Mannehwer“, und daß sich der Verfasser auf Jägerlatein versteht, zeigt er beim „Hirschfang mit Schnubbdewack“. Allerhand Zeitgemäßes ist angereiht; einzig „Bibbelhuhns Silwerne“ scheint mir aus dem Rahmen des Ganzen zu fallen; sie entbehrt wohl der Aktualität und vor allem des Interesses für die größere Allgemeinheit, so daß sie bei einer Neuauflage unschwer vermißt wird. Henner Piffendeckel wird es ein leichtes sein, aus der Fülle der Erinnerungen an seine „Lusejungenzidd“ Ersatz zu schaffen. Der originelle Einband des mit drolligen Zeichnungen durchsetzten Buches konnte nicht glücklicher gewählt werden. Es wird manchem ein paar vergnügte Stunden hindurch über die Misere des Lebens hinweghelfen. Wer bei diesen Schnurren nicht lachen kann, tut's auch nicht, wenn er sich nach des Verfassers Rat mit einem „Schtochchelisen“ kitzeln läßt.

Heidelbach.

Eingegangen:

Der Forsthof und die Ritterstraße zu Marburg. Von Karl Knetsch. Mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde. 39 Seiten Folio. Marburg (Verlag von Adolf Ebel, Ehrhardts Universitätsbuchhandlung). Preis M. 1,20.

Die kurhessische Gewerbepolitik und die wirtschaftliche Lage des zünftigen Handwerks in Kurhessen von 1816—1867. Von Dr. jur. et phil. Rudolf Bovensiepen. 206 Seiten. Marburg (Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1909. Preis brosch. M. 4.—.

Preser, Karl. Das Arminslied. 2. Aufl. 187 Seiten. Leipzig-Gohlis (Verlag von Bruno Volger) 1909. Preis broschiert M. 3.—

Hunsrücker Kinderlieder und Kinderreime. Ein Beitrag zur Volkskunde. Von J. Dillmann. 104 Seiten. Frankfurt a. M.-Süd (Verlag von Anton Heil). Preis brosch. M. 1,25.

Personalien.

Verliehen: dem Oberregierungsrat Markard zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Rechtsanwalt und Notar Justizrat Scheffer zu Kassel sowie dem Amtsgerichtsrat Rothe zu Salmünster der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem fürstlich Thurn- und Taxisschen Archivrat und Vorstand der Hofbibliothek Dr. Rübsam in Regensburg vom König von Italien der Ritterorden des hl. Mauritius und Lazarus; dem Kantor und Lehrer a. D. Richardt zu Fulda und dem Lehrer Löber zu Melsungen der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Amtsrichter Bode zu Vöhl der Charakter als Amtsgerichtsrat.

Ernannt: Regierungsrat v. Barbeleben zu Potsdam zum Oberregierungsrat und Dirigenten der Kirchen- und Schulabteilung bei der Kgl. Regierung zu Wiesbaden; Staatsanwalt Claaßen zu Kassel zum Staatsanwaltschaftsrat; die Eisenbahnbau- und Betriebsinspektoren Möckel und v. Sturmfeder zu Kassel zu Regierungs- und Bauräten; der kommissarische Direktor der Kasseler Baugewerkschule, Professor Dr. Kewe, zum Königlichen Baugewerkschuldirektor; Pfarrer Lic. Frankenberg zu Louisendorf zum zweiten Pfarrer in Ziegenhain; Gerichtsassessor Behring zum Amtsrichter in Bargteheide bei Hamburg; die Katasterkontrolleure Müller zu Hofgeismar und Wollenhaupt zu Fritzlar zu Steuerinspektoren; die Referendare Henning, Pfannstiel und Schwind zu Gerichtsassessoren.

Übertragen: dem Oberförster Greiffenberg die Oberförsterstelle Rauschenberg.

Beauftragt: Pfarrer extr. Wackerbarth mit der Versehung der Hilfspfarrstelle in Zennern; Pfarrer extr. Hartwig als Gehilfe des Pfarrers Hartwig in Mengsberg; an Stelle des Pfarrers extr. Valentin der Pfarrer extr. Weiß als Hilfspfarrer in Kassel-R.

Versetzt: die Oberförster Sezekorn von Mackenzell nach Dassel und Fuchs von Baumholder nach Mackenzell; Rentmeister Nückel von Fritzlar nach Ahrweiler.

Betraut: Direktor Dr. Liese unter Verleihung des Ranges der Räte 4. Klasse endgültig mit der Leitung des Seminars zu Frankenberg.

In den **Ruhestand** getreten: Kreisbauinspektor Baurat Wieprecht zu Homberg.

Geboren: eine Tochter: Dr. Heinrich Lotz und Frau Frieda, geb. Külz (Berlin-Friedenau, 23. November).

Gestorben: Frau Adele Wippermann, geb. Sandrock, Witwe des Landgerichtsdirektors (Göttingen, 16. November); Oberlandmesser a. D., Rechnungsrat Christian Textor, 80 Jahre alt (Kassel, 17. November); Kaufmann Karl Keßler, 52 Jahre alt (Kassel, 17. November); Lehrer Martin Siebert aus Melsungen, 34 Jahre alt (Kassel, 17. November); Frau Elise Müller, geb. Jungengel, 61 Jahre alt (Fulda, 17. November); Frau Marie Engelhardt, geb. Höhmann, 62 Jahre alt (Kassel, 19. November); Kaufmann Julius Claudius, 65 Jahre alt (Kassel, 20. November); verw. Frau Emilie Schönian, geb. Freiin von Stempel (Kassel, 21. November); Schreinermeister Lorenz Paulus, 84 Jahre alt (Melsungen, 22. November); Oberstleutnant a. D. Gerhard Lebrecht v. Kameke, Vorstand der Hofhaltung des Prinzen Karl von Hessen, 66 Jahre alt (Philippsthal, 23. November); Kgl. Hegemeister Rimy, 52 Jahre alt (Hamerz bei Fulda, 24. November); Fabrikbesitzer Adam Joseph Gies, 37 Jahre alt (Fulda, 25. November); Frau Auguste Schunck, geb. Biedenbopf, Gattin des Lehrers, 41 Jahre alt (Kassel, 29. November); Privatmann (früh. Bierbrauereibesitzer) Adolf Kropf (Kassel, 1. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel



Hessische Landschaft

Federzeichnung von Hans Meyer-Kassel

Kunstbeilage
zu „Hessenland“ 1909 Nr. 24
(Verlag von Friedr. Scheel, Kassel)



Nr. 24. 23. Jahrgang. Kassel, 20. Dezember 1909.

Der schwarze Ritter.

Von Paul Heidelbach.

Droben in der kleinen Rüstkammer der Löwenburg steht unter anderen Stücken hoch zu Pferd auch die allen Hessen bekannte schwarze Rüstung des Totenritters.

Der Tradition gemäß wurde jedesmal beim Tod eines hessischen Fürsten unter dem Adel des Landes ein stark gebauter Mann ausgesucht, der in einer seit Jahrhunderten gebrauchten schwarzen Rüstung dem Leichenwagen bis zur Gruft vorantritt, wo er feierlich den Degen des verstorbenen Landesherrn zu zerbrechen hatte. Hieran knüpfte sich weiter die Sage, daß dieser schwarze Ritter jedesmal seinem Herrn alsbald in den Tod nachfolge. Ob wirklich die Mitwirkung eines schwarzen Ritters bei der Bestattung früherer hessischer Fürsten stattfand, mag unerörtert bleiben, ebenso wie die Frage, ob in diesem Fall der Träger der Rüstung von dem ihm von der Sage angedrohten Geschick ereilt wurde. Einmal aber wissen wir bestimmt, daß ein „schwarzer Ritter" das Opfer seines Leichendienstes wurde.

Als am 14. März 1821 der Leichnam des ersten hessischen Kurfürsten, der in der Nacht zuvor von Kassel nach dem Wilhelmshöher Schloß gebracht war, in feierlichem Kondukt von dort nach der Löwenburg überführt wurde, erregte ein Ritter in schwarzem Harnisch auf schwarz gepanzertem Pferd, der dem von acht schwarzverhangenen Pferden gezogenen Leichenwagen vorausritt, die besondere Aufmerksamkeit. Es war der jüngste Sohn des 1795 verstorbenen Oberstleutnants Johann Friedrich Ludwig von Eschwege und dessen Frau Charlotte, geborenen v. Bardeleben, der Hof- und Jagdjunker Ludwig Christian von Eschwege. Es wird noch heute von den Verwandten dieses schwarzen Ritters als Tatsache verbürgt, daß in der Todesnacht des Kurfürsten nicht nur das lebensgroße Bild des jugendlichen Jagdjunkers — dasselbe, das wir unseren Lesern heute vorführen — in dessen elterlichem Hause zu Reichensachsen mit großem Krachen von der Wand stürzte, sondern auch im Fall von den vielen, auf einer darunter stehenden Kommode zur Schau gestellten Tassen gerade eine solche mit dem Bilde der Löwenburg zerschlug. Diese zerschlagene Tasse wird noch heute in Reichensachsen aufbewahrt. Die durch dieses Omen geängstete Mutter soll vergeblich versucht haben, den Sohn von dem übernommenen Leichendienst fernzuhalten. Erhitzt und von der Last der schweren Rüstung erschöpft, öffnete er, während der Sarg in die Kapellengruft gesenkt wurde, das Visier und zog sich dadurch

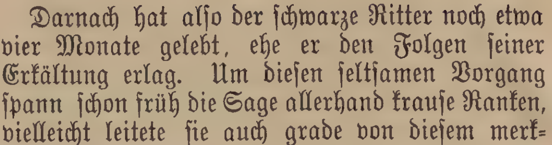
eine Erkältung zu, der er bald danach — wie Hoffmeister („Hess. Zeiten und Persönlichkeiten" S. 221) und andere mitteilen, schon nach sechs Tagen — erlag. Auch in meiner „Geschichte der Wilhelmshöhe" lehnte ich mich an diese Angaben Hoffmeisters an, wurde aber dann durch Bibliothekar Dr. Losch in Berlin auf das wirkliche Todesdatum hingewiesen, das ich bald danach auch auf der schönen Grabstele des „schwarzen Ritters" verzeichnet fand. Diese steht, von einer stattlichen Eiche beschattet, auf dem alten Kasseler Totenhof und jetzigen Lutherplatz dicht an dem zwischen Mauer- und Lutherstraße in eine Treppe ausmündenden Fußweg. Das aus rotem Sandstein behauene Grabmal besteht aus einer auf niedrigem rechteckigen Untersockel ruhenden und eine verdeckte Urne tragenden Säule. Sie zeigt auf der Vorderseite das Familienwappen derer von Eschwege, auf der Rückseite einen vergoldeten, von Bändern umschlungenen Lorbeerkranz. Die Inschrift lautet:



Hof- und Jagdjunker Christian von Eschwege.

L: F: CHRISTIAN VON ESCHWEGE GEB. AM 7. DEZ. 1793
ZU REICHENSACHSEN, WIDMETE SICH DEM FORST-
FACH, DIENTE 1814 U: 15 ALS LIEUTENANT IM GELERN-
TEN JÄGERCORPS ZUR BEFREIUNG DES VATERLANDS
VON FREMDEN JOCH, ERHIELT 1815 VON SEINEM FÜR-
STEN DEN ORDEN DES EISERNEN HELMS UND VON
KÖNIG VON PREUSSEN DEN POUR LE MERIT: MILIT:
WURDE HIERAUF ALS HOF UND JAGDJUNKER
DEM OBERFORST HABICHTSWALD BEIGEGEBEN.
UND ZUM KAMMERJUNKER ERNANNT.
(Rückseite.)
ER WURDE ALS TRAUERRITTER GE-
WÄHLT DEM HÖCHSTSEELIGEN KURFÜR-
STEN, WILHELM I, ZUR FÜRSTENGRUFT
AUF DIE LÖWENBURG ZU BEGLEITEN.
UND STARB ZU CASSEL AM 11ten JULI 1821
JN DER BLUETE SEINER JAHRE.

DENCKMAHL
ZÄRTLICHER MUTTER UND BRUDER
LIEBE.



Darnach hat also der schwarze Ritter noch etwa vier Monate gelebt, ehe er den Folgen seiner Erkältung erlag. Um diesen seltsamen Vorgang spann schon früh die Sage allerhand krause Ranken, vielleicht leitete sie auch grade von diesem merkwürdigen Ereignis die Behauptung ab, „daß noch nie ein solcher schwarzer Ritter des landesherrlichen Trauerzuges sein jugendliches Leben gerettet habe." Wilhelm Bennecke hat den Vorfall zum Gegenstand einer knappen wuchtigen Ballade gemacht („Der schwarze Ritter", Heßlers Sagenschatz S. 145), und neuerdings hat auch Karl Freiherr von Berlepsch („Die schwarze Rüstung", Marburger Dichterbuch „Kränze" 1909) dasselbe Problem noch einmal aufgegriffen.*)

Die Nr. 5 der „Gartenlaube" von 1905 bringt die Abbildung einer Silberstatuette des „schwarzen Ritters". Sie wurde von der kurhessischen Kavalleriebrigade ihrem scheidenden Kommandeur, Freiherrn von Eschwege, geschenkt und befindet sich heute im Besitz seiner Enkelin, der Gräfin Gröben.

Leider ließ sich der Maler des trefflichen Bildes, das kürzlich vom städtischen Konservator und Restaurator Artur Ahnert im Auftrag des Regierungsrats Freiherrn von Eschwege restauriert wurde, nicht mehr ermitteln.

---

*) Zu Wilhelmshöhe im Waffensaal,
Da hält ein Ritter in schwarzem Stahl
Auf hohem hölzernem Pferde.
Ein Sagen geht von Ahn zu Ahn:
Wer je die Rüstung angetan,
Den deckt gar bald die Erde. —

Die alte Wallfahrtskirche in Haindorf bei Schmalkalden.

Von Professor Dr. P. Weber.

(Schluß.)

Aus gotischer Zeit stammen auch noch die Reste des einfachen, aber charakteristischen Chorgestühles an der Südwand des Chores, eine gute und dauerhafte Arbeit des 15. Jahrhunderts. Eine entsprechende Reihe gotischer Sitze an der Nordwand soll erst in neuester Zeit zerhackt worden sein, als

dort die Treppe zur Empore angelegt wurde. Der Hauptaltar ist noch der ursprüngliche, aber neu aufgemauert, wohl als er von seiner alten Stelle nach vorn gerückt wurde. Der Taufstein ist eine Stiftung einer Frau Anna Möcker aus dem Jahre 1708, eine gefällige Barockarbeit, geschmückt mit einigen anspruchslosen Skulpturen. Das nette kleine Lesepult aus Holz, mit gedrehten Säulen, etwa aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, scheint eine Arbeit desselben geschickten Kunsttischlers zu sein, der ein ganz ähnliches, aber viel größeres Lesepult für die Schmalkalder Stadtkirche gefertigt hat. Leider führt dieses, da es beschädigt ist, ein Verbannungsdasein in einem abgelegenen Raume der Stadtkirche. Von Grabsteinen haben sich nur drei in der Kirche erhalten, während früher gewiß eine ganze Menge darin vorhanden waren, und nur einer von ihnen läßt heute noch seine Inschrift deutlich erkennen. Es ist ein kleiner, gefällig gearbeiteter Kindergrabstein aus dem 17. Jahrhundert für eine im dritten Lebensjahre verstorbene „Maria Barbara von Buttlar, deren Herr Vater ist gewesen der weiland Edelgeborene Gestrenge und veste Junker Hermann Philipp von Buttlar die Mutter aber Frauw Anna Chatarina."

Die beiden anderen Grabplatten sind bis zur Unkenntlichkeit abgetreten. Mit Hilfe der Geisthirtschen Chronik lassen sich die Inschriften so ergänzen: „Anno Dm. 1524 auf den S. A. ist in G. verstorben der Edle und Ernvest Reinhart vom Hein dem Got Gnadig sei Amenn." — Die Herren von Hain ließen lange Zeit hindurch ihre Toten in der Haindorfer Kirche beisetzen. Auch der andere große Grabstein ist für einen Junker von Hain gestiftet. Die Reime sind etwas holprig ausgefallen, aber erbaulich und nützlich zu lesen. Sie lauten:

Jorg Wilhelm Vom Hain Schlaun Genand
Comthur Ordens Im Adels Stand
Zu Martyburg Ligt Begraben Hier
Eläglich Jhm Umbracht Zorns Rachgier
Zu Schwallingen In Einem Tumult
Got Reche Den So Dran Hat Schuldt
Sonst Er Zu Niederschmalcald War
Geborn Im 1580. Jahr
Des Seelen Wolt Got Gnedig Sein
Wenn Nuhn Der Jungst Tag Bricht Herein.

Demnach ist also der hier Bestattete, ein Junker von Hain-Schlaun, zu Schwallungen „aus Zornes Rachgier" ums Leben gekommen, und zwar, wie Geisthirt berichtet, anno 1611, also im einunddreißigsten Jahre seines Lebens. Man hat ihn bei einem Tumult „ertreten", d. h. totgetreten. Das Tottreten setzt sich nun auch fort für seine Grabschrift, denn bald wird nichts mehr davon übrig sein, wenn der Stein nicht schleunigst mit den beiden andern an der Wand aufgerichtet und so der Nachwelt erhalten wird.

Bei weitem das interessanteste Stück, das sich in der Kirche erhalten hat, ist das sogenannte Kripplein, ein höchst zierliches spätgotisches Skulpturwerk, das aus einem sarkophagähnlichen Unterbau und einem auf vier Pfeilern ruhenden Baldachin darüber besteht. Der Unterbau ist ein einziger großer Steinblock, von oben her muldenförmig bis zu 16 Zentimeter Tiefe ausgehöhlt. In diese muldenförmige Vertiefung sind dann zwei rechteckige Vertiefungen eingearbeitet zum Einlegen milder Gaben, mit eisernen Deckeln verschlossen. An der vorderen Schmalseite ist unten eine Konsole angebracht. Ob diese eine Figur tragen sollte oder welchem Zwecke sie sonst gedient hat, ist nicht zu erkennen, wie überhaupt der Zweck des ganzen zierlichen Bauwerkes nicht mehr mit voller Sicherheit bestimmt werden kann. Vielleicht sollte es tatsächlich die Krippe Christi vorstellen, — wie die Volksüberlieferung behauptet —, vielleicht aber auch das Grab Christi, wie solches in steinernen Nachbildungen zu jener Zeit in vielen Kirchen zu sehen war. Es wäre also an den größeren Festen, speziell am Karfreitag bis zum Ostermorgen, eine Nachbildung des Leichnams Christi in die Mulde gelegt worden, wie dies noch heute ähnlich in einigen katholischen Gegenden geschieht. Ebensogut kann aber das kleine Bauwerk eine Krippe bedeuten, in die zur Weihnachtszeit eine Christkindleinfigur hineingelegt wurde. Die Krippenspiele waren ja im späten Mittelalter ein beliebter kirchlicher Gebrauch. Zum Teil sind sie noch heute lebendig. Jedenfalls haben wir es bei dem Haindorfer Werke mit einem besonders interessanten Stück aus dem Kultus des Mittelalters zu tun.

Die Zeit der Entstehung der Krippe muß unmittelbar vor Beginn der Reformation liegen. Das zeigt schon die Formensprache, die auf die allerspäteste Gotik hindeutet. Zudem läßt sich durch ein kleines Merkzeichen die Zeit noch etwas näher bestimmen. Vorn an der Schmalseite des Baldachins und zweitens in der Mitte des feinen, höchst kunstreichen Maßwerks, das den Baldachin innen überzieht, findet sich das Steinmetzzeichen des geschickten Bildhauers, der dieses Werk geschaffen hat. Dasselbe Steinmetzzeichen kehrt aber wieder an einem großen Inschriftsteine aus dem Jahre 1533, der in dem abgebrochenen Stadtmauerturme zwischen Pulverturm und Stillertor saß und sich jetzt in der Sammlung des Hennebergschen Geschichtsvereins im sogen. Exerziersaal auf Schloß Wilhelmsburg befindet. Wenn also derselbe Steinmetz um 1533 an der Stadtmauer mit arbeitete, so wird

die Krippe in Haindorf nicht allzuviel früher, aber natürlich noch vor dem Jahre 1525 entstanden sein. Denn nach Einführung der neuen Lehre wurden derartige „der Abgötterei dienende“ Kunstwerke hier nicht mehr geschaffen.

Wahrscheinlich hat dies eigenartige Werk früher nicht an der gleichen Stelle gestanden, wie jetzt. Darauf führt eine Untersuchung der Rückseiten hin, die zum Teil ebenso kunstvoll ausgearbeitet sind, wie die beiden jetzt allein zu überschauenden Vorderseiten. Die Krippe — oder das heilige Grab, einerlei wie man es nennt — muß früher freier gestanden haben, nur zu etwa einem Viertel an die Wand angelehnt. Ob in der Haindorfer Kirche oder anderwärts? Ich glaube nicht, daß dies schwere Steinwerk, dessen Transport große Schwierigkeiten und Kosten verursacht haben würde, in nachreformatorischer Zeit aus einer anderen Kirche, etwa aus der heil. Grabeskapelle bei Asbach, bei deren Abbruch hierher übertragen worden ist. Vielmehr wird es von Anfang an für die Haindorfer Kirche geschaffen worden sein. Aber wenn ich eine Vermutung aussprechen soll, so wäre es die, daß es in dem überwölbten, später abgebrochenen Anbau an der Südseite der Kirche seinen Platz hatte oder finden sollte, um dort einen neuen lukrativen Kultus einzuleiten, gleich dem des etwas älteren wundertätigen Marienbildes im nördlichen Seitenschiff. Dann hätte die Kirche zwei gewinnbringende Anziehungspunkte gehabt, — ähnlich wie noch heute manche katholische Wallfahrtskirchen sich nicht mit einem wundertätigen Stücke begnügen. Daß es auf milde Gaben bei der Erstellung des Kripplein abgesehen war, bezeugen ja die beiden in der Mulde eingehauenen Einleg-Kästen zur Genüge. Auch bedarf das für jeden Kenner des mittelalterlichen Lebens keiner weiteren Begründung.

Vielleicht hat dies eigenartige Stück katholischer Heiligenkultus auch in nachreformatorischer Zeit noch eine gewisse Verehrung beim Volke genossen, so daß man es beim Abbruch des südlichen Anbaues verschont und nicht, gleich den anderen Ausstattungsstücken aus katholischer Zeit, zerstört, sondern pietätvoll an seinen jetzigen Standort gerückt hat.

Wir erfreuen uns heute rein künstlerisch an diesem köstlichen Stücke alter Steinmetzenkunst. Wenn einmal mit schonender Hand etwas für die Haindorfer Kirche geschehen soll, so wäre neben Aufrichtung der Grabsteine und der oben vorgeschlagenen Dielung und Verglasung der alten Sakristei das Nächste: die Säuberung des Kripplein von seinem öden Kalkanstrich, damit die schöne Naturfarbe des Steines wieder zur Geltung kommt, auf die das kleine Werk von vornherein berechnet war. Das beweist schon die wunderbar feine Ausarbeitung des Flechtwerks an dem Unterbau, das keinerlei Farbenüberzug duldet. Der Baldachin dagegen war möglicherweise bemalt.

Zum Schluß wollen wir noch den beiden alten Glocken im Turme einen Besuch abstatten, die schon vier und ein halb Jahrhunderte lang ihre schönen Stimmen über das grüne Tal hin erschallen lassen. Die kleinere, die einen Durchmesser von 66 Zentimeter hat, erzählt uns in lateinischen Worten, daß sie Osanna (= Hosiannah) heißt und im Jahre des Herrn 1464 gegossen worden sei. Die größere und ältere Schwester aus dem Jahre 1463 trägt neben der lateinischen Angabe der Jahreszahl die deutsche Inschrift „Heilf (= Hilf) Ave Maria brot“. Was dieses „brot“ bedeutet, an welches sich nach rechts hin eigenartige Ornamente anschließen, — ob den Namen des Glockengießers oder die schlichte Bitte ums tägliche Brot, vielleicht war das Jahr 1463 ein Hungerjahr? — wollen wir der freundlichen Entscheidung unserer Leser überlassen, die vielleicht angeregt durch diesen Aufsatz einmal Veranlassung nehmen, nach der malerischen alten Kirche vor den Toren der Stadt Schmalkalden hinaus zu wallfahrten, wenn auch nicht gerade, wie einst zum wundertätigen Marienbilde, so doch zum Studium eines als Bauwerk noch immer höchst interessanten und selbst in den Trümmern seiner einstigen Ausstattung noch immer lehrreichen Stückes mittelalterlichen Kulturlebens.

Ein Künstler in seinem Handwerk.

Aus den alten Büchern eines Heldraer Webers. Von W. Pippart.

(Schluß.)

Auch andere Artikel, nicht gerade in das Weberhandwerk schlagend, hat der fleißige Meister eingeschrieben z. B.

Der Zinngießer.
Gipsformen zu machen.
Die ausübende Malerei mit Wasserfarben usw.

Daran schließen sich allerlei Rechenaufgaben für „Gold-, Silber- und Münzarbeiter, Zinngießer und alle, die Metalle verschmelzen und vergießen, in der Vermischung ihrer Metalle sich danach richten müssen, wofern sie keinen Schaden wagen wollen. Sie erfahren dadurch den Preis, den sie auf ihre

Ware mit gutem Recht schlagen können." Es sei eine Aufgabe angeführt:

„Aufgabe: Mehr als zwei Materien sind da von verschiedenem Gehalte oder Preise, wieviel muß von jeder genommen werden, wenn ein Mengsel von gewissem Mittelgehalte daraus erwachsen soll?"

„Lösung: Schreibet alle Materien, die vermenget werden sollen, untereinander. Den erlangten Mittelpreis zur Linken. Subtrahieret den Mittelpreis von den zwei besseren Materien und setzet das Herausgekommene neben die schlechte Materie, oder ziehet die zwei schlechteren vom Mittelwerte ab und setzet eure herausgebrachte Zahl neben das bessere. Das übrige lehrt das Exempel."

Auch der Humor fand seinen Eingang in das Buch des Meisters. Da stehen gleich am Anfang zwei Rätsel für die Weber.

„Rätsel für die Leinweber!

1. Wieviel Strenge muß man haben zum Schock, es mag lang oder kurz sein, es mag auch grob oder fein sein?
Antwort: Sechzig.

2. Wie wird das Leintuch gemacht?
Antwort: Mit Schmeißen und Werfen."

Eine etwas kräftigere Antwort auf letzteres Rätsel gab mir der noch lebende Enkel des Verstorbenen, er meinte: „Mit Donnern und Fluchen." Er wollte damit andeuten, daß das Leinweben eine äußerst schwierige, mit vielen Stockungen und Störungen rechnende Kunst sei, bei welcher der Weber oft unter Wettern und Fluchen die Geduld verliert.

In den anderen Musterbüchern finden wir von der Hand des Meisters, fein säuberlich aufgezeichnet, die Muster für den Bildweber. Mit wahrem Erstaunen betrachtet man all die Felder und Figuren, die Linien und Punkte, die da genau und regelmäßig mit dem primitiven Schreibzeug, dem Gänsekiel, eingemalt sind.

Da sind als Mustervorlagen eingezeichnet:

„Das Damenbrett, in Handtüchern zu machen.
Das kleine Spiegelmuster.
Handtücher Modell, 10 schäftig.
Ein schön Muster zu Tischtüchern und Salveten.
Große und kleine Tannenbäume, steht schön zu Bettwerk.
Ein schönes Salveten Muster.
Ein schönes Modell zu Tischzeug für die Frau von Grotthausen."*)

Zu den alten Büchern des fleißigen Webers gehört auch ein „Schnürungsbuch B", darin schreibt er über „allerhand nötige und nützliche Nachricht nebst etlichen schönen Werftabellen zu Hessengarn, Kreuzburgergarn und Treffurtergarn."

Er beginnt das Buch mit einem „ganz gewissen Unterricht, Buntsachen zu machen mit doppelten Garnbäumen."

„Erstens, der Grundbaum muß von obenrunter in der ersten Lage hängen, die Schrauben ins zweite Loch. Zweitens, der Figurbaum muß in dem untersten Loch laufen und die Gewichte am Figurbaum müssen auf jeder Seiten im Gestell hengen, müssen schwer sein und auf jeder Seiten 14 Pfund wiegen. Sein nun mehr Gänge drauf, so müssen die Gewichte schwerer sein, und sein weniger Gänge drauf, so müssen die Gewichte leichter sein. Drittens, an dem Gezeuch muß Schnaberwerk sein und an dem Oberläger mit drei Schrauben kein Gewicht, unter die Schrauben drei Klöberchen, auf jeder Seiten vier Schnäbber, geht gut, der Gewichtoberläger ist hier nicht zu gebrauchen. Viertens, die Lade muß hierzu eben so hoch hengen, wie zum Bildwerk, sechs Zoll hoch über dem Knie, sonst geht's nicht und die Figurwände vorne und zum Grund die Wände hinten, geht recht gut; vier Wände zum Grund und vier Wände zur Figur zu Zwilch, Attlaß oder Bildstreifen."

Mit eisernem Fleiß hat der alte Weber viele Zeichnungen selbst erdacht, ausgerechnet und dann in die Tat umgesetzt. Seine Kundschaft vergrößerte sich von Jahr zu Jahr und erstreckte sich bis hinunter nach Eschwege, was zu der Zeit viel heißen will. Einige Kunden seien hier angeführt:

„72 Ellen Bildwerk gemacht zu Handtücher nach Wanfried in die Apotheke, gut 3/4 Ell breit mit 22 Gängen. Habe als Lohn bekommen von der Elle 20 Heller oder 5 Dreier.

Bildhandtücher gemacht 46 Ellen vor Katharina Francke nach dem Modell Nr. 41a. Tut Macherlohn von der Elle 2 Gutegroschen, zusammen 3 Thaler 20 Gutegroschen.

Kleintuch gemacht dem Herrn Froboß in der Apotheke zu Wanfried. Macherlohn bekommen bar 5 Thaler.

Bildhandtücher gemacht 62 1/2 Elle vor die Frau Amtmännin zu Treffurt. Tut Macherlohn von der Elle 2 Albus, im ganzen zusammen 3 Thaler 28 Albus, das Genaueste 3 Thaler 12 Gutegroschen.

Nesseltuch gemacht 32 Ellen vor den Herrn Pfarrer in Altenborschel. Macherlohn bekommen bar 1 Thaler 12 Gutegroschen.

Nesseltuch gemacht vor den Kaufmann Silberschlag in Wanfried.

Vor den Herrn Pfarrer in Wanfried 2 Schock Tuch gemacht 6/4 breit. Macherlohn bekommen von jedem Schock 2 Thaler 4 Gutegroschen

Bildwerk gemacht vor Joh. Kaspar Sachse in der Mühle 1 Schock 16 Ellen. Von der Elle Macherlohn bekommen 2 Gutegroschen, tut zusammen 6 Thaler, 8 Gutegroschen, eine Zaspel ist übrig."

Sehr interessant ist auch die Liste über den „Arbeitslohn von der Lein- und Bildweberarbeit."

Da heißt es:

„Bettdrilch, 5 1/2 breit, von der Elle 20 Heller auch 2 Albus,
Halstücher von einem Tuch 7 Dreier,
Schnupftücher von einem Tuch 5 Dreier,
Schafbarchent, von der Elle 20 Heller,
Ordinärer Barchent, von der Elle 2 Albus, auch 7 Dreier,
Streificht Buntsachen, von der Elle 1 Gutegroschen,
Streificht Sachen mit Blümerchen, die Elle 2 Gutegroschen,
Halbbildwerk, von der Elle 2 Gutegroschen,
Ganzbildwerk, von der Elle 2 Gutegroschen 8 Heller,
Doppeltbildwerk, von der Elle 3 Gutegroschen."

Auch mit den zeit- und örtlichen Verhältnissen befaßte sich der federgewandte Weber. Der Aberglaube in jener Zeit war groß, den Himmels-

---

*) von Grotthausen ist ein altes Adelsgeschlecht, von dem einige Nachkommen sich in Heldra mit Bürgerlichen vermischt haben, andere dagegen ausgewandert sind. Freiherr von Grotthus, der Herausgeber des „Türmer", ist ein Nachkomme dieses Geschlechts.

erscheinungen wurde ganz besonders Bedeutung beigemessen. Als darum im Jahre 1809 sich ein Komet am Himmelsdom zeigte, da war die Prophezeihung groß. Als dann später auch wirklich eine Hungersnot ausbrach, hielt man sie für die Erfüllung des angezeigten Unglücks im Jahre 1809. Da schrieb denn der Bildweber Joh. Christoph Mootz in sein Buch:

„Wahrhafte Beschreibung der Strafgerichte Gottes, welche durch den Kometstern im Jahre 1809 angezeigt und bis auf jetzige Zeit in Erfüllung gegangen sind, den Nachkommen zum immerwährendem Denkmal und Erinnerung verfertigt."

Unter dieser Zeitbeschreibung in Reimen stehen in den alten Büchern des Heldraer Chronisten die zu der Zeit herrschenden Preise.

Auch damals noch waren allerhand Schutz- und Hilfsmittel gegen die Geistermacht üblich. Wer ein Amulett oder einen Schutz- oder Himmelsbrief auf der Brust trug, der war gefeit gegen die umstrickenden Netze der Schwarzkunst.

Auch zwischen den vergilbten Blättern der alten Bücher des Meisters befindet sich ein solcher

Schutz- und Himmelsbrief.

„So von Gott gesandt der Stadt Mühlenberg und vor der Stadt in der Luft geschwebet, also niemand weiß, woran er hanget. Er ist aber mit guldenen Buchstaben geschrieben gewesen und von Gott durch seinen Engel Michael gesandt."

Der höchste Wunsch des rüstigen, emsigen Webers war der, das altkurhessische Wappen, den stehenden trotzigen Chattenlöwen mit erhobenen Prangen Ausschau haltend, zu weben. Schon hatte er alles dazu sorgfältig vorbereitet, die Aufgabe in Zahlen ausgerechnet und einen Mann zur Hilfeleistung eingeübt, da kam kalt lächelnd ein anderer Webermeister, höher, stärker und gewaltiger als er, dem auch der Heldraer Künstler gehorchen mußte, schnitt ihm den dünnen Faden hindurch und nahm ihm das Webeschifflein aus der Hand.

Der Webstuhl, der gar oft die schwierigen Probleme des Alten unter dessen geschickten Händen zu lösen half, hatte nun auch sein Hauptlebenswerk vollbracht. Die Söhne und Enkel des verstorbenen Meisters Mootz versuchten sich zwar noch oft darin, das Lieblingshandwerk des Verewigten wieder empor zu bringen, doch es gelang ihnen nicht mehr. Die Neuzeit mit ihrer Umwälzung auf allen Gebieten verachtete das flinkfüßige Webeschifflein, so daß es nur noch ein Spielzeug für die Kinder, ein Schlupfwinkel für fleißige Webspinnen wurde.

Der jetzt noch lebende Urenkel des alten Webermeisters hat die Bild- und Damastweberei gar nicht mehr gelernt, doch hat auch er sich zu einem Meister in seinem Handwerk, der Korbflechterei, emporgeschwungen.

Das Grab des alten Weberkünstlers ist verrast, wilde Blumen blühen darauf, dichtes Moos klettert darüber, und durch die Hecke, die darauf wurzelt, schlüpfen flink und behend die Vöglein, nach Nahrung für die Kleinen im Nest ausspähend. Tiefer und tiefer senkt sich Erde auf dem Grabe. Erde zu Erde — Staub zu Staub —

Wenn aber auch kein Steindenkmal die letzte Ruhestätte des alten strebsamen Webers ziert, so hat er sich doch selbst ein Denkmal gesetzt, das ihn uns zeigt als einen tüchtigen, rüstigen, klugen Meister, als einen wahren Künstler in seinem Handwerk und als einen kindlichgläubigen Christen: Das sind die alten verstaubten Bücher des Toten, die der Urenkel wie ein Heiligtum in Ehren hält.

Ausstellung der Vereinigung der Künstlerinnen Hessen-Nassaus.

Von Ernst Zöllner, Kassel.

Die heimischen Künstlerinnen sind heuer wieder die Weihnachtsgäste des Kasseler Kunstvereins. Aber sie sind diesmal nicht allein gekommen. Eine Schülerin der Dillschen Schule, Karoline Kempten-München, und mehrere Berlinerinnen, vor allem Hedwig Weiß und Dora Hitz, bilden die Gefolgschaft. Oder soll man's umgekehrt nehmen? Will man nicht — der Landsmannschaft wegen — ein Kompliment machen, sondern die Wahrheit sagen, dann bleibt nichts anderes übrig: man muß es umgekehrt nehmen. Es ist nicht zu bestreiten: in dem Ensemble, das sich gegenwärtig im Kunsthause zeigt, sind die auswärtigen Damen die Solistinnen, die einheimischen die Begleitung, der Chor. Hier, wo nur die hessische Kunstproduktion gewürdigt werden soll, mag dieses Mißgeschick aber nicht weiter berührt werden.

Sehen wir uns um: es ist ein fleißiger Kreis, in den wir da eintreten. Nahezu vierzig Namen bezeichnen eine Fülle von Betätigung in mancherlei Aufgaben. Auffallend groß ist die Zahl der figürlichen Arbeiten, erfreulich die Bemerkung, daß mehr Menschen, als man gemeinhin glaubt, das Bedürfnis hatten, sich in Ölfarben oder Pastell porträtieren zu lassen. Die Landschaften sind diesmal in der Minderzahl. Dafür beansprucht das Stilleben einen größeren Raum. Dann sind einige Handzeichnungen und graphische Arbeiten zu erwähnen: Radierungen,

Holzschnitte, farbige Handdrucke. Zwei Kleinbronzen stellen die ganze Ausbeute auf plastischem Gebiete dar, ziemlich reichlich ist dagegen die kunstgewerbliche Abteilung beschickt.

Die Anordnung der kunstgewerblichen Erzeugnisse läßt zu wünschen übrig; die Stücke sind teilweise so zusammengehäuft, daß man von manchem keinen rechten Eindruck gewinnen kann. Soweit meine Übersicht reicht, sind aber Geschmacklosigkeiten, wie sie die vorjährige Ausstellung noch aufzuweisen hatte (Proben des häuslichen Kunstfleißes in sogenannter Tarsomanier, Brandmalereien und dergleichen Verirrungen), diesmal völlig vermieden worden. Wenn auch in den Entwürfen von den starken Anregungen, die uns die moderne kunstgewerbliche Bewegung gebracht hat, nicht gerade viel zu verspüren ist, so kann doch ein gesundes Streben nach vornehmer Einfachheit und ein maßvoller, sinngemäßer Gebrauch des Ornaments im allgemeinen bestätigt werden. Überladungen mit Zierat, direkte Verstöße gegen den Zweck der Gebrauchsgegenstände, gegen den Materialcharakter und die durch das Material bedingte Technik sind erfreulicherweise an keiner Arbeit zu konstatieren. Unendlich vielen Erzeugnissen der Gewerbekunst hafteten die eben aufgezählten Mängel so lange Zeit an, daß man ihr Fehlen schon als großen Vorzug empfindet. Nicht ebenso günstig wie mit diesen mehr negativen, eigentlich selbstverständlichen steht es mit den positiven Vorzügen. Das kreuztragende Paradelamm auf der Altardecke von Adele Behrens z. B. (der Entwurf ist von G. Wittich) sagt uns in dieser Auffassung künstlerisch gar nichts mehr. Wenn ein Künstler heute noch dieses Motiv bringt, so dürfte er ihm schon eine neue Seite abgewinnen. Nicht nur einwandfrei, sondern höchst gediegen und tüchtig ist dagegen die Arbeit, die die Stickerin selbst an dieser Altardecke geleistet hat. Wieviel selbständige motivische Erfindung an den zahlreichen sonstigen Gegenständen dieser Ausstellung ist, läßt sich natürlich schwer sagen. Einen sehr guten Eindruck macht der geätzte Flächenschmuck auf den Metallarbeiten von Hanna Dieball, die auch mit Porzellanmalereien und einer Lederarbeit vorteilhaft vertreten ist. Erna Jäckh bringt einen mit wenig Mitteln wirksam verzierten seidenen Beutel und hübsche Häkelspitzen, Conny Deymann eine Decke, die mit einem originell anmutenden gestickten Linienschmuck umrandet ist, Marta Dehrmann einige zart ornamentierte Lampenschleier, Susanne Littmann mehrere technisch und farbig gute handgewebte Stücke (Decken, Kissen, Gürtel u. dgl.). Zu erwähnen sind ferner eine Buchhülle (Tragtasche für ein Buch) von Gertrud Rüdiger, Torgau, Porzellanmalereien von Margarete Loebell und von Marie Dehrmann, Kassel. Diese ist außerdem mit liebenswürdigen Seidenstickereien (Beutel mit farbig behandelten Pflanzen- und Blumenmotiven) vertreten.

Doch nun zu den Gaben der hohen Kunst. Die Plastik ist auf zwei kleine Tier-Bronzen, „Teckel" und „Ratten" von Charlotte Benter, Kassel, beschränkt. Es sind halb naturalistische, halb stilisierende Schülerarbeiten. Formenanschauung und Wollen sind noch recht unklar. Auf dem Gebiete der Malerei erbringen einige Mitglieder überzeugende Beweise frischen Talentes und guter Schule. Obenan stehen Carola von Steinsdorf, Kassel, mit einem durch feine Abwägung der Tonwerte und hohe Lebensillusion ausgezeichneten Ölbildchen eines Kindes, Eleonore von Friedeburg, Eisenach, mit einem brillanten impressionistisch erfaßten Porzellan- und Blumenstilleben und dem in der Farbenstellung interessanten Bildnis einer älteren Dame. Die weiche modellierende Wirkung des Lichtes ist mit großer Feinheit beobachtet. Malerische Qualitäten, die sich mit denen dieses Porträts vergleichen, besitzt noch eine Chrysanthemum-Studie von Margarete von Hüllessem und das vorzüglich in den Raum komponierte Bildnis einer Malerin von Edeline Karbiner. Die beiden zuletzt genannten Künstlerinnen haben noch mehr figürliche Malereien ausgestellt, doch mag die Erwähnung ihrer Hauptarbeiten genügen. Hanna von Kästner überrascht durch einen technisch sehr frisch gemalten Gardasee-Hafen von kraftvoller harmonischer Farbigkeit, während sie in ihren übrigen Sachen im großen und ganzen farblos wirkt und mit geringer Abwechslung im Gegenstand dieselbe graue Licht-Luftstudie wiederholt, die wir nun bereits auf jeder Ausstellung gesehen haben. Die Höhe früherer Leistungen vermissen wir in den Porträts von Frieda Menshausen-Labriola, Berlin. Sie hatte uns an mutigere Arbeiten gewöhnt, und wo sie diesmal etwas versucht, in der Studie „Mutter und Kind im Sonnenlicht", ist der Versuch mißglückt. Statt des Sonnenlichts gibt sie eine harte gelbe Farbe, statt der die Formen auflösenden Wirkung des grellen Lichtes ängstlich behandelte verzeichnete Formen. Von einer Reihe von Porträts dieser Ausstellung läßt sich nicht viel mehr als die Erwartung aussprechen, daß sie den Gegenstand ausreichend beschreiben, also im gewöhnlichen Sinne ähnlich sind. Von der persönlichen Eigenart der Urheberinnen verraten sie meist nicht viel. Nur das eine ist deutlich: diese Porträtmalerei ist — Kunst gefällig zu sein. Und das ist die Kunst, die das Publikum am meisten schätzt. Individualitäten sind unbequem, die konventionelle Liebenswürdigkeit dagegen wird immer gern gesehen. Darum werden die sauberen Pastellporträts von Charlotte Schick und Marie Pichon, vielleicht sogar der

Studienkopf von E. Engelhardt ganz entzückend gefunden und die Ölbilder von Anna Stern, Lotte Frederking, Anni von Holwede und Klara May, die Blumen von Helene Irion und die Hunde- und Pferdebilder von Gertrud Rüdiger und Gertrud Queisner werden sicher auf gutes Verständnis und freundlich wohlwollende Beurteilung rechnen können. Vor den beiden Porträts von Karla Lehr muß man bedauern, daß solche Zierden der guten Stube, in die sie gehören, so lange entzogen worden sind, um sich in der Ausstellung zu zeigen. Und vor den Tierbildern der Gräfin Holnstein, Hofgeismar, wird man den herzlichen Wunsch nicht unterdrücken können: Wären doch ihre Malvorlagen besser gewesen! Fernande von Hugo vertritt in ihren Landschaften eine malerische Anschauung, die vor fünfzig und sechzig Jahren sehr beliebt war. Im Gegensatz dazu mühen sich Sophie Doerr und Anna Jakobi mit einigem Erfolge auf den Wegen, die Freilichtmalerei und Impressionismus gewiesen haben. Frieda Koeppels bestes Bild ist eine Sommerlandschaft, dagegen sind ihre Stilleben und eine große Isartal-Landschaft im Kolorit ziemlich hart und nüchtern. Das Kinderbildchen von Jenny Geißel, Marburg, ist ein nicht ganz einheitlich durchgeführter dekorativer Versuch, aber in der Wiedergabe der aufstützenden Bewegung des Köpfchens zeigt sich eine frische unbefangene Beobachtung. Marie Ihlée hat mehrere Stilleben von schönem Farbenklang ausgestellt. Im Grunde sind sie allerdings Wiederholungen so ziemlich ein und desselben malerischen Themas. Gute Qualitäten besitzen zwei Studien von Martha Dehrmann, ein Waldinneres und eine Birkenallee, ihr Glockenblumenstilleben ist jedoch in der Perspektive verunglückt. Oder war es Absicht, die Blumenvase so darzustellen, als ob sie von einer schräg gestellten Tischplatte heruntergleitet? Geschmackvoll wäre ein solches Still"-Leben nicht.

Zum Schlusse einige Worte über Handzeichnungen und Graphik. Conny Deymann bringt in einigen Spritzzeichnungen stimmungsvolle Landschaftsausschnitte, und ihre farbigen Federzeichnungen haben den großen Vorzug, mit wenigen ausdrucksvollen Linien viel zu sagen. Im Gegensatze dazu sagt E. Engelhardt in einer Bleistiftzeichnung (Motiv aus Alt-Wehlheiden) mit sehr viel Strichen recht wenig, d. h. wenn man im Kunstwerk das künstlerisch Wertvolle in der Auffassung, nicht in der genau detaillierten Beschreibung des Gegenständlichen sucht. Berta Martin bietet u. a. eine recht lebendig gezeichnete Porträtstudie. Auf dem Gebiete der farbigen Lithographie und der Radierung bekundet Karla Lehr entschieden mehr Talent wie in der Ölmalerei. Frieda Moellendorf hat einen schönen klaren Holzschnitt, eine einfache Winterlandschaft, ausgestellt, Margarethe Loebell einige zweifarbige Drucke und radierte Blätter („Pappelallee", „Kettengasse"), die als recht erfreuliche Leistungen anzusprechen sind.

Die Hexe.

Eine Geschichte aus dem Alt-Marburger Bürgerleben von Elisabeth Mentzel.

(Schluß.)

Der Mond war hinter die Wolken getreten, Dunkelheit erfüllte die trauliche Stube. Mamsell Binchen erhob sich, um zunächst das zinnerne Licht mit dem milchweißen Schirm neben dem Christbäumchen anzuzünden, als ein Mark und Bein erschütterndes Geschrei an ihr Ohr drang.

Den Tisch mit beiden Händen umklammernd, verharrte die Alte minutenlang in atemlosem Entsetzen. Ihr Blut schien zu Eis zu gerinnen, während das Geschrei ihrer Türe immer näher kam und der harte Ton einer scheltenden Stimme es noch zu übertönen versuchte. Als jedoch die gellenden Laute dicht vor ihrem Zimmer in einem stockenden heiseren Schluchzen erstarben, kam plötzlich wieder Leben in die wie versteinte Gestalt.

So schnell es nur ging, humpelte Mamsell Binchen, das Licht in der Hand, zur Türe und öffnete sie rasch entschlossen, aber in merklicher Seelenangst.

Als der helle Schein auf die junge erregte Frau und auf Philippchen fiel, war die Greisin nahe daran umzusinken. Ein rührender Ausdruck des Mitleids und Erbarmens trat in ihr Gesicht und gab ihm den milden Ausdruck einer Märtyrerin.

Denn wie die herzlose Frau mit der bebenden Kleinen umgegangen war, das zeigten die verschobenen Kleider, das zerzauste Haar und das fieberhaft gerötete Gesichtchen. Allein dennoch drückte sich Philippchen beim Öffnen der Türe wie Hülfe suchend an die Gestalt der Mutter und verbarg den Kopf angstvoll in den Rockfalten seiner Peinigerin.

In diesem Augenblick rief die Meisterin empört: „Do siehn Se's nu selwert, Tante! Äch brenge des Denk nit zou Ihne, moag äch auch mache, woas äch will! — Un schloa derf äch's doch nit, sonst häßt's wärre —"

„Ach, um Gotteswille, nee, nee," unterbrach sie Mamsell Binchen mit matter Stimme. Nur ein Gedanke erfüllte sie jetzt noch, die Qual des Kindes abzukürzen.

Dieser Wunsch gab auch ihrer Stimme einen

milden Klang, obwohl jeder Nerv an ihr vor Empörung bebte.

„Nehm's Philippche nur gleich wieder mit nunner", bat sie. „Was ich ihm schenke wollt, kann merr ja hole lasse. Ich will das Kind gewis nit in Angst treiwe, um kein Preis nit! Gott soll mich bewahrn!"

Jetzt bewegte sich der kleine Kopf in den Rockfalten hin und her, und ein halbes Kindergesichtchen kam zum Vorschein.

Unterdes die Alte dann die junge Frau ersuchte, ihr Patchen doch schnell wieder fort zu führen, wurde immer mehr von dem verweinten Kinderantlitz sichtbar.

Einen Augenblick zögerte die Kleine noch und lauschte, ob die Hexe nicht doch noch zu brüllen und zu johlen anfinge, dann wandte sie in unwiderstehlichem Drang trotz der Furcht vor dem feurigen Rachen sich schnell um und richtete die forschenden Augen erst scheu, nun immer mutiger auf die gebeugte Gestalt in der Türe. Endlich aber trafen sich die Blicke der Alten und des Kindes in einem langen seligen Staunen. Gleichzeitig stürzten Tränen über die von einem weißen Falbelhäubchen umrahmten Wangen.

„Ist das die Hex?" fragte Philippchen plötzlich wie umgewandelt in freudiger Überraschung. Und in einem Atem setzte sie bedauernd noch hinzu: „Ach Gott, Mudder, die gute Hex flennt ja."

„Ach was, Hex!" schrie die Frau ärgerlich. „Was schwätzt De dann do fer dumm Zeich."

„Hast awwer doch gesacht, Mudder, die hier owe — das wär e Hex und dhet —"

„Ja, ich bin die Hex, Philippche," fiel Mamsell Binchen ein, ohne die verlegen dastehende Frau noch eines Blickes zu würdigen. „Brauchst Dich awwer nit vor mir zu fürchte, ich fresse kei kleine Kinner und Dich am allerletzte!"

„Nee, nee," gab die Kleine überzeugt zu. „Mudder, guck, se hat gar kein Rache und kein Kralle un — un — kein Deiwelsauge!"

„Woas soll merr do nu spreche!" rief die Frau, die eine Leere im Kopf fühlte und keine andere Ausrede finden konnte.

Philippchen verließ aber jetzt rasch entschlossen die Mutter, stieg die paar Stufen zur Tür hinauf und umfing die Alte mit dem Geständnis: „Du bist e gute Hex, gefällst merr! Ich gehn auch mit Derr un kreische nit mehr. Komm!"

Dabei reichte sie der wie träumend Dastehenden die Hand, als habe sie die Absicht, mit ihr ins Zimmer zu gehen.

„No, dann in Gottes Name!" sagte die Greisin in heimlicher Wonne. Während die strahlenden Augen des Kindes auf ihr ruhten, bebte ihr vereinsamtes Herz in unnennbarer Seligkeit. Alle Bitternis, ja selbst die ihr angetane Schmach war vergessen. Freundlich, als wäre gar nichts vorgefallen, bat sie die verblüffte Frau, sie möge sich nicht länger aufhalten und in etwa anderthalb Stunden Philippchen wieder hinunter holen lassen.

„Ja, geh nur widder fort, Mudder, geh schnell nunner", bekräftigte die Kleine. „Ich bleib gern bei der Hex, sie sieht grad so aus wie mei Großelche im Himmel."

Und dabei schmiegte sich das Kind zärtlich an die Alte, die wie betäubt von Freude und Glück sich noch kaum aufrecht halten konnte und schnell das Licht auf die Kommode setzte.

„No, woas wolle Se dann noch mieh, Tante Binchen?" meinte die Andere mit einem Anklang von Hohn in der Stimme und Spott in den Augen.

„Nix, o gar nix," erklärte die Gefragte, „nun hab ich, wonach ich mich lang gesehnt hab!"

Unterdessen hatte die Kleine zuerst zaghaft ins Zimmer geblickt und war dann mit einem kühnen Satz hineingesprungen. Jetzt stieß sie beim Anblick der Puppe einen hellen Jauchzer aus.

Ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit überkam die Greisin und trieb sie an, Böses mit Gutem zu vergelten.

Als die Frau schon an der Treppe war, wandte sich ihr Mamsell Binchen noch einmal zu mit den Worten: „Un weil mir nun der liebe Gott das Glück noch geschenkt hat, Bettche, deshalb möcht ich auch Annere gern e Freud bereite. Dir hat emal die alte Granatekette mit dem große goldne Schloß so gut gefalle, darf Derr sche das Philippche nachher zum Christkindche mit runner bringe sammt em silwerne Löffel fürs Fritzchen?"

„Ach, ja, fürs Fritzche!" echote es aus dem Innern der Stube. „Er muß auch was hawwe, er is so lieb!"

Ohne den Ausruf der Kleinen weiter zu beachten, versetzte die junge Frau: „Ei, warum dann nit, Tante?"

Sie war plötzlich wie verwandelt und tat so freundlich, als hätte zwischen ihr und der Alten immer das beste Einvernehmen gewaltet. Wieder näher kommend, fuhr sie fort: „Wann Se merr die Kette schenke wolle, Tante Binche, were ich Ihne sehr dankbar derrfür sein."

Dann wandte sie sich der Türe zu und rief hinein: „Sei merr nur hübsch artig, Philippche, herscht De's?"

„Ja," rief das Kind, „geh nur nunner, Mudder, das Fleisch is ja noch nit all fort."

Was die Hausfrau sonst außer Fassung gebracht hätte, entlockte ihr heute nur ein Lächeln. Sie eilte die Stiegen hinab und kam zur heimlichen Erleichterung ihres vor einer Weile zurückgekehrten Mannes in heiterster Laune unten an. Rechnete er doch heute noch auf einen schlimmen Zornesausbruch bei der

Gattin. Daß es anders kam, ließ ihn aufatmen und ihm die Arbeit leichter von der Hand gehn.

Auch für die Zukunft sah er ein Zeichen besserer, friedensreicherer Tage in der Bemerkung seiner Frau: „Äch docht immer, Dei Woase hätt schon all ihr Silwerzeich sammt de Schmuckstücker verschenkt oder verkaaft. Däi hot am Enn aach noch mieh Geld, wäih merr wäß."

„Doas kann stimme! Äch hunn geheert, se hat nit zwää, nee 6000 Taler vom ahle Fenner geerbt!"

„Also werd merr gout dran dhou dann un wann emol e Aage zuzudricke!"

„Wann De gescheid bist, Bettche, dann schickst De Dech e wink in ahle Leire ihre Oart. Dos muß merr sah, mei Woas hatt enn Charakter un ihren Mutch kräiht kener, der nit gout bei err aageschriwwe is."

„Sullst emol sieh, wäih äch se rumkräihe. Wann's gilt, kann ich nach emol die Dussemange spille, wäi Dei Kousine im Liederverein als Lorle."

Sie neigte den Kopf hin und her, begann wie die Heldin des kleinen Singspiels:

„Zu Mühlheim auf der Poscht,
Da trinkt man guten Moscht"

zu singen und warf ihrem Mann einen festen Liebesblick zu, der eben mit zwei Hackmessern die Melodie zu begleiten begann. — —

Nie hätte es Mamsell Binchen für möglich gehalten, daß sie noch einen solchen heiligen Abend erleben würde. Während das Christbäumchen brannte, saß sie in stummem Entzücken der Kleinen gegenüber, die ihrer großen Wickelpuppe mit strahlenden Augen die anderen Geschenke zeigte und deren Händchen nahm und es in die Rechte der Alten legte. „Sie ist Dir auch gut", sagte Philippchen, immer vertraulicher werdend. „Soll ich jeden Tag zwei- oder dreimal mit err zu Dir komme?"

„So oft Du willst, Kind. Ich werd mich immer freun, Dich zu sehn. Aber ich bin alt —"

„Ach, das macht nix. Mei Großelche war auch e gute alte Hex! Kannst De auch etwas erzähle vom Rotkäppche un vom Schneewittche un vom Rumpelstilzche un vom Wolf un de siewe Geislein?"

„Das weiß ich eigentlich nit, Philippche, awwer prowiern will ich's emal", entgegnete die Alte, heimlich froh darüber, daß sie das aus ihrer Jugend stammende Buch „Grimms Märchen" noch nicht verschenkt hatte.

„Na, wann De nix weißt, dann erzähl ich Derr was Schönes, — ich kann ganz viel! Awwer wie heißt De dann eigentlich? Hex gefällt merr gar nit. Bist De vielleicht auch e Großelche?"

„Ja, nenn mich nur so", bat Mamsell Binchen und zog das Patchen an sich. Wie ähnlich sah es doch eben seiner Mutter!

— — — — — — — — — — — — — —

Über zehn Jahre lebte die Greisin noch oben in ihrem Giebelstübchen, ohne noch etwas von der Welt zu sehen als die ansteigenden Häuser Marburgs und die heranblühende Philippine, die einen großen Teil des Tages bei ihr verbrachte und alles in schönster Ordnung um sie hielt. Zwischen der Mansarde und den unteren Stockwerken schwebten wohl manchmal wieder Wolken, das junge Mädchen sorgte aber stets dafür, daß sie sich nicht so sehr verdichteten. Mit früh geschärftem Blick durchschaute es immer wieder, wenn es Zeit war, daß Großelchen in ihren „Mutch" griff, um der Mutter des lieben Friedens wegen irgend etwas Wertvolles zu schenken.

Es kam der Frau Meistern oft schwer an, sich zu beherrschen und die heranwachsende Tochter nicht dann und wann wegen ihrer absonderlichen Art zu tadeln, als jedoch die Greisin auf Philippinens immer wiederholte Bitten schließlich noch ein Übriges tat, den Justizrat kommen ließ und den beiden kleinen Jungen und dem Schwesterchen je ein Legat von 1000 Talern vermachte, da leuchtete die Sonne der Gnade hell und dauernd über dem Haupte der Ältesten.

Was ihr stets am härtesten ankam, Fleisch fort zu tragen, das brauchte sie mit einemmale nicht mehr.

Dem Meister fiel ein Stein von der Seele, als seine Frau eines Tages zur Tochter sagte: „Mit dem Fleeschtrah, doas wolle merr von heit aa emol lasse, Kend, äch siehn nit inn, doaß e gruß Mädche von inns dene Professersche un Doktersche oder Sekertarsche den Aff un den Schamperdasch mache soll. Mir hunns jo, merr kenne enn Vorsch bezoahle."

„Ach, Gott, Mutter, dann bin ich ja überglücklich!" rief das Mädchen und umarmte die drei Geschwister nach einander, zu denen sie eine große Liebe hegte.

Der Hausfrau kam der Gedanke, sie müsse die Tochter bei aller Großmut doch auch wieder an ihre respektvolle Abhängigkeit erinnern: „Awwer deshalb werd merr die Leserei nit üwwertriwwe", meinte sie würdig. Und das stand ihr nicht übel an, denn sie hatte mittlerweile den nötigen Umfang dazu gewonnen. „Du sollst merr emol nit zu dene geheern, die üwwer die Romane in der Gartenlaube verrickt wern!"

„Mutter, ich lese ja gar keine Romane, nein den Schiller, den merr die Tante Binche geschenkt hat."

„Ach, doas is merr aach der Rächte! Äch hunn neilich emol nin geguckt, un woas stieht do, nix wäi Mord un Dodschloag und verricktes Gebabbel wäi die Leire goar nit minnanner schwätze. Wäß der läiwe Himmel, worimm se so enn Imstaand mit dem Schiller mache!"

„Zu Dyonis dem Tyrannen schlich
Möros den Dolch im Gewande!"

deklamierte der elfjährige Schorsch. Er hatte in

letzter Zeit viel von Schiller gelernt, erfreute sich an dem Klang der schwungvollen Rhythmen und sagte zum Entsetzen der Mutter oft ganze Gedichte in der engen Stube auf.

„Schleicht De daa schon värre, derr Meeroß? — Schwei merr still, schwei merr still, Jong!" rief die Frau außer sich. „Äch kann von dem Olwel nix mieh heern. Äch will die Poste inntrah, macht all minnanner, doaß Ihr fortkimmt! Fer Däch is es doch Zeit, doaß De zur Woase giest, Denk!"

Philippine ging nur zu gern. Oben in der Mansarde war ja ihre eigentliche Heimat. Obwohl sie auch unten nicht mehr unzufrieden war, gern der Mutter half und namentlich den Geschwistern etwas zu sein versuchte.

Oft, wenn der Meister mit zusah, wie sie die Anderen wusch und kämmte, wie sie mit ihnen lernte, oder ihnen Anstandsregeln klar zu machen suchte, dann stieg etwas Weiches in ihm auf, ein verblaßtes Bild trat vor seine Seele, und er strich unwillkürlich der Tochter über das dichte braune Haar.

Das Zusammenleben des schönen jungen Mädchens und der Urgroßtante blieb ein glückliches bis ans friedliche Ende der Greisin. Und als eines Tages eine stille alte Gestalt oben in der Mansarde im Sarg lag und die sechzehnjährige Philippine ihren ersten großen Schmerz erlebte, da machte sie ihrem übervollen Herzen, ehe Mamsell Binchens letztes Haus geschlossen wurde, in dem Ausruf Luft: „Schlaf wohl, Du liebe gute alte Hex!"

Aus Heimat und Fremde.

Hochschulnachrichten. Marburg: Den ordentlichen Professoren in der theologischen Fakultät D. Dr. Jülicher und Konsistorialrat D. Mirbt wurde der Charakter als Geheimer Konsistorialrat verliehen. — Die Gesamtzahl der Studierenden beträgt im gegenwärtigen Wintersemester 1878, darunter 38 Frauen, außerdem sind zum Hören berechtigt 14 Männer und 31 Frauen, so daß die Gesamtzahl der Universitätsbesucher 1923 beträgt (gegen 2113 im letzten Sommersemester, darunter 1855 Studierende). — Gießen: Die Universität hat in diesem Wintersemester eine Frequenz von 1318 Studierenden einschließlich der Hörer (gegen 1424 im Sommersemester). Unter den Immatrikulierten befinden sich 37 Studentinnen.

Der neue Direktor der Kgl. Nationalgalerie Professor Dr. Ludwig Justi wurde vom Kultusminister für die Dauer seines Amtes zum Mitglied des Senats der Akademie der Künste berufen.

Literarisches. Paul Heyse hat seinen neuen Novellenband „Helldunkles Leben" seinem „lieben Freunde Wilhelm Speck gewidmet". — Valentin Traudts „Gedichte" wurden auf die Liste des Dürerbundes gesetzt.

Kunstnotiz. Das Ölgemälde „Begräbnis" des Rhönmalers J. von Kreyfelt zu Kleinsassen wurde von der Lotteriekommission der Großen Berliner Kunstausstellung 1909 angekauft und kam als dritter Hauptgewinn nach Hannover.

---

100 Jahre waren am 2. Dezember vergangen, seit Generalleutnant v. Gersdorff, einer der hervorragendsten Führer im deutsch-französischen Kriege, in Kießlingswalde bei Görlitz geboren wurde. Seit Oktober 1866 war er Kommandeur der 22. Division in Kassel. In der Schlacht bei Wörth führte er mit seiner Division die Hauptentscheidung herbei. Nach der Verwundung des Generals v. Bose übernahm er die Führung des 11. Armeekorps, wurde am 1. September bei Floing verwundet und starb am 12. September 1870 im Schlosse Vrigne de Bois. An seinem 100. Geburtstage entsandte das Füsilierregiment v. Gersdorff (Kurhessisches) Nr. 80 eine Deputation nach dem Grabe des Generals auf dem Kasseler Friedhof.

Todesfälle. Am 6. November wurde Emil Freiherr von Buseck-Buseck im Kreuzgange der Friedhofskapelle am Rodberge bei Gießen zur letzten Ruhe bestattet. Der am 4. November nach langem Leiden im 90. Lebensjahre Verstorbene war der Letzte seines acht Jahrhunderte alten Geschlechtes, der noch auf dem alten Stammsitze seiner Väter, zu Alten-Buseck, geboren wurde. Die Familie Buseck, zum mittelrheinischen Uradel gehörig, lieferte dem Vaterlande eine stattliche Reihe tüchtiger Krieger, höherer Staatsbeamten und Geistlichen. Außer im Busecker Tal (am Oberlauf der Wieseck) war sie auch noch bei Wetzlar begütert; ihr gehörte einst die stattliche Burg Kalsmunt. — Der nunmehr Verewigte war geboren am 2. August 1820. Den 1. April 1838 trat er in das Großh. Hessische Leibgarde-Infanterie Regiment als Freiwilliger ein, wurde jedoch schon im folgenden Jahre als Kadett zum Großh. Hessischen Garderegiment Chevauxlegers versetzt. 1840 wurde er zum Leutnant, 1859 zum Rittmeister, 1867 zum Major, 1870 (9. Juli) zum Kommandeur des 2. Großh. Hessischen Dragonerregiments ernannt. Er nahm teil an den Feldzügen 1848, 1849, 1866 und 1870/71. Außer

den hessischen und badischen Dekorierungen wurde er wegen seiner bewiesenen Tüchtigkeit zum Ritter des Eisernen Kreuzes ernannt. Am 31. Dezember 1871 trat er in den wohlverdienten Ruhestand. Sein Lebensabend wurde durch ein schweres Leiden getrübt, das die treue Pflege seiner Anverwandten nach besten Kräften linderte. — Ehre dem Gedächtnisse des braven alten Soldaten! Er ruhe in Frieden!

A. R.

Ende November starb zu Newyork im Alter von 82 Jahren der Gründer und Leiter des Adelphi Conservatory, der Komponist Friedrich Bechtel, ein geborener Kasselaner und Schüler Spohrs.

Anfang Dezember verstarben zu Kassel zwei angesehene und in weiten Kreisen beliebte Persönlichkeiten. Am 1. Dezember schied, 76 Jahre alt, der frühere Brauereibesitzer Adolf Kropf, der längere Jahre hindurch auch Mitglied des Bürgerausschusses war, aus dem Leben. Am 3. Dezember starb der Kaufmann Friedrich Chartier im 65. Lebensjahre. Auch er gehörte längere Zeit dem Bürgerausschuß an und war seit 1895 Miglied der Direktion der Städtischen Sparkasse. Auch gehörte er zu den Führern der Freisinnigen Volkspartei. Am kommunalen Leben nahm er allezeit in Wort und Schrift den regsten Anteil, und seine Verdienste auf diesem Gebiet sichern ihm ein bleibendes Andenken.

Am 11. Dezember verschied zu London im 72. Jahr der Ehrendoktor der Universität Heidelberg, der Chemiker Ludwig Mond, der in jungen Jahren nach England auswanderte, wo er als Mitbegründer einer chemischen Fabrik zu großem Vermögen gelangte. Seiner Vaterstadt Kassel überwies er 1890 100 000 M. zu wohltätigen Zwecken, der israelitischen Gemeinde in Kassel die gleiche Summe, und der Kasseler Galerie schenkte er ein wertvolles Triptychon von Lukas Cranach. (Vgl. „Hessenland" 1904, S. 306; 1905, S. 27.)

Verschiedenes. Die vom Ministerium des Innern für den nächsten Etat zum Neubau des Landesmuseums in Kassel in Aussicht genommene erste Rate von 100 000 M. wurde von der Finanzverwaltung nicht bewilligt, aber für später in Aussicht gestellt. Da aber 250 000 M. an Schenkungen zur Verfügung stehen, wird der Bau durch diese vorläufige Nichtbewilligung nicht aufgehalten. — Der in Frankfurt verstorbene Geh. Justizrat Wilhelm Böhm, ein geborener Hanauer, vermachte 100 000 M. für Stipendien an talentvolle Maler und Bildhauer. — In Marburg wurde ein Komitee begründet, um die Mittel für ein bleibendes Erinnerungszeichen für den 1809 auf dem Kasseler Forst erschossenen Marburger Professor der Medizin Johann Heinrich Sternberg aufzubringen. Auch wurde dort eine Ortsgruppe des Vereins Naturdenkmalschutz für Kurhessen und Waldeck begründet.

Hessische Bücherschau.

Gedichte.

Kränze. Marburger Dichterbuch. Karl Freiherr von Berlepsch, Rolf Brandt, E. von Bülow, Balduin Lucas. Umschlag und Ausschmückung zeichnete A. Heinemann. 130 Seiten. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Preis 3 M., geb. 4 M.

Preser, Karl. Heimatliche Bilder. Balladen und Romanzen. 2. Auflage. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1909. Preis geb. 2,60 M.

Preser, Karl. Das Arminslied. 2. revidierte Auflage mit dem Bildnis des Dichters. 187 Seiten. Leipzig-Gohlis (Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung) 1909. Preis broschiert 3 M.

Hill, Karl Heinz. Lustige Verse zu den Fresken im Muschelsaal des Wiesbadener Kurhauses. 31 Seiten. Wiesbaden (W. Herz) 1909.

Hase, Hermann. Aus Herz und Leben. Ein letzter Strauß. 74 Seiten. Selbstverlag. Druck von A. Roth, Langenselbold, 1908.

Herbert, M. Einsamkeiten. Gedichte. 3 Auflage. 176 Seiten. Köln a. Rh. (J. P. Bachem).

Neuhaus, Wilhelm. Aus einem Lenz und Sommer. Gedichte. 62 Seiten. Enger i. Westf. (Heinr. Kuhlmann) 1908.

Brehm, Helene. Von heimischer Scholle. Gedichte. 72 Seiten. Kassel (Druck und Verlag von Friedr. Scheel). Preis gebunden 2 M.

Studentischen Almanachen — und einen solchen stellen doch wohl die „Kränze" vor — pflegen wir mit einigem Mißtrauen zu begegnen. Um so angenehmer sind wir enttäuscht; gleich der erste Dichter, dem wir in diesem schmucken Bändchen begegnen, Karl Freiherr von Berlepsch, verrät sowohl in den lyrischen Beiträgen als auch in den paar wuchtigen und formvollendeten Balladen, die er beisteuerte, ein starkes Können und läßt uns seiner dichterischen Weiterentwicklung mit Spannung entgegensehen. Die Verse Rolf Brandts und E. von Bülows zeigen auch manchen guten Wurf, tragen aber noch eine allzu souveräne Verachtung der Form zur Schau, um als ausgeglichen gelten zu können. Die dem Ganzen angehängten vier Gedichte von Balduin Lucas sind quantitativ zu gering, um eine präzise Bewertung seiner poetischen Qualitäten zu ermöglichen. Alles in allem eine interessante Gabe. — Daß Karl Preser, der 81jährige, uns eine Neuausgabe seiner „Balladen und Romanzen" bescherte, noch dazu in einem bei vornehmster Ausstattung fabelhaft billigen Band, ist aufs freudigste zu begrüßen. Preser ist ein Meister der Form. Seine Balladen umspannen den weiten Zeitraum der hessischen Geschichte, dabei hat er es verstanden, seine Stoffe weniger den bekannteren Episoden der heimatlichen Geschichte und Sage zu entlehnen, und selbst in den beiden großen Zyklen „Die heilige Elisabeth" und „Philipp der Großmütige" weiß die kraftvolle Kunst seiner Darstellung das allen Gewärtige in neuem Licht zu verklären. Das Buch gehört in jede hessische

Familie. — Recht zeitgemäß, im Jubiläumsjahr der Varusschlacht, erschien desselben Verfassers „Arminslied“ ebenfalls in neuer Auflage. Auf welthistorischem Hintergrund hebt sich des Cheruskers Arminius Leben ab, von dem Augenblick an, wo im Zirkus des Kaisers Auge auf ihn fällt, bis zu seinem Tod durch Mörderhand. Das alles ist in stolz dahinflutenden Versen, in der für die epische Behandlung gerade dieses Stoffes vornehmlich geeigneten alten Nibelungenstrophe, erzählt. — Leicht und gefällig sprudeln Karl Heinz Hills „Lustige Verse“ zu Erlers vielumstrittenen Fresken im Muschelsaal des Wiesbadener Kurhauses. Die Geheimnisse dieses Saales finden in Hill einen satirischen, stets witzigen, aber nie verletzenden Interpreten. Beigegeben sind dem hübschen kleinen Heft in einem Leporelloanhang fünf sauber ausgeführte Wiedergaben der Erlerschen Fresken. — Hermann Hases Bändchen „Aus Herz und Leben“ hat mich völlig kalt gelassen. Wohl eignet ihm ein gewisses Reimtalent, aber das alles klingt wohl zum Ohr, doch nicht ans Herz. Frühling, Sommer, Herbst und Winter werden in konventioneller Weise besungen. Den zahlreichen religiösen Gedichten, die auch aus der traditionellen Gedankensphäre nicht herauskommen, fehlt die persönliche Note. Einen wahren Rattenkönig von Trivialitäten und Gemeinplätzen leistet sich der Verfasser in seiner „Spruchweisheit“. — Wie ganz anders mutet uns die tiefinnerliche Religiosität an, die uns hier und da unaufdringlich aus M. Herberts „Einsamkeiten“ entgegenweht, die in dritter Auflage vorliegen. Ein wunderbarer Duft liegt über diesen abgeklärten Dichtungen, die sich den goldenen Kranz aus den Höhen menschlicher Empfindungen und menschlichen Könnens holen. Dieser Band gehört zu den Büchern, die wir nach Frieda Schanz' Ausspruch noch sinnend weiter lesen, wenn wir sie lange zugeschlagen haben. M. Herbert muß den ersten lebenden Dichterinnen eingereiht werden, ich wüßte nicht, wer unter ihnen sie an Gedankentiefe und Schönheit der Sprache übertrifft. — Recht ansprechend ist Wilhelm Neuhaus' schlichtes Gedichtbändchen „Aus einem Lenz und Sommer“. *Neben manchem Anempfundenen finden* wir hübsche kleine Sachen von selbsteigenem Gepräge, die fern von der breiten Heerstraße der Mittelmäßigkeit entstanden. Auch von diesem Dichter hoffen wir, wie von Karl Freiherrn von Berlepsch, noch mehr zu hören. — In sich selbst gefestet als reife Verskünstlerin steht Helene Brehm in ihrer Gedichtsammlung „Von heimischer Scholle“ da. Ihre Gedichte haben den eminenten Vorzug der Gegenständlichkeit. Es ist keins unter ihnen, hinter dem wir nicht ein äußerers oder inneres Erlebnis verspürten. Helene Brehm besitzt die Gabe, mit sicherem Griff das Erlebte zu einem Kunstwerk zu formen. Ihre Schilderungen der Natur, der Hessenstädte, der Menschen sind keine Photographien, sondern Gemälde voll Stimmung und Ausdruck. Nur die ersten Stücke scheinen mir aus dem Rahmen des Ganzen herauszufallen, der ohne sie eine größere Geschlossenheit darstellen würde. Ihre scharfe Beobachtungsgabe und plastische Gestaltungskraft verrät sie vor allem auch in den angehängten Gedichten in Abteröder Mundart. Das ist in der Tat frischer Erdgeruch aus umbrochenem Acker. Einzelne unter ihnen, wie die „Morjenbedrachdunge“, sind geradezu klassische Heimatkunst. Erfreulich ist es, aus einer Fußnote zu entnehmen, daß ihr reizendes, bei den diesjährigen Kölner Blumenspielen preisgekröntes Vogellied „Vor der Reise“ inzwischen auch von unserem Johann Lewalter vertont wurde.

Heidelbach.

Knetsch, Karl. Der Forsthof und die Ritterstraße zu Marburg. Mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde. 39 Seiten. Marburg (Adolf Ebel). Preis 1,20 M.

Eine schöne Gabe schenkte der Literatur und namentlich auch seinen hessischen Landsleuten der Marburger Archivar Dr. Karl Knetsch, der mit der ihm eigenen Gründlichkeit nicht nur der Geschichte des malerischsten und interessantesten Hauses der Ritterstraße, des Forsthofes, sondern auch einer Reihe anderer historisch denkwürdiger Häuser nachging. Der Forsthof stammt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, doch stand hier schon viele Generationen vorher ein Burgsitz des Geschlechtes der Rode, kurz vor dessen Aussterben aber das Hauptgebäude dieses Rodenhofes entstanden sein mag. 1605 wurde er als Landvogtei eingerichtet, 1670 zur Wohnung des Oberforstmeisters an der Lahn, bis ihn Wilhelm IX. 1801 an den Professor Weis verkaufen ließ, nach dessen Tode er noch mehrere Besitzer hatte. Das die äußere Geschichte des Forsthofes, in dem auch einmal zwei junge hessische Prinzen als Studenten hausten; die innere Geschichte knüpft sich an weitbekannte Namen: von Wildungen, Savigny, Brentano, Günderode, Grimm, Wilbrandt u. a., und der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, alle die Erinnerungen, die sich in Verbindung mit dem Forsthof an diese Namen knüpfen, vor uns lebendig werden zu lassen. Es schließt sich, auch als wertvoller Beitrag für die Familiengeschichte, an eine Übersicht über die Geschichte der einzelnen Häuser in der Ritterstraße und deren nächster Umgebung, sowie mehrere Beilagen, darunter die Stammtafel (1306—1634) der Marburger Burgmannenfamilie Rode. Ein beigegebener Plan erleichtert die Übersicht über die in Betracht kommenden Häuser. Fünf Federzeichnungen von der Meisterhand Ubbelohdes geben dem Werke den äußeren Schmuck.

Heidelbach.

Werner, Dr. Ludwig Friedrich. Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. 208 Seiten. Langensalza (Beyer & Söhne) 1909. Preis 2,80 M.

Was Otto Bähr vor 25 Jahren in seiner meisterhaften Skizze „einer deutschen Stadt“ für Kassel geliefert hat, das hat Dr. Werner nun auch für eine hessische Landgemeinde in unsern Tagen versucht. Wie Bähr, hat auch W. den Namen des von ihm geschilderten Ortes nicht auf dem Titelblatt angegeben und den wahren Namen ebenso verschleiert, wie seinen eigenen. Man wird „Wärohld, Eilertshausen und die Arv“ auf keiner hessischen Landkarte und in keinem Ortslexikon finden. Aber erraten kann man, in welcher vergessenen Ecke sie liegen, wenn man das interessante Buch genau und mit der Aufmerksamkeit durchliest, die es verdient. Hoch oben in den Bergen liegt sie, es führt zwar keine Eisenbahn dran vorbei und wird auch nie eine in die vergessene Ecke kommen, aber Wärohld ist doch ein ansehnlicher Ort mit einem Amtsgericht und zahlreichen „Angestellten“, die im Kriegerverein eine besondere Rolle spielen und das Honoratiorenelement in der Bevölkerung bilden. Die Leute sind arm und müssen die Männer und Burschen nach Westfalen schicken, um ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Aber es ist ziemlich weit von Wärohld nach Westfalen; denn Wärohld liegt dicht an der sächsisch-thüringischen Grenze. Neun Jahre lang hat der Verfasser unsres Buches in der vergessenen Ecke gelebt, und ihre Bewohner, seine Nachbarn, genau kennen gelernt. Mit photographischer Treue schildert er sie und in anspruchslosen ernsten und heiteren, teilweise im Dialekt erzählten Skizzen, und

weil er dabei möglichst wenig retouchiert, hat er wohl vermieden, den wahren Namen unter jedes Konterfei der Leute von Wärohld, Eilertshausen und „der Arv“ zu setzen. Dieser Mangel an Schminke und Retouche ist aber gerade ein Vorzug des Buches, das einer seiner ersten Leser, Professor Edward Schröder in Göttingen, in einem Nachwort unbedenklich als eine vollwichtige Urkunde zur neueren hessischen Volkskunde bezeichnet und empfiehlt.

L.

Treller, Franz. Vergessene Helden. 2. Aufl. 464 Seiten. Kassel (Karl Vietor, Hof-Buch- und Kunsthandlung) 1910.

Preis 4 M. geb. 5 M.

Diese weit verbreitete 1892 erschienene Erzählung Franz Trellers, der die Heldentaten der während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges im Solde Englands kämpfenden hessischen Truppen zu Grunde liegen, war lange vergriffen und nur noch unter dem Titel „Der Held von Trenton“ für die Jugend bearbeitet im Buchhandel zu haben. Der Vietorsche Verlag hat sich deshalb zweifellos ein Verdienst erworben, wenn er diese bekannteste Erzählung des verstorbenen hessischen Schriftstellers in einer Neuauflage wieder zugänglich machte. An Käufern wird es ihr nicht fehlen.

H'bach.

Cassel. 10 Original-Steinzeichnungen von F. Fennel, Cassel. Verlag von Karl Vietor, Hofbuchhandlung, Cassel. Vorläuf. Preis 3 M.

Der große Anklang, den seine Mappe Alt-Kassel fand, hat Fennel veranlaßt, weitere zehn Blatt mit Kasseler Motiven zu zeichnen und diesmal auch das moderne Kassel mit einzubeziehen. Mit Genugtuung läßt sich beobachten, wie der Künstler sich immer mehr in die schwierige Technik der Steinzeichnung vertiefte und so immer neue Wirkungen herauszuholen imstande war. Aus dieser neuesten Mappe seien besonders hervorgehoben die Blätter Rathaus, An der Fulda (mit wunderbarer Zartheit abgetönt), Schöne Aussicht (warum nicht „Bellevue“?) und Töpfenmarkt. Weitere Blätter zeigen das alte Kunsthaus mit Zwehrenturm, den Renthof, Marställerplatz, die alte Fuldabrücke mit Kastell, die Fliegengasse und das neue Hoftheater. Auch dieser Mappe, deren einzelne Blätter sich auch zum Wandschmuck eignen, wird es an Liebhabern nicht fehlen.

Ne Bescheerunge bie Knibbels. Ne Geschichte for Weihnachden von Emme. 24 Seiten. Leipzig—Berlin (Th. G. Fisher & Co.) 1910.

Preis 50 Pf.

Der „Brifadjeh Knibbel“ ist noch einer „vun d'r ahlen Sorte, die d' Stulbenstewweln mit ungewichsden Schäfden drugen.“ Außerdem ist er trotz der rauhen Schale ein guter Kerl, das zeigt diese Geschichte, an deren Schluß Malchen Knibbel zur Frau Aktuar Dillbobb wird. Wo diese lustige Erzählung an den Weihnachtsabenden im Familien- und Freundeskreis vorgelesen wird, wird sie unfehlbar Stimmung machen.

H'bach.

Naumann, Heinrich. Du mein stilles Tal. Neue Geschichten vom Heimatacker. (Heinrich Sohnreys Bücherschatz des deutschen Dorfboten. Band IV). Berlin SW. 11 (Deutsche Landbuchhandlung) 1908.

Dieser schlichte hessische Dichter und Bauersmann hatte schon mit seinem Werkchen „Vom Heimatacker“ über die hessische Grenze hinaus seine Leser gefunden, und auch dieser neue Band wird seine Gemeinde vergrößern. Er schreibt mit seinem Herzblut, schildert den ehrenhaften Bauernstand alten Schlages, der noch Sitten und Glauben der Väter hochhielt, und zeigt sich überall als scharfer Beobachter des Landlebens, so daß seine Erzählungen auch kulturhistorischen Wert behalten werden. In erster Linie die ländlichen Volksbibliotheken dürfen sich dieses sympathische Büchlein nicht entgehen lassen.

H'bach.

Kalender.

Hessen-Kunst 1910. Kalender für alte und neue Kunst. Herausg. von Christian Rauch. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. 32 Seiten Text. Marburg (Adolf Ebel).

Alt-nassauischer Kalender 1910. 64 Seiten. Wiesbaden (L. Schellenbergsche Hofbuchdruckerei). Preis 75 Pf.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1910. 27. Jahrgang. Herausg. von Fr. Ellenberg. 86 S. Verlag von Friedr. Lometsch. Preis 40 Pf.

Des Gießener Privatdozenten Rauch im 5. Jahrgang vorliegender und diesmal auch das Rhein-Main-Gebiet umfassender **Hessenkunst-Kalender** verdient wieder hohes Lob ob seiner vornehm-künstlerischen Ausstattung und des wertvollen, auf acht Aufsätze verteilten Inhalts. Im ersten weist Swarzenski die für die Frankfurter Skulpturensammlung erworbene lebensgroße Holzstatuette des hl. Georg dem schwäbischen Plastiker Syrlin d. Ä. zu. Rosenfeld bringt neue Aufschlüsse über zwei hessische Denkmäler im Magdeburger Dom, nämlich das Grabmal des hessischen Landgrafensohnes Erzbischofs Otto und einen merkwürdigen Elisabethaltar, der dem durch ihren Urenkel dort eingeführten Kult dieser Heiligen seine Entstehung verdankt. Der Herausgeber selbst führt interessante Beispiele der mittelrheinischen, wohl der Binger Schule entstammenden Tonplastik vor, Großmann Halskrüge der Hanauer Fayencefabrik; Knetsch behandelt den Forsthof zu Marburg, Bock moderne Wandgemälde in der Villa Rade zu Marburg, Spieß besonders dekorative Haustüren am Bauernhaus. Den Abschluß bildet ein Aufsatz Holtmeyers über alte und neue Friedhofskunst, dessen eindringliche Mahnungen hoffentlich weiteste Beachtung finden. Die Aufsätze werden durch zahlreiche Abbildungen unterstützt. Im übrigen steht der Kalender wieder im Zeichen Ubbelohdes, der nicht nur den stimmungsvollen Umschlag (Rosenwunder der hl. Elisabeth) und für das Kalendarium entzückende Zierleisten schuf, sondern auch 13 ganzseitige Federzeichnungen beigab, deren Motive sämtlich hessischen Ursprungs sind. — Gleiches Lob gebührt der künstlerischen Ausstattung des **Alt-nassauischen Kalenders**, der außerdem vortrefflich redigiert ist. Aus dem unterhaltenden Teil seien hervorgehoben die Erzählungen von F. Philippi, Zitzer, Diefenbach und R. Dietz, ein kulturgeschichtlicher Aufsatz über den Westerwald, Beiträge zur Geschichte der Hexenprozesse in Nassau u. s. f. Zum 80. Geburtstag des Landsmannes Ludwig Knaus bringt der Kalender zwei ganz vorzügliche Reproduktionen der „Brautschau“ und des „Waterloo-Invaliden“ neben sonstigem gutem bildnerischen Schmuck. — Diesen sollte sich der jetzt im 27. Jahrgang stehende **Hessische Volkskalender** einmal zum Muster nehmen, dessen „Kunstbeilage“ mit Kunst herzlich wenig zu tun hat. Dieser Kalender hat sich in Hessen so fest eingebürgert und wird in einer derart starken Auflage abgesetzt, daß der Verleger wirklich einmal einer künstlerischen Ausgestaltung näher treten könnte, auch auf die Gefahr hin, den Preis um einen Silbergroschen erhöhen zu müssen. Denn auch für den hessischen Landmann, auf den der Kalender in erster Linie zugeschnitten ist, sollte

das Beste in der Kunst gerade gut genug sein. Vor zwei Jahren brachte er hübsche Zeichnungen von Thielmann, und auch der Wandkalender sowie die Schwindrazheimsche Umschlagzeichnung zeigten einen vielversprechenden Ansatz. Sonst bietet der Kalender wieder eine mit zahlreichen Bildern durchsetzte Fülle von Stoff. Erzählungen von Valentin Traudt, R. Francke, J. H. Schwalm und Gedichte wechseln mit belehrenden Aufsätzen über Heimsparkassen, Altes und neues vom Dörren (Schwalm), die Kasseler Rathäuser, Bad Hersfeld (Ellenberg), des Menschen Wohnung (Bachmann), Kochschulen auf dem Lande (Lohr) u. s. f., während Heinrich Kranz gegen bäuerliche Unmanieren energisch zu Felde zieht. Zwei Nekrologe über den Bellnhäuser Bürgermeister J. K. Ruth (Heinrich Naumann) und Metropolitan Vilmar vervollständigen neben den reichhaltigen Kalendernotizen das Ganze. Ein althessisches Jägerlied mit Notenbeilage sei noch besonders hervorgehoben. Heidelbach.

Führer durch Fritzlar. Von Dr. Christian **Rauch**, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Gießen. Mit einem statistischen Anhang von C. J. Böschen. 50 Seiten. 12 Abbildungen und 1 Stadtplan. 2. verm. Auflage. Fritzlar (Magnus Ehrhardt) 1909.

Solcher gediegenen und bei aller Knappheit nirgends im Stiche lassenden Führer sollten wir mehr haben in den hessischen Städten. Das Interesse für die Zeugen des historischen Werdens einer Stadt würde dadurch nur gewinnen. Dieser jetzt in zweiter Auflage vorliegende Rauchsche Führer durch Fritzlar, der sich zum größten Teil auf eigenen kunsthistorischen Forschungen des Verfassers aufbaut, kann als vorbildlich bezeichnet werden und ist um so willkommener, als die inzwischen auch erschienenen „Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Fritzlar“ nicht jedermann zugänglich sind. Praktisch ist auch die äußere Anordnung des Stoffs; der zur Orientierung genügende größer gedruckte Text ist gemeinverständlich gehalten, während der kleiner gedruckte sich an den wendet, der tiefer eindringen möchte. Zahlreiche Literaturnachweise dienen als Wegweiser für eingehendere Studien. Die in Postkartenform beigefügten Abbildungen sind kleine Kunstwerke. Heidelbach.

Von der kurhessischen Garde. Erinnerungen eines früheren kurhessischen Leibgardisten. Von **J. Wagner**, Rechnungsrat. 35 S. Mit Abbildungen. Kassel (Druck von R. Trömner) 1909.

Die kleine Schrift will den alten Kameraden, die den Reihen des ehemaligen Kurh. Leibgarde-Regiments und des Füsilier-Regiments v. Gersdorff angehörten, als Erinnerung dienen. Der Verfasser trat vor etwa 50 Jahren als Freiwilliger im Leibgarde-Regiment ein und gibt nun hier seine Erinnerungen an seine Rekruten- und spätere Dienstzeit bis zur Mobilmachung 1866 und an die Besetzung der Festung Mainz wieder. Am 3. September 1866 trifft das Regiment wieder in Kassel ein. Es hat aufgehört zu sein. Aus seinem Stamm wird das damalige Infanterie-Regiment Nr. 80 formiert. In Wiesbaden findet die Verteilung der Unteroffiziere auf die drei Bataillone des neuen Regiments statt, zu dem auch 5 Hauptleute, 6 Premierleutnants und 11 Sekondeleutnants übertraten, während von den Mitgliedern der berühmten Kapelle die meisten in Zivildienste übergehen, ein Teil im Orchester des Kasseler Hoftheaters Stellung erhält. Dem Werkchen sind folgende Bildnisse beigefügt: das Offizierkorps des ehemaligen Leibgarde-Regiments, ebenso das Musikkorps, die Unteroffiziere der 6. Kompagnie und eine Darstellung der verschiedenen Uniformen des alten und neuen Regiments von 1780—1891. Hb.

Die beiden Schmiede. Gedicht von M. Bruch. Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Komponiert von G. Lemke. Verlag von Walter Simon, Kassel. Preis 1 M.

In unserm an echter Kunst gerade nicht überreichen Hessen ist eine neue Kraft aufgeblüht, die interessierte Beachtung verdient, denn es ist volles und eigenes Können, das uns entgegenströmt. Die junge Komponistin **Gertrud Lemke-Kassel** bietet in der Komposition „Die beiden Schmiede“ zum ersten Male ein Werk ihrer starken Begabung der Öffentlichkeit dar, und die Kraft und Eigenart der Komposition nehmen sofort gefangen. Vornehmlich für Bariton oder tiefe Frauenstimme geeignet, wirkt das Lied ungemein packend und dramatisch, die Tonmalerei der wuchtigen Begleitung ist wundervoll charakteristisch, man hört das Hämmern der Schmiede und spürt den Sturm, der in ihren Herzen tobt. Der Schluß mit seiner an das Tiefste rührenden Gewalt läßt, wie das ganze Werk, das Innerste erklingen im Empfänglichen, und auch der Indifferente wird gepackt. Wer Gelegenheit hatte, die Künstlerin im engeren Kreise aus dem reichen Schatze ihrer Lieder-Vertonung vortragen zu hören mit der tiefen, durchseelten Stimme, der lebendigen dramatischen Kraft und zartesten Feinheit der Wiedergabe, der vergißt es nie. Und immer dieselbe erschütternde Wirkung auf die Hörenden! Es ist zu wünschen, daß auf „Die beiden Schmiede“ in reicher Fülle weitere Gaben dieser echten Künstlerin folgen und der Allgemeinheit zugänglich werden. M. Ho.

Pfarrer Friedrich **Hufnagel.** Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Kinderheilanstalt zu Bad Orb. 110 S. Hanau-Kesselstadt (J. C. Kittsteiner) 1909.

Die mit zahlreichen Illustrationen durchsetzte Festschrift faßt die Entwicklung der Anstalt in übersichtlicher Darstellung zusammen. In verschiedenen Kapiteln behandelt der Verfasser die Kinderheilanstalt mit ihren 9 Gebäuden, die Geschichte der Anstalt und diejenige der Orber Heilquellen. Beigefügt sind poetische Beiträge von Else Hertel und Dr. Julius Türk, ein Bericht des leitenden Arztes Sanitätsrat Dr. W. Hufnagel und ein kurzer Aufsatz von Stabsarzt Dr. B. Hufnagel über Basedowsche Erkrankung im Kindesalter und Skrofulose. Hb.

Eingegangen:

Hessisches Heldenbuch. Hessische Fürstensöhne als Helden und Heerführer in ihrem Leben und Wirken dargestellt von Hofrat Alfred Börckel. Mit 20 Abb. 223 Seiten. Verlag von Emil Roth in Gießen. Preis 5 M., gebunden 6 M.

Österwitz, Hermann. Enzian. Ein neues Alpenliederbuch. 282 Seiten. Stuttgart (S. Lutz-Steinweg Verlag).

Bergheil 1910. Illustrierter Kalender für Natur- und Wanderfreunde, Kletterer und Hochtouristen. 192 S. Leipzig (K. G. Kummers Verlag).

Tesdorpf, Dr. Paul. Henriette Keller-Jordan. Nachruf. Nebst 3 Vollbildern. 27 S. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1909.

— —, Beiträge zur Würdigung Charles Perraults und seiner Märchen. 86 S. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1910.

Personalien.

Verliehen: dem Metropolitan Schotte zu Homberg aus Anlaß seines 50jährigen Pfarrerjubiläums der Kronenorden 3. Kl.; dem Oberlehrer a. D. Professor Dr. Meyer zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Amtsrichter Grote in Vöhl der Charakter als Amtsgerichtsrat.

Ernannt: Amtsgerichtsrat Dr. Siebert zu Hanau zum Landgerichtsdirektor in Erfurt; Rechtsanwalt Hanke zu Homberg zum Notar; die Referendare Osius und Stroinsky zu Gerichtsassessoren; Pfarrer extr. Schaub zu Kassel zum Pfarrer in Hesserode; Regierungs-Hauptkassenbuchhalter Bloemacher und Regierungssekretär Kniese zu Kassel zu Rechnungsräten.

Gewählt: Pfarrer Engeln aus Henningsleben bei Langensalza zum Leiter der Waisenanstalt der Gebrüder Lenoir in Teichhof bei Hessisch-Lichtenau.

In den **Ruhestand** versetzt: Regierungssekretär Rechnungsrat Auffarth zu Kassel unter Verleihung des Roten Adlerordens 4. Klasse.

Überwiesen: Regierungsassessor v. Normann zu Rinteln dem Kgl. Polizeipräsidium in Breslau.

Versetzt: Rektor Thieme von Gelnhausen nach Kirn an der Mosel.

Geboren: ein Sohn: Archivar Dr. Karl Knetsch und Frau Edith, geb. Müller (Marburg, 4. Dezember); Professor Dr. jur. Walter Schücking und Frau Adelheid, geb. v. Laer (Marburg, 12. Dezember); Kaufmann Otto Pfankuch und Frau Emma, geb. Zinn (Kassel, 15. Dezember); Landesbauinspektor Friedrich Jacob und Frau Emilie, geb. Schmincke (Eschwege, 15. Dezember): — eine Tochter: Regierungssekretär Heinrich Neumann und Frau Lotte, geb. Wackenroder (Kassel, 27. November); Hauptmann von Lengerke und Frau Gretel, geb. von Kutzleben (Kassel, 25. November); Major a. D. von Blumenstein und Frau, geb. von Knorr (Kassel, 30. November); Kaufmann Ernst H. Protz und Frau (Kassel, 3. Dezember); Bernard Krekel und Frau Lenchen, geb. Schnell (Auerbach i. Vogtl.).

Gestorben: verw. Frau Geheimrat von Weiß, 89 Jahre alt (Schweina-Glücksbrunn, Ende November); Kaufmann Friedrich Chartier, 64 Jahre alt (Kassel, 3. Dezember); Frau Anna Otto, geb. von Fransecky, Witwe des Oberstleutnants, 61 Jahre alt (Kassel, 3. Dezember); verw. Frau Anna Schombardt, geb. Herbst, 71 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 4. Dezember); Frau Amalie Stier, geb. Till, Gattin des Königl. Garnison-Verwaltungsdirektors, 54 Jahre alt (Kassel, 4. Dezember); Kaufmann Lieber, Kommandant der freiwilligen Feuerwehr, langjähr. Mitglied des Stadtrats (Hanau, 4. Dezember); Kgl. Bauinspektor a. D. Baurat Sieferts (Melsungen, 9. Dezember); Dr. Ludwig Mond aus Kassel (London, 11. Dezember); Rechtsanwalt und Notar Justizrat Karl Reinhard Schirmer, 85 Jahre alt (Homberg, 13. Dezember); Privatmann Hermann Eggena, 67 Jahre alt (Kassel, 14. Dezember); Privatmann Christoph Krug, 74 Jahre alt (Kassel, 16. Dezember); Privatmann Adolf Becker, 74 Jahre alt (Kassel, 16. Dezember); Frau Auguste Wepler, geb. Miethe, Witwe des Oberförsters, 85 Jahre alt (Kassel, 16. Dezember).

Briefkasten.

H. in Fulda. Die Geschichtsvereinsberichte bringen wir in der nächsten Nummer.

W. in Tharandt. Verbindlichen Dank für den freundlichen Hinweis.

An unsere hessischen Landsleute!

Am Schlusse des 23. Jahrgangs, der uns abermals eine große Zahl Abonnenten zugeführt hat, richten wir an alle Leser und Freunde der hessischen Heimat die Bitte:

Helfen Sie uns, das „Hessenland“ in der bisherigen Weise zu erhalten und auszugestalten, indem Sie selbst abonnieren und Ihre Freunde zum Abonnieren veranlassen!

Ein Blatt, dem wie dem unsrigen ein naturgemäß beschränktes Verbreitungsgebiet abgesteckt ist, bedarf dringend der Unterstützung, Nur dann wird es uns möglich sein, das „Hessenland“ nicht nur auf seinen bewährten Grundlagen fortzuführen, sondern dessen Inhalt in Zukunft noch reichhaltiger und vielseitiger zu machen.

Auch im neuen Jahrgang wird das „Hessenland“ bestrebt sein, sein Programm, ohne politische und konfessionelle Parteinahme die Erinnerung an die Vergangenheit unseres hessischen Volksstammes wach zu erhalten und den literarischen Bestrebungen innerhalb Hessens eine Pflegestätte zu bieten, in möglichst gediegener Weise zur Ausführung zu bringen. Nach wie vor wird es daneben allen Erscheinungen auf kulturellem und künstlerischem Gebiet, die in dem Boden der hessischen Heimat wurzeln, gebührende Beachtung zollen. Nichts Hessisches von dauerndem Wert soll ihm fremd bleiben.

Dieses unser Bestreben können die Freunde des „Hessenland“ am wirksamsten dadurch unterstützen, daß sie dem Blatt neue Leser zuführen. Probenummern und Plakate („Wer Hessen liebt, liest Hessenland!“) werden gern zur Verfügung gestellt.

Kassel, Ende 1909.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.
Paul Heidelbach. Friedr. Scheel.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

